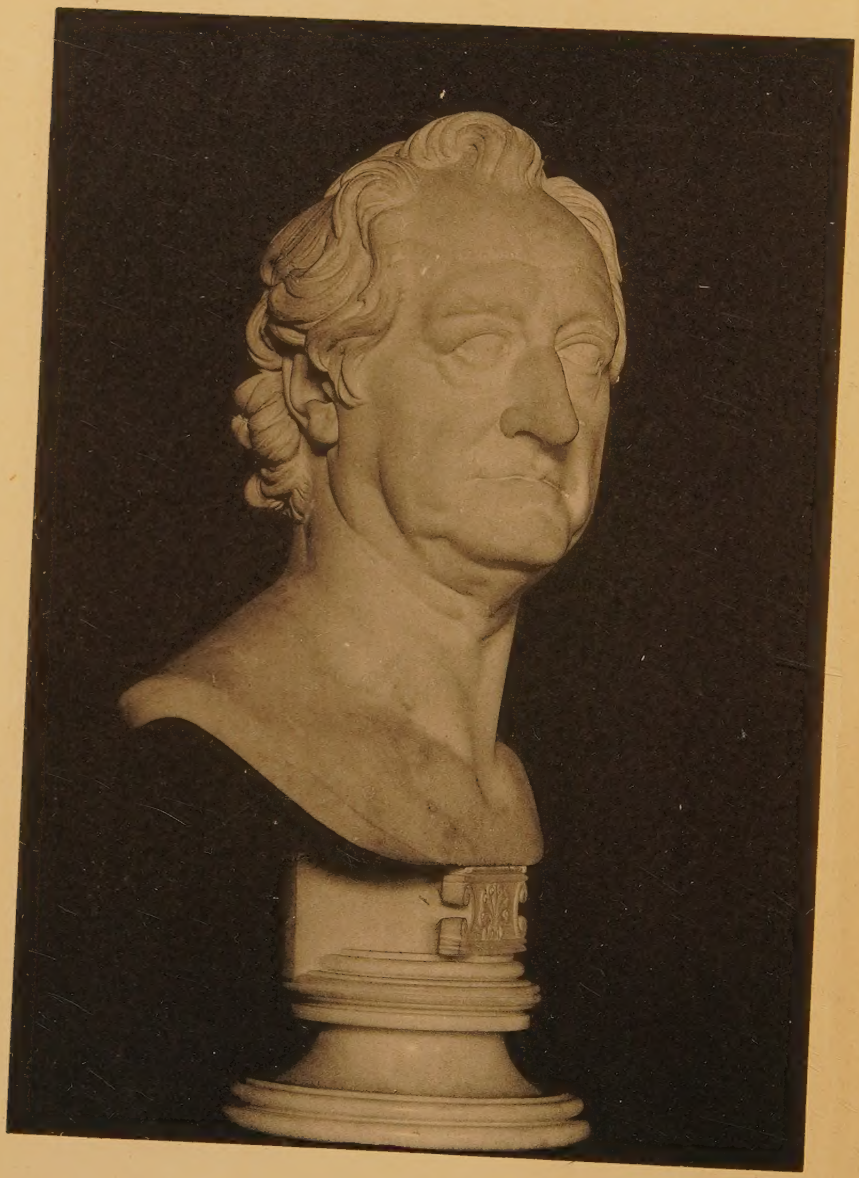
LIBRARY
BROOKVILLE
NEW YORK
R
830.9
Ko

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

Deutsche

Literaturgeschichte.

Hawthorne, N. Y.



Goethe-Büste von Christian Daniel Rauch.

Modelliert 18—20. August 1820 in Jena, wo sich Goethe gerade aufhielt. In Marmor ausgeführt 1821 für Herrn Johann Gottlob von Quandt. Seit 1890 im Besitz des Städtischen Museums zu Leipzig. Nach einer Originalphotographie.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Bielefeld und Leipzig

PT
51
.K63
1904
v. 2

Deutsche Literaturgeschichte

von

Robert Koenig.

Dreißigste Auflage

herausgegeben und bearbeitet von Prof. Dr. Karl Kinzel.

9-91

Zweiter Band.

Mit 44 Beilagen, 2 Lichtdrucken und 259 Abbildungen im Text.

064910

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1904.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Inhalts-Übersicht

des zweiten Bandes.

Geschichte der neuhochdeutschen Dichtung. Von der Reformation bis auf unsere Tage. (II. Mit 259 Abbildungen, 44 Beilagen und 2 Lichtdrucken) . . . . . 1—564

Das achtzehnte Jahrhundert (II) 1
Goethe und Schiller S. 1. — Dramatische Dichter der Goethe- und Schillerzeit S. 139. — Humoristen S. 144.

Das neunzehnte Jahrhundert 157
Die romantische Schule S. 157. — Die Sänger der Befreiungskriege S. 225. — Der schwäbische Dichterkreis S. 249. — Österreichische Dichter S. 278. — Das junge Deutschland S. 294. — Revolutionäre und nationalpolitische Poesie der vierziger Jahre S. 320. — Die deutsche Dichtung seit den fünfziger Jahren S. 361. Die Lyrik der Neuzeit S. 362. Die Epik der Neuzeit S. 387. Der Roman der Neuzeit S. 417. Das Drama der Neuzeit S. 509.

Alphabetisches Namen- und Sachregister 565

Geschichte der neuhochdeutschen Dichtung.

III. Das achtzehnte Jahrhundert.

4. Goethe und Schiller.

Während der Sturm und Drang der Zeit so manches Genie zu Grunde richtete und auch viele tüchtige Naturen den Gärungsprozeß kaum je ganz überwanden, erhob sich ein Dichterpaar, das einzig dasteht in unserer Literatur und in der aller Völker, zur Klarheit und zu dauernder Wirkung. **Goethe** und **Schiller** gehörten beide in ihrer Jugend den „Flegeljahren der deutschen Dichtung" — wie man die Genieperiode nicht übel genannt hat — an, aber einer nach dem anderen überwanden sie diese, arbeiteten sich zu männlich festem Wesen durch und führten in glücklich verbundenem Streben eine neue Blütezeit unserer Literatur herauf, welche an die erste, die unserer mittelhochdeutschen Dichtung, in vielen Stücken erinnert, sie aber weit überragt.

Goethes Jugend (1749—1775).

Goethe. **Johann Wolfgang Goethe** wurde am 28. August 1749 mittags 12 Uhr in der alten freien Reichsstadt Frankfurt am Main geboren. Sein Vater stammte aus einer Handwerkerfamilie — sein Urgroßvater war Hufschmied, sein Großvater ursprünglich Schneidermeister, später Gastwirt gewesen, — hatte sich aber zum Patrizier aufgeschwungen und nahm als Doktor der Rechte und kaiserlicher Rat, dazu als Schwiegersohn des Stadtschultheißen Textor (dessen Ahne, Georg Weber, seinen Namen übersetzt hatte) und vermögender Mann eine hochansehnliche Stellung ein.

Als Sechzigjähriger hat uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit" ein unvergleichliches Bild seiner Jugend entworfen; dasselbe wird trefflich ergänzt und vervollständigt durch das 1875 von Michael Bernays im Verein mit Salomon Hirzel herausgegebene Buch: „Der junge Goethe", in dem seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776, chronologisch geordnet und zumeist nach handschriftlichen Originalen in ihrer ursprünglichen frühesten Fassung wiederhergestellt, uns vorgeführt werden.

Goethes Vaterhaus. Das väterliche Haus am großen Hirschgraben zu Frankfurt a. M., in welchem Goethe geboren wurde, ist uns aus „Wahrheit und Dichtung" genau bekannt. Es war ein altes, winkliges Gebäude, welches eigentlich aus zwei miteinander ver-

bundenen Häusern, einem größeren und einem kleineren, bestand, wie es auf der Zeichnung von Reiffenstein (Abb. 1) getreu wiedergegeben ist. „Eine turmartige Treppe," erzählt Goethe, „führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere, weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Türe ein großes hölzernes (auf die Straße herausgebautes) Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher miteinander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen."

Abb. 1. Goethes Geburtshaus mit dem Nebenhause vor dem Umbau (1755/56). Nach der Zeichnung von Reiffenstein.

Großmutter Cornelia.

Einen großen Einfluß übte auf den Knaben in den ersten fünf Lebensjahren die hochbetagte **Großmutter Cornelia Goethe** (geb. 1668). „Sie lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja wenn sie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hageren, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend ist sie mir im Gedächtnis geblieben." Einen nachhaltigen Eindruck empfing das junge Gemüt des Knaben durch ein Geschenk, welches sie ihm und seiner Schwester am Weihnachtsabend 1753 machte. Es war ein Puppenspiel, das „in dem alten Hause eine neue Welt erschuf". (Vgl. den Eingang zu „Wilhelm Meisters Lehrjahren".)

„Die kleine Bühne mit ihrem stummen Personal, die man uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigener Übung und dramatischer Belebung übergab, mußte uns Kindern um so viel werter sein, als es das letzte Vermächtnis unserer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unseren Augen erst entzogen und dann für immer durch den Tod (26. März 1754) entrissen wurde."

Ein Jahr darauf unternahm Goethes Vater den lange geplanten Neubau des alten Hauses, den er aus Rücksicht auf seine Mutter bisher unterlassen hatte. Das Nebenhaus wurde völlig abgebrochen. Im Mai 1755 wurde der Grundstein des neuen Anbaues feierlich gelegt. Auch der sechsjährige Wolfgang nahm daran teil; als Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand mauerte er den Grundstein mit eigener Hand ein. „Da das Einreißen und Aufrichten allmählich geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die

Aufsicht führen und die Anleitung geben zu können; denn auf das Technische des Baues verstand er sich ganz gut. Dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen. — Hartnäckig setzte er die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach teilweise abgetragen wurde und ungeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu unseren Betten gelangte, da entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden auf eine Zeitlang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken."

Abb. 2. Goethes Geburtshaus nach dem Umbau (1755/56).
Nach einer Photographie des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Inzwischen wurde das neue Haus, wie es im wesentlichen unverändert noch heute in Frankfurt*) zu sehen ist, in ziemlich kurzer Zeit fertig. (Abb. 2.) Alle fühlten sich darin sehr behaglich; denn „ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt dasteht, läßt alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, Unbequemes mögen gehabt haben". Der junge Wolfgang war aber sehr froh, die öffentliche Schule, in welcher es ihm gar nicht behagt hatte, mit dem häuslichen Unterricht nun wieder vertauschen zu können.

Unter der sorgsamen Obhut und Leitung seiner Eltern wuchs der Knabe heran. Der Vater, vielseitig gebildet und ein warmer Freund der Kunst, unterrichtete ihn in Sprachen, Wissenschaften und Künsten, sogar im Tanzen. Für einen Teil der Lektionen sorgte er durch Fachlehrer.

Frau Rat.

Das pedantisch gemessene Wesen des Vaters wurde in glücklicher Weise durch das kernfrische, frohmütige Naturell der geistreichen „**Frau Rat**" ergänzt, die in Wolfgang frühzeitig den Trieb zum Erzählen weckte. Schon den dreijährigen Knaben führte sie in das Land der Dichtung und Phantasie. Nie ermüdete sie, ihm Märchen und Fabeln zu erzählen, und er nicht, darauf zu lauschen. „Er verschlang mich mit seinen großen dunkeln Augen und weinte vor Zorn, wenn die Prinzessinnen, die ich in meinen Geschichten auftreten ließ, nicht glücklich werden sollten," so erzählte die Mutter selbst später. Sie überlebte ihren Gemahl um volle sechsundzwanzig Jahre, und wie dem Knaben so blieb sie auch dem erwachsenen Sohne bis an ihren Tod die engste Vertraute. Wer diese „Frau mit dem freien und edlen Herzen, mit dem ewig sonnigen Gemüt und

*) Die Geschichte des väterlichen Hauses Goethes und seinen gegenwärtigen durch die Verdienste des „Freien Deutschen Hochstiftes" zeit- und stilgemäß wie zu Goethes Jugendzeit wiederhergestellten Bestand hat Dr. H. Pallmann sehr interessant beschrieben („Das Goethehaus in Frankfurt", 1889).

dem unzerstörbaren Glauben" recht kennen lernen will, der lese Karl Heinemanns anmutendes Lebensbild: „Goethes Mutter" (5. Aufl. 1895).

In den Versen:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen:
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren

hat der Dichter später den Anteil beider Eltern an seiner Entwicklung fein charakterisiert. Schon ganz früh äußerte sich diese verschiedenartige Einwirkung. Während der strenge Vater ihm die Furcht vor Dunkelheit und Einsamkeit durch Schrecken und Angst austreiben wollte, hatte die Mutter „die bessere pädagogische Auskunft", mit allerhand Leckerbissen, mit Versprechungen und Belohnungen auf ihn einzuwirken. „Kinder brauchen Liebe" war ihr Erziehungsgrundsatz. Dennoch darf man auch den Einfluß des Vaters nicht unterschätzen. „Es ist wahr," sagt Eugen Wolff in seiner Biographie des Dichters, „Gemüt hat Goethe von der Mutter ererbt, aber Rückgrat vom Vater. Unmöglich können wir ‚die Statur, des Lebens ernstes Führen', wie sie der Dichter als Erbteil von väterlicher Seite rühmt, rein äußerlich auffassen. Nicht nur der gerade, würdevolle Gang des Körpers, auch die gerade, würdevolle Haltung seines Geistes ist unserem Dichter vom Vater überkommen. Wenn er nicht das Schicksal so vieler seiner Jugendgenossen teilte, wenn er nicht zerfahren und zerrüttet im Strom des Lebens unterging, wenn

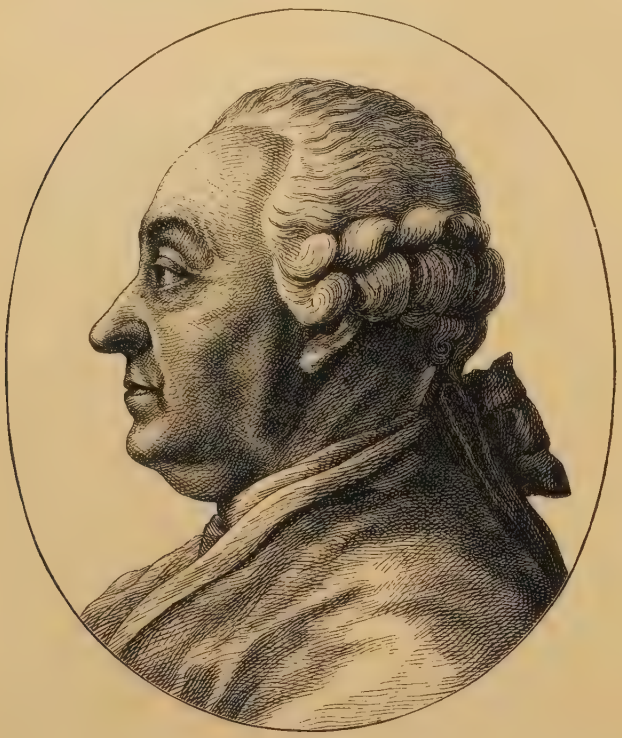


Abb. 3. Johann Kaspar Goethe, Goethes Vater.
Bildnis in Lavaters Physiognomischen Fragmenten, dritter Versuch. 1777. „Hier ein ziemlich ähnliches Bild des vortrefflich geschickreichen, alles wohlordnenden, bedächtlich und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes." (Aus dem erklärenden Text zu dem Kupfer.)
Unterschrift einer Quittung vom 2. Februar 1776. Im Besitz des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main.

Vater Goethe.

das übervolle Herz Fassung und Entsagung lernte — wir dürfen es getrost dem wackern Johann Kaspar zurechnen, so peinlich drückend im ersten Augenblick die schwere Hand erscheinen möchte, welche er auf die Schulter des genialen Kindes legte."

In dem Hause einer Tante empfing der Knabe manche dauernde Eindrücke. Sie war an einen Pfarrer Stark verheiratet, der eine schöne Bibliothek besaß. Dort lernte er zuerst den Homer kennen, und zwar in einer prosaischen Übersetzung. Ein Herr von Loën, Goethes Großoheim, hatte dieselbe in seine Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten aufgenommen u. d. T.: „Homers Beschreibung der Eroberung des trojanischen Reiches." Die darin erzählten Begebenheiten gefielen ihm außerordentlich. Nur hatte er an dem Werke auszusetzen, daß es von der Eroberung Trojas nichts erzählte und mit dem Tode Hektors endigte. Der Onkel verwies ihn auf den Vergil, „welcher denn seiner Forderung vollkommen Genüge tat."

Abb. 4. Elisabeth Goethe, Goethes Mutter.
Nach dem Pastellgemälde im Besitze der Frau M. Heuser-Nicolovius in Cöln, ihrer Urenkelin. Unterschrift eines Briefes an ihren Sohn. (Vgl. Beil. Nr. 1.)

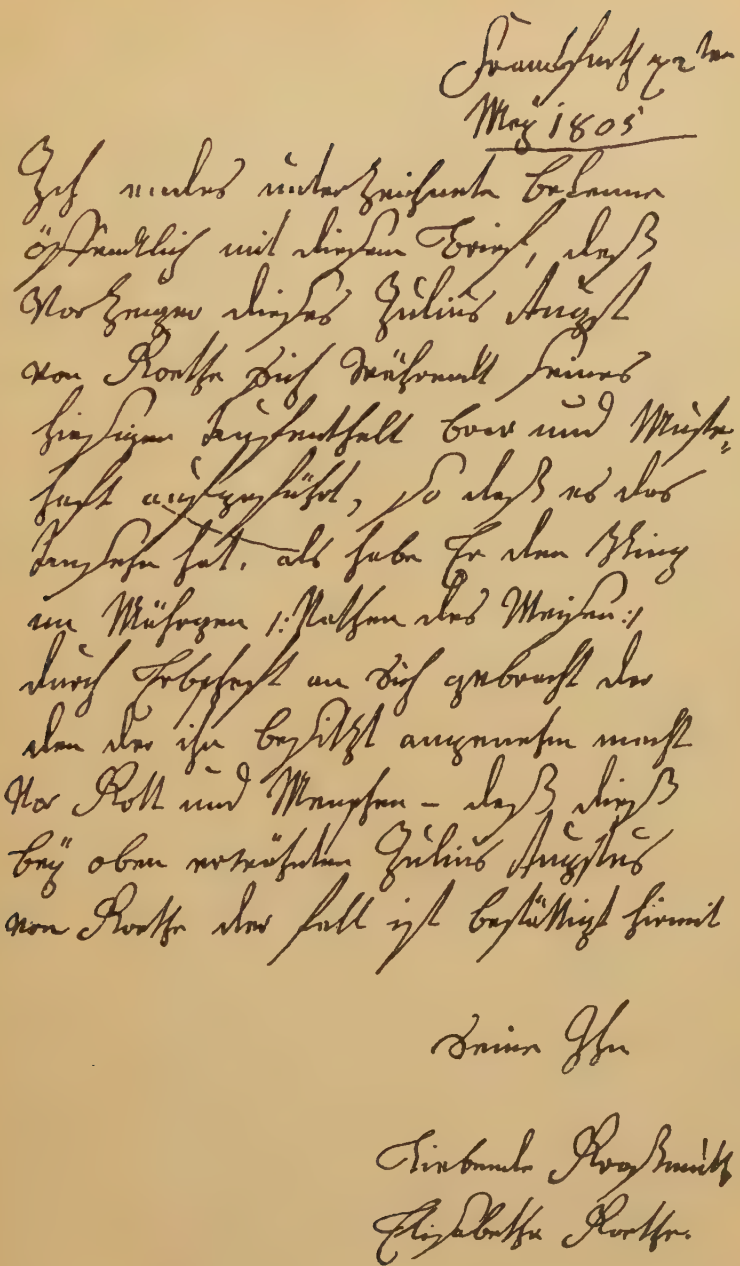
In „Dichtung und Wahrheit" spricht Goethe auch von seinen Geschwistern. Ein Jahr nach ihm war seine Schwester Cornelia geboren. Unter den darauf folgenden Kindern erinnert er sich eines Bruders, der das siebente Jahr erreichte und dann an den Masern starb. Eine jüngere Schwester, „ein sehr schönes und angenehmes Mädchen," erzählt er weiter, „verschwand auch bald, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schwester Cornelia uns allein übrig sahen und nur um so inniger und liebevoller verbanden."

Cornelia Friederike Christiane Goethe, mit ihrem Rufnamen nach der Großmutter genannt, wurde fünfzehn Monate nach Wolfgang am 7. Dezember 1750 geboren. Sie war sein Liebling, als sie noch in der Wiege lag, und er wurde zornig, wenn man sie von ihm fortnehmen wollte. Er blieb auch immer ein Lichtpunkt in ihrem Leben, das sowohl im Elternhause, wie später im Ehestande durch

ihre Charakteranlage wie durch die häuslichen Verhältnisse ein vielfach umwölktes war. Mit den Jahren wurde sie ihm „eine an Annehmlichkeit wachsende Gesellschaft". Im zweiten und vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit" hat er sie vortrefflich geschildert. Auf allen seinen Lebensstationen blieb sie seine Vertraute, der er auch seinen Liebeskummer um Friederike mitteilte. Von jeher las er ihr seine Dichtungen vor und suchte ihren Geist fortzubilden, indem er sie in den Homer und in die Mythologie einführte. Auch trieb er mit ihr Musik und begleitete ihr Klavierspiel mit dem Violoncell. Im November 1773 heiratete sie den Hof- und Regierungsrat Schlosser, ohne ihn zu lieben. Die Ehe war keine glückliche. Schon in ihren ersten Briefen an Karoline Herder klagt Cornelia über die Entfernung von ihrem Bruder. Sie schreibt: „Wir waren in allem Betracht miteinander verschwistert, und seine Entfernung fühle ich am stärksten." Nur vier Jahre dauerte ihr Ehebund. Die Geburt ihres zweiten Kindes kostete ihr das Leben. Sie starb am 8. Juni 1777. Als Goethe die Todesnachricht erhielt, schrieb er in sein Tagebuch: „Brief des Todes meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag."

Abb. 5. Cornelia Goethe, Goethes Schwester, von ihm selbst auf den Rand eines Korrekturbogens vom Götz (1773) entworfen und an Friederike Oeser gesandt. „Die Ähnlichkeit der beiden Geschwister, welche so groß war, daß man sie in früheren Jahren für Zwillinge halten konnte, ist unverkennbar, besonders wenn man das i. J. 1779 von May gemalte Bild Goethes vergleicht." (Jahn, Goethes Briefe an Leipziger Freunde.) Vgl. S. 41. — Unterschrift Cornelias aus der von der Großmutter Textor, den Eltern und dem Bräutigam mitunterzeichneten Vollmacht für den Sachwalter, auf Grund der gegebenen Willenserklärung, die Heiratslicenz vom Senat zu erwirken. Im Besitze des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Früh lernte der Knabe sich auf eigene Faust in der Welt umschauen, und seine Vaterstadt bot des Merkwürdigen genug auf Schritt und Tritt, das anregend auf ihn wirkte. Dazu



Faksimile eines Briefes der Frau Rat an ihren Sohn vom 2. Mai 1805.

Aufbewahrt im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar.

(Vgl. „Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August Goethe". S. 280.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

kamen die Eindrücke der neuerwachenden Literatur und der Weltereignisse: die ersten Gesänge des Klopstockschen Messias und die Taten des großen Preußenkönigs wirkten mächtig auf sein junges Gemüt. Mit seiner Schwester Cornelia lernte er Stellen aus dem Messias auswendig. Portias Traum (vgl. I, 350) recitierten sie um die Wette, und in das wilde, verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech, welche ins Rote Meer gestürzt werden, teilten sie sich. Die hübsche Szene, wie sie bei einer solchen Deklamation mit verteilten Rollen den Barbier, der gerade ihren Vater einseifte, in Schrecken setzten, ist aus „Dichtung und Wahrheit" bekannt. Mit seinem Vater freute Wolfgang sich der Siege Friedrichs des Großen, schrieb die Siegeslieder gern ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten. Jugendbildung.

Von tiefgehendem Einfluß auf seine Entwicklung war die Bibel: „fast ihr allein," bekennt er selbst, „war ich meine sittliche Bildung schuldig; und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder die andere Weise wirksam gewesen." Um sie gründlich kennen zu lernen, las er sie später in den Originalsprachen, zuerst das Neue Testament in dem frühe erlernten Griechischen, dann das Alte Testament, nachdem er bei dem alten Rektor des Gymnasiums Dr. Albrecht die Kenntnis des Hebräischen erworben hatte. Daneben wurden die neueren Sprachen nicht vernachlässigt. Der Vater, welcher das Italienische sehr liebte und gründlich verstand, unterrichtete Cornelia darin, und da dies in demselben Zimmer geschah, in welchem der Bruder über seinem lateinischen Exerzitium schwitzte, horchte der Knabe gern über sein Buch hinweg und eignete sich rasch einige Redensarten jener Sprache an, mit denen er den Vater überraschte und erfreute.

Als Frankfurt im Jahre 1759 von den Bundesgenossen Maria Theresias, den Franzosen, überrumpelt und für mehrere Jahre militärisch besetzt ward, wurden dem Knaben, besonders durch den Königsleutnant Grafen Thorane (nicht: Thorane, wie Goethe ihn nennt), der einen Teil des Goetheschen Hauses bezog, wieder viele neue Anschauungen und Begriffe zugeführt. Sein Kunstsinn wurde gefördert durch den Verkehr mit den Malern, welche der Graf zur Ausführung einer Reihe von Bildern um sich sammelte. Die französische Bühne, welche durch die Einquartierung herbeigezogen wurde und zu der er von seinem Großvater ein Freibillet erhielt, regte in dem Knaben die schon früher geweckte Lust an theatralischen Darstellungen aufs neue an und förderte in ihm die Kenntnis der französischen Sprache. „Ich lernte," erzählt er, „ganze Stellen auswendig und recitierte sie, ohne ihren Zusammenhang zu verstehen, wie ein eingelernter Sprachvogel, welches mir um so leichter ward, als ich früher die für ein Kind meist unverständlichen biblischen Stellen auswendig gelernt und sie in dem Tone der protestantischen Prediger herzusagen mich gewöhnt hatte." Graf Thorane.

Von den schönen Künsten trieb er das Zeichnen, zu dem er entschiedenes Talent besaß, am eifrigsten. Dagegen waren seine Leistungen im Klavierspiel wie auf der Flöte und dem Cello unbedeutend, und von Übungen im Gesange, der ihm bis in das hohe Alter einen großen Genuß gewährte, erwähnt er in seiner Jugendgeschichte gar nichts. Dagegen erwachte der Trieb zum Dichten schon frühe. Er erzählt von einer sonntäglichen Zusammenkunft mit anderen Knaben, „wo jeder von ihm selbst verfertigte Verse vorlas". Später ermunterte ihn zur religiösen Poesie das Fräulein von Klettenberg, eine Verwandte und Freundin seiner Mutter.

Susanna Katharina v. Klettenberg, die Tochter des kaiserlichen Rates und später ältesten Bürgermeisters R. S. von Klettenberg, geboren den 9. Dezember 1723, war die Nichte der Frau des Stadtschultheißen Textor, einer geborenen Klettenberg, die auch Tante der Frau Rat war. Die Umrisse ihres inneren Lebens sind aus Goethes „Bekenntnissen einer schönen Seele" und zum Teil auch aus „Dichtung und Wahrheit" (Buch 8) bekannt. Den geschichtlichen Inhalt derselben hat zuerst der Katharina Klettenberg.

Hamburger Gelehrte J. M. Lappenberg ermittelt und, zu einem Lebensbilde ausgestaltet, mit ihren Gedichten und Prosaaufsätzen u. d. T. „Reliquien des Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg" 1849 herausgegeben.

Susanna Catharina von Klettenberg

Abb. 6. Susanna Catharina von Klettenberg.
Nach dem Ölgemälde von Leibold, im Besitze des Dr. Kelchner in Frankfurt am Main.
Unterschrift aus dem Nachtrag zu ihrem Testament vom 27. Februar 1773, aufbewahrt im Archiv der deutsch-reformierten Gemeinde zu Frankfurt a. M. Mitgeteilt durch Herrn Walther Schimmelbusch in Würzburg.

Den frühen engen Beziehungen des jungen Wolfgang zu seiner frommen Freundin verdanken wir das älteste der uns erhaltenen Gedichte aus dem Jahre 1765 „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi", welches, wie er sagt, „von Eltern und Freunden viel Beifall erhielt und das Glück hatte, ihm selbst noch einige Jahre zu gefallen". Noch stärker wurde ihr Einfluß auf ihn, als er aus Leipzig zurückkehrte. Er neigte sich damals entschieden den Lehren der Herrnhuter zu und hegte die größte Verehrung für den Grafen Zinzendorf. Wieviel sie ihm war, hat er wiederholt offen bekannt, und wir werden ihren Spuren auch weiterhin noch in seinem Leben begegnen. Im 15. Buch von „Dichtung und Wahrheit" sagt er: „An Fräulein von Klettenberg und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer Rat und Tat: denn wenn jene einen heiteren, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder

verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war. — — Wie ihr das Schauen, so kam meiner Mutter der Glaube zu Hilfe." — Bis an ihren Tod, den 16. Dezember 1774, bewahrte Goethe ihr seine Liebe und Hochachtung. Sie selbst hatte sich auf ihr Ende längst gerüstet und fast zwei Jahre vorher einen Nachtrag zu ihrem Testament mit fester Hand niedergeschrieben, in welchem sie anordnete, wie sie beerdigt werden wollte. Besonders charakteristisch ist darin für ihr einfaches schlichtes Wesen die Stelle: „Mit dem Erblaßten Körper darff durchauß kein Thörichter Pracht getrieben werden. Reinlich, aber ja nicht Kostbar soll er angezogen werden."

Gretchen-Episode.

Der Einfluß der frommen Freundin bewahrte den vierzehnjährigen Wolfgang ebensowenig wie seine strenge häusliche Erziehung vor einer Jugendtorheit. Eine Gesellschaft lockerer junger Leute, die ihm an Alter weit überlegen waren, benutzten sein dichterisches Talent, um sich die Mittel zu Trinkgelagen und Lustbarkeiten zu verschaffen. Eines Abends saß er mit ihnen zusammen; es wurde reichlich getrunken, und als es zuletzt am Weine gebrach, rief einer der Genossen nach der Magd. „Allein statt derselben," so erzählt Goethe in Dichtung und Wahrheit, „trat ein Mädchen herein von ungemeiner und — wenn man sie in ihrer Umgebung sah — von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt ihr?" sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten, „die Magd ist krank und liegt zu Bette. Kann ich euch dienen?" — „Es fehlt an Wein," sagte der eine, „wenn du uns ein paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hübsch." — „Warum nicht," versetzte sie, nahm ein paar Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. — — Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen. Es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte, und da ich einen Vorwand, sie im Hause zu sehen, weder finden konnte noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt, wo sie saß; und so konnte ich während des langen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten." — Im „Faust" hat Goethe sie später in der Erinnerung an seinen Kirchgang dichterisch verwertet und der herrlichsten Gestalt seiner großen Dichtung den Namen des lieblichen Mädchens gegeben.

Die harmlose Liebe des Vierzehnjährigen kam sehr rasch zu einem jähen Ende. Ein mit seinen Trinkgenossen bekannter etwas älterer Mann drängte sich an ihn, um durch seine Vermittlung bei dem Großvater Textor einen Posten im Dienste der Stadt zu erhalten. Als er seinen Zweck erreicht, benutzte er seine Stellung als Gerichtssubstitut, um anvertraute Gelder zu unterschlagen. Im Frühling 1764, gerade als die Wahl und Krönung Josephs II. den jungen Wolfgang aufs höchste interessierte, wurde die Sache zum Entsetzen des alten Goethe entdeckt. Die gerichtliche Untersuchung ergab allerdings Wolfgangs völlige Unschuld, doch peinlich war sie immerhin für den Patriziersohn; was ihn aber am tiefsten kränkte, war, daß Gretchen ihn vor Gericht ein Kind nannte, zu dem sie nur eine schwesterliche Neigung empfunden habe. Er wurde dadurch so aufgeregt, daß er in eine heftige Krankheit verfiel. Von derselben genesen, warf er sich auf die Vorstudien zur Jurisprudenz, die er nach dem Willen seines Vaters als Berufsstudium erwählen sollte. Sein Gemüt aber und seine Phantasie, die er u. a. auch an Märchen, Sagen u. Volksbüchern wie Faust genährt hatte, waren nach wie vor der Dichtkunst zugewandt. Eine Fülle teils ausgeführter und unfertiger Entwürfe wie das Märchen vom neuen Paris, das sogar ohne sein Wissen gedruckte Epos von der Höllenfahrt

Christi (1766), die Prosadichtung Joseph und eine ganze Anzahl von Dramen bezeugen dies und machen es begreiflich, daß der Sechzehnjährige in der Absicht nach Leipzig ging, weniger die Rechte als die schönen Wissenschaften zu studieren.

In Leipzig.

Im Herbst 1765 bezog Goethe die Universität Leipzig, wo er bis 1768 in der „Großen Feuerkugel" Neumarkt Nr. 3 wohnte. Der Vorlesungen war er bald überdrüssig; was für einen Eindruck sie auf ihn machten, hat er später Mephistopheles in der Unterredung mit dem Schüler aussprechen lassen. Eine Zeitlang hörte er, wie früher (I, 325) erzählt, Gellert, aber auf die Länge vermochte ihn dessen Moral ebensowenig zu fesseln wie sein literarhistorisches Kolleg. Noch weniger sagte ihm Gottsched (I, 311) zu. Desto mehr zogen ihn das Theater, wo er zum erstenmal einer Vorstellung von „Minna von Barnhelm" beiwohnte, und die elegante Gesellschaft von „Klein-Paris" an, und er ließ sich gern von den feinen Damen, die er kennen lernte, in die Schule nehmen. Beim Weinhändler Schönkopf aß er zu Tisch. In seiner Tochter Käthe („Ännchen" in Dichtung und Wahrheit) fand er einen Ersatz für das Frankfurter Gretchen, aber er quälte sie so mit eifersüchtigen Launen, daß sie endlich die Geduld verlor und sich für immer von ihm abwandte. Nun merkte er erst, wie sehr er sie geliebt hatte, versuchte sein Unrecht gut zu machen, aber es war zu spät. „Zu einer quälenden und belehrenden Buße," fügt er dem Bericht über dieses Verhältnis hinzu, „beschloß ich diese Situation dramatisch zu behandeln." Daraus entsprang das älteste seiner Theaterstücke, „Die Laune des Verliebten", ein Schäferspiel in Alexandrinern. Übrigens blieb er in freundschaftlichem Verhältnis zu Käthchen Schönkopf und schrieb öfters an sie aus Frankfurt, obgleich er Leipzig verließ, ohne Abschied von ihr zu nehmen.

Abb. 7. Käthchen Schönkopf.
Nach der Lithographie in Otto Jahns Werke: „Goethes Briefe an Leipziger Freunde."

Laune des Verliebten.

Die Mitschuldigen.

Auch die zweite dramatische Arbeit, das Lustspiel „Die Mitschuldigen", das ebenfalls in Alexandrinern abgefaßt ist und dessen erster Entwurf noch in die Leipziger Zeit fällt, darf als ein Abbild allzufrüh gemachter Lebenserfahrungen gelten: es ist ein getreuer Spiegel der damals herrschenden sittlichen Fäulnis in

Die Mitschuldigen.

Erster Aufzug.
Erster Auftritt.

Die Wirthsstube.

Söller sitzt im Domino an einem Tischgen, worauf ein Licht, eine Bouteille Wein und ein Glas steht. Sophie gegenüber sitzt und macht einen Federn und eine Schleife auf einen Hut. Der Wirth kommt herein. In der Tiefe des Theaters steht ein Tisch, worauf ein Licht, Papier und Dintenfass, dabey ein Lehnsessel.

Der Wirth zu Söllern.
Schon wieder auf den Ball!
Ihr kauft Herr Schwiegersohn,

Der Anfang von **Goethes** eigener Niederschrift der „Mitschuldigen“ aus dem Jahre 1769,

welche er Friederike Brion in Sesenheim schenkte, jetzt aufbewahrt in Hirzels Goethesammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Genaue Nachbildung. Auf dem ersten Blatte steht der Name „Brion“.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

gewissen Gesellschaftsschichten, in deren Getriebe er bereits zu Frankfurt einen Einblick erhalten hatte.

Alceſt sucht das Haus eines neugierigen Wirtes auf, um dessen elend verheiratete Tochter noch einmal zu sehen, die er früher geliebt hat. Eine nächtliche Zusammenkunft wird verabredet und von dem liederlichen Ehemann, der kurz zuvor Alceſts Schatulle beraubt, um Spielschulden zu bezahlen, belauscht. Er hört, wie sein Weib ihr Herz über ihn ausschüttet und voll Mitgefühl von Alceſt entlassen wird, und begleitet die ganze Unterredung mit höhnischen, gemeinen Glossen. Inzwischen ist der Vater auch in dem Zimmer gewesen, getrieben von der Neugierde zu erfahren, was in einem tags zuvor für Alceſt eingegangenen Briefe steht, und hat den Wachsstock fallen lassen, da er Tritte hört. Durch eine komische Verwickelung kommen Vater und Tochter in den Verdacht des Diebstahls — endlich wird der Schwiegersohn als der Schuldige entlarvt, hält aber dagegen Alceſt das nächtliche Zusammentreffen mit seiner Frau vor. So sind denn alle schuldig, und darum halten sie alle es fürs beste, zu schweigen.

Abb. 8. Eine Vignette, von Goethe in Leipzig radiert als Bibliothekzeichen für Käthchens Vater C. G. Schönkopf. Einem Abdruck der Originalplatte nachgebildet.

Dieses kleine Lustspiel behandelte Goethe zugleich als ein künstlerisches Übungsstück: merkwürdig, daß er zu einem solchen einen so häßlichen, unsittlichen Stoff sich wählte! Noch existiert die Handschrift des ersten Entwurfs in einem Akte. Bernays hat in dem oben erwähnten Buche die zweite, 1769 in Frankfurt entstandene Bearbeitung in drei Akten, welche der 1787 im Druck erschienenen, in den gewöhnlichen Goetheausgaben befindlichen Form zu Grunde liegt, abdrucken lassen. Diese bildet einen Quartband von 79 Blättern, der „von Anfang bis zu Ende die hellen, zierlich-kräftigen Züge der jugendlichen Hand Goethes zeigt", und war einst im Besitz Friederikens von Sesenheim, der er sie geschenkt hatte. Der Anfang dieser Handschrift ist in der Beilage Nr. 2. wiedergegeben.

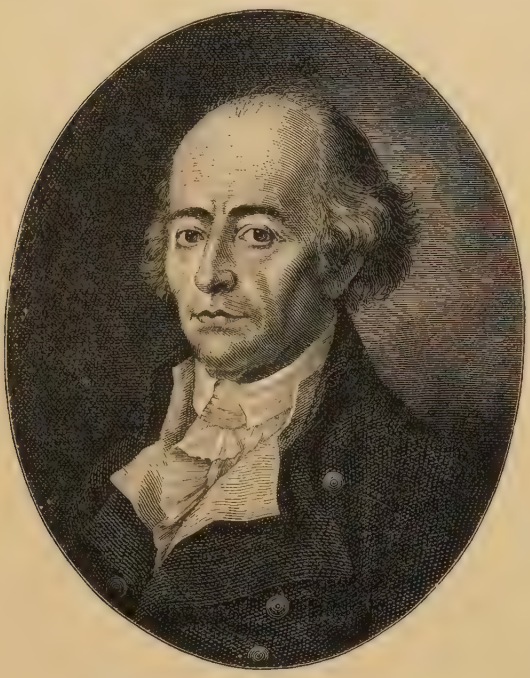
Erste Lieder.

Auch eine Reihe kleiner Lieder, deren Charakter Goethe selbst als „sittliche Sinnlichkeit" bezeichnet, entstand in Leipzig; sie bildeten den Anfang seiner lyrischen Dichtung und das erste, was von ihm im Buchhandel erschien. Ein Leipziger Freund und Studiengenosse, Bernhard Theodor Breitkopf, hatte sie „in Melodien gesetzt". Goethes Name erschien nicht auf dem Titel (vgl. Beilage Nr. 3). Als am 3. Oktober 1770 unter der Ägide des Hauses Breitkopf und Sohn die „Neuen Lieder" in den Buchläden sich zeigten, ahnte wohl niemand, daß der ungenannte Verfasser derselben einst unter den Lyrikern aller Zeiten und Völker den ersten Platz einnehmen würde. Die zwanzig Lieder dieser Sammlung sind übrigens mehr sinnlich als sittlich und verraten den Einfluß der Wielandschen Poesie, die Goethe damals noch bewunderte: es offenbart sich aber schon in ihnen das ihm ureigene Talent, in wenig einfachen Worten „ein Gefühl zugleich nur leise anzudeuten, zu erschöpfen und doch wieder als unerschöpflich zu geben". Nur wenige jener Lieder, und diese stark überarbeitet, hat Goethe in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen. — Von nachhaltigem Einfluß war auf die Bildung des kunstliebenden Studenten der damals erscheinende Laokoon von Lessing (vgl. I, 411 f.).

Heimkehr nach Frankfurt.

Die letzte Zeit seines Leipziger Aufenthaltes wurde durch eine schwere Erkrankung getrübt; im August 1768 erwachte er eines Nachts mit einem heftigen Blutsturze und schwebte einige Tage zwischen Leben und Tod. Nachdem er leidlich hergestellt war, kehrte er — noch ein „Kränkling" — im Sept. 1768 in das Vaterhaus nach Frankfurt zurück. Hier genas er allmählich unter dem wohltuenden Einflusse der mütterlichen Pflege, verkehrte auch mit den Freundinnen der Mutter, besonders mit Katharina von Klettenberg, die fortdauernd auf ihn eine

mächtige Anziehungskraft übte. „Ihre Gegenwart," gesteht er, „beschwichtigte meine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens für einen Augenblick." Außer den erbaulichen Schriften der Brüdergemeinde, die er auf Veranlassung seiner frommen Freundin las, studierte er auf ihren Rat mystisch-kabbalistische Werke, trieb mit ihr chemische und alchimistische Studien, zeichnete, übte sich in Radierungen 2c., dachte aber gar nicht an die Jurisprudenz. Um ihn zu derselben zurückzuführen, sandte ihn sein Vater im April 1770 nach Straßburg, wo die entscheidende Wendung in seinem Leben und Dichten eintreten sollte.



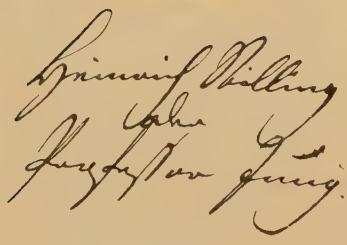


Abb. 9. Jung Stilling.
Gezeichnet und gestochen von H. Lips. 1801.
Unterschrift aus einem Briefe an „die Mademoiselle Charlotte Grosmann in Frankfurt a. M." (dat. Heidelberg, 6. Juni 1786).
Aus Georg Kestners † Autographensammlung.

Während er auch in Straßburg das Studium, das nach des Vaters Wunsch die Hauptsache hätte sein sollen, wieder nur als Nebensache betrieb, verschwendete er doch seine Zeit nicht, setzte seine philosophisch-chemischen Studien fort und folgte den mannigfachen Anregungen, welche er in der bei den Jungfern Lauth vereinigten Tischgesellschaft empfing. Außer dem trefflichen Aktuarius Salzmann, welcher den Vorsitz in derselben führte, gehörten dazu die uns schon bekannten „Originalgenies" Lenz (I, 432) und Wagner (I, 435), ferner der wackere Theologe Franz Lerse, den Goethe im „Götz" verewigt hat; endlich auch **Jung-Stilling**, wohl der geistig bedeutendste der Gesellschaft, für den sich Goethe von Anfang an interessierte und dem er bei allen Gelegenheiten Liebe zu erweisen bestrebt war.

Jung-Stilling.

Johann Heinrich Jung, aus einem altbäurisch ehrbaren und streng frommen Geschlechte, am 12. Sept. 1740 zu Grund im Nassauischen geboren, sollte Kohlenbrenner werden, ergriff das Schneiderhandwerk, arbeitete sich vom Schneidergesellen und Landschullehrer zum Studenten der Medizin herauf, als welcher er Goethe und Herder kennen lernte. Seine Jugendgeschichte, in welcher er seine Glaubenserfahrungen schlicht und ungeschminkt erzählte, beförderte Goethe zum Druck. Sie gilt noch heute mit Recht als ein echtes Volksbuch; ihr reihen sich die „Jünglingsjahre" und die „Wanderschaft" würdig an, obwohl sie ihr an Wert nicht

Beilage Nr. 3.

NEU

LIE

IN

MELO

GESET

VON

BERNHARD THEOD

LEIPZI

BEY BERNHARD CHRISTOPH B

1770.

Goethes Erstlingswerk. Titel

Nach einem der wenigen erhalten gebliebenen Exemplare auf der

Verlag von Velhagen & Klasing.

J E

D & R

D I E N

Z T

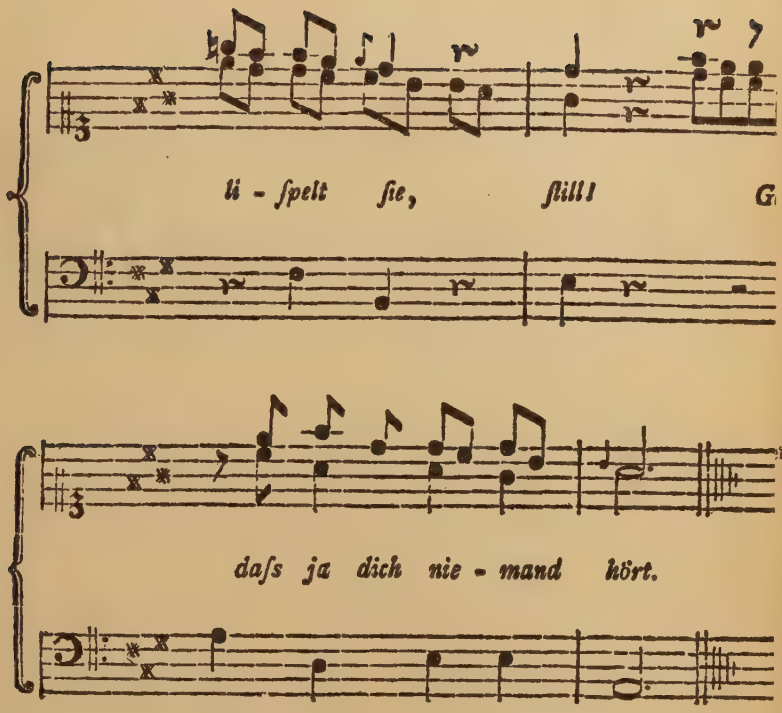
O R B R E I T K O P F.

G,

REITKOPF UND SOHN.

und eine Seite Inhalt
Universitätsbibliothek zu Leipzig genau nachgebildet.

Bielefeld und Leipzig.



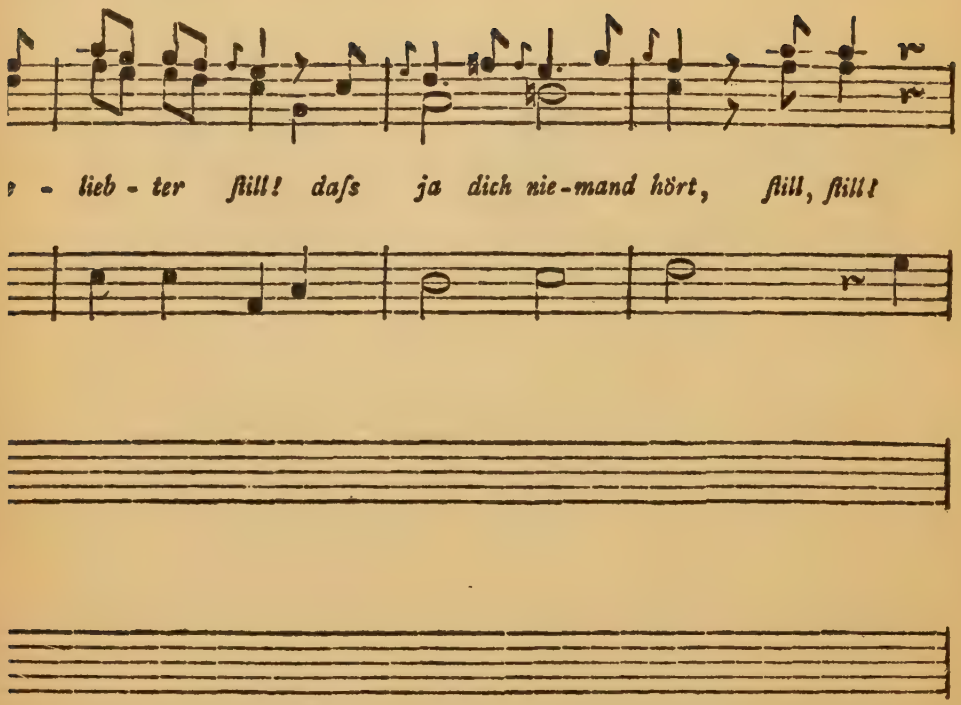
Das

Nach de

Einſt gieng ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und ach!
Droht ſie, ich werde ſchreyn.

B. L.

Hawthorne, N. Y.



Schreyen.

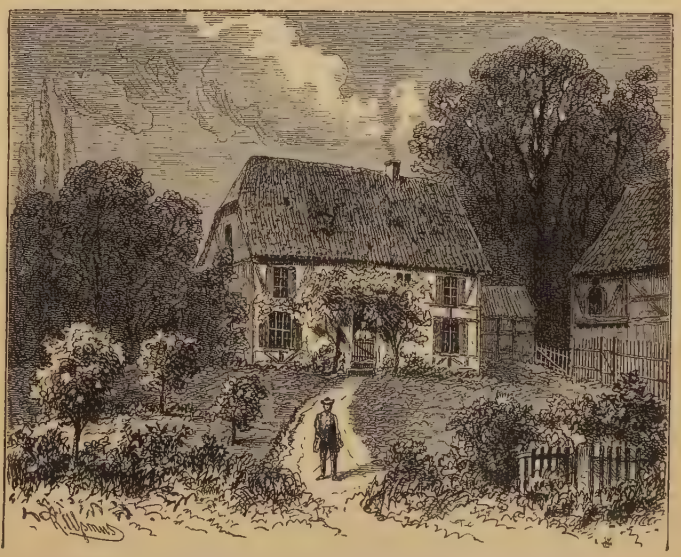
m Italienischen.

Da rief ich trotzig, ha! ich will
Den tödten der uns stört!
Still, lispelt sie, Geliebter, still!
Dass ja dich niemand hört.

gleichkommen, während seine Romane, die zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregten, jetzt vergessen sind. Durch seine glücklichen Operationen des grauen Stares wurde Jung-Stilling sehr berühmt. 1778 wurde er Professor an der Kameralschule zu Kaiserslautern, 1785 in Heidelberg, 1787 in Marburg. Wie anspruchslos und einfach er auch als Professor blieb, zeigt ein Brief an eine seiner Verehrerinnen, Charlotte Grosmann, an die er schrieb: „Gutes liebes Lottchen! Der Herr Professor Meyer aus Göttingen hat mir gesagt, daß Sie mich so lieb hätten und meine Lebensgeschichte mehr als einmal durchgelesen hätten, dieses freut mich so sehr, daß ich Ihnen schreiben muß, und wenn ich auch noch so viel zu tun hätte. Wissen Sie, was ich von Ihnen denke? Wenn Ihnen mein Stilling gut gefällt, so müssen Sie wohl recht viele Freude daran haben, daß der liebe Gott seine Menschen liebt und so gern was Rechts aus ihnen erziehen will, denn sehen Sie, ich bin der Heinrich Stilling, ich hab so viel gelitten, eh war ich ein Bauernknabe, und nun bin ich ein Professor geworden; aber liebes Mädchen! das ist noch das Wenigste, wenn man in der Welt zu Ehren kommt, sondern darauf kommts an, wenn man Tugendhafft wird, und das wird man, wenn einem der liebe Gott viel zu Leyden gibt, so wie der Soldat tapfer wird, wenn er im Kriege brav in die Schlacht kommt ꝛc.“ — Im Jahre 1803 kehrte er als Professor der Staatswirtschaft nach Heidelberg zurück. Am 2. April 1817 starb er als Geheimer Hofrat in Karlsruhe.

Volkslied.

Die wichtigste und für Goethe bedeutsamste Einwirkung aber erfuhr er durch Herder, der im Herbst 1771 eines Augenübels willen in Straßburg (I, 426) sich längere Zeit aufhielt. Durch ihn lernte Goethe den Ossian kennen, aus dem er einiges übersetzte, was er nachher in veränderter Gestalt dem „Werther“ einverleibte, durch ihn wurde er für die tiefe Poesie der Bibel, für Homer und Shakespeare in nachhaltiger Weise begeistert, durch ihn kam er ganz von Wieland und der französischen Bildung ab und gewann das rechte Verständnis für die Volkspoesie, deren Wesen und Geschichte Herder eben neu entdeckt hatte. Für Herder sammelte Goethe auf seinen Streifzügen durch das Elsaß emsig Volkslieder, übersetzte auch solche und versuchte sich in Nachbildungen. Das „Heidenröslein“ stammt aus dieser Zeit. Andere Lieder folgten, die aus seinem eigenen Herzen, aus seinem Erlebten und Erfahrenen unmittelbar hervorquollen, die aber eben darum den echten Geist und Ton des Volksliedes festhielten. Die mächtigste Anregung dazu empfing er durch sein Verhältnis zu **Friederike Brion**, der sechzehnjährigen anmutigen Tochter des Pfarrers von Sesen-



Friederike Brion.

Abb. 10. Das Sesenheimer Pfarrhaus zu Goethes Zeit (1770.)

Abb. 11. Holunderbusch im Pfarrgarten zu Sesenheim.

heim, einem sechs Stunden von Straßburg gelegenen Dorfe. Wie er sie kennen gelernt, was sie ihm gewesen, wie er sie endlich in einer Weise verließ, die er sich lange Zeit nicht vergeben konnte, wie er sie nie ganz vergessen — die ihn ebenfalls nie vergaß und unverheiratet im April 1813 starb — das alles hat Goethe, wie ein Liebesidyll reich dichterisch ausgeschmückt, aber doch in den Hauptzügen richtig, im zehnten und elften Buch von „Dichtung und Wahrheit" erzählt. Durch einen Brief an Frau von Stein über seinen Besuch bei Friederiken im Herbst 1779 wird jenes „Idyll" vervollständigt. „Ich schied den anderen Morgen bei Sonnenaufgang," schließt er seinen Bericht, „von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." Den klarsten Einblick in sein Liebesverhältnis aber gewähren die aus jener Zeit stammenden Lieder „an Friederike", von denen einzelne zu dem Tiefsten und Innigsten gehören, was unsere Lyrik überhaupt besitzt. Einfach, ja man darf sagen, kindlich einfach sind manche Klänge darin, so um eines zu nennen, das folgende:

Lieder an Friederike.

Ich komme bald, ihr gold'nen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Am vollsten strömte seine Seele wohl aus in dem Liede: „Willkommen und Abschied", dessen erste Strophe ursprünglich lautete:

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Am erschöpfendsten und abgeklärtesten hat der Pfarrer von Sesenheim Phil. Ferd. Lucius in seinem Buche „Friederike Brion von Sessenheim" diese Episode aus Goethes Leben streng geschichtlich dargestellt.

Durch Goethes Darstellung steht Friederikens Gestalt lebendig vor unserem geistigen Auge. Von Interesse sind ihre Schriftzüge, wie sie ein uns erhaltenes Stammbuchblatt aus ihren späteren Lebensjahren darbietet, die sie auf der Pfarrei Meissenheim bei Lahr bei ihrem Schwager Marx verlebt.

Die Keime zweier großer dramatischer Dichtungen, des „Götz" und des „Faust", gehören auch noch in die Straßburger Zeit, wo Goethes Vorliebe für die deutsche Vorzeit unter mannigfachen Anregungen zugenommen und er an Götzens eigener

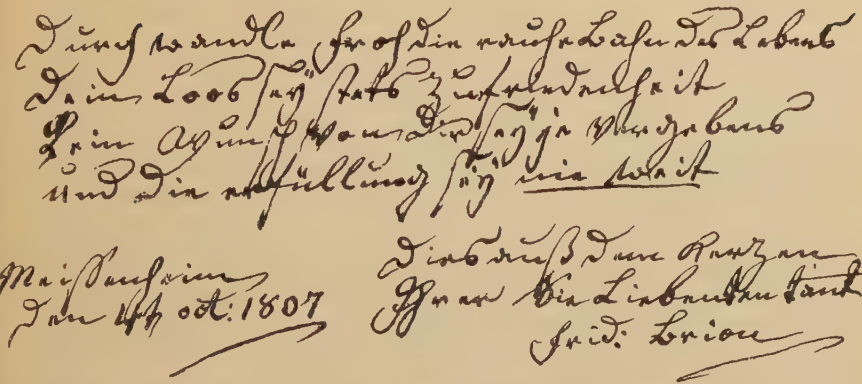


Abb. 12. Ein Blatt von Friederike Brions Hand aus dem Stammbuch des Pfarrers Fischer, der später ihre Nichte heiratete. „Die große Tante" hieß Friederike stets in Meissenheim. (Vgl. Lucius S. 142 f.)

Lebensbeschreibung wie an dem Puppenspiel von Dr. Faust Interesse gewonnen hatte. An dem Straßburger Münster war ihm überdies der Sinn für die Herrlichkeit der altdeutschen Baukunst aufgegangen, wie er es später (Ende 1772) in seiner kleinen Denkschrift auf Erwin von Steinbach („Von Deutscher Baukunst") so begeistert aussprach.

Ungeachtet aller Aufregungen, Zerstreuungen und Nebenstudien hatte sich Goethe doch soviel um die Rechtswissenschaft bekümmert, daß er am 6. August 1771 „mit einigen Ehren die Promotion absolvieren" konnte. Als Doktor der Rechte, wie Dr. Goethe.
er seitdem hieß, obgleich sein nach französischem Ritus erworbener Titel „Licentiat der Rechte" war, kehrte er Aug. 71 in seine Vaterstadt zurück, wo er „zum Advokaten aufgeschworen" wurde, als welcher er in dem „gegenwärtigen Staat der Stadt Frankfurt" noch 1792 figurierte, obgleich er die juristische Praxis immer nur sehr nebensächlich („so heimlich leise, als trieb ich Schleichhandel", nennt er's selbst) getrieben hat. Die Hauptsache war ihm die Poesie; der liebste Verkehr der mit literarischen Freunden. Durch den ihm von Leipzig her bekannten Schlosser, der später seine Schwester Cornelia heiratete (S. 6), wurde er mit dem Kriegsrat Merck in Darmstadt, einem kunstverständigen, auch schriftstellerisch gewandten Mann bekannt, der fortan auf ihn durch sein festes Wesen, seinen einsichtigen Tadel und seinen kargen, aber um so wertvolleren Beifall einen sehr heilsamen Einfluß übte.

Wie Goethe damals über die Poesie dachte, wie es auch in ihm „stürmte und Rede auf Shakespeare.
drängte", das zeigt sich in der Festrede, die er an Shakespeares Namenstag („Zum Shakespears Tag") hielt, welcher am 14. Oktober 1771 mit großem Pomp in der „gelehrten Übungsgesellschaft" in Frankfurt gefeiert wurde. Darin protestiert er aufs energischste wider die französische Nachahmung der griechischen Tragödie und stellt dann den englischen Dichter als sein Ideal hin.

„Shakespeares Theater," sagt er, „ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeywallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unseres Ich's, die prätendierte Freyheit unsres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsre Augen, dass wir fast eine neue Schöpfung nötig haben, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln. Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bey dieser Gelegenheit, wie

bey mehreren wenig Ehre gemacht. Voltaire der von jeher Profession machte, alle Maiestäten zu lästern hat sich auch hier als ein ächter Tersit bewiesen. Wäre ich Ulysses; er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren. Die meisten von diesen Herren stosen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Schäkespears Menschen. Da hab ich sie alle überm Hals. Laßt mir Lufft, dass ich reden kann! — Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe; darinn liegt's, dass wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen und man erkennt ihre Verwandtschaft. Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie herkennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen. — Auf, meine Herren! trompeten Sie mir alle edlen Seelen, aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschafften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug ruhen und doch zu faul sind um thätig zu seyn, ihr Schatten Leben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen." (Bernays, „Der junge Goethe". Teil II, S. 39 ff.)

Was Goethe von Shakespeare gelernt, wollte er im „Götz" verwerten, an dessen Bearbeitung er bald nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus ging. Unter dem spornenden Antrieb seiner Schwester Cornelia (S. 6) entstand die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisiert" innerhalb sechs Wochen. Diese Bearbeitung, die damals verschiedenen literarischen Freunden, vor allem Herder mitgeteilt, aber erst nach Goethes Tode gedruckt wurde, nahm der Dichter nach der alten, im Lahntal schön gelegenen Reichsstadt Wetzlar mit, wohin er im Frühjahr 1772 ging, um sich bei dem dortigen Reichskammergericht als Jurist praktisch weiter zu bilden. Daselbst fand er einen Kreis von jungen Diplomaten, welche die vom Kaiser Joseph angeordnete Visitation jenes veralteten und verkommenen Instituts dorthin geführt hatte. Die Lustigen aus diesem Kreise hatten sich zu einer possenhaften „Rittertafel" zusammengetan, deren Seele der Hofgerichtsassessor von Goué, ein verwildertes Originalgenie, war. Goethe war diesen Schöngeistern höchst willkommen; als „Götz von Berlichingen, der Redliche" fand er in dem Bunde sofort seine Stelle. Sein Stück, das ihm diesen Namen verschafft hatte, bildete denn auch oft den Gegenstand der aus Scherz und Ernst gemischten Unterredungen, die vielleicht eben so sehr wie Herders scharfes Urteil zur Umarbeitung nach einem veränderten Plane führten. Doch erst ein Jahr später 1773 erschien die neue Bearbeitung, nunmehr als „Schauspiel" und unter dem Titel „**Götz von Berlichingen** mit der eisernen Hand". Sie war im elterlichen Hause, wohin Goethe im Herbste 1772 schon zurückgekehrt, vollendet worden.

Quelle des Götz.

Den Anlaß zum „Götz" hatte, wie bereits oben angedeutet, die von Verono Franck v. Steigerwald 1731 herausgegebene eigene Lebensbeschreibung Götzens, ein trockenes, verworrenes und durch den Herausgeber noch dazu lächerlich zugestutztes Buch, gegeben. Aus dieser Biographie, die Goethe ganz absichtslos gelesen hatte, entstand sein Drama, das wie kein anderes unserer Literatur ein historisches Volksdrama genannt zu werden verdient.

Götz in der Geschichte.

Der historische Götz, geboren 1480 zu Jaxthausen an der Jaxt, entstammte dem noch heute in Württemberg blühenden Geschlecht von Berlichingen. Fünfzehn Jahre alt ging er mit seinem Oheim Konrad, dem er seine ritterliche Bildung verdankte, auf den Reichstag zu Worms und lernte so früh einen Blick tun in die damaligen Schäden des deutschen Reiches. Nach dem Tode seines Erziehers trat er in Kriegsdienste bei verschiedenen Fürsten und machte eine Reihe Feldzüge mit; im landshutischen Erbfolgekriege verlor er die rechte Hand, die er durch eine kunstreich gearbeitete aus Eisen ersetzte. Trotz des im Reich vom Kaiser gebotenen Land-

friedens zog er sodann von Kampf zu Kampf, geriet in Gefangenschaft, kam wieder frei, ward in die Acht getan und wieder losgesprochen, lebte dann zwei Jahre ganz ruhig und friedlich in seiner Burg, bis die aufrührerischen Bauern ihn 1525 zwangen, sie zu führen. Nachdem die Bauern unterlegen, wurde er als Teilnehmer ihres Aufstandes angeklagt, in Augsburg gefangen gehalten und erst 1530 gegen das Versprechen, still auf seinem Schlosse Hornberg zu leben und keine Rache zu suchen, freigelassen. Er hielt sein Gelöbnis und unterbrach sein Stillleben nur noch einmal 1541, um Kaiser Karl Heerfolge gegen die Türken und dann gegen Frankreich zu leisten, kehrte nach Hornberg zurück und starb dort 82 Jahre alt friedlich im Jahre 1562.

Im Drama tritt uns in Götz der Ritter von altem Schrot und Korn in den Hauptzügen der Geschichte entsprechend entgegen; nur der Schluß seines Lebens und manche Nebenumstände sind dichterisch frei umgestaltet. Auf seiner Burg Jaxthausen lebt Götz mit seinem treuen Weib Elisabeth, der tüchtigen Hausfrau, „die man kaum hört und sieht, die Krone des Stückes und aller Frauen", wie Zelter sie nannte, in die der Dichter Züge seiner eigenen Mutter hineinverwebt hat, mit seiner Schwester Maria, in der sich nach Goethes Andeutungen Friederike Brion abspiegelt, und seinen wackern Genossen, unter denen Lerse an den Straßburger Freund erinnert. Dem reichsfreien, allein dem Kaiser unterstellten Edelmann auf Burg Jaxthausen sind die kürzlich aufgekommenen Reichsgerichte ein Greuel, und er will sich der neuen, ihn einengenden Gestaltung der Dinge nicht fügen. Die alte Heldenkraft und Reichsritterschaft bäumt sich auf in ihm wider den Polizeistaat, gegen das neu aufkommende römische Recht, ebenso wie die Originalgenies sich wider die sie einengende Kulturwelt erhoben. Über diesem Konflikt geht der Held zu Grunde. Ihm gegenüber steht Adalbert von Weislingen, der, einst sein Jugendgespiele, jetzt andere Wege eingeschlagen, im Dienste des Bischofs von Bamberg, in der Gunst des Hofes Befriedigung seines Ehrgeizes gesucht hat und darüber ganz zum Höfling geworden ist. Da gelingt es Götz, den ehemaligen Genossen bei Gelegenheit einer Fehde mit den Bambergern durch seine Knechte gefangen nehmen zu lassen. Durch sein freies, edelmütiges Benehmen rührt er Weislingens Herz und bewegt ihn, die Hoffesseln abzuschütteln und sich ihm anzuschließen. Der Bund der alten Freunde wird noch gefestigt durch Weislingens Verlobung mit Maria. Nur noch einmal will er an den Hof von Bamberg, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Arglos vertrauend läßt ihn Götz ziehen. Das ist Weislingens Verderben — den Ränken der Hofleute ist er nicht gewachsen, vor allem aber nicht der herzlosen Koketterie der schönen Adelheid von Walldorf. Er bricht dem Freund und der Braut die Treue; er schließt sich Götzens erbittertsten Widersachern an und heiratet Adelheid. Beide machen einen Anschlag auf Götzens Freiheit und Leben, der seine selbständigen Fehden nicht lassen kann. Eines Tages rücken die vom Reich wider ihn entsandten Exekutionstruppen vor seine Burg, belagern ihn und nehmen ihn heimtückisch gefangen. Er wird aber freigelassen, als Sickingen, der inzwischen sein Schwager geworden, zu seiner Hilfe herbeieilt. Adelheid und Weislingen sind außer sich über das Mißlingen ihres schändlichen Planes, zumal der Kaiser ihn auf sein ritterlich Wort, sich auf seinem Schloß still zu halten, entlassen hat. Nach einiger Zeit aber nötigen die aufsässigen Bauern den müßig in Jaxthausen Feiernden, ihr Anführer zu sein. Nach einigem Widerstreben erbietet er sich, auf vier Wochen ihr Hauptmann zu sein in der Hoffnung, dem Reiche dadurch zu nützen, die Wut der Empörer zu zügeln und ihnen zu ihren Rechten zu helfen. Allein die Bauern werden geschlagen, Götz gefangen. Das gibt Weislingen aufs neue die Waffen gegen ihn in die Hand: er veranlaßt gegen ihn das Todesurteil, das er selbst vollstrecken soll. Als Maria, seine ehemalige Braut, davon hört, eilt sie zu ihm und beschwört ihn, das Leben des Bruders zu schonen. Er zerreißt das Urteil: ihre Liebe erwacht aufs neue, aber sie muß es mit ansehen,

Goethes Götz.

wie er infolge des Giftes, das Adelheid ihm hat beibringen lassen, ein jämmerliches Ende nimmt. Auch Götz ist nicht mehr zu retten — während das heimliche Gericht der Feme Adelheid als Ehebrecherin und Mörderin zum Tode richtet, erliegt er seinen Wunden in der Gefangenschaft seiner Feinde. „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!“ ruft der treue Lerse ihm nach.

Auch durch die zweite Bearbeitung, obgleich sie künstlerisch die erste bedeutend übertraf, war das Stück noch kein eigentliches Drama geworden, es blieb eine geschickt zu einem Ganzen verbundene Aneinanderreihung einzelner Szenen, und dennoch zündete es in ganz Deutschland; man fühlte, daß für die deutsche Dichtung ein neues Leben angebrochen sei. Ungeachtet des ungeschichtlichen Schlusses war im Götz ein so wahrhaftes Bild deutscher Männlichkeit und deutschen Lebens im Reformationszeitalter vorgeführt, daß es gegenüber der mannigfachen Verzerrung desselben im 18. Jahrhundert geradezu erquicklich wirkte. Sobald der Name des Verfassers des „Götz“, der zuerst im Juni 1773 anonym erschien, bekannt wurde, war Goethe mit einem Schlage der erste Dichter und berühmteste Mann Deutschlands. Nur Friedrich der Große verhielt sich ablehnend gegen das geniale Stück. In seiner Schrift über die deutsche Literatur (I, 306) sagt er darüber, nachdem er seinen Zorn über die „abscheulichen Stücke von Shakespeare“ ergossen: „Man kann Shakespeare diese seltsamen Verirrungen verzeihen; denn niemals ist die Geburt der Künste die Zeit ihrer Reife. Aber da erscheint nun ein Götz von Berlichingen auf der Bühne, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und verlangt begeistert die Wiederholung dieser abgeschmackten Platt-

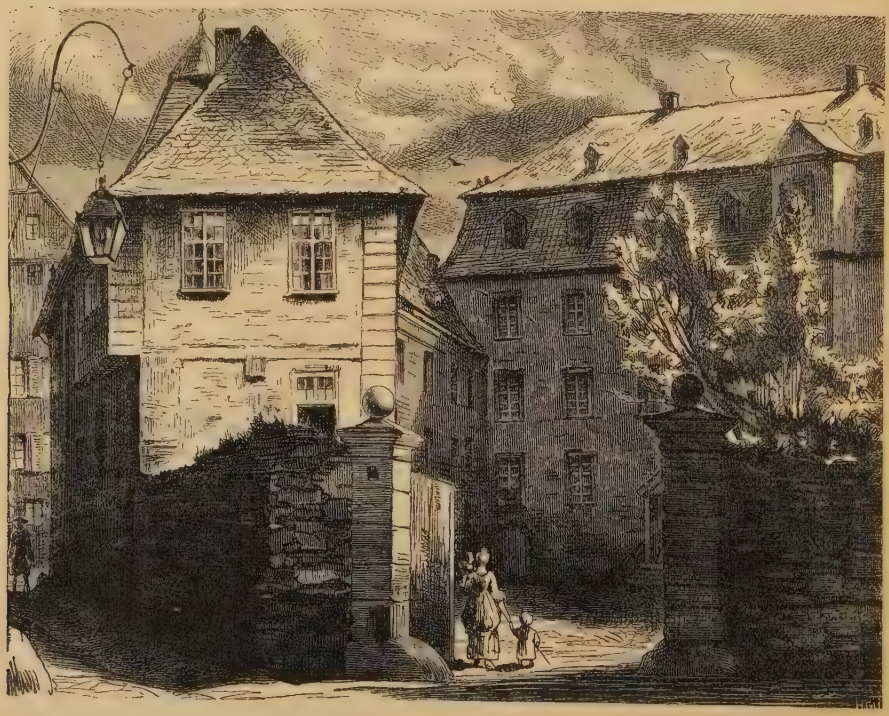
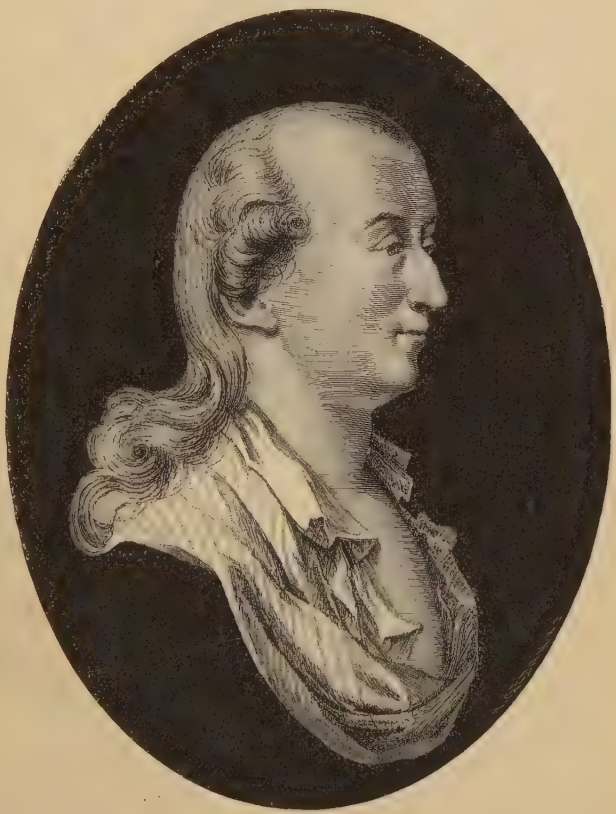


Abb. 13. Charlotte Buffs Geburtshaus (das Deutsch-Ordenshaus zu Wetzlar). Nach einer Zeichnung von Karl Rickelt.

heiten." Goethe war weit entfernt davon, dieses Urteil übel zu nehmen. In einem Briefe, den er am 21. Juni 1781 an Frau v. Voigts, die Tochter Justus Mösers, schrieb, der in seiner Gegenschrift den Götz verteidigt und „ein edles und schönes Produkt unseres Bodens" genannt, sagt er: „Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden."

Ein noch größeres und weiter reichendes Aufsehen machte das nächste, bald (1774) auf den Götz folgende Werk Goethes: „Die Leiden des jungen Werthers". Dieser Roman, durch den er einen europäischen Ruf erwarb, wurzelt in den Erlebnissen von Wetzlar. Nicht lange nach seiner Ankunft daselbst hatte Goethe auf einem ländlichen Ball in dem Dorfe Wolpertshausen die Tochter des verwitweten Amtmanns Buff, die noch nicht völlig zwanzigjährige **Charlotte** (geb. 11. Jan. 1753), kennen gelernt. Sie machte auf ihn sofort einen tiefen Eindruck. „Durch ihre einnehmende Gesichtsbildung, ihren Blick heiter wie Frühlingsmorgen, ihr Gefühl für das Schöne der Natur und ihre frohe Laune zog sie ihn unwiderstehlich an." Andern Tages suchte er das Haus des Amtmanns Buff auf, das seitdem berühmte „Deutsch-Ordenshaus", das noch heute in Wetzlar steht. Nun sah er sie in ihrer häuslichen Tüchtigkeit, umringt von ihren zahlreichen jüngeren Geschwistern und war vollends hingerissen von der anmutigen Erscheinung. Bald war er täglicher Gast im Buffschen Hause, plauderte mit alt und jung, las, kollerte mit den Buben herum, erzählte den Kleinen Märchen und sah immer tiefer in die blauen Augen Lottes. Er änderte auch sein Betragen nicht, als er erfuhr, daß sie nicht mehr frei sei. Der Glückliche, mit dem sie seit zwei Jahren im Stillen, doch nicht ohne Zustimmung der Eltern, versprochen war, der Legationssekretär **Kestner** (geb. 28. August 1741),



Charlotte Buff.

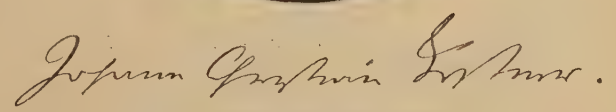


Abb. 14. Johann Christian Kestner.
Nach einem Ölbilde aus dem Nachlaß seines Enkels Georg Kestner †.

Kestner.

gehörte zu Goethes Freundeskreise. Kestner, acht Jahre älter als Goethe, war ein wackerer, aber etwas pedantischer Mann, der das unerschütterlichste Vertrauen zu seiner Lotte und zu seinem Freunde hatte. Das Verhältnis des Dichters zu der anmutigen Amtmannstochter war auch ein durchaus tadelloses — die seitdem von Lottes Sohn veröffentlichten Briefe Goethes an seine Eltern stellen das außer Frage und geben von dem Verkehr dieser drei Menschen ein sehr wohltuendes Bild. Gewiß ist es, daß Goethe die Braut seines Freundes leidenschaftlich liebte, aber er verstand es, sich zu ermannen; mit tiefem Schmerze, doch in edler Weise, riß er sich los. Am 11. September 1772 verließ er Wetzlar und kehrte nach Frankfurt zurück, wo ihn bald darauf Kestner besuchte und von Goethes Familie sehr freundlich aufgenommen wurde. Inzwischen hatte der Dichter seine Leidenschaft doch noch nicht ganz überwunden. Lottes Silhouette hatte er mit Nadeln an die Wand seines Zimmers geheftet; mit ihr unterhielt er sich in Gedanken; von Zeit zu Zeit schrieb er, bald an Kestner, bald an Lotte; noch mehr träumte er von dem glücklichen Vierteljahr, das er mit beiden in Wetzlar verlebt hatte, und sehnte sich nach einem Wiedersehen.

Abb. 15. Charlotte Kestner, geb. Buff.
Nach einem 1782 von Joh. Schröder zu Hannover gemalten Pastellbilde.
Aus dem Nachlaß ihres Enkels Georg Kestner †.

Dazu fühlte er sich in den Frankfurter Verhältnissen höchst unbehaglich, ja er war in einem solchen Grade mit Gott und der Welt zerfallen, daß er mitten im lustigsten Lebensgenusse von Selbstmordgedanken heimgesucht wurde. Da hörte er, daß der junge **Jerusalem**, der Sohn eines angesehenen Braunschweiger Theologen, welcher als Legationssekretär gleichzeitig mit Goethe am Kammergericht zu Wetzlar gearbeitet hatte, sich aus Lebensüberdruß erschossen habe. Kestner, der näher mit ihm bekannt

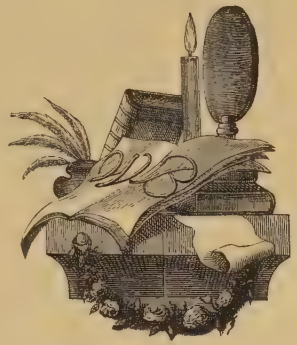
Jerusalem.

Die Leiden

des

jungen Werthers.

Erster Theil.



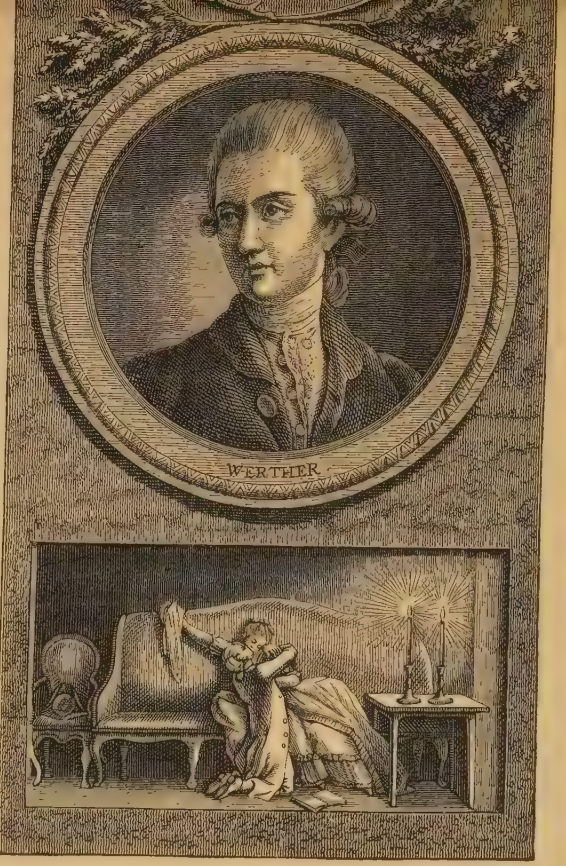
Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1774.

*

am 4. May. 1771.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen! Dich zu verlassen, den ich so liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu seyn! Ich weis, Du verzeihst mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksaal, um ein Herz wie das meine zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig! Konnt ich dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir einen angenehmen Unterhalt verschafften, daß eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete! Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab ich nicht

Der erste Druck von Werthers Leiden.
Genaue Nachbildung des Titels und des Textanfanges nach dem Exemplar im Besitze des Verfassers.



Lotte und Werther.

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?“

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniss vor der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle;
Sey ein Mann und folge mir nicht nach.“

Nachstiche der Chodowieckischen Kupfer aus der rechtmässigen Ausgabe, Frankfurt u. Leipzig 1778. Die Chodowieckischen Originale waren erschienen in dem Himburgischen Nachdruck in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Bielefeld und Leipzig

war als Goethe, hatte ahnungslos ihm die Pistolen, die er für eine angebliche Reise erbeten, geliehen (S. 22). Gekränktes Ehrgefühl und die unerwiderte, ja gebührend zurückgewiesene Liebe zu der Frau des pfälzischen Sekretärs Herdt hatten den Unglücklichen zu diesem verzweifelten Schritte getrieben. Goethe war auf das tiefste von dieser Kunde erschüttert — er sah in Jerusalem sein eignes Bild, in der Geliebten des Selbstmörders das Lottes — er erkannte, wohin es mit ihm hätte kommen können, wenn er nicht bei Zeiten der Versuchung widerstanden hätte — die beiden Hauptcharaktere eines Romans standen vor seiner Seele. Der Plan desselben wurde durch eine noch in demselben Jahre übernommene Geschäftsreise nach Wetzlar, wo er Lotte zum letztenmal als Mädchen sah, durch Kestner aber Genaueres über Jerusalem erfuhr, gefördert und weiter entwickelt. Aber dennoch trat das Projekt

Abb. 16. Charlotte Buffs Zimmer im Deutsch-Ordenshause zu Wetzlar.
Nach einer Zeichnung von Karl Rickelt.

wieder zurück, die Umarbeitung des „Götz" und einige satirische Dramen beschäftigten ihn — erst im Februar 1774 begann er, „aus der Verschmelzung seiner inneren Herzensgeschichte und der Geschichte Jerusalems seinen **Werther** zu bilden". (Vgl. Beilage Nr. 4)

Werthers Leiden.

So sind die „**Leiden des jungen Werthers**" denn in der Tat „Bruchstücke einer großen Konfession", wie der Dichter seine Poesie insgesamt nennt. Werther ist teils Goethe selbst, „ohne seinen überquellenden Lebensmut und seine Gewalt über die Menschen" — teils Jerusalem, dessen Ehrgefühl dadurch, daß man ihm als einem Bürgerlichen den Zutritt zu den Gesellschaften des Grafen Bassenheim verweigerte, ebenso gekränkt war wie sein Herz durch die unerwiderte Liebe. Während Goethe Lottes Namen beibehalten und ihn berühmt gemacht hat für alle Zeiten, wird Kestner unter dem Namen Albert bereits als Lottes Ehemann und in einer für das Original wenig günstigen Weise dargestellt. Es ist leicht verständlich, daß Kestner und Lotte, die am Palmsonntage (14. April) 1773 Hochzeit hielten (Goethe hatte die Trauringe besorgt), durch die Vermischung ihrer eigenen Personen und Verhältnisse mit der ihnen ganz fern liegenden Geschichte Jerusalems, aus der das Geklätsch der Leute wieder allerhand Rückschlüsse auf sie machte, sich gekränkt und ver-

stimmt fühlten. Es gelang dem Dichter indes, sie zu versöhnen, und lange Zeit korrespondierten sie freundschaftlich mit ihm. Sechzehn Jahr nach Kestners Tode, im Jahre 1816, als beinahe 64jährige Frau, sah Lotte den Dichter in Weimar wieder — zwölf Jahre später (1828) starb sie als Witwe in Hannover.

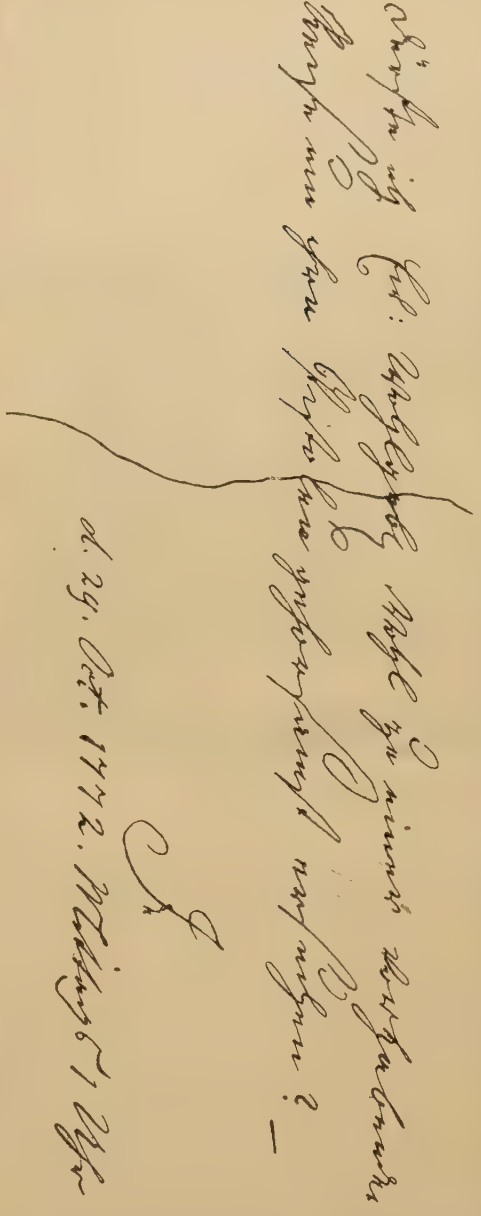


Abb. 17. Billet des jungen Jerusalem an Kestner, in welchem er letzteren um dessen Pistolen für den beabsichtigten Selbstmord ersucht. Original aus dem Nachlaß Kestners, ursprünglich zerrissen (wie der Strich andeutet) und fortgeworfen, dann nach erlangter unerwarteter Wichtigkeit hervorgesucht und wiederhergestellt. Im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar.

Was aber das Kestnersche Ehepaar nicht gewußt und nie erfahren, ist durch die 1879 von G. v. Loeper zum erstenmal veröffentlichten Briefe Goethes an Sophie v. Laroche (I, 387 f.) aus den Jahren 1773—1775 erst ganz klar gestellt worden: nämlich, daß im zweiten Teile, wo Lotte als Frau auftritt, nicht mehr Charlotte Buff das Modell ist, sondern Maximiliane Brentano in Frankfurt, Sophies älteste Tochter und später Bettinas Mutter. Von ihr stammen auch die schönen schwarzen Augen Lottes, die diese natürlich in beiden Teilen hat. Ihre Ehe mit dem älteren, ihr geistig durchaus unebenbürtigen, in seinen Geschäften ganz aufgehenden Manne, einem Witwer mit fünf Kindern, war wenig befriedigend und hätte sehr unglücklich werden können, wenn Goethe nicht „zu ihrer beiderseitigen Ruhe" den trefflichen Entschluß gefaßt hätte, ihr Haus gänzlich zu meiden, was ihm jedenfalls nicht leicht wurde und ihn um so mehr drängte, in der Poesie „seiner Empfindung für sie Luft zu schaffen". Den ihm höchst unsympathischen Mann hat der Dichter dann im Albert des zweiten Teiles abkonterfeit. — Bei seinen späteren Besuchen in Frankfurt sah Goethe Maximiliane wieder, zum letztenmal im Frühjahr 1793, kurz vor ihrem frühzeitigen Tode.

Dieser Roman vollendete Goethes durch den „Götz" begründeten Ruhm. „Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her und weiß einem die Tränen recht aus'm Kopf herauszuholen," urteilte der Wandsbecker Bote. Ganze Ströme von Tränen wurden darüber vergossen, nicht nur von

jugendlich empfindsamen Seelen, sondern von sehr gesetzten und nüchternen Männern, ja, ein förmliches „Werther-Fieber“ grassierte lange Zeit in Deutschland. Werthers Tracht, „blauer Frack und gelbe Hosen“, wurde bei der jungen Welt Mode. Auf viele schwärmerische Gemüter wirkte das Buch ansteckend — sittlich verkommene Jünglinge folgten Werthers Vorgang, und man fand den Roman neben ihrer Leiche aufgeschlagen. Claudius' Mahnung: „Aber, wenn du ausgeweint hast, sanfter guter Jüngling! — so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite!“ fand wohl nur selten Beachtung. Noch weniger konnte ein albernes Machwerk des Berliner Aufklärichtpropheten Nicolai: „Die Freuden des jungen Werthers“ (I, 420), in denen Werthers Pistol mit Hühnerblut geladen ist, der Selbstmörder leben bleibt und danach ein ehrsam vergnügtes Eheleben führt, irgend welche andere Wirkung haben als die des verdienten Spottes, den Goethe darüber ergoß. Dennoch lag in den Anklagen ernster Männer wider das Buch ein Stachel, dem selbst Goethe nicht widerstreben konnte. Vilmar hat den Nerv dieser Beschuldigungen darin gefunden, daß das Buch „eine Krankheit der Zeit, nicht einen Kampf derselben, und zwar bloß die Krankheit, nicht die Heilung schildere,“ daß Goethe „die formell und an der eigenen Person vollbrachte Heilung an dem Objekt nicht auch materiell vollzogen“ habe. Ähnlich hat Lessing geurteilt: er meint: „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften solle — müßte es noch eine kleine kalte Schlußrede haben.“ Auf den Titel einer neuen Ausgabe ließ der Dichter zum zweiten Teil denn auch die abmahnenden Worte drucken (vgl. Beilage Nr. 5): Werther-Fieber.

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“

Das „Wertherfieber“ dauerte trotzdem noch einige Zeit fort; Franzosen, Engländer, Russen, Italiener und Schweden übersetzten das berühmte Buch, und für Bilder aller Art gab es — nächst Friedrich dem Großen — keine beliebteren Figuren als Werther und Lotte. Selbst nach China drangen sie und wurden dort gemalt. In den „Venetianischen Epigrammen“ von 1790, Nr. 34b äußert sich Goethe etwas wegwerfend darüber: „Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?“ Für die Literatur schoß eine ganze Schar von Empfindsamkeitsromanen, deren berühmtesten, Millers „Siegwart“, wir früher (I, 374) kennen gelernt haben, daraus hervor.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß, obwohl Goethe sich auf das immer erneute Drängen seines Vaters entschlossen hatte, die Advokatenpraxis wieder aufzunehmen, nicht sehr viel aus seinem Vorhaben wurde. Reiseausflüge, literarische Arbeiten der verschiedensten Art, darunter z. B. „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“, ein Schwank, den er ein „Schönbartspiel“ nannte, in dem allerhand Personen, namentlich aus den Darmstädter und Frankfurter Kreisen, verspottet wurden, und die Abfertigung Wielands in „Götter, Helden und Wieland“ (I, 392) machten ihm viel mehr Freude als die „garstigen Prozesse“. Alles das ging neben dem „Werther“ her, der innerhalb vier Wochen niedergeschrieben war.

In noch kürzerer Zeit entstand im Strudel des geselligen Lebens sein Trauerspiel „Clavigo“. Er dichtete es in acht Tagen auf Anregung einer Freundin, Anna Sibylle Münch, welche er beinahe geheiratet hätte, da seine Mutter sie für ihn gewählt und sie ihm auch nicht übel gefiel (Dichtung und Wahrheit, Schluß des III. Buches). Clavigo.

Veranlaßt durch eine Episode der „Denkwürdigkeiten“ des Franzosen Beaumarchais, die, damals eben erschienen, wegen des revolutionären Zuges, der sie durchwehte, allgemeines Aufsehen erregten, und in Übereinstimmung mit seiner Darstellung —

ja im zweiten Akt ganz wortgetreu — führt Goethe den Spanier Clavigo (Don Josef Clavijo y Flazardo) vor, der Beaumarchais' schöner Schwester Marie das einst gegebene Heiratsversprechen nicht gehalten, als er zu einer hohen Stellung am Hof gelangt war und eine glänzende Laufbahn sich ihm eröffnet hatte. Darüber fällt das schwergekränkte Mädchen in eine tödliche Krankheit, ihre Schwester schreibt den ganzen Vorfall dem Bruder, der mit einem Freunde nach Madrid eilt, um sie zu rächen. Während nun aber Beaumarchais selbstgefällig erzählt, wie es ihm gelungen, den zweizüngigen Schurken zu stürzen und volle Genugtuung von der spanischen Regierung zu erlangen, erhob Goethe den Clavigo zum Helden und „stellte, mit dem nagenden Wurm im Herzen, den seine schuldvolle Untreue gegen Friederike von Sesenheim in ihm zurückgelassen, in diesem den tiefen Kampf dar, welcher im lebendigen Angedenken an die unglückliche Jugendgeliebte noch immer stürmisch in ihm auf- und abwogte." Dem Schwächling zur Seite steht Carlos, in dem Goethe nach seiner eigenen Erklärung „den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängnis wirken lassen" wollte. Dieser ermutigt Clavigo, der sich durch Beaumarchais' Drängen zu einem schriftlichen schmählichen Eingeständnis seiner Schuld verstanden hatte, dann aber Marien aufs neue nahe getreten war, nochmals sein Wort zu brechen und sein Ansehen bei Hofe zu benutzen, um den lästigen Schwager zu beseitigen. Darüber bricht Marien das Herz, — an ihrem Sarge, wo ihr Bruder mit dem treulosen Spanier zufällig zusammentrifft, kommt es zum Zweikampf zwischen beiden, und Clavigo stirbt bei der Leiche seiner Braut. (In Wirklichkeit kam Clavigo wieder zu hohen Ehren, lebte als angesehener Schriftsteller noch bis 1806 und lächelte wohl bei der Nachricht, wie oft er auf der deutschen Bühne schon umgebracht war.)

Götter
Helden
und
Wieland.
Eine Farce.
Auf Subscription.
Leipzig, 1774.

Abb. 18. Erster Druck von Goethes „Götter, Helden und Wieland". Nach dem Exemplar aus Hirzels Goethesammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Mit diesem Stück hatte Goethe in die bescheidenen Schranken des bürgerlichen Trauerspieles eingelenkt, und manches erinnert darin an „Emilia Galotti";

aber obgleich es gegen „Götz“ einen großen Fortschritt in der Bühnenkunst darstellt, konnte es doch sonst mit demselben durchaus nicht verglichen werden; und wenn auch das Urteil des Darmstädter Freundes Merck darüber: „Solch einen Quark mußt du künftig nicht mehr schreiben, das können die andern auch!“ wohl über das Ziel hinausschoß, so hat doch dieses Stück nie das Publikum recht befriedigt, wie es zur Zeit seiner Entstehung auch nur einen sehr geteilten Beifall fand.

So war Goethe 25 Jahr alt geworden — als Dichter hatte er einen Namen, aber eine Stellung im Leben, wie sie sein Vater wünschte oder wie er sie selbst begehrte, fehlte ihm noch. In seinen juristischen Geschäften ließ er sich gern durch die zahlreichen Besuche von nah und fern stören: noch lieber folgte er jeder Verführung zu „einer Fahrt ins schöne Land“. Da kamen Lavater und Basedow und blieben einige Zeit bei ihm; dann begleitete sie Goethe nach Ems und Coblenz, wo das spöttische Gedicht „Diner zu Coblenz“ entstand: Lavater erklärt einem Pfarrer die Geheimnisse der Apokalypse. Basedow sucht einem Tanzmeister zu beweisen, daß die Kindertaufe nicht mehr für unsere Zeiten sich zieme, während Goethe zwischen beiden sitzend, Diner zu Koblenz.

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten —

ganz behaglich einen Salm und danach einen Hahnen verzehrt. Und so ging es weiter den ganzen Sommer von 1774 — bald ist er in Düsseldorf, um die Brüder Jacobi aufzusuchen, dann trifft er in Elberfeld mit Jung-Stilling zusammen, dazwischen fallen verschiedene literarische Ansätze und Entwürfe, so zum „Ewigen Juden“, zum „Egmont“, vor allem aber zum „Faust“; ferner dithyrambische Gedichte in freien Rhythmen wie Mahomets Gesang, Prometheus u. a.

Besonders schloß Goethe in Düsseldorf einen trotz mancher Differenzen dauernden Freundschaftsbund mit Joh. Georg Jacobis (I, 336) jüngerem Bruder Friedrich Heinrich, oder — kürzer — **Fritz Jacobi** (1743—1819). Dieser hatte dem Kaufmannsstande entsagt, um ganz der Philosophie und der Poesie zu leben und nahm eine ansehnliche Stellung in dem damals kurpfälzischen Düsseldorf als kurfürstlicher Rat bei der Hofkammer ein. Fritz Jacobi und Goethe gewannen einander sofort lieb; von ihrem langjährigen Verkehr zeugt ihr mehr als drei Jahrzehnte währender, von Max Jacobi herausgegebener Briefwechsel. In Anlehnung an Goethes Stil schrieb Fritz Jacobi seine beiden Romane „Allwills Briefsammlung“ und „Woldemar“, die jetzt noch mehr vergessen sind als seine philosophischen Schriften. Trotzdem ist er von bedeutendem Einfluß auf seine Zeit gewesen und hat einen ruhm- und ehrenvollen Namen hinterlassen. Fritz Jacobi.

Im Herbst kam Klopstock nach Frankfurt zu Goethe, der ihm den Plan und Bruchstücke des „Faust“ mitteilte (an Sophie v. Laroche schrieb er über ihn: „Klopstock ist ein edler, großer Mann, über dem der Friede Gottes ruht!“) — im Dezember **Major von Knebel,** ein Schüler von Uz und selbst Dichter, von Gleim als „zweiter Kleist“ begrüßt. Knebel hatte den preußischen Militärdienst aufgegeben und war Instruktor bei dem zweiten Sohne der Herzogin Amalie von Weimar Prinz Constantin geworden. Mit diesem und dem siebzehnjährigen Erbprinzen von Weimar Karl August kam er nun auf einer größeren Reise nach Frankfurt. Die beiden Prinzen, zu denen Knebel den Dichter führte, empfingen ihn sehr frei und freundlich und luden ihn ein, sie nach Mainz zu begleiten. Goethe blieb einige Tage bei ihnen: als er nach Frankfurt zurückkehrte, fand er seine stets hochgeachtete Freundin Katharina von Klettenberg tot, ja schon begraben (vgl. S. 9). „Meine Klettenberg ist tot,“ schrieb er darüber an Sophie von Laroche, „tot, eh' ich eine Ahndung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb, so viel war.“ Oft hat er ihrer noch gedacht und ihr manches Denkmal in seinen Schriften gesetzt; am schönsten charakterisiert das Ver- Major v. Knebel.

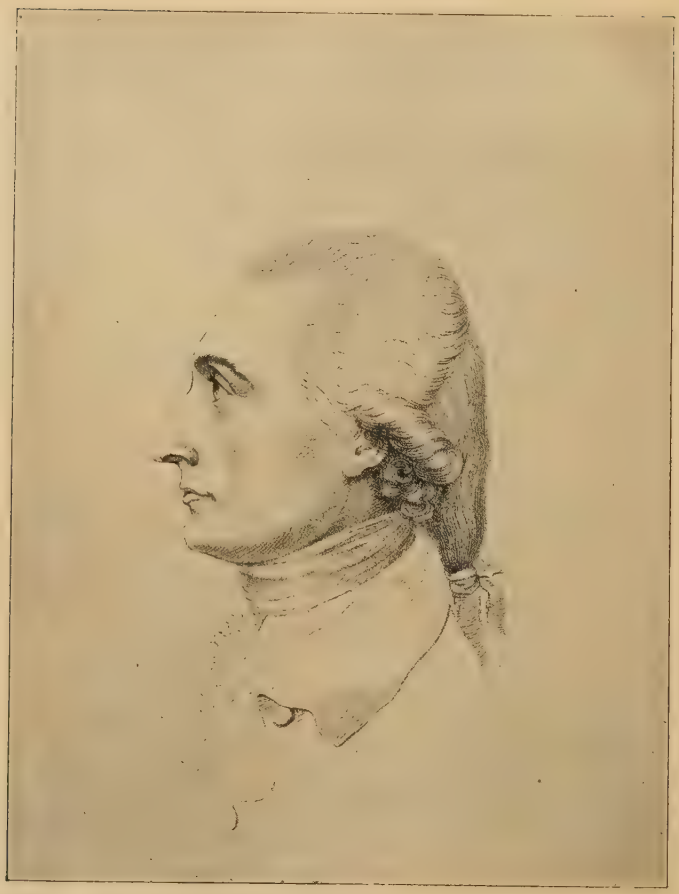


Abb. 19. Friedrich Heinrich Jacobi.
Nach einem Bilde von Hemsterhuis (vom 2. März 1781). Im Besitze des Urgroßsohnes Majors von Jacobi in Rom.

hältnis der beiden so verschiedenartigen und doch sich in vielem berührenden Menschen das kleine Gedicht, mit dem er ein Bild der Freundin, das sie in ihrem Zimmer vorstellte, begleitete:

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt;
Sieh dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Über den geselligen Zerstreuungen des Winters entschwand dem Dichter aber bald das ernste Bild, und ein anderes, heiteres trat an seine Stelle: die in so vielen anmutigen Liedern und in „Dichtung und Wahrheit" hochgefeierte „Lili". So hieß Anna Elisabeth Schönemann (geb. 23. Juni 1758), die einzige Tochter eines großen Frankfurter Bankiers, in ihrem Familienkreise. Nach dem frühen Tode ihres Vaters von der Mutter, einer feingebildeten Französin (geb. d'Orville), erzogen, war sie gerade sechzehn Jahre alt, als der Dichter sie kennen lernte. Die reizende Blondine, „im Genusse aller geselligen Vorteile und Weltvergnügungen aufgewachsen," an einen kleinen Hof von Verehrern längst schon gewöhnt, fühlte sich durch den Gedanken, einen so „singulären Menschen", wie Goethes Eltern ihren Sohn nannten, zu ihren Füßen zu sehen, ungemein gereizt — allein sie wollte ihn auch unverbrüchlich festhalten. Es gelang ihr in der Tat, ihn völlig in Fesseln zu schlagen. Er opferte ihr seine Lebensgewohnheiten, seine Naturlust, seine Abneigung gegen glänzende Gesellschaften — alles nur, um in ihrer Nähe sein zu können. Um dieselbe Zeit, als dieses Verhältnis begann, hatte er einen anonymen Brief, unterzeichnet „Gustchen", erhalten, er kam von der jungen **Gräfin Auguste Stolberg**, der Schwester der beiden Hainbundsgenossen und Klopstocksjünger. Dadurch entstand eine jener romantischen Freundschaften, wie sie im Sinne der Zeit lagen, zwischen dem Dichter und der ihm persönlich ganz fremden Gräfin, die er niemals gesehen hat und die er trotzdem gewöhnlich in seinen Briefen mit „Gustchen" und „du" anredet. Aus diesem wunderlichen Briefwechsel fällt ein klareres Licht auf

Lili.

Abb. 20. Elisa von Türckheim, geb. Schönemann (Lili).
Nach einer Photographie des besten Bildnisses Lilis im Besitz ihrer Nachkommen, der Gräflich Türckheimschen Familie.

Auguste Stolberg.

Goethes und Lilis Verhältnis als aus der Schilderung des Greises in „Dichtung und Wahrheit", die ziemlich kühl gehalten ist. In dieser Korrespondenz stellt er sich dar, wie er um Lilis willen, im „galonnierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird; der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht." Diesem „Fastnachts-Goethe", wie er sich selbst nennt, stellt er den „im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuche und Stiefeln" gegenüber, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maße auszudrücken sucht". So zog es ihn hin und her, aber mit stärkstem Drange doch zu Lili, der er — diesmal unter dem Namen „Belinde" — zurief:

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, — Natur.

Auch andere Lieder zeugen von dem Zauber, den sie auf ihn übte, so das reizende:

Herz mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget dich so sehr? — —

Wie eine sehnsüchtige Klage aber klang der Schluß:

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;

Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nur auf ihre Weise,
Die Verwandlung, ach! wie groß!
Liebe! Liebe laß mich los!

Drei Monate lang währte das Liebesspiel und Liebesmühen der beiden; Monate, in denen Lili ihren dichterischen Verehrer — nach seiner Auffassung — dadurch zu fesseln suchte, daß sie ihn abwechselnd eifersüchtig machte und wieder beruhigte, während er sein Herz in den wunderlichen Briefen an „Gustchen" ausschüttete und sich in seinen Poesien zu erleichtern suchte. „O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ginge zu Grunde," seufzte er. So entstand das kleine Schauspiel „Erwin und Elmire," in dem die Gefallsucht eines Mädchens, die dem Geliebten zur Pein wird, vielleicht Lili warnen sollte. So entstand „Claudine von Villa Bella," auch das Sturm- und Drang-Produkt „Stella, ein Schauspiel für Liebende," das in krankhafter Lebensauffassung noch viel weiter ging, als das seltsame Doppelverhältnis Goethes zu Lili und Gustchen. Es rechtfertigt in seiner ursprünglichen Fassung die Doppelehe und ist mit Recht ein „verzerrtes Gegenbild zum Werther" genannt worden. Es ist ein von Anfang bis zum Ende verletzendes und peinvoll wirkendes Stück.

Stella.

Der Held Fernando, ein charakterloser Lump, verläßt seine tugendhafte Gattin Cäcilie und seine Tochter, um mit der schönen Stella, in die er sich verliebt hat, zu leben. Dann verläßt er auch diese, geht in den Krieg und findet bei seiner Heimkehr seine beiden Frauen beisammen, die dann einwilligen — auf den Vorschlag der ersten rechtmäßigen Gattin — wie die Frauen des Grafen v. Gleichen, ihm beide anzugehören.

In dieser Fassung schickte Goethe das Stück nicht nur an seine Freunde und Freundinnen (an Lili später mit einer eigenen Widmung), er ließ es auch drucken, und auf allen deutschen Bühnen wurde es ohne Anstoß gegeben, auch in Berlin ungeachtet des Mißfallens, das Friedrich der Große daran zu erkennen gab (später wurde es verboten). Erst lange Zeit nachher, im Jahre 1805, hielt es Goethe für angezeigt, den Schluß dahin zu ändern, daß Fernando sich erschießt und Stella Gift nimmt. In dieser Fassung steht es seitdem in Goethes Werken. Bernays teilt die ursprüngliche Fassung in seinem „Jungen Goethe" (III, 616) mit.

Inzwischen hatte das Verhältnis des Dichters zu Lili fortgedauert, mit „Hangen und Bangen". An eine Verlobung schienen beide nicht zu denken, ihnen beiden war eine solche kein naheliegendes Bedürfnis, und die beiderseitigen Familien waren keineswegs für ein Ehebündnis der Liebenden eingenommen. Da legte sich eine mit beiden Familien befreundete alte Jungfer Demoiselle Delf ins Mittel, leitete hüben und drüben die Unterhandlungen und setzte schließlich eine allerdings etwas steif geratene Verlobung in Scene. „Ich stand," so erzählt uns der alte Goethe, „Lili gegenüber und reichte meine Hand dar. Sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, doch langsam, hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme." Das war aber nichts als der Anfang vom Ende — im April hatte die Verlobung stattgefunden und schon im Mai schrieb Goethe an Herder, daß alles vorbei sei. Allerdings ganz vorbei war es damals noch nicht, aber Goethe fand sich als Bräutigam höchst unbehaglich, seiner Schwiegermutter war er nicht vornehm und reich genug, seinen Eltern sagte die „Staatsdame" Lili nicht zu — beiderseits bedauerte man die abgenötigte Einwilligung; dazu setzte Goethes kurz zuvor an Schlosser ohne Neigung verheiratete Schwester Cornelia alles in Bewegung, um die Verlobung rückgängig zu machen. Die geniale **Reise in die Schweiz** mit den Grafen Stolberg, „Gustchens" Brüdern, die Goethes Mutter den Ehrennamen „Frau Aja" beilegten (I, 380) und deren Begleiter Baron Haugwitz (als die vier Haimonskinder in Wertheruniform — blauem Frack mit gelber Weste und Hosen, dazu runden grauen Hüten) kam ihm deshalb sehr gelegen: er wollte „den Versuch machen, ob er Lili entbehren könne". Auch unter den mannigfachen Anregungen dieser Reise, deren Beschreibung noch heute jeden Leser entzückt, wurde er die Gedanken an Lili nicht völlig los — auf dem Züricher See träumte er von ihr:

Goethe als Bräutigam.

Schweizer Reise.

Aug', mein Aug' was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Nach drei Monaten war er wieder in Frankfurt. Noch einmal erwachte — trotz seiner Briefschwärmerei für „Gustchen" — das Gefühl für Lili in voller Lebendigkeit. Wochen, Monate der alten Qual, die ihn im Frühjahr in die Schweiz getrieben hatte, folgten. Was in der „wogenden Seele des Dichters" vorging, zeigt ein Brief an „Gustchen", in dem er Lili nennt, „das Mädchen, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!" und wo es weiterhin heißt: „Vergebens daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinne sog —". Die „reichsgräfliche Seelenfreundin" sprach sich gegen die Verbindung mit Lili aus; „der geistige Abstand zwischen euch ist allzugroß," schrieb sie. „Unglücklicher Weise macht der Abstand von mir das Band nur fester, das mich an sie zaubert," erwiderte er. Endlich kam es zum Bruch, nachdem derselbe lange wie ein Gewitter gedroht hatte. Nach dem Berichte von Lilis Tochter, der die Mutter einst in einer vertraulichen Stunde nähere Aufschlüsse gegeben, hatte weder die fast unerträgliche Eifersucht Goethes, noch der Wunsch ihrer Familie, das Verhältnis gelöst zu sehen, den Bruch herbeigeführt, sondern die Enthüllung des früheren Verhältnisses Goethes zu Friederike Brion, zu der sich Lilis Mutter entschlossen, um der Sache ein Ende zu machen, hatte des

Gustchen.

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

jungen Mädchens Widerstandskraft gebrochen, wenn auch ihre Liebe nicht erschüttert. Nun drängte es ihn aber aus Frankfurt, das „wie mit Besemen für ihn gekehrt war", heraus; nur wußte er nicht, wohin er gehen sollte. Inzwischen feierte seine Muse nicht; im Oktober übersetzte er das Hohelied Salomonis, das er in einem Briefe an Merck „die herrlichste Sammlung Liebeslieder" nennt, „die Gott erschaffen hat." [G. von Loeper hat diese Übersetzung 1879 nach der in seinem

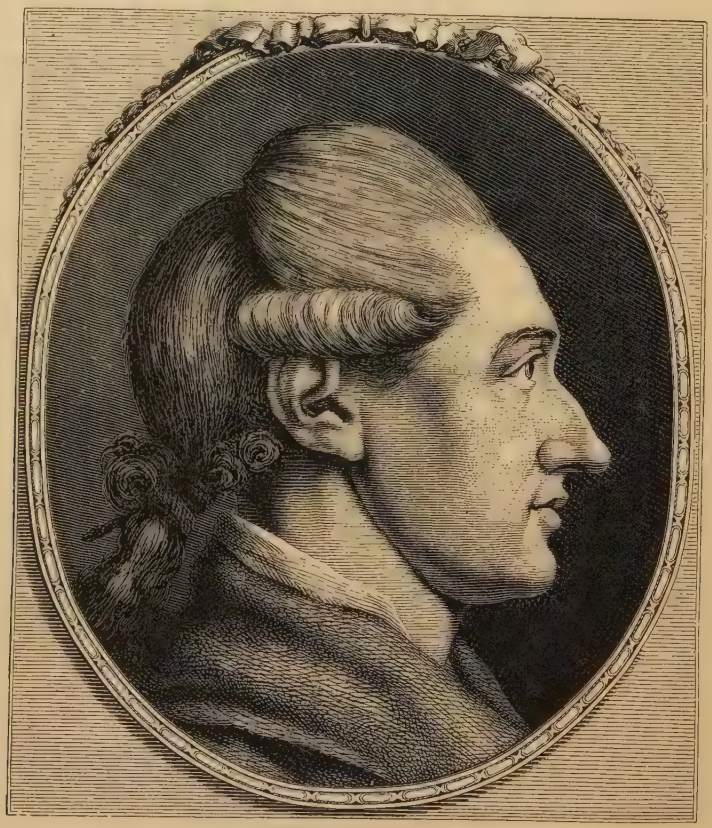


Abb. 21. Goethe im etwa 28. Lebensjahre.

Bildnis in Kupferstich in Lavaters „Physiognomischen Fragmenten, dritter Versuch". Leipzig und Winterthur 1777, bei Weidmanns Erben und Reich, und Heinrich Steiner und Compagnie.

„Hier endlich einmal Goethe — zwar nur so wahr, als wahr ein Gesicht wie das seinige auf Kupfer zu bringen möglich ist — Nein! auch das nicht, denn zu kraftlos unbestimmt ist doch der Schatten am Backenbeine; um ein Haar zu kleinlich das Aug und der Mund — und dennoch so wahr, als irgend ein Portrait von ihm, oder von irgend einem interessanten Kopf in Kupfer gebracht worden ist."

(Aus Lavaters Erläuterung zu dem Kupfer.)

Besitze befindlichen Handschrift zum ersten Male drucken lassen.] Vorübergehend dachte er daran, nach Italien zu gehen, da kam eine erneute Einladung des unlängst zur Regierung gelangten Herzogs **Karl August** (geb. 3. September 1757, bis zum 3. September 1775 unter Vormundschaft seiner Mutter) nach Weimar. Am 7. November 1775 traf er dort ein — sechsundzwanzig Jahre alt — von allen, selbst von Wieland, mit Auszeichnung und Begeisterung empfangen. Das Bild Lilis

Ruf nach Weimar.

tauchte aber noch immer wieder in ihm auf. Zu Anfang 1776 schrieb er ihr in das Exemplar der „Stella“:

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah.

Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da — —

Abb. 22. Herzog Karl August von Weimar.
Aus den ersten Jahren seiner Freundschaft mit Goethe. Von Lips nach dem Leben gezeichnet 1780. Unterschrift eines Briefes des Herzogs an den Hofmarschall von Egloffstein aus Karlsbad vom 27. Juni 1807. Aus der Autographensammlung des † Georg Kestner.

Der Dichter hat sich vielleicht erst dann entschlossen, in Weimar zu bleiben, als die letzte Aussicht auf eine Verbindung mit Lili entschwunden war. Sie heiratete im Jahre 1778 den Straßburger Bankier Bernhard Friedrich von Türckheim, mit dem

sie bis an ihren Tod (6. Mai 1817) in glücklicher Ehe lebte. Das Bild des einst heiß Geliebten bewahrte sie trotzdem noch in ihrer Seele. Davon zeugt ihre 1879 von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim († 4. Juli 1891 auf Schloß Edla bei Wien) dem Gemahle ihrer Enkelin, u. d. T. „Lilis Bild" herausgegebene Biographie, die sie als eine Frau von ebenso großer Herzensgüte als mutiger Tatkraft erscheinen läßt. Auch Goethe hat sie wirklich, wie er als Greis Eckermann versicherte, „tief wie keine andere vorher und nachher geliebt". Von einer gleichzeitigen Liebe zur Gräfin Stolberg kann trotz derartiger Beteuerungen in den Briefen an sie nicht die Rede sein. „Auguste," bemerkt Vilmar sehr fein, „vertritt nur Lili in der leidenschaftlich erregten Phantasie Goethes, ist sozusagen die andere Seite von Lili, wie das ja in ähnlichen leidenschaftlichen Verhältnissen gar oft vorkommt."

Goethes erste Jahrzehnte in Weimar (1775—1794).

Herzogin Amalia.

Die Seele des Kreises, in dem Goethe eine so begeisterte Aufnahme fand, war die verwitwete Herzogin-Mutter **Anna Amalia**, die Tochter Karls von Braunschweig und der Schwester Friedrichs des Großen (geb. 24. Oktober 1739 zu Braunschweig, vermählt 1756 mit Herzog Konstantin). Im achtzehnten Lebensjahre (1758) bereits Witwe geworden hatte sie sechzehn Jahre lang die Vormund- und Regentschaft klug und tatkräftig geführt. Sie war es, die Wieland zum Erzieher ihres Erbprinzen berief. Seitdem sie Karl August die Regierung übergeben, lebte sie ganz der Literatur, der Musik, der Malerei — jetzt war sie sechsunddreißigjährig noch von der zwanglosesten Heiterkeit und von Lebenslust übersprudelnd. Ihr ähnlich war der achtzehnjährige Fürst **Karl August**, mit dem, wie Hettner es ausdrückt, „der Geist der deutschen Sturm- und Drangperiode auf den Thron gestiegen war".

Ein tolles Treiben, obgleich nicht so schlimm, wie es die gehässige Übertreibung Verstimmter darzustellen liebte, begann mit Goethes Ankunft in der kleinen Residenz. Die „tolle Kompanie, wie sie sich auf so einem kleinen Fleck nicht wieder zusammenfindet", bestand aus lauter Jugend, die das Austoben allerdings zuweilen recht gründlich betrieb. Goethe selbst gestand später zu, daß er anfänglich weiter gegangen, als es recht war. Wenige Jahre nachher mochte er nicht in Ilmenau sein. „Die Geister der alten Zeiten," sagt er, „lassen mir hier keine frohe Stunde; ich mag keinen Berg besteigen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt." Übrigens mäßigte er sich in seinem excentrischen Benehmen, sobald er in das amtliche Leben eintrat.

Der Frankfurter Patriziersohn, in der ersten Zeit ganz als Gast behandelt, war dem Fürsten bald unentbehrlich geworden: jugendlich-feurig schloß er mit Goethe einen Freundschaftsbund, dem selbst das brüderliche Du bei allem vertrauteren Beisammensein nicht fehlte. Im April 1776 schenkte Karl August

Gartenhaus.

seinem Freunde ein sehr einfaches Gartenhäuschen, das am Abhange einer gegen die Nord- und Ostwinde schützenden Hügelkette vor dem Tore der Stadt und doch in ländlicher Abgeschiedenheit an der Ilm lag. Goethe war davon so entzückt, daß er es sechs Jahre lang Sommer und Winter hindurch bewohnte. Unter dem hochgewölbten schattigen Laubdach seiner Garten-Bäume konnte er am besten einsam sinnen und dichten, aber er empfing auch dort gern Fremde wie Einheimische als Gäste und verstand es vortrefflich, sie geistig und leiblich zu bewirten. So schrieb er bald nach dem Einzuge in das Haus im Mai an Gustchen: „Den ganzen Nachmittag war die Herzogin-Mutter da und der Prinz und waren guten, lieben Humors,

Amalia.

Abb. 23. Herzogin Anna Amalia von Weimar.
Nach dem im 7. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft mitgeteilten Lichtdrucke. Das Original, um 1780 von einem unbekannten Künstler gemalt, im Wittums-Palais zu Weimar. Unterschrift eines Briefes aus Tiefurt vom 29. 8. 1783 an den Maler Oeser zu Leipzig. Aus † Georg Kestners Sammlung.

und ich habe dann so herumgehausvatert, wie alles weg war, ein Stück kalten Braten gegessen, und mit meinem Diener Philipp von seiner und meiner Welt geschwätzt, war ruhig und bin's und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen." Darum mochte er wohl für Marianne von Willemers Enkelin, Röschen Scharff,

Übermüthig sieht's nicht aus
Dieses stille Gartenhaus

Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Muth besch
Goethe 182

Abb. 24. Goethes Gartenhaus und Garten in Weimar. Nach der Natur gezeichnet 1827 von Otto Wagner, gestochen von L. Schütze. Mit Goethes eigenhändiger Unterschrift von 1828.

der er das oben mitgeteilte Bild des Gartenhäuschens zu Weihnachten 1828 schickte, darunter schreiben:

„Übermütig sieht's nicht aus,
Dieses stille Gartenhaus:
Allen, die darin verkehrt,
Ward ein guter Mut beschert."

Auch in die Ausgabe der Werke letzter Hand (1828) nahm der Dichter diese Zeilen auf, doch lauten sie dort unter der Überschrift „Ländlich" etwas verändert:

„Übermütig sieht's nicht aus,
Dieses kleine Gartenhaus;
Allen, die sich drin genährt,
Ward ein guter Mut beschert."

Als Greis hat der Dichter die Verse noch einmal verändert und erweitert. Im 7. Band der nachgelassenen Werke (1833) heißt es unter der Überschrift: „Gartenhaus am unteren Park":

„Übermütig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Mut beschert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort."

Auch als ihm 1781 der Herzog das weiterhin (S. 52) erwähnte Stadthaus schenkte, konnte er sich nicht entschließen, es zu verkaufen, weil er es sich ärger als den Tod dachte, sich von seinem „lieben Gärtchen" zu trennen, sondern zog sich nach wie vor häufig dorthin zurück, und noch heute steht es wohlerhalten da als unmittelbarste Erinnerung an jene ersten Jahre von Weimar. Ebenso ist das Borkenhäuschen erhalten, das Goethe bei einem zu Ehren der Herzogin Luise veranstalteten Feste (darum auch „Luisenkloster" genannt) im Parke errichtete und das seitdem ein Lieblingsaufenthalt des Herzogs blieb.

Geheimrat Goethe.

Am 11. Juni 1776 ernannte der Herzog seinen Freund zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil und einem Gehalt von 1200 Talern. Dem lebhaften Protest seines Hofadels begegnete er mit folgendem, einen 19jährigen Fürsten ehrendem Bescheid: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen . . . Ich werde nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesamten Untertanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urteil der Welt, welches vielleicht nicht billigt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtiges Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann 2c. war, ändert garnichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber sorge und arbeite, wie jeder andere, der seine Pflicht tun will, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können." Das Verhältnis zwischen dem Fürsten und dem Dichter blieb aber das eines seltenen Freundschaftsbundes; auf allen weiteren Stufen amtlicher Würden, die Goethe erstieg, hat Karl August ihn stets wie einen Freund und Bruder behandelt. 1779 ernannte er ihn zu seinem Geheimrat — 1782 wurde der Dichter auf des Fürsten Anregung von Kaiser Joseph II. geadelt (sein Wappen enthielt einen silbernen Stern im blauen Felde, über dem gekrönten Helme ragt ein zweiter Stern empor); seitdem erhielt er auch den Vorsitz in der Kammer. Goethe rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen auf jede Weise — volle zehn Jahre führte er die Regierungsgeschäfte mit großer Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, wenn auch nicht im Stil der aktenmäßigen Bureaukratie, und seine Bemühungen um die Förderung des Landeswohles waren von bestem Erfolge gekrönt. Freilich seufzte er oft unter der Geschäftslast, die ihm oblag, und seine schriftstellerische Tätigkeit mußte unter der vielfachen Zersplitterung sehr zurücktreten; dennoch waren diese Jahre für ihn kein Verlust, wie oft behauptet worden, sondern eine notwendige Lebens- und Läuterungs-

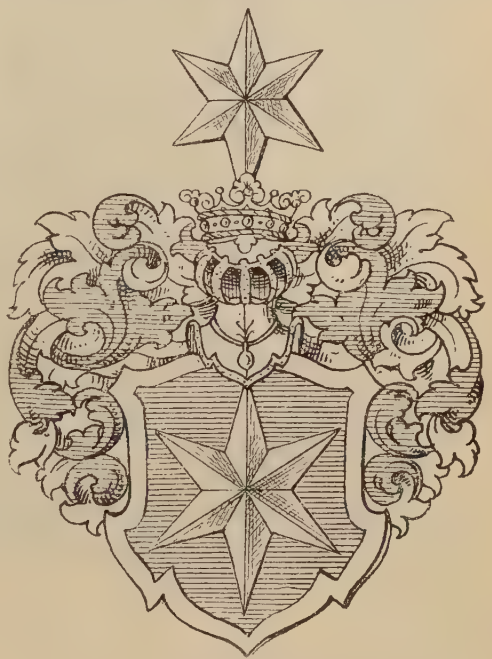


Abb. 25. Goethes Wappen.

schule; er selbst meinte, es sei ihm gegangen wie den Linden: „Man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schönen Äste, daß sie neuen Trieb kriegen, sonst sterben sie von oben herein; — freilich stehen sie die ersten Jahre wie die Stangen da.“ Seine Stellung war in dieser Zeit keine leichte; der ganze Hofadel beneidete den bürgerlichen Emporkömmling und machte ihm das Leben schwer, auch der Herzog durchkreuzte oft seine Pläne in seiner etwas brüsken Weise, was freilich ihr freundschaftliches Verhältnis nicht störte. Dagegen war der Verkehr mit Herder, den er schon 1776 als Generalsuperintendenten nach Weimar gezogen hatte, und mit dessen Frau jahrelang sehr genußreich.

Charlotte v. Stein.

Votre très humble et très obéissante Servante de Stein, née de Schardt.

Abb. 26. Charlotte v. Stein.
Nach einem Stiche des von ihr selbst 1790 zwischen zwei Spiegeln gezeichneten Bildes. — Unterschrift eines französischen Briefes, Weimar 1773, an Baron v. Benkendorf. Aus Wilh. Künzels Autographensammlung. (Vergl. die deutsche Unterschrift S. 128.)

Unter allen Frauen des Hofes fühlte sich Goethe von Anfang an am meisten zu **Charlotte von Stein** (geb. von Schardt, geboren zu Weimar am 25. Dezember 1742) hingezogen. Sie war seit 1764 die Gattin des herzoglichen Oberstallmeisters und Hofdame, 33 Jahre alt, als der 26jährige Goethe sie kennen lernte, und bereits Mutter von sieben Kindern, eine zierliche, anmutige Erscheinung, eine unterrichtete, strebsame Frau. Goethes Briefe an sie aus den Jahren 1776 bis 1826 liegen gedruckt vor; aus den Steinschen Familienpapieren hat Düntzer Charlottes Lebensbild zusammengestellt. Hermann Grimm hat den Versuch gemacht, Goethes und Charlottes Verhältnis als ‚eine hingebende Freundschaft edelster Art‘ darzustellen. Die zahllosen Briefe, bald kurze Billets, bald längere Briefe, ja Tagebuchblätter, widersprechen dem aber entschieden, wenn sie andererseits auch nicht die schweren Beschuldigungen rechtfertigen, welche von manchen Seiten daraus gefolgert worden sind. Es spricht sich darin eine tiefe, leidenschaftlich erglühende Liebe des Dichters

zu der geistreichen und anmutigen Frau aus, die er für einen „schönen Talisman seines Lebens“ erklärt. Ein derartiges, zehn Jahre dauerndes Verhältnis zu einer verheirateten Frau, wenn auch von dieser in strengen Schranken gehalten („das reinste, schönste, wahrste Verhältnis, das ich außer zu meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt“, nennt es Goethe) und von dem Ehemann geduldet, hat immer etwas Verletzendes, obgleich es sich aus der rücksichtslosen Ungebundenheit der damaligen Zeit verstehen läßt. Mit den Jahren klärte sich — unter manchen Wandlungen, ja vorübergehendem Bruch — die heiße Liebe zu rücksichtsvoller Neigung und Freundschaft ab, und so blieb es, als sie 1793 Witwe wurde, bis an ihren

Abb. 27. Abendkreis der Herzogin Amalia. Nach einem Aquarell von J. M. Kraus, etwa aus dem Jahre 1795 auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar. (Verkleinert.)
Joh. Heinr. Meyer (der Maler). Einsiedel. Amalia. Elise Gore. Th. Gore. Luise v. Göchhausen. Herder. Goethe.
Hofdame Henriette v. Fritsch.

Tod im Jahre 1827. „Durch ihre ungewöhnliche Bildung und Begabung wurde sie ihm die kluge, denkende Genossin seines gesamten Geisteslebens“ (Bielschowsky, Goethe), so daß er sagen konnte: „Es sind übermächtige Sterne, Die mein Geschick an Deines angehangen. Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne, Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt, Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.“ Seine merkwürdigen Briefe an sie spiegeln die leisesten Stimmungen des Dichterherzens ab. Aber auch sein äußeres Leben tritt uns daraus entgegen. Durch den Zauber der Goetheschen Beschreibungskunst kennen wir sein „liebes Gartenhäuschen“ am Park, als hätten wir selbst darin gelebt — wir sehen die Reben, für die er Einsenker aus der Heimat hatte kommen lassen, am Fenster sich aufranken, die jung im Garten gepflanzten Bäume ihre ersten Zweige allmählich zu Ästen entwickeln. Wir sehen ihn da ein- und ausgehen, mit dem Herzog stundenlang diskutieren, auch gelegentlich mit ihm und der Herzogin Biersuppe und kaltes Fleisch als Mittagsmahl einnehmen, nachts im Mantel davor

im Freien schlafen und von Zeit zu Zeit erwachend nach den Sternen über sich sehen. Wer Thüringen kennen und lieben lernen will, lese die Briefe: kaum ein bedeutender Punkt dieses schönen Stückes deutscher Erde dürfte zu finden sein, der nicht in denselben, von Goethes Meisterhand geschildert, vorkäme. Aber auch alles, was Goethe von Dichterwerken in diesen zehn Jahren hervorgebracht, „verdankt mittel- oder unmittelbar diesem Verhältnis seinen Ursprung". Seine „liebe Besänftigerin" (Tropftest Mäßigung dem heißen Blute, Richtetest den wilden irren Lauf"), die zugleich seine „stete Treiberin" war, wird Tag für Tag von dem Fortgang seiner großen Dramen und Romane wie von den kleineren Hofdichtungen unterrichtet; und manche köstliche Perle der lyrischen Poesie Goethes wird uns aus den Briefen an Charlotte von Stein erst recht verständlich.

Hofdichtungen.

In Weimar waren seit Mitte des Jahrhunderts die besten Schauspielergesellschaften aufgetreten; als Goethe hinkam, fand er das Theater mit dem Schlosse niedergebrannt nnd bemühte sich nun mit dem Herzog um das fürstliche Gesellschaftstheater, das einstweilen an die Stelle des größeren Instituts treten mußte. Auf dieser „Liebhaberbühne" kamen meist nur kleine Stücke, Lust- und Singspiele, „flüchtige Tagesware" zur Aufführung. Die Herzogin-Mutter, der Herzog, Prinz Konstantin, Goethe, Musäus waren unter den Darstellern; die übrigen Rollen mußten Hofbeamte, Kavaliere, Militärs, Hofdamen und Pagen übernehmen. Diese vornehme Theatergesellschaft spielte meist in Weimar selbst, zog aber auch umher nach den benachbarten Schlössern, Ettersburg, Tiefurt, Belvedere, ja sogar nach Jena, Dornburg und Ilmenau. Am liebsten wurde im Freien gespielt. Goethe war die Seele des Ganzen; er dirigierte, leitete das Einstudieren und die Proben und spielte humoristische wie ernste Rollen gleich vortrefflich. Seine Erfahrungen in dieser Tätigkeit hat er im „Wilhelm Meister" niedergelegt, dessen Anfänge in diese Zeit fallen. Zur Aufführung kamen — außer älteren Stücken wie die „Laune des Verliebten", „die Mitschuldigen", „Stella", „Claudine von Villa Bella" — zahlreiche Gelegenheitsstücke von ihm, die zum Teil ihren Reiz durch Beziehungen auf das damalige Weimar hatten, uns aber jetzt mehr oder minder unverständlich und ungenießbar sind.

Singspiele.

So dichtete er für den Geburtstag der Herzogin Luise das kleine Singspiel „Lila", das, ganz auf Musik und die Erfindungen des Ballettmeisters angelegt, später mehrfach von ihm überarbeitet wurde. Für denselben Zweck war die Operette „Jery und Bätely", eine Frucht der Schweizer Reise, die Goethe im Spätherbst 1779 mit dem Herzog machte, bestimmt. — Zu Tiefurt an der Ilm wurde unter freiem Himmel „die Fischerin" aufgeführt, in der Goethe früher gedichtete Lieder und Romanzen zusammenfaßte. Der berühmte „Erlkönig" eröffnete das Spiel, das nicht besonders ansprach, so daß Goethe es müde wurde, der „Großmeister der Affen" zu sein, und erst zwei Jahre darauf eine neue Operette in italienischem Geschmack folgen ließ: „Scherz, List und Rache", die aber noch geringeren Erfolg hatte. Vor und zwischen diesen Stücken liegen einige andere kleine humoristische und zum Teil tendenziöse Dichtungen, von denen „der Triumph der Empfindsamkeit" das erwähnenswerteste ist. Diese „Tollheit", wie Goethe Charlotten schrieb, „so grob und toll als möglich erfunden", wurde am Geburtstage der Herzogin unter dem Titel: „Die geflickte Braut" aufgeführt; sie verspottet in karikiert übertriebener Weise die Empfindsamkeitskrankheit und ihre Erzeugnisse, den „Werther" mit eingeschlossen.

Lieder.

Zwischen diese ausgelassenen Klänge tönte eine Reihe Lieder, die sich meist auf Charlotte von Stein beziehen, wie „Rastlose Liebe" — „Wanderers Nachtlied" („der du von dem Himmel bist" — am 12. Februar 1776 „am Hange des Etternberges" niedergeschrieben und Charlotten zugesandt) „Ein Gleiches" („Über allen Gipfeln" — am 7. September 1780 mit Bleistift an die Wand eines 1870 niedergebrannten herzoglichen Jagdhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau

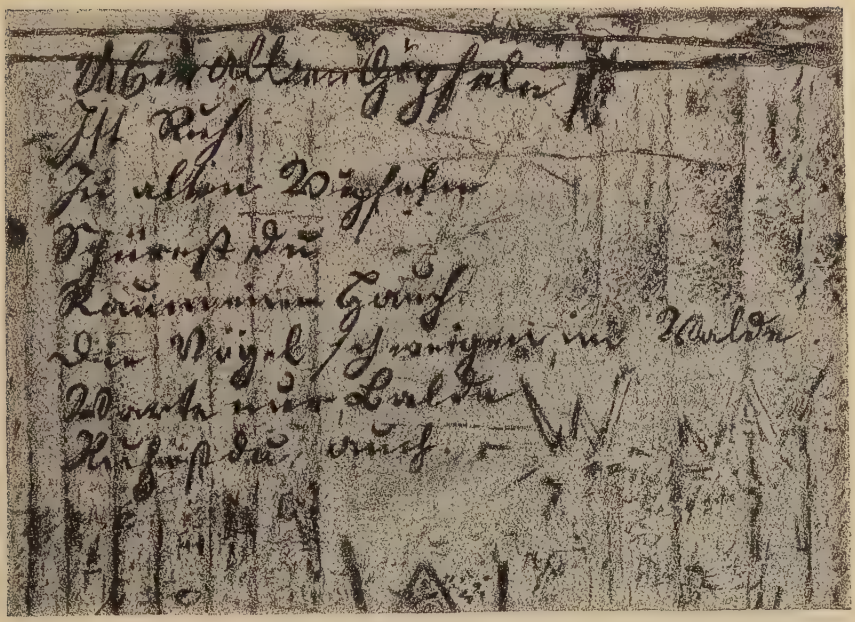


Abb. 28. Wanderers Nachtlied. Am 6./7. September 1780 eigenhändig von Goethe auf die Innenwand des Jagdhäuschens auf dem Gickelhahn geschrieben und am 29. August 1813 von ihm erneuert. Wiedergabe nach einer Originalabbildung im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M.

geschrieben)*) — „An Lida" — „Zueignung" (das später als Eingang von Goethes Gedichtsammlung erschien, ursprünglich aber Charlotten gewidmet war) u. a., in denen nachweisbar eigene Herzenserfahrungen sich abspiegeln und die doch mit wunderbarem Zauber es verstehen, das „Augenblickliche zum Dauernden, das individuelle Gefühl zum Gefühl aller zu machen, ohne dem einen etwas zu nehmen oder dem andern etwas hinzuzufügen", vgl. besonders: „Warum gabst du uns die tiefen Blicke." Auch die Lieder voll tiefer Sehnsucht im „Wilhelm Meister": „Nur wer die Sehnsucht kennt", und das tiefergreifende „Wer nie sein Brot mit Tränen aß", gehören bereits dieser Zeit an. Ebenso die Balladen „Der Fischer", „Der Sänger", „Das Blümchen Wunderschön" und die Oden „Grenzen der Menschheit" und „das Göttliche".

Im Mai 1778 ging Goethe mit seinem herzoglichen Freunde nach Berlin, sie sahen aber Friedrich den Großen nicht. Er war in Schlesien.

Die größeren Werke seiner Muse beschäftigten außerdem den Dichter unablässig, ohne doch unter dem mancherlei Unbefriedigenden, was ihn in dieser Zeit hemmte und einengte, zu ihrer Vollendung ausreifen zu können. So Tasso, Wilhelm Meister, Egmont und Faust, so vor allem „Iphigenie auf Tauris", die im Februar 1779 begonnen, unter der fortwährenden Unruhe der lästigen Geschäfte, Rekrutenausheben und Amtsreisen, stetig gefördert, in der damaligen Prosafassung, welche jedoch vielfach den jambischen Rhythmus durchklingen läßt, beendet und am 6. April zum erstenmale am Hofe aufgeführt wurde. Knebel spielte den Thoas,

*) Am 27. August 1831 besuchte Goethe zum letztenmale das Jagdhäuschen und las unter Tränen die einst von ihm geschriebenen Verse.

Goethe als Oreſt.

Seidler, ein Oberkonſiſtorialſekretär, den Arkas, Prinz Konſtantin den Pylades, Goethe den Oreſtes. „Nie werde ich den Eindruck vergeſſen," erzählt Hufeland, „den Goethe als Oreſt im griechiſchen Koſtüm in der Darſtellung ſeiner Iphigenie machte, man glaubte einen Apoll zu ſehen; noch nie erblickte man eine ſolche Vereinigung körperlicher und geiſtiger Vollkommenheit und Schönheit als damals in Goethe." Der Dichter ſtand gerade im 30. Lebensjahre, ein kräftiger, breitſchulteriger Mann, dem Hitze und Kälte wenig Unterſchied machte, der oft tagelang im Sattel blieb oder nachts im Walde biwakierte, der bei Bällen, Jagden, Schlittenpartien, Feuersbrünſten ſtets am längſten aushielt. Neben ihm glänzte Corona Schröter als Iphigenie.

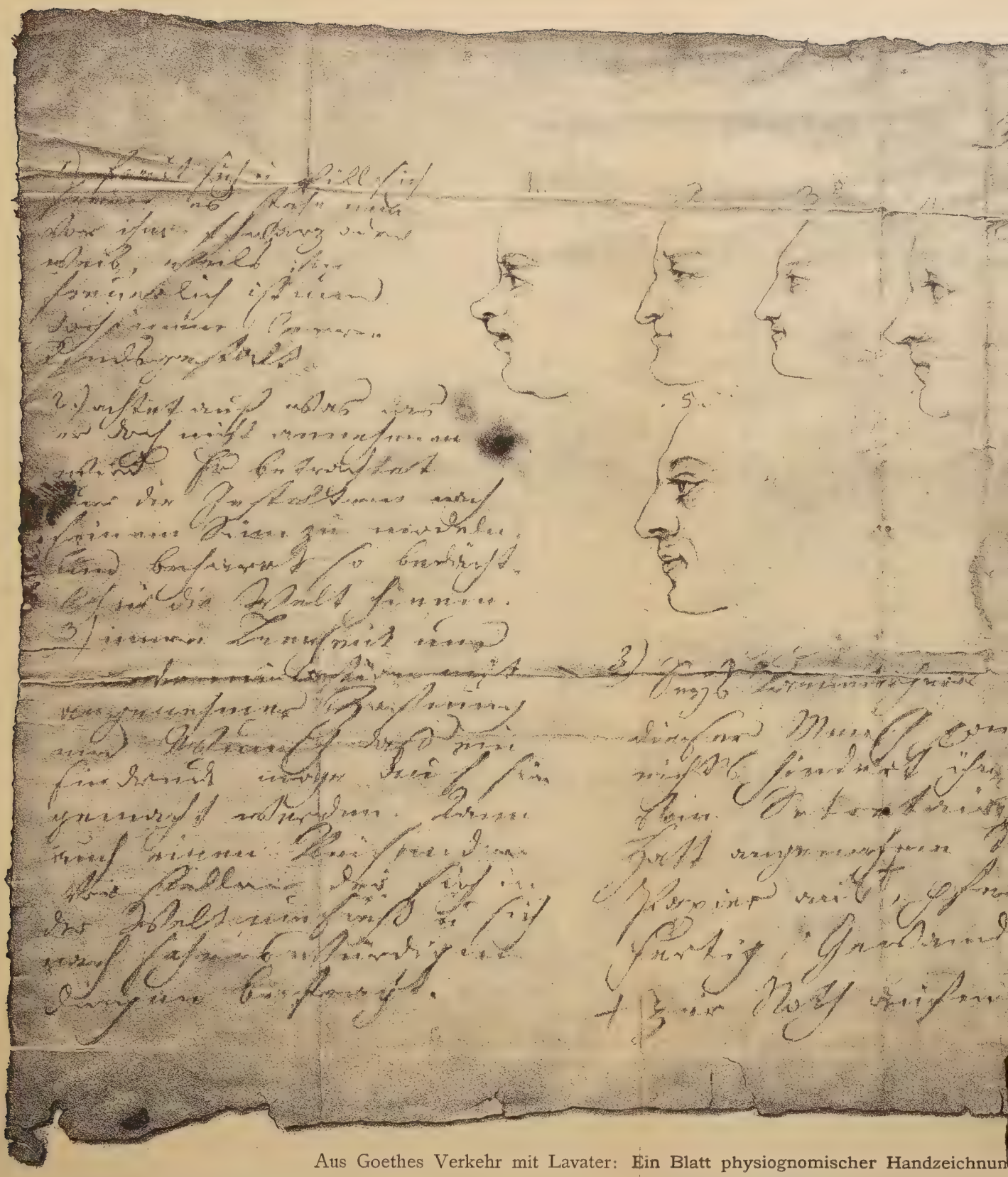
Corona Schröter.

Abb. 29. Corona Schröter.
Selbſtporträt in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.
Nach einer Originalphotographie.
Unterſchrift nach einer Vorlage von W. Künzel.

Corona Schröter, im Januar 1751 zu Guben geboren, war bereits eine bewunderte Konzertſängerin in Leipzig, als Goethe dort ſtudierte. Die ſchöne und hochbegabte Frau, die ſich als Schauſpielerin auszeichnete, war in jeder Hinſicht geeignet, den leicht entzündlichen Dichter zu feſſeln. Aber er kam damals nicht mit ihr in Verkehr. Als er bald nach ſeiner Ankunft in Weimar mit dem Herzog nach Leipzig reiſte, ſah er ſie dort wieder und wurde von ihrer Schönheit und Anmut wie von ihrer Kunſt ganz hingeriſſen. Kurze Zeit danach berief er ſie als Hof- und Kammerſängerin an die Weimarer Bühne. Daneben war ſie „die Zierde des Liebhabertheaters". Verehrer und Bewerber verſtand ſie durch ihre Sprödigkeit ferne zu halten. Der Herzog nannte ſie deshalb „marmorſchön, doch marmorkalt". Goethe feierte ſie in dem Gedichte „Auf Miedings Tod" in den Worten:

„Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reiz auf ſich,
Und ſelbſt dein Name ziert, Corona, dich."

Am 23. Auguſt 1802 ſtarb ſie in Ilmenau, ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalt. —



Aus Goethes Verkehr mit Lavater: **Ein Blatt physiognomischer Handzeichnun**

Faksimile des Originals in Hirzels Goethesammlu

1) Freut sich u. will sich freuen, es stehe nun vor ihm schwarz oder weis, weils ihm freuerlich ist und doch immer leere Kindsgestalt.

2) achtet auf was, das er doch nicht annehmen wird. Er betrachtet nur die Gestalten nach seinem Sinne zu modeln, und beharrt so bedächtlich in die Welt hinein.

3) innere Leerheit und nur Damen anstieren mit angenehmer Hoffnung und Wunsch dass ein Eindruck möge auf sie gemacht werden. Kann auch einen Reisenden vorstellen, der sich in der Welt umsieht u. sich nach sehenswürdigen Dingen befragt.

4) halbverklungene Trauer Sehnsucht nach zarten Gefühlen — Rezeptivität des Guten.

5) [in die hin Vo Ha Pa fe

+

*) kunsts wie a

Verlag von Velhagen & Klasing.

gen von Goethe (1776 oder 1777?) mit Randbemerkungen von seiner Hand.

ng auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

der Handschrift steht 3)] Sey's Kammerherr und sey's Lakey
er Mensch poussirt sich, nichts
lert ihn, nichts hält ihn auf.
n Secretair zum Hofmarschall.
t angenehme Talente, schneidt
ier aus, + pfeift wie eine Nachtigall p. p.
g, Gewandt. Auch Kartenkünsten pp.
ur Noth aufm Rücken*)

6) Bürgerliche Stands Person. Herr Vetter oder Frau Baase.

7) parodirter Friedrich Wilhelm der grosse Churfürst von Brandenburg.

8) Seine Hausfrau Detto.

emeint ist das damals beliebte Silhouettenausschneide
k es galt, wenn man Papier und Schere hinter dem
neuerdings Konewka es verstanden hat.

ls dessen Haupt-
cken handhabte,

Erst acht Jahre später in Italien sollte die in Prosa geschriebene und aufgeführte „Iphigenie“ zu der harmonischen Vollendung in Versen gelangen, in der wir sie jetzt fast allein kennen. Im Jahre 1779 aber war er froh, sie überhaupt zum Abschluß gebracht zu haben — kurz vorher war ihm die Kriegskommission übertragen worden, und er war mit Geschäften mehr als je überhäuft. Dazu war die „Erziehung“ des Herzogs zur Selbständigkeit seine „stete geräuschlose Sorge“. Ein Stück dieses Erziehungsplanes war auch die mit dem Fürsten im September im strengsten Inkognito unternommene Reise in die Schweiz. Unterwegs besuchten sie Goethes Eltern am Hirschgraben zu Frankfurt. Von Straßburg auch machte Goethe einen Abstecher nach Sesenheim, wo er „gar freundlich und gut aufgenommen“ wurde und von wo er ruhigen Herzens schied (vgl. S. 14). Auch Lili sah er glücklich verheiratet. Dann besuchte er in Emmendingen trüben Herzens das Grab seiner im Juli 1777 verstorbenen Schwester Cornelia. — „Ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist,“ schreibt er wehmütig. Dann ging es in die Schweiz, wo er vor allem Lavater aufsuchte, von dem er damals ganz voll war und den er den „besten, größten, weisesten, innigsten aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne“, nannte. (Vgl. Beil. Nr. 6.) Die Beschreibung der abenteuerlichen Reise nahm Goethe später aus seinen Berichten an Frau von Stein fast unverändert in seine Werke auf. Auf der Rückreise sah er zum erstenmale den damals zwanzigjährigen Schiller als Eleven der Militärakademie. Am 13. Januar 1780 waren die Reisenden wieder in Weimar, von dem Erfolge ihres Ausfluges ebenso befriedigt, wie der sie fröhlich begrüßende Freundeskreis.

Schweizer Reise.

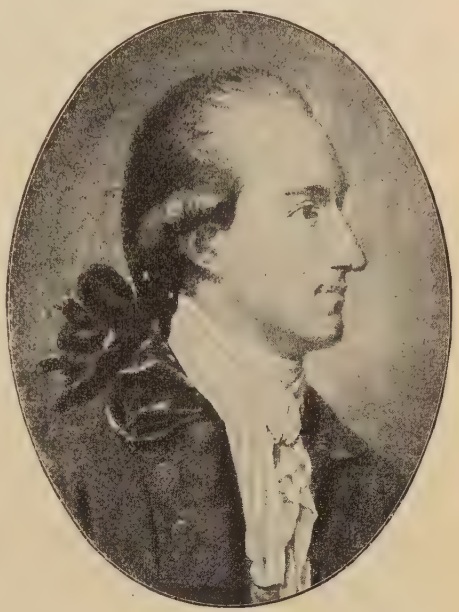


Abb. 30. Goethe im 30. Lebensjahre.
Von May gemalt im Juli 1779. Nach einer Photographie. Original im Besitze der Familie des Freiherrn v. Cotta.

Auch in den nun folgenden Jahren ließ es sich Goethe angelegen sein, den Herzog, den er so innig liebte und dem er 1783 in dem Gedichte „Ilmenau“ ein so schönes Denkmal setzte, zum wirklichen Regenten werden zu lassen; schon äußerlich hob er das im Verkehr mit ihm hervor — der Herzog wird „der allergnädigste Herr“, Goethe sein „alleruntertänigster Diener“; das, was früher ein befreiendes Aufgeben von leeren Förmlichkeiten gewesen war, wurde mit den Jahren eine unnötige, lästige Spielerei, während die festgehaltene Form nun bei weitem größere Unabhängigkeit gestattete. Am 1. Juni 1782 zog er auch — der zunehmenden Geschäfte wegen — in die Stadt und zwar in das anfangs nur gemietete, ihm später aber vom Großherzog geschenkte Haus auf dem Frauenplan (jetzt „Goetheplatz“), in welchem er sich, wie Wieland sagt, „auf ministerialischem Fuß einzurichten“ begann und für das ihm die Herzogin Amalia einen Teil der Möbel machen ließ, „da er so feinartig sei“. In dieser, nach damaligem Maßstabe „geräumigen und prächtigen“ Wohnung fand er auch Platz für seine Kunst- und Naturaliensammlungen. Nach wie vor

aber blieb sein Gartenhäuschen für ihn eine Zuflucht aus dem Stadt- und Hofleben, und er fühlte mehr als je, „daß er diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte".

Nach den „diplomatischen Komödien", die der „Herr Kammerpräsident" als Abgesandter seines Herzogs an den zahlreichen thüringischen Höfen spielen mußte, erlustigte sich Goethe dann in freier Gotteswelt auf der „Steinjagd"; daneben wechselten Mineralogie und Anatomie, Zeichnen und Ätzen, Tuschen und Malen, Numismatik und Botanik bunt bei ihm ab. Oder er flüchtete mit dem zehnjährigen Fritz v. Stein, Charlottes drittem Sohn (geb. 23. Oktober 1773 in Weimar, † 1844 in Breslau), den er oft monatelang bei sich hatte, ihn lehrend, bildend, mit ihm spielend, in den Harz; überhaupt verkehrte er immer gern mit Kindern, und die kleinen Herders und Wielands waren stets willkommene Gäste in seinem Garten. Immer mehr aber fühlte er, „daß er zum Schriftsteller geboren" sei; immer weniger befriedigte ihn sein gegenwärtiges Leben, das ihm zudem noch durch die aufreibende, aussichtslose Liebe zu Frau von Stein vollends vergällt wurde. Im Jahre 1785 schrieb er in einer Art von „autobiographischem" Schema die Worte: „Prüfung meiner Zustände — Was abging — Reise nach Italien vorgesetzt — Aberglaube." — Sein „Aberglaube" bestand darin, daß er meinte, es werde aus dieser Reise nichts werden, wenn irgend jemand vorher darum wisse. Nur mit dem Herzog besprach er seinen allmählich reifenden Plan, rüstete sich sonst aber nur ganz im Verborgenen zu dem Zuge nach dem Lande seiner vieljährigen Sehnsucht, indem er namentlich eifrig Italienisch trieb. Endlich schritt er zur Ausführung seiner Pläne. 1786 im Juli reiste er nach Karlsbad, wo die ganze Weimarische Gesellschaft versammelt war, auch Frau von Stein und Herders. Nach vollendeter Kur reiste er am 3. September heimlich ab, ohne selbst Frau von Stein, die schon vorher nach Weimar zurückgekehrt war, davon zu unterrichten. Vom Herzog nahm er schriftlich Abschied: „Ich gehe allerlei Mängel zu verbessern und allerlei Lücken auszufüllen: es dringt und zwingt mich, in Gegenden mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste." Als „Herr Müller" kam der Dichter am 9. September über den Brenner; am 14. war er in Verona, am 28. in Venedig. Es war ihm infolge der vom Vater ererbten Neigung und der langjährigen Beschäftigung mit dem Lande seiner Sehnsucht, als ob er in Italien „geboren und erzogen wäre und nur von einer Grönlandsfahrt zurückkäme". Überallhin begleitete ihn seine „Iphigenie". Am 18. Oktober kam er nach Bologna, am 29. nach Rom, von wo er zum erstenmale wieder an Frau von Stein schrieb. Sieben Vierteljahre verlebte er in Italien, davon fünf Viertel in Rom, — seine „Italienische Reise" enthält einen ausführlichen Bericht darüber. Die große Bedeutung, welche er dieser Zeit für seine geistige Entwicklung beimaß, kennzeichnet am besten seine Bemerkung vom 20. Dezember 1786: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich — — — Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weiteren Welt gebracht hat! Ja, es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung erleidet."

Fritz von Stein.

Italienische Reise.

In seiner Studentenzeit hatte er für die realistische Malerei der Niederländer geschwärmt, in Straßburg sich für die Gotik begeistert, jetzt tauchte er in die Renaissance und Antike unter, in deren edler Einfalt und stiller Größe er nunmehr die höchsten Eigenschaften des Schönen sah. Dies ging ihm zuerst an den Bauwerken des Palladio in Vicenza und Venedig auf, dann in Rom an der Peterskirche und Michel Angelos Fresken, während er Rafaels stille Größe erst allmählich

würdigte, an den Bauten (Pantheon, Kolosseum) und Bildwerken der Alten (wie Juno Ludovisi, Zeus von Otricoli, Apoll vom Belvedere u. a.). Daneben genießt er mit vollen Zügen die Natur. Neapel ist ihm ein Paradies, in dem er in einer Art trunkener Selbstvergessenheit lebe. In Sizilien glaubt er sich auf die Insel der seligen Phäaken versetzt und arbeitet am Plan einer Nausikaa. So kann er zuletzt sagen: „Ich habe eine Hauptepoche zurückgelegt . . . Ich fühle mir einen leichteren Sinn und bin fast ein anderer Mensch."

Unter den Freunden, die sich in Rom um den Dichter sammelten, erwies sich der Maler **Wilhelm Tischbein** als besonders geeignet, sein Führer zu werden. Im Jahre 1751 zu Heina in Kurhessen geboren war er mit Roms Geschichte und Kunst durch wiederholten längeren Aufenthalt genau bekannt, als Goethe dorthin kam. Zusammen gingen sie dann nach Neapel, wo Tischbein eine Anstellung als Direktor der Malerakademie fand, bis die Revolution ihn vertrieb. Zur Unterscheidung von anderen Malern seines Namens bezeichnete man ihn als „Napolitaner". Später lebte er in Hamburg und starb 1829 in Eutin. Goethes Briefe sind lange Zeit seines Ruhmes voll, und obwohl weiterhin eine vorübergehende Entfremdung zwischen ihm und dem Maler eintrat, ist doch das Freundschaftsband nie ganz gelöst, vielmehr im Alter neu geschürzt und gekräftigt worden. Damals entstand aber aus dem täglichen Verkehr der Freunde eines der bedeutendsten Goethe-Bildnisse — „ein wirkliches Gemälde in großem historischen" Stil, wie Zarncke, der erste Kenner auf diesem Gebiet, es nennt. Tischbein hat seinen Freund in einen weißen Mantel gehüllt und malerisch hingestreckt auf den Trümmern eines altrömischen Bauwerkes inmitten der Campagna bei Rom dargestellt: die schönste Erinnerung an des Dichters Aufenthalt in der Siebenhügelstadt.

Tischbein.

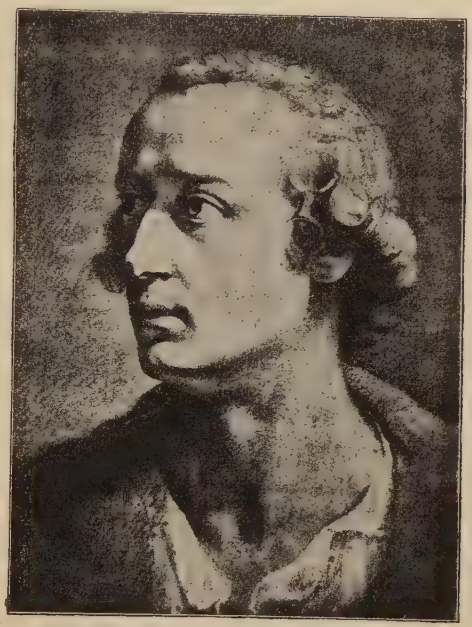


Abb. 31. Wilhelm Tischbein.
Von ihm selbst gezeichnet. Nach dem Original im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.

Bis zum 22. Februar 1787 blieb Goethe in Rom, wo er sich an der Hand Winckelmanns an ein ernstliches Studium der bildenden Kunst machte, auch zeichnete und seine schon mehrmals umgearbeitete „**Iphigenie auf Tauris**" in die reine Versform umschrieb, in der er sie veröffentlicht hat. Am 6. Januar 1787 schrieb er den Freunden in der Heimat, daß sie endlich fertig geworden, und las sie dem römischen Freundeskreise, zu dem außer Tischbein die Porträtmalerin Angelika Kauffmann, Moritz u. a. gehörten, vor. Die Aufnahme war kühl — die Landsleute hatten ein feuriges, stürmendes, an Götz erinnerndes Stück erwartet und fühlten sich enttäuscht — auch die heimischen Freunde, Herder voran, äußerten sich nicht befriedigt; erst die spätere Zeit hat dem Werke die volle Anerkennung verschafft. Es ist lehrreich, Goethes Stück mit dem des griechischen Dramatikers Euripides zu vergleichen, von dem Goethe den Stoff entlehnte. Wie hat er ihn umgewandelt!

Iphigenie.

Abb. 32. Goethe auf den Trümmern von Rom in der Campagna.
Nach einer Zeichnung im Goethe-Nationalmuseum. Original von Wilhelm Tischbein (1786 gemalt) im Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt a. M. (vgl. Goethe-Jahrbuch IX, 286).

Euripides' Iphigenie.

Bei Euripides handelt es sich um die Wegführung des heiligen Artemisbildes aus dem Tempel der Göttin bei den Tauriern. Dorthin hatte Artemis die Tochter Agamemnons, Iphigenie, als Priesterin geführt, als der eigene Vater sie zu opfern im Begriff stand, um den Griechen günstige Fahrt nach Troja von den Göttern zu erringen. Von den Ihrigen totgeglaubt und selbst ohne Kunde aus der Heimat waltet sie nun im fernen Lande des blutigen Amtes, die landenden Fremden nach altem Brauch der Göttin zu opfern, voll Bitterkeit gegen den Vater und voll Rachegedanken wider Menelaus und Helena, um die sie einst selbst hatte geopfert werden sollen. Da landet ihr Bruder Orestes. Auf Apollos Geheiß hat er die Mutter und deren Buhlen ermordet, um den von beiden umgebrachten Vater zu rächen. Um dieses Muttermordes willen verfolgen ihn die Erinnyen Tag und Nacht, aber Apollo hat ihm Lösung des Fluches versprochen, wenn er das Bild der Artemis, die wider ihren Willen in dem barbarischen Lande zu Taurien verehrt wurde, aus dem dortigen Tempel entwendete. Von Pylades, seinem Schwager, begleitet ist er gekommen, das Geheiß des Gottes zu erfüllen. Von Rinderhirten entdeckt und gefangen genommen, werden sie vor Iphigenie, die Hüterin desselben Bildes, dessen Raub dem Orest geboten ist, geführt. Ein Brief, den sie nach Argos besorgt zu haben wünscht, führt die Erkennungsszene zwischen den Geschwistern herbei. Sobald sie den Zweck der Fahrt kennen gelernt, willigt sie in gemeinsame Flucht und Entwendung des Bildes durch eine gemeinsam ersonnene List. Thoas, König von Taurien, der arglos seine Einwilligung zur vorgeblich notwendigen Entsühnung des Bildes im Meerwasser gegeben, ist auf das höchste erzürnt, als er den Betrug entdeckt, und schickt sich an, die Fliehenden zu verfolgen. Da erscheint Pallas Athene, hält ihn

zurück und verkündet, daß alles nach dem unerforschlichen Ratschluß der Götter also geschehen. Der König fügt sich dem Götterbefehl: „Wer der Götter Ruf vernimmt und ihm Gehorsam weigert, hegt unreifen Sinn", und läßt die Hellenen in ihre Heimat fahren.

Goethes Iphigenie.

Diesen griechischen Stoff hat nun Goethe in der großartigsten Weise verdeutscht oder — um mit Vilmar zu reden — er hat „den Geist des Altertums mit deutschem Leibe umkleidet", so sehr, daß Schiller die Iphigenie „erstaunlich ungriechisch und modern" nannte, während Wieland sie im „Merkur" als ein „altgriechisches Stück" feierte. Überdies ist die antik-heidnische Auffassung und äußerliche Lösung in die aus christlichem Geiste geborene, ethische umgebildet, daher der Hauch des Friedens, der das ganze Stück durchweht. Während in ihrem Hause Sünde auf Sünde sich häuft und Verbrechen und Fluch fortwüten, ist Iphigenie im fremdem Lande rein geblieben, hat die barbarischen Skythen von dem blutigen Brauch der Fremdenopfer abgebracht und Segen über das rauhe Land verbreitet. Der König Thoas, durch ihr stilles, edles Walten ergriffen, wirbt um ihre Hand. Bescheiden, aber fest lehnt sie die Werbung ab, und da er weiter in sie dringt, entdeckt sie ihm das Geheimnis ihrer Abkunft aus dem verbrecherischen, den Göttern verhaßten Geschlechte des Tantalus. Der König wiederholt trotzdem seinen Antrag, doch sie erwidert: die Göttin, die sie rettete, habe allein das Recht auf ihr geweihtes Leben. Im Zorn gebietet er ihr, die der Göttin mit Unrecht bisher vorenthaltenen Opfer wieder aufzunehmen. Zwei Fremde, die in den Höhlen des Ufers versteckt gefunden, sollen als die ersten wieder getötet werden. Thoas sendet sie zu ihr — es sind Orest und Pylades. Unter angenommenem Namen stellt sich der letztere ihr vor und erzählt auf ihr Befragen von Trojas Fall, von so vieler edler Helden Tod, von dem grausen Schicksal ihres eigenen elterlichen Hauses, ohne zu ahnen, wer sie ist. Orest sei sein von den Furien um eines Mordes willen verfolgter Bruder, dem Apollo zur Sühne befohlen habe, „im Tempel seiner Schwester der Hilfe segensvolle Hand zu erwarten". Orest vervollständigt den Bericht des Freundes, aber es widersteht ihm, das lügenhafte Gewebe desselben aufrecht zu erhalten — er nennt sich selbst als den Muttermörder:

„Ich bin Orest! und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sei er willkommen —"

Als nun Iphigenie sich ihm als seine Schwester zu erkennen gibt, entsetzt er sich — die Schwester ist ja die Priesterin, die durch das Opfer des eigenen Bruders das entsetzliche Schicksal der Atriden vollenden soll. Nachdem er die geliebte Schwester aufgeregt gebeten, den Stahl ihm ins schuldbeladene Herz zu stoßen, sinkt er in Ermattung nieder. Aber mit seinem reuevollen Schuldbekenntnis ist auch der Fluch gesühnt, und als er in einem Traume die Versöhnung alles Hasses im Jenseits geschaut, ist Friede über ihn gekommen — als die Schwester mit dem Freunde zu ihm zurückkehrt, haben die Furien ihn verlassen:

„Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen."

Pylades drängt zum Aufbruch; eine List soll ihnen helfen, das Skythenland zu verlassen. Iphigenie läßt sich bereden, den König zu täuschen; sie soll ihm sagen, das Bild der Göttin sei durch einen Wahnsinnsausbruch des von den Furien verfolgten Fremdlings entweiht und müsse im Meereswasser gebadet und gesühnt werden, ehe das Opfer vollzogen werden könne. Diesen Augenblick wollten die drei benützen, auf das hinter einem Vorsprung verborgene Schiff sich zu retten und mit dem Götterbilde in die Heimat zurückzufahren. Darüber aber ist ihr Geist trübe und unruhig geworden; sie bricht in die schmerzliche Klage aus:

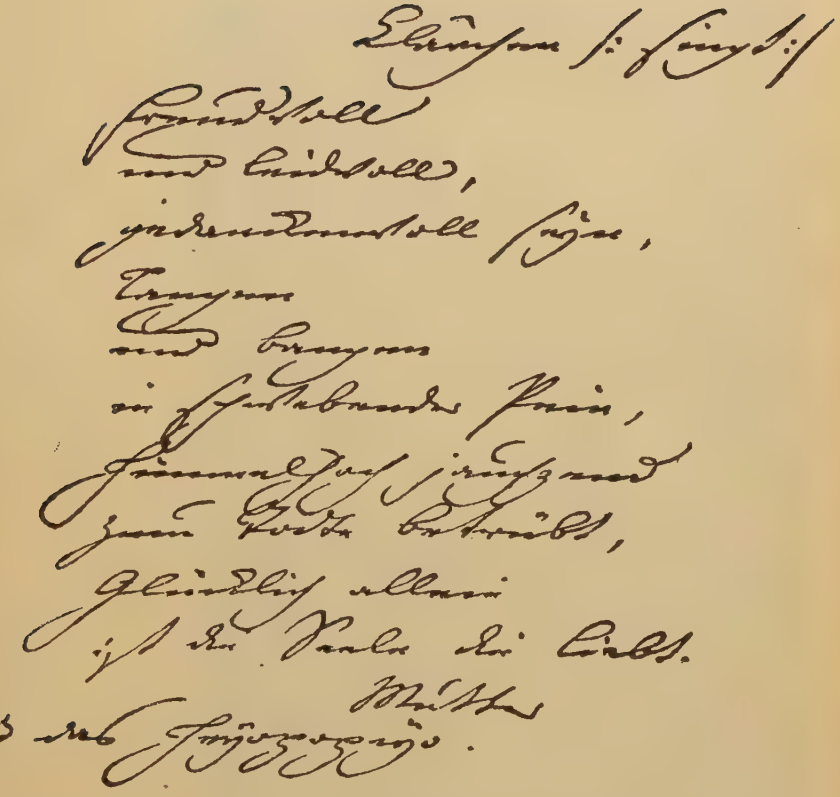
„O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andere wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen — —“

Dennoch spricht sie die Lüge gegen des Königs Diener Arkas aus, wird aber durch dessen Entgegnung noch tiefer erregt — Pylades weiß sie von der Unerläßlichkeit seines Planes zu überzeugen — ihre Seele kämpft gewaltig, beinahe verfällt sie dem alten Trotz ihres Hauses wider die Gottheit. Noch herb und hart tritt sie dem zürnenden König gegenüber, der den Betrug ahnt; endlich überwindet sie sich selbst, gibt der Wahrheit die Ehre und bekennt in demütiger, reiner Offenheit ihre Schuld. Thoas gerührt, überwältigt, wird vollends umgestimmt, als Orest nun mit hellerleuchtetem Auge den wahren Sinn des Apollowortes erkennt: unter der Schwester, die Orest von Tauriens Ufer nach Griechenland bringen soll, um den Fluch zu sühnen, hat der Gott nicht seine eigene Schwester, sondern Orests Schwester Iphigenie gemeint. So läßt denn Thoas, eingedenk seines einst gegebenen Versprechens, die dreie in die Heimat ziehen. Iphigeniens edles, reines Wesen hat ihn besiegt, ihr mild versöhnendes Abschiedswort nötigt ihm sogar ein „Lebt wohl“ zum Schlusse ab. Orests Heilung ist aber nicht nur durch die Einwirkung seiner schuldlosen Schwester und durch das sein Gemüt erleichternde Bekenntnis, sondern durch das Wirken höherer Mächte: das Gebet der Schwester und ihm entsprechend die Hilfe der Götter herbeigeführt worden.

Nachdem Goethe noch zu Rom den Karneval angesehen, ging er am 22. Februar 1787 nach Neapel und Sizilien. Im Juni war er wieder in Rom, wo er sich mit leidenschaftlichem Eifer den Kunststudien hingab und während der heißen Wochen auch den schon zwölf Jahre zuvor in Frankfurt geplanten und in Weimar „vertrödelten“ **Egmont** vollendete, ohne ihn aus der Prosaform zu gebundener Rede sich erheben zu lassen.

Egmont.

Egmont, aus einer altadeligen Familie der Niederlande stammend, ein tapferer, verwegener Kriegsheld und Vorkämpfer der Freiheit seines Vaterlandes, für den alle Herzen des Volkes schlagen, tritt ebenso furchtlos dem finsteren Herzog Alba gegenüber wie vorher schon der Regentin Margarete von Parma. Von ernsteren Gedanken und Geschäften flüchtet er zu Klärchen, einem Mädchen aus dem Volke, das ihn ebensosehr bewundert, wie sie ihn liebt, und das sich durch seine Liebe über jeden Makel erhaben glaubt. Durch seine leichtsinnige Sorglosigkeit geht Egmont zu Grunde. „Voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, wandelt er“, wie Schiller in seiner berühmten Rezension in Anlehnung an ein Wort Egmonts selbst (Akt II, Szene 2) sich ausdrückt, „gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze“. Unähnlich dem historischen Egmont, der aus Liebe zu seiner Frau und zahlreichen Familie sich in Brüssel zurückhalten ließ, bleibt er in leichtsinnigem Selbstvertrauen und fällt wehrlos in seines Gegners Schlingen, während fast alle seine gleich ihm bedrohten Freunde wie Oranien u. a. sich durch die Flucht retten. Alba entlockt ihm Äußerungen, die als Verletzung des Gehorsams gegen den König gedeutet werden können. Egmont tritt ein für die verbrieften Rechte der Provinzen, mit deren Aufhebung Alba gerade betraut ist. Am Schluß der Unterredung wird Egmont verhaftet, schuldig gesprochen und hingerichtet. Eine Anstrengung der energischen Geliebten Egmonts, das Volk zu seiner Befreiung aufzustacheln, mißlingt. Vor seinem Tode erscheint ihm im Gefängnis die Gestalt Klärchens, die vorher Gift



Clärchens Lied: „Freudvoll und leidvoll“ aus **Goethes** „Egmont“ (III, 2).
Nach Goethes eigenhändiger Handschrift in der K. Bibliothek zu Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

genommen, auf einer Wolke schwebend, im Traum als Göttin der Freiheit und verkündet ihm den Sieg seines Vaterlandes in dem Kampfe, als dessen erstes Opfer er falle. Mit einer Siegessymphonie schließt das Stück. Einen „Salto mortale in die Opernwelt" nennt Schiller die Schlußallegorie. Auch sonst ist vom Standpunkt strenger Kritik viel gegen dieses Stück einzuwenden. Es fehlt ihm die Einheit einer zielbewußten Handlung und ein tatkräftiger Held. Es sind lose aneinander gereihte, zum Teil meisterhaft durchgeführte Szenen, aus denen eine große Zeit uns lebendig entgegentritt und in welche ein Liebesidyll lose hineingewebt ist. Trotz dieser Ausstellungen ist der „Egmont" bis heute ein Liebling des Publikums geblieben.

In Rom.

Neben seinen Kunststudien und den erwähnten Dichtungen arbeitete Goethe in Rom auch am „Tasso" und am „Faust"; fast noch ein ganzes Jahr blieb er in der „Hauptstadt der Welt", nachdem er seinen Ausflug nach Sizilien vollendet hatte. Das Haus, das er in Rom Via del Corso nahe an der Porta del popolo bewohnte, ist heute vom Munizipio mit einer Gedenktafel gezeichnet. Ein anderes Andenken bietet Tischbeins Aquarell, welches Goethe darstellt, wie er in Hemdsärmeln aus dem Fenster in ein Gärtchen hinabblickt, „wo Zitronenbäume in Kübeln standen, die ein alter Weltgeistlicher pflegte". Immer aufs neue verlängerte er seinen Aufenthalt, so sehr auch der Herzog und die Freunde ihn drängten, zurückzukehren. Endlich regte sich doch in ihm die Sehnsucht nach der Heimat; am 22. April 1788 riß er sich von Rom los.

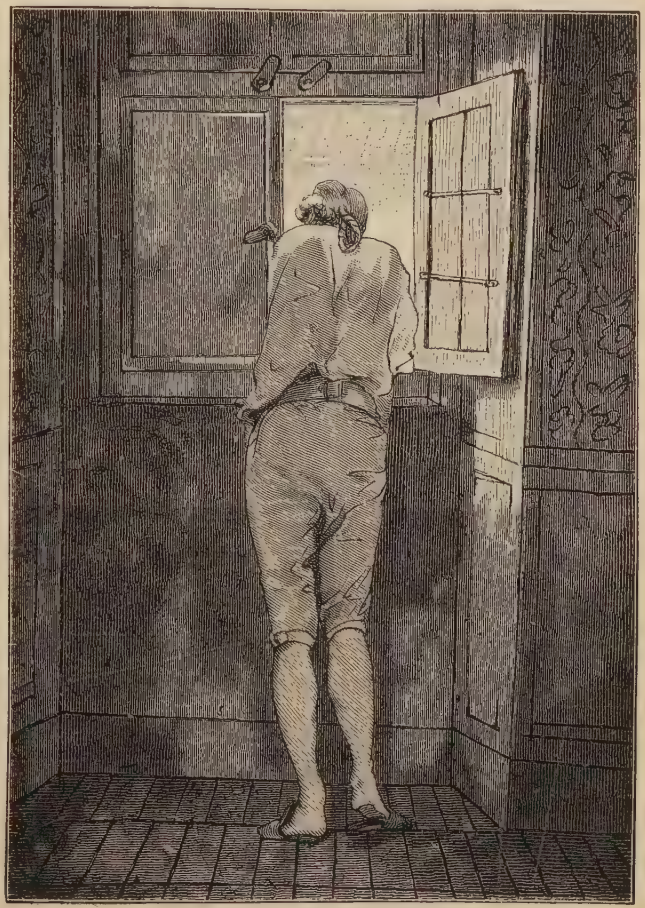


Abb. 33. Goethe am Fenster.
Nach einer Zeichnung von Tischbein in Rom (1787).

Am 18. Juni langte er in Weimar an. Mit allen Ehren wurde er von Hof und Gesellschaft empfangen. Die Stellung, die ihm der Herzog für die Zukunft anwies, sagte ihm durchaus zu: es war die eines Freundes ohne andere Pflichten

Rückkehr aus Italien.

als die, welche er sich selbst auflegen mochte. Schon vor seiner Rückkehr war ein neuer Kammerpräsident ernannt und Goethe die Berechtigung zugesprochen, den Sessionen des Kollegii „von Zeit zu Zeit, sowie es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Landesherrn bestimmten Sessel einzunehmen". Trotz alledem konnte der Dichter sich in die deutschen Verhältnisse lange gar nicht wieder einleben — „aus Italien, dem formreichen", schreibt er, „war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen". Deutscher Natur, deutscher Kunst, deutschem Leben und Glauben war er völlig entfremdet worden; seine ganze Sehnsucht ging nach Italien zurück, nach südlicher Natur, nach antiker Kunst. Diese Sehnsucht nach Italien sprach er in den „Römischen Elegieen" aus, die ganz antik gedacht und gedichtet sind: diese Empfindung von Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit ließ seine ergreifende Tragödie, den „Tasso", heranreifen. Schon nach Rom hatte Goethe zwei Akte davon, in poetischer Prosa geschrieben, mitgenommen; nur wenig wurde das Gedicht in Italien gefördert, aber auf dem Heimwege dichtete er daran, „um sich zu betäuben", und vollendete es in Weimar im Jahre 1789.

Römische Elegieen.

Tasso.

Torquato Tasso überreicht sein eben vollendetes Epos „Das befreite Jerusalem" dem Herzog Alphons von Ferrara, an dessen Hofe er lebt. Des Fürsten Schwester Leonore von Este setzt ihm zum Dank einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Da tritt Antonio, der Minister des Herzogs, der eben nach glücklich vollendeten Staatsgeschäften aus Rom zurückgekehrt ist, herzu, und als er den Dichter in seinem Ehrenschmuck erblickt, hält er sich darüber auf:

„Mir war es längst bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig ist —"

meint er spöttisch und rückt Tasso die Kühnheit vor, sich neben die großen Dichter der Vorzeit, Vergil und Ariost, zu stellen. Ein Versuch Tassos, durch die Prinzessin angeregt, den Gegner zum Freunde zu gewinnen, mißlingt, ja das Mißverhältnis zwischen beiden steigert sich bis zu solchem Grade, daß der durch Antonios kalte Worte tief gekränkte und gereizte Dichter sich hinreißen läßt, im Palaste seines Fürsten den Degen zu ziehen und den Gehaßten zum Zweikampf zu fordern. Der Fürst, der sie in dieser Stellung überrascht, straft in mildester Form den Dichter wegen des Burgfriedenbruchs, äußert sich aber auch mit Antonio unzufrieden und beauftragt ihn, Tasso den Degen zurückzubringen, ihm in des Fürsten Namen die volle Freiheit wiederzugeben und mit edlen, wahren Worten sein Vertrauen zu gewinnen. Er versucht es; aber Tasso, durch die kurze Entziehung seiner Freiheit krankhaft aufgeregt, fordert als Beweis der Aufrichtigkeit Antonios, daß er ihm vom Fürsten die Erlaubnis auswirke, Ferrara verlassen zu dürfen. Widerstrebend gesteht es ihm Alphons zu in der Hoffnung, ihn dadurch zu heilen. Huldvoll entläßt er ihn mit den Worten:

„Je eher du zu uns zurückekehrst,
Je schöner wirst du uns willkommen sein."

Durch den Abschiedsschmerz steigert sich aber Tassos Aufregung so sehr, daß er der Prinzessin gegenüber allen inneren Halt, alle Selbstbeherrschung verliert und, statt sich zu verabschieden, ihr seine Liebe gesteht, ja sich so weit vergißt, daß er sie leidenschaftlich in seine Arme drückt. Von der Prinzessin zurückgewiesen, verlassen von allen, bleibt ihm nur der ernste und besonnene Antonio, an dessen festem Wesen er sich aufrichtet und dessen Freundeshand er ergreift:

„Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf.
Ich fasse dich mit beiden Armen an.
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte."

In den Hauptzügen entspricht Goethes Tasso dem historischen Urbilde. Des 1544 in Sorrent geborenen Tasso früh hervortretendes Dichtertalent wurde von dem kunstsinnigen Haus der Este erkannt und er an den Hof von Ferrara gezogen. Dort besang er in manchem feurigen Liede die beiden Schwestern des Herzogs, ein Liebesverhältnis zu Leonore von Este hat er indes nie gehabt. Wohl aber fühlte er sich ähnlich unbehaglich im Verkehr mit der neidischen Höflingswelt, wie Goethe in Weimar, und das Mißverhältnis zwischen Dichtergeist und Hofgeist trat in beider Dichter Leben ähnlich störend ein. Tasso, ein phantastisches und reizbares Dichtergemüt, ging daran zu Grunde, oder eigentlich an seiner inneren Schwäche, weil ihm die sittliche Kraft fehlte, welche allein Verhältnisse überwinden kann, die einer solchen Gemütslage besonders Nahrung zuführen — sein krankhaft mißtrauisches Wesen wurde zuletzt zur wirklichen Geistesstörung, und ehe die in Rom vorbereitete Dichterkrönung für den leidlich Geheilten ins Werk gesetzt werden konnte, starb er 1595 im Kloster S. Onofrio in Rom, nahe dem Vatikan, jenseits des Tiber. Der historische Tasso.

Goethe nannte seinen Tasso gegenüber Eckermann einen „gesteigerten Werther", den er gedichtet, „um sich zu befreien". So gehört denn dieses an äußerer Handlung arme, an innerem Leben aber reiche und in der Charakterzeichnung unübertroffene dramatische Gedicht auch zu den „Selbstbekenntnissen" Goethes, dessen erste zehn Jahre in Weimar sich darin widerspiegeln. Insbesondere klingt seine Liebe zu Charlotte von Stein leise wehmütig hindurch. In Italien war er nach seinem eigenen Ausdruck „von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit allmählich wieder zu frischem Lebensgenuß genesen", er hatte die aufreibende, aussichtslose Neigung zu Charlotten überwunden, aber was sie ihm gewesen, sagt er in den schönen Versen:

„Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt —"

„Befreit und genesen" war er aus Italien heimgekehrt. Mit warmer Freundschaft, aber doch zurückhaltend trat er Frau von Stein gegenüber; sie konnte dies nicht verstehen und geriet vollends in Zorn, als der Dichter kurze Zeit nach seiner Heimkehr ein neues Verhältnis anknüpfte, das zu einem dauernden, zu einem ehelichen Bunde werden sollte. Am 13. Juni 1788 schloß Goethe eine „Gewissensehe" mit **Christiane Vulpius** (geb. zu Weimar 1. Juni 1765), der Schwester des einst berühmten Verfassers des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini". Von ihr erzählen die „Römischen Elegieen", von ihr handelt so manches anmutige Gedicht, so die reizende Parabel: Christiane Vulpius.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt es brechen,
Da sagt es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?"

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Im Park auf dem Spaziergang war sie ihm begegnet und hatte ihm eine Bittschrift ihres in Jena lebenden Bruders überreicht. Er gewährte das Gesuch und nahm die Bittstellerin als Gehilfin für botanische Beschäftigungen in Dienst. Im folgenden Jahre zog sie zu ihm, und von da an hat sie ganz die Stelle seiner Frau eingenommen, obgleich er erst im Jahre 1806 dem Bunde mit ihr die kirchliche Weihe verleihen ließ.

Abb. 34. Christiane Vulpius in ihrem 36. Lebensjahre. Nach dem Gemälde von Bury im Goethe-Schiller-Museum zu Weimar.

Die Verbindung mit der „Mamsell" wurde ihm in Weimar sehr übel genommen; am Hofe wie in der Stadt sprach man geringschätzig von seinen „elenden häuslichen Verhältnissen", während Christiane, deren Bild aus späteren Zeiten von dem „naiven Reiz ihrer Jugend wenig ahnen" ließ, ihm gerade angenehme, häuslich-gesellige Verhältnisse bereitete und auch Mutterwitz genug besaß, um „ein verständig Wort" mit ihm zu wechseln. Frau von Stein fand sich durch sein Verhältnis zu dem „armen Geschöpf" so tief beleidigt, daß sie auf lange Zeit ganz mit ihm brach.

Immer mehr schränkte er seine Verbindungen ein — verstimmt und verbittert zog er sich in sein Haus und auf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück: neben dem Studium der Pflanzenwelt und der Knochenlehre stellte er optische Versuche und Beobachtungen an, aus denen seine „Farbenlehre" später hervorging. Das dichterische Schaffen trat darüber zurück. Die französische Revolution, die nicht ohne Eindruck auf ihn blieb, ihm aber mehr widrig als furchtbar war, rief ein paar Stücke hervor, so das Lustspiel „Der Groß-Cophta", in dem er die berüchtigte Halsbandgeschichte aus Marie Antoinettes Leben dramatisierte, das aber bei der Aufführung in Weimar „unerträglich gedankenleer und platt" ge-

Farbenlehre.

funden wurde. Noch weniger gefiel „Der Bürgergeneral“, eine einaktige Posse, in der das revolutionäre Maulheldentum in der Person eines ränkevollen Dorfbarbiers verspottet wurde. Diese etwas spöttische Behandlung der Revolution mißfiel allgemein, und das Stück wurde Goethes unwürdig befunden.

Mitten in diese unbehagliche Zeit fallen dann noch einige Reisen. So fuhr er im Frühling 1790 der aus Italien zurückkehrenden Herzogin-Mutter bis Venedig entgegen; daher stammen die „Venetianischen Epigramme“, in denen er „Weimarsche Situationen mit venetianischem Kolorit malte“. Als er zurückkehrte, war der Herzog in Schlesien beim preußischen Heer. Goethe folgte ihm dahin. 1792 machte er in des Fürsten Gefolge den preußischen Feldzug gegen die Franzosen mit, den er in der „Campagne in Frankreich“ beschrieb. Wichtiger als diese kleinen Schriften war die Bearbeitung des alten Tierepos „**Reineke Fuchs**“, zu der er auch durch die Zeitereignisse angeregt wurde: „ein heiterer Abglanz dieser verdüsterten Periode,“ wie Goedeke es nennt — „die unheilige Weltbibel“, wie Goethe selbst es bezeichnete. Schon in früheren Jahren hatte er das alte Gedicht (vgl. I, 34. 53 ff.) liebgewonnen. 1783 war durch Knebel ein schönes Exemplar davon in seine Hände gekommen. Zehn Jahre später, nach Ludwigs XVI. Hinrichtung, nahm er es wieder vor, „um sich von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen“. In zwölf Gesängen und in Hexametern, die ihm viel Mühe machten, vollendete er seine Bearbeitung,

Venetianische Epigramme.

Reineke Fuchs.

Abb. 35. Die Opfer der Tücke Reinekes (Gesang VI).
Kopfleiste aus W. v. Kaulbachs Reineke Fuchs.

die im allgemeinen treu dem Original folgend, doch — nach Jacob Grimms Urteil — „der natürlichen, einfachen Vertrautheit“ entbehrt und darin dem alten Epos nachsteht. Das Derbe ist verfeinert, das Ganze höher gestimmt, dagegen sind alle außerhalb des Stoffes liegenden Anspielungen und satirischen Bezüge, wie sie das niederländische Gedicht vielfach enthält, fortgeblieben; „in dem heiter bewegten Leben der Tierwelt, deren Schmerzen selbst uns noch komisch erscheinen, ist ein lachendes Bild des leidenschaftlichen, ränkevollen Menschentreibens farbenreich ausgeführt.“ In der neueren Zeit ist durch die geistreichen satirischen Zeichnungen Wilhelm v. Kaulbachs, mit denen das Gedicht 1846 in einer Prachtausgabe erschien, ein erneutes Interesse an dem „Reineke Fuchs“ erweckt worden.

Inzwischen hatte der Herzog seinem Freunde das von ihm bisher bewohnte Haus geschenkt und während ihrer Abwesenheit im Felde (vgl. S. 41) so stattlich ausbauen lassen, wie wir es auf dem Bilde (Abb. 36) von Wagner erblicken. An dem dreieckig unregelmäßigen kleinen Platze, der damals „Frauenplan“ hieß, streckte sich der vornehm aussehende braungelbe Bau mit seiner langen Fenster-

Goethes Stadthaus.

Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?

Kämen sie getrost here
Würden wohl empfangen
Goethe 1828

Abb. 36. Goethes Haus am Frauenplan (jetzt Goetheplatz) in Weimar seit 1792. Gezeichnet von Otto Wagner 1827, gestochen von L. Schütze. Mit Goethes eigenhändig darunter gesetzten Versen von 1828.

front breit aus; eine Anzahl vorübergehender Personen bildete die Staffage, dagegen fehlte der Brunnen in der Mitte des Platzes, um welchen sich täglich die schwatzenden Mägde versammelten. Darunter hatte Goethe für seine kleine Freundin Röschen Scharff, der er das Bild mit dem des Gartenhäuschens (S. 34) schickte, eigenhändig die folgenden Zeilen gesetzt:

„Warum stehen sie davor,
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein."

Zurückgekehrt fand Goethe sein Haus fast fertig, doch hatte er die Freude, überall noch die letzte Hand anlegen und ihm das Gepräge seines Genius aufdrücken zu können. So stammt von ihm die prächtige Treppe, eine angenehme Erinnerung an Italien, obgleich sie für die Verhältnisse des Hauses zu groß ist. Im Jahre 1885 ist dieses seit des Dichters Tode verschlossen gebliebene Haus mit seinen reichlichen Sammlungen seinen Freunden endlich zugänglich geworden.

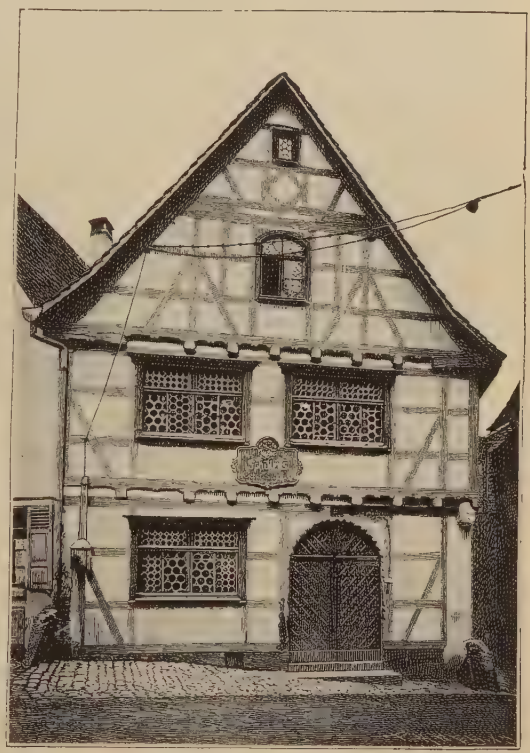
* * *

In allen diesen Jahren hatte Goethe in Weimar ein fast vereinsamtes Leben geführt. Wieland und Herder hatten sich ihm entfremdet. Schiller, den er 1788 bei seiner Rückkehr aus Italien in Rudolstadt bei Frau v. Lengefeld kennen gelernt und als Professor nach Jena gesandt hatte, stieß ihn ab, und sechs Jahre lang gingen die beiden Dichter nebeneinander, ohne sich verstehen, ohne sich vereinigen zu können. Endlich im Sommer des Jahres 1794 traten sie einander näher, und die Zeit „eines neuen Frühlings" brach an. Doch ehe wir ihren Freundschaftsbund und ihr elfjähriges Zusammenwirken betrachten, ist es nötig, Schiller selbst in seiner Jugend und Mannesentwicklung näher ins Auge zu fassen.

Schillers Jugend (1759—1784).

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach, einem Städtchen in Württemberg, geboren. Sein Großvater und Urgroßvater waren ehrsame Bäcker gewesen. Sein Vater Johann Kaspar (geb. 27. Oktober 1723 zu Bittenfeld bei Waiblingen, Sohn des dortigen Bäckers und Schultheißen; † 7. September 1796 auf der Solitude) hatte das Badergewerbe erlernt, als Feldscher eines baierischen Kavallerieregiments den österreichischen Erbfolgekrieg mitgemacht, sich dann als Chirurgus in Marbach niedergelassen und dort mit der Tochter des Bäckers und Löwenwirts Kodweiß verheiratet. Wenige Jahre danach trat er jedoch in württembergischen Militärdienst und war Leutnant, als ihm sein Sohn Friedrich geboren wurde; allmählich stieg er bis zum Hauptmann auf und stand als solcher längere Zeit in Lorch an der Rems, wo sein Sohn den ersten Unterricht von dem Pfarrer Moser erhielt, dem er in den „Räubern" ein Denkmal gesetzt hat.

Die Predigten dieses trefflichen Mannes ebensosehr wie die täglichen Andachten des frommen Vaters wirkten nachhaltig auf das empfängliche Gemüt des Knaben: des Sohnes „Predigen in unserem Quartier, der Herberge zur Sonne", blieb dem Hauptmann in lebendiger Erinnerung, und er erzählte gern davon, wie man dem Kinde „statt Mantels



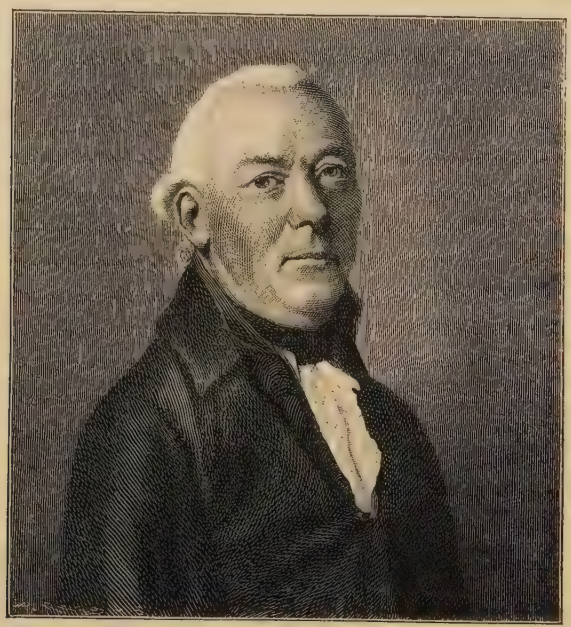
Schillers Heimat.

Abb. 37. Schillers Geburtshaus in Marbach am Neckar. 1859 vom Marbacher Schillerverein angekauft, äußerlich wie innerlich in der Gestalt wiederhergestellt, in der es war, als Schillers Eltern es bewohnten, und der Stadt zum Eigentum übergeben. Nach einer Photographie, welche der vom Schillerkomitee in Marbach herausgegebenen Schrift: „Marbach am Neckar, die Geburtsstadt Friedrich Schillers", beigefügt ist. Das Haus ist voll interessanter Schiller-Reliquien.

einen schwarzen Schurz, und statt Überschlages ein Predigt-Lümpchen antun müssen". So angetan stieg Friedrich auf einen Stuhl, um zu predigen, und konnte sehr böse werden, wenn die kleine, um ihn versammelte Gemeinde nicht aufmerksam zuhörte. Auch hatte er damals den lebhaften Wunsch, einst selbst ein Pfarrer zu werden.

Schillers Vater.

Schiller war ganz und gar seines Vaters Kind. Von ihm, dem Bäckerssohne, der sein Leben als württembergischer Beamter mit dem militärischen Range als Major beschloß, im übrigen zu den schwäbischen Originalen zählte, ererbte er den unruhigen Kopf, aber auch das rastlose Emporstreben, nicht minder wohl die frühe Schreiblust. Als Friedrich im neunten Jahre war, gab der Vater im Verlage der Cottaschen Buchhandlung ein weitausschauendes projektenreiches Buch heraus, welches betitelt war: „Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes", das aber nie über den ersten Band herauskam. Dagegen legte er als Greis die Summe seiner reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Baumkultur in einer wertvollen Schrift „Gedanken über die Baumzucht im großen" nieder, welche der Sohn 1793 „zu seiner großen Freude" herausgeben konnte. Charakteristisch sind für den alten Herrn auch die von ihm in Prosa und Versen selbst verfaßten moralisierenden Gebete, die er für seine Hausandacht in sein gedrucktes Gebetbuch „Das Morgen- und Abendopfer eines Christen" mit eintrug.



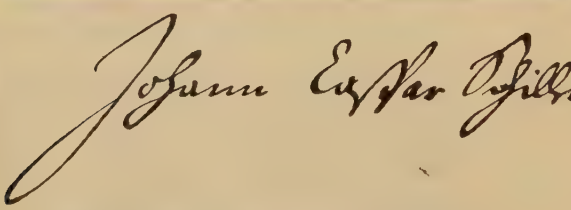


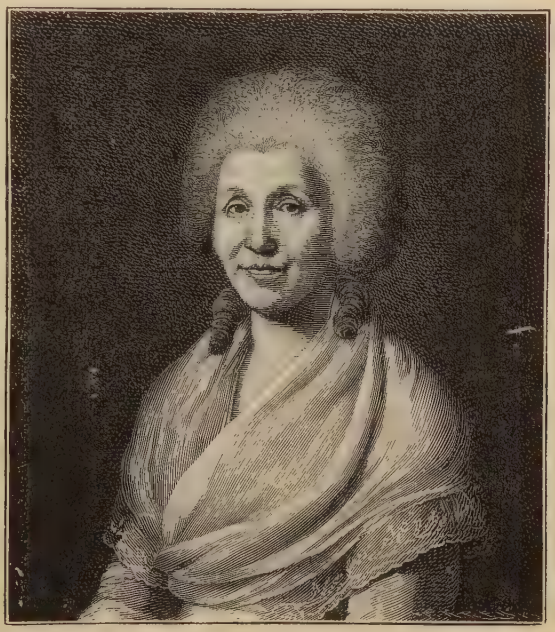
Abb. 38. Schillers Vater im 70. Lebensjahre.
Nach dem Ölgemälde von Ludowika Simanowitz.
Unterschrift vom 10. September 1749 unter dem „Zubringens-Inventarium" der Ehegatten über der Unterschrift seiner Frau (Abb. 39). Bild und Schriftstück im Schillerhause zu Marbach.

Den lernbegierigen alten Schiller hatte ein anderes Original der Familie zum Schriftstellern angeregt: das war der bis in sein sechzigstes Jahr nicht über den stud phil. herausgekommene abenteuerliche Vetter Schiller, ein wunderlicher Projektenmacher. Ihn hatte der alte Herr zum Paten seines Sohnes erwählt, für den er Gott bat „ihm an Geistesstärke und Bildung zuzulegen, was „ihm selbst unter ungünstigeren Lebensumständen zu erreichen nicht möglich war". Auch mag der Dichter manches von seinem „seltsamen Vorbilde" ererbt haben; das gesteigerte Phantasieleben zunächst, dann aber auch seine Lust am

Entwerfen und Entwickeln von Plänen, dichterischen, gelehrten, buchhändlerischen, finanziellen, von denen sein späterer Briefwechsel mit Cotta voll ist: „Vorschlägen, welche vor der nüchternen Erwägung des Verlegers schnell zerfallen mußten, so oft sie auch nach dessen Urteil Großes und Originelles enthielten."

Schillers Mutter **Elisabetha Dorothea**, geb. Kodweiß (13. Dez. 1732 in Marburg), heiratete siebzehn Jahre alt (22. Juli 1749) und überlebte ihren Mann fast sechs Jahre († 29. April 1802). Otto Brahm teilt in seinem Lebensbilde Schillers einen Brief der Frau des Dichters an Körner mit, welcher die Mutter am besten charakterisiert. Darin heißt es u. a.: „Über die Mutter Schillers sind ganz irrige Urteile in der Welt. Sie werden aus des Vaters Leben sehen, daß sie keine gebildete Erziehung haben konnte. Es war eine kräftige, tüchtige Frau, die viel Tätigkeit und Lebendigkeit hatte, groß und stark gebaut. Sie hatte ein weiches Gefühl für die Schmerzen ihrer Nebenmenschen, und in späteren Zeiten war sie eher schwermütig als heiter gestimmt. So weinte sie zum Beispiel, als sie ihren Sohn nach elf Jahren wiedersah, schon in den ersten Tagen über die Trennung, die ihr bevorstand. Der Vater war sehr heftig und unruhig, dadurch hat sie viel gelitten — auch daß ihr Sohn so weit von ihr war, und die gewaltsamen Schritte, die ihn bewogen, Schwaben zu verlassen, haben sie unglücklich und weich gestimmt. Sie liebte nicht zu lesen, und wenn sie nicht sich über den Ruf ihres Sohnes gefreut hätte, so hätte sie niemals ein Buch in die Hand genommen. Klopstock war ihr nur aus den geistlichen Liedern bekannt, denn außer den Erbauungsschriften kannte sie wohl wenige. Die Ökonomie war ihre Beschäftigung. Sie war für ihre Familie liebenswürdig, und Schiller hing an ihr mit reiner kindlicher Anhänglichkeit." Sie war eine vortreffliche Gattin und Mutter, die ihre Kinder zärtlich liebte und in der Gottesfurcht förderte. So war sie gewohnt, wenn sie Sonntags mit den beiden ältesten Kindern zu ihren Eltern ging, ihnen das Evangelium zu erklären, über welches gepredigt wurde. „Einst," erzählt Christophine, „da wir mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter teilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern

Schillers Mutter.



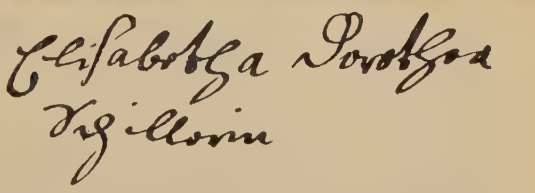


Abb. 39. Schillers Mutter im 60. Lebensjahre. Nach dem Ölgemälde von Ludowika Simanowitz im Schillerhause zu Marbach. Unterschrift vgl. S. 53, Abb. 38.

mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieeten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor."

Schillers Schwestern.

Unter seinen drei Schwestern stand Schiller von klein auf seiner Schwester Christophine am nächsten. Sie war zwei Jahre älter als er (geb. den 4. Sept. 1757) und so naturgemäß die Gespielin seiner Kinderzeit. In fröhlicher Ungebundenheit spielten die beiden auf den Rebenhügeln ihrer Vaterstadt, durchstreiften die Tannenwälder von Lorch und sahen einander auch häufig, als er die Karlsschule bezogen hatte. Auf der Solitude führten sie dramatische Szenen auf und entwarfen schwärmerische Pläne für die Zukunft. Bei seiner Flucht aus Stuttgart war sie seine tapfere Vertraute und blieb auch nach ihrer Verheiratung seine treue Freundin bis an sein Lebensende. Der Briefwechsel der Geschwister (von W. v. Maltzahn 1875 herausgegeben) eröffnet einen erfreulichen Blick in ihr tiefes und frommes Gemüt. Ihr jugendliches Bildnis, das sie in einem weiß und blauen Anzug mit lockigem, von himmelblauem Bande durchzogenem Haar darstellt, verdanken wir ihrer Jugendfreundin, der Porträtmalerin Ludowika Reichenbach (geb. 1759), die einen Leutnant Simanowitz heiratete und 1827 zu Ludwigsburg starb.

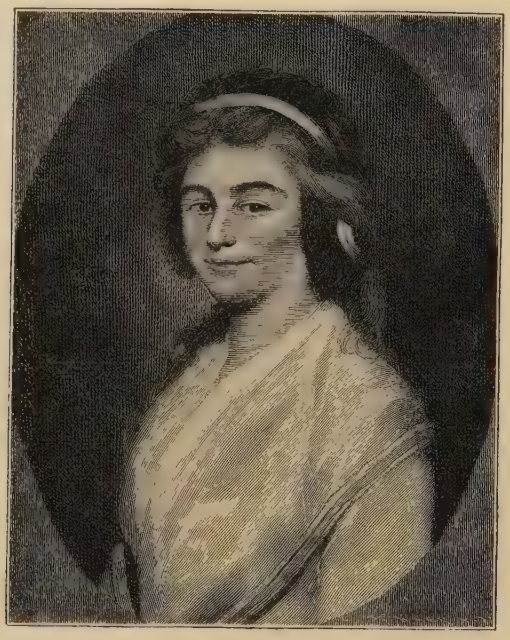


Abb. 40. Christophine Schiller.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Ölgemäldes von Ludowika Simanowitz, im Besitz von Frau Amalie Kießling zu Möckmühl. — Unterschrift Christophinens vom 16. 7. 1802 unter eine Vollmachtsurkunde betr. die Teilung des Erbes der Mutter. Im Schillerhause zu Marbach.

Im Jahre 1766 zogen Schillers Eltern nach Ludwigsburg, wo der Knabe die lateinische Schule besuchte. Später sollte er in eine schwäbische Klosterschule kommen, da es sein Lieblingswunsch war, Theologie zu studieren; die dahin zielenden jährlichen Landexamina bestand er mit gutem Erfolge; 1772 wurde er konfirmiert — um dieselbe Zeit schrieb er, wohl durch den Religionsunterricht angeregt, ein

Schiller-Büste von Johann Heinrich Dannecker.

Kolossalbüste modelliert 1794 nach dem Leben. Nach einer Photographie des Originals in der Grossherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Trauerspiel „Die Christen", das aber nicht erhalten ist. Da wurde plötzlich seinen Studien eine andere Richtung gegeben durch den Herzog **Karl Eugen** von Württemberg (geb. den 11. Febr. 1728 in Brüssel, trat nach dem frühen Tode des Vaters, durch kaiserliches Reskript für volljährig erklärt, sechzehn Jahre alt, am 23. März 1744 die Regierung an; † 24. Oktober 1793 in Hohenheim). Derselbe hatte nämlich kurz zuvor eine militärische Pflanzschule gegründet, in welcher Söhne von Offizieren vornehmlich zu Militärs, aber auch zu Civilbeamten, Juristen und später auch zu Medizinern herangebildet werden sollten. Für dieses neue Steckenpferd seiner Herrscherlaune suchte er nun Zöglinge und forderte auch den Hauptmann Schiller auf, seinen Sohn dorthin zu senden. So ungern dieser einwilligte, er mußte es doch tun. Am 17. Januar 1773 trat Friedrich ein, um Jura zu studieren; 1775, als die „herzogliche Militärakademie" nach Stuttgart verlegt wurde, vertauschte er die Jura mit der Medizin, die er vielleicht seinem inzwischen erwachten Dichtertrieb nicht so fremdartig hielt. Fast acht Jahre lang, bis zum 17. Dezember 1780, blieb er in dieser Anstalt, die übrigens erst nach seinem Fortgang von Kaiser

Karlsschule.

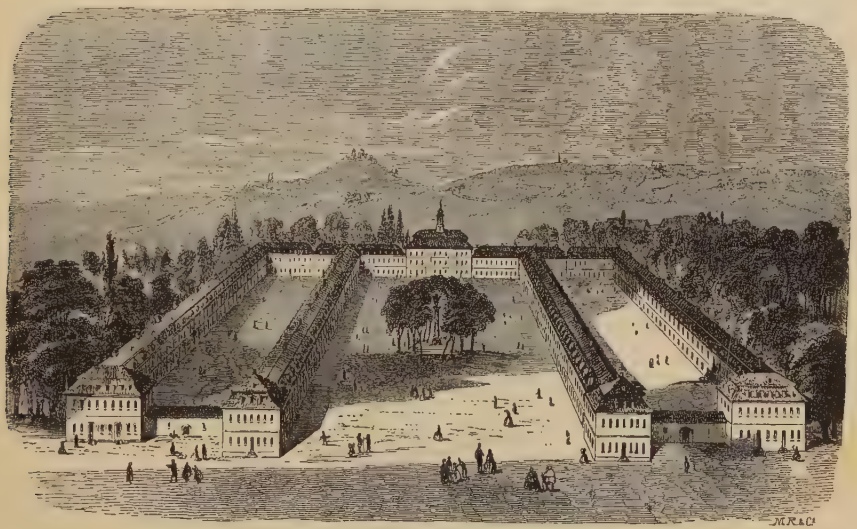


Abb. 41. Die Militär-Akademie (Hohe Karlsschule) in Stuttgart.

Franz Joseph als „hohe Karlsschule" zum Rang einer Universität mit drei Fakultäten erhoben wurde.

So wenig diese Anstalt unseren heutigen Anschauungen und Forderungen entspricht, so übertrieben sind doch die über sie noch immer im Schwange gehenden Urteile. Wohl herrschte darin eine strenge, dressurartige Disziplin, aber eine ebensolche herrschte auch auf den sächsischen Fürstenschulen: dazu war der Unterricht nicht schlecht, und die neue Literatur war so wenig ausgeschlossen, daß Schiller in jener Zeit nicht nur Rousseau und Ossian, Goethes Götz und Werther ꝛc. zu lesen bekam, sondern sogar in Goethes „Clavigo" bei einer von den Zöglingen zum Geburtstag des Herzogs veranstalteten festlichen Aufführung die Titelrolle — übrigens, wie berichtet wird, „abscheulich, kreischend, brüllend" — spielte.

Schiller als Clavigo.

Kurz zuvor hatte Schiller den Dichter des „Clavigo" gesehen, der auf seiner Schweizerreise mit Karl August Stuttgart berührte, und einen großen Eindruck von ihm empfangen. Ein seltsamer Kontrast! Dem zehn Jahre älteren, in vollster

Manneskraft und Mannesschöne, von seinem jugendlichen Ruhme voll umgebenen Goethe stand der hochaufgeschossene, blasse, rothaarige Jüngling gegenüber, linkisch in seiner Haltung, in eine geschmacklose Uniform gepreßt, aber dennoch sich schon als Dichter fühlend!

Herzog Karl Eugen.

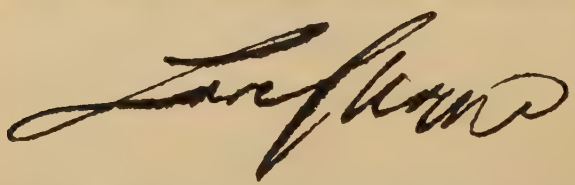


Abb. 42. Karl Eugen Herzog von Württemberg. Lebensgroßes Brustbild im Paradeharnisch und Hermelinmantel. Geschenk des Herzogs an die als Sängerin später berühmt gewordene Frau Gauß, die letztlebende und ca. 1850 gest. Karlsschülerin. Nach einer Photographie des jetzt im Besitze des Dr. Althof in Weimar befindlichen Originalgemäldes. — Unterschrift des Herzogs unter einem Erlaß von Solitude vom 14. Aug. 1770. Aus dem Kgl. Archiv in Ludwigsburg.

Schädlich war auf der Karlsschule allerdings die Dressur zur Servilität. In einer der dienstpflichtigen Selbstschilderungen, wie sie die Eleven alljährlich einreichen mußten, opferte der fünfzehnjährige Schiller sogar die Liebe zu den Eltern der Schmeichelei für den „fürstlichen Wohltäter". In seiner damaligen Stilübung hieß es: „Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu tun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen!" Übrigens scheint der ja als tyrannisch bekannte Herzog, der den Dichter Schubart (I, 436 ff.) nach dem Hohen-Asperg schleppen und jahrelang im Kerker schmachten ließ, dem jungen Schiller wohlgewollt zu haben, und auch dieser hat seinen Fürsten mehr verehrt, als es nach den hochpathetischen, bombastischen Freiheitsausbrüchen, die uns neben jenen servilen Schriftstücken auf-

bewahrt sind, scheinen sollte. Zum Geburtstage des Fürsten (11. Februar 1779) verfertigte er aus eigenem Antriebe ein Festspiel. In der „Freundin" des Herzogs, der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim (geboren 10. Januar 1748 als Freiin von Bernardin, mit dem Freiherrn von Leutrum vermählt und geschieden, 1774 zur Reichsgräfin erhoben, 1785 mit Herzog Karl getraut, † in ihrem Wittumssitze Kirchheim unter Teck den 1. Jan. 1811), erblickte der junge Dichter damals merkwürdigerweise ein „Ideal der Weiblichkeit".

Schubart und Klinger waren um jene Zeit Schillers Vorbilder — Sturm und Drang gingen durch seine sämtlichen ersten dichterischen Versuche — eine revolutionäre Stimmung durchwühlte sein ganzes Wesen. Vorübergehend hatte er — durch Klopstocks Messias angeregt — an ein Epos gedacht, dessen Held Moses sein sollte; bald aber erkannte er, daß das Drama die Form wäre, in welchem er seinem dichterischen Drange Ausdruck verleihen müsse. Glühende Begeisterung erweckten in ihm Leisewitzens „Julius von Tarent" (I, 382) und Gerstenbergs „Ugolino" (I, 357). Nicht minder schwärmte er für Rousseau, dessen Ruhm eines seiner ersten Gedichte verherrlicht. Frühzeitig trug er sich mit allerlei Plänen zu Trauerspielen. Zwei Stoffe, „Der Student von Nassau" und „Cosmus von Medici", schwebten ihm insbesondere vor, und er arbeitete lange daran, ohne sie zu vollenden. Eine Erzählung von Schubart gab ihm endlich den Stoff zu seinem ersten vollendeten Drama. Er war achtzehn Jahre alt, als er die „Räuber" begann; vollendet wurden sie erst 1780. Bald danach, am 14. Dezember 1780, wurde er aus der Akademie entlassen.

Dichterische Pläne.

Abb. 43. Jugendbildnis Schillers.
Vermutlich aus dem Jahre 1780 oder 1781. Auf der Rückseite des zur Zeit im Besitz von Ludwig Rosenthals Antiquariat in München befindlichen Originals (Miniaturmalerei auf Elfenbein) steht: „Friedrich Schiller, Hoenheim". Maler unbekannt. Das Bild ist erst im Jahre 1894 bekannt geworden. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals.

Als Medicus ohne Portepee, d. h. als Regimentsfeldscher beim Grenadierregiment Augé in Stuttgart mit 18 Gulden Monatsgage trat Schiller ins praktische Leben, allein er besaß für seinen Beruf wenig Befähigung; glücklicherweise hatte er auch nicht viel zu tun und gab sich deshalb seinen Lieblingsneigungen hin, die ihm aber zunächst ebensowenig Ruhm wie Gewinn eintrugen. Ja er geriet in Schuldennot, als er sich verleiten ließ, die „Räuber" im Sommer 1781 auf eigene Kosten drucken zu lassen. Auf dem Titelblatt dieser ersten Auflage befindet sich eine Vignette, die den Räuber Karl Moor darstellt, wie er beim Anblick seines aus dem Turm hervorgeholten Vaters Rache schwört (S. 61). Das Stück erregte großes Aufsehen und zündete vollends, als der kurfürstlich-pfälzische Theater-Intendant des Mannheimer Nationaltheaters **Heribert v. Dalberg** (geb. den 18. November 1750 auf dem Schlosse Hernsheim bei Worms, als kurpfälzischer Oberstilberkämmerer, badischer Staatsminister, Präsident der Mannheimer deutschen Gesellschaft am 27. September 1806 in Mannheim gestorben) es — von dem Dichter sehr gekürzt und gemildert — am 13. Januar 1782 auf die Bühne brachte. Schiller war zugegen, Iffland spielte den Franz Moor. Der Erfolg war glänzend.

Dalberg.

Rufen wir uns den Inhalt dieses jugendlichen, sturmvollen Stückes ins Gedächtnis.

Die Räuber.

Der regierende Graf Maximilian von Moor hat zwei Söhne, Karl und Franz. Jener studiert in Leipzig, dieser lebt mit seinem Vater auf dem Schlosse. Karl, der Ältere, eine edle, strebsame, aber ungezügelt und wild vorwärts stürmende Natur, dem „vor diesem tintenkleckſenden Jahrhundert ekelt", hat sich auf der Universität zu allerhand tollen Streichen hinreißen lassen, die er seinem Vater in einem reumütigen Schreiben gesteht, um nach empfangener Vergebung heimzukehren und an der Seite seiner geliebten Amalia ein neues Leben anzufangen voll Glück und Frieden. Aber sein Bruder Franz, ebenso häßlichen Leibes wie häßlicher Seele, der schon längst danach trachtet, Karl aus dem Erstgeburtsrecht wie aus dem Besitz Amalias zu vertreiben, schmiedet einen falschen Brief, in dem ein Leipziger Geschäftsfreund dem greisen Vater mitteilt, Karl habe eine Reihe gemeiner Verbrechen begangen und werde steckbrieflich verfolgt. Der Greis glaubt alles, und ob sein Herz auch noch schwankt, so weicht er doch endlich den schändlichen Vorstellungen Franzens, ja beauftragt ihn, Karl zu schreiben, daß er seine Hand von ihm abziehe und daß Karl ihm nie mehr vor die Augen kommen solle. Franz führt den Auftrag so aus, daß Karl glaubt, sein Vater habe ihn verflucht und hasse ihn. Er gerät darüber in eine ungemessene Verzweiflung, er ruft wild: Wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird: o so fange Feuer, männliche Gelassenheit! verwilde zum Tiger, sanftmütiges Lamm! und jede Faser recke sich auf zum Grimm und Verderben!"

Abb. 44. Wolfgang Heribert von Dalberg.
Nach einer Lithographie von V. Schertle auf Grund eines früher in Hersheim, dem Stammsitz der Dalbergs, befindlichen Ölgemälde umgezeichnet.
Namensunterschrift Dalbergs aus einem Briefe von Mannheim, 16. Juni 1799, mitgeteilt in dem Werke von Götz, „Geliebte Schatten". (Mannheim 1858.)

Eine unbeschreibliche Wut gegen die Menschen erfaßt ihn: „O, ich möchte den Ozean vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen!" und seine Kameraden, waghalsige Burschen, die aus allerhand Beweggründen mit der Gesellschaft sich überworfen haben, überreden ihn leicht, sie zu einer Räuberbande zu organisieren, andere dazu zu sammeln und ihr Hauptmann zu werden. „Mein Geist dürstet nach Taten," ruft er, „mein Atem nach Freiheit, — Mörder, Räuber! — Mit diesem Worte war das Gesetz unter meine Füße gerollt — Menschen haben Mensch-

heit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellierte, weg denn von mir, Sympathie und menschliche Schonung! — Kommt, kommt! O, ich will mir eine fürchterliche Zerstreuung machen, es bleibt dabei, ich bin euer Hauptmann! „Er sammelt seine Bande in den böhmischen Wäldern, hält strenge Mannszucht, stößt die grausam und aus roher Lust Mordenden aus seiner Schar und meint, mit ihr nun die Welt aus den Angeln heben zu können; er verfolgt die Lasterhaften, straft die Hochgestellten, die Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden verkaufen und den trauernden Patrioten von ihrer Tür stoßen, erwürgt einen Pfaffen mit eigener Hand, weil derselbe „auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquisition so in Zerfall käme" — kurz, er ist ein „edler Räuber", der die ungerechte Welt mit Schwert und Feuer zu heilen sucht. Inzwischen hat Franz das Maß seiner Greueltaten auch bis zum Rande gefüllt, seinen unglücklichen Vater in einen abgelegenen Turm gesperrt, um ihn dort verhungern zu lassen, und als alleiniger Herr die Armen geplagt und mißhandelt. Amalia, der er den Glauben beigebracht, daß Karl in der Schlacht gefallen sei, hat aber seinen Bewerbungen widerstanden und ist dem Totgeglaubten treu geblieben. Da treiben das erwachende Gewissen und ein unwiderstehliches Heimweh den berühmt gewordenen, allgefürchteten Räuber Moor in seine Heimat — er entdeckt den alten Vater, von dem er erst in vollem Umfange seines Bruders Franz Schändlichkeit erfährt — der Greis stirbt, als sein Befreier sich ihm zu erkennen gibt. Franz erwürgt sich selbst, als die Räuber ins Schloß brechen, um ihn zu fangen und lebend vor seinen Bruder zu führen, Amalia fällt von ihres Geliebten Hand, da die Genossen sie ihm nicht lassen, noch ihn freigeben wollen,

Abb. 45. Titelblatt der ersten höchst seltenen Auflage der „Räuber". Nach dem Exemplar, welches infolge der Koenigschen Literaturgeschichte bei einem Lehrer in Schwaben zum Vorschein und in den Besitz der Verlagshandlung gekommen ist.

er selbst erkennt den Irrtum seiner Wege. Er erinnert sich eines „armen Schelmen, der im Taglohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat". — Man hat tausend Louis-d'or geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. „Dem Mann kann geholfen werden." So geht er hin, sich selbst der strafenden Gerechtigkeit auszuliefern, da er den Irrtum erkennt, „die Welt durch Greuel verbessern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht erhalten zu können."

Charakter der Räuber.

Das Stück, ganz aus dem Geist der Sturm- und Drangperiode geboren, trägt alle Schwächen und Auswüchse derselben reichlich zur Schau. Niemand hat den vornehmsten Fehler dieses Erstlingswerkes besser und schärfer kritisiert als Schiller selbst, der ein paar Jahre danach (1784) in der „Rheinischen Thalia" sich äußerte: „Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrigen Vermischung der Subordination und des Genius entsprang. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete." Alle die unklar gärenden Ideen der Genieperiode konzentrierten sich in

Die
Räuber.
Ein Schauspiel
von fünf Akten,
herausgegeben
von
Friderich Schiller.
Zwote verbesserte Auflage.
Frankfurt und Leipzig.
bei Tobias Löffler.
1782.

Abb. 46. Titel und Vorrede der

Genaue Nachbildung nach dem Exemplar der Verlagsbuchhandlung. (Die und wird bis zu 300 Mark bezahlt. Auch die zweite ist nicht häufig; sie santen Mitteilung über die Geschicke

den „Räubern"; charakteristisch für diese Grundstimmung war der zornig sich aufbäumende Löwe mit der Inschrift „In tirannos" (Gegen die Tyrannen, d. h. gegen alles Schlechte in der Welt), welchen die Titelvignette der zweiten Auflage der Räuber (S. 62) zeigt. Trotz aller Übertreibungen und Ungeheuerlichkeiten ragen sie aber doch weit über die meisten Geniestücke durch ihre mächtig packende dramatische Wirkung und wahre Empfindung empor und machen die herrschenden Ideen der Zeit in einer weit durchschlagenderen Weise geltend.

Aufführungen.

So wurde denn das Stück des jugendlichen Dichters nach der erfolgreichen Aufführung in Mannheim auch in Hamburg und Leipzig auf die Bühne gebracht. Im Januar 1783 kam es auch auf das Berliner Theater. Der Eindruck war überall ein gewaltiger, wenn es auch an ablehnenden Stimmen keineswegs fehlte. In manchen Städten wurde das Drama als ein „unmoralisches, sittenbeleidigendes Stück" von der Polizei verboten, so u. a. in Danzig. Auch auf die Wiener Bühne ließ es die Censur nicht gelangen. In Lauchstädt durften die Weimarer Hofschauspieler noch im Jahre 1800 das Stück nicht aufführen. Ein Jahr darauf wurde es unter dem Titel: „Karl Moor" für zulässig erklärt. In der Studentenwelt fand es die begeistertsten Freunde. Wenn es in Weimar aufgeführt wurde, kamen die Jenenser Studenten in großen Scharen ins Theater und stimmten in das Lied: „Ein freies Leben führen wir", mit voller Kraft ein. Unter den vielen einzelnen Huldigungen, welche dem Dichter dargebracht wurden, war eine sehr komische. Die Dichterin Anna Karschin (I, 339 f.) richtete die folgenden Verse an ihn:

O Schiller, dem im Schattenreiche
Der Britte Schäckbaer zugesteht,

Vorrede

zur zwoten Auflage.

Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stük konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zwote, die sich von der ersten an Pünklichkeit des Druks, und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feinern Theil des Publikums auffallend gewesen waren. Eine Verbesserung in dem Wesen des Stücks die den Wünschen meiner Freunde und Kritiker entspräche, durfte die Absicht dieser Auflage nicht seyn. Es

zweiten Auflage der Räuber.
erste Auflage [vgl. S. 61] gehört heute zu den größten Seltenheiten wurde für die Wiedergabe neben der ersten gewählt wegen der interes- des Buches in der Vorrede.

Daß Karl von Moor dem Macbeth gleiche
Und einen Grad noch drüber geht.
Ich sahe siebenmal die Räuber
Und weinte siebenmal gerührt
Ganz anders, als viel Modeweiber
Wenn ihre Wang ein Tränchen ziert.

Ungeachtet des großen Beifalls, den die „Räuber" fanden, und der Aufregung, die dadurch über die Jugend kam — Gymnasiasten verschworen sich, in die böhmischen Wälder zu ziehen, und zahllose Banditenromane schossen ins Kraut — hatte Schillers Landesherr keine Notiz davon genommen. Da erregte eine Stelle, in der Graubünden als die „hohe Schule der Spitzbuben" bezeichnet war, den Zorn eines Blattes in Chur, das gegen den verleumderischen Komödienschreiber einen heftigen Artikel losließ, der durch einen Übelwollenden in des Herzogs Hände gelangte. Da Schiller nun zudem im Mai 1782 ohne Urlaub nach Mannheim gegangen war, um einer wiederholten Aufführung der „Räuber" beizuwohnen, so strafte ihn der Herzog bei seiner Rückkehr zunächst mit vierzehntägigem Arrest, verbot ihm überhaupt den Verkehr mit dem „Ausland", befahl ihm dann aber auch, „niemals mehr weder Komödie noch sonst so was" zu schreiben. Eine Störung des freundnachbarlichen Verhältnisses zwischen Württemberg und Graubünden mochte von dem gestrengen Herrn befürchtet und den Anlaß zu diesem für Schiller sehr drückenden Verbot gegeben haben. Ein schriftliches Gesuch um Aufhebung desselben wies der Herzog uneröffnet zurück, ja er verbot es dem Bittsteller überhaupt, sich ferner schriftlich an ihn zu wenden. Da entschloß sich der Dichter zur Flucht, auf der ihn sein Freund der Musiker Streicher in aufopfernder Weise unterstützte. Am Morgen des 24. September hatten sie zu Wagen Mannheim glücklich erreicht. Aber was nun? Wohl war es für ihn in jeder Beziehung ein Segen, daß er aus den Stuttgarter Verhältnissen herauskam: seine sittliche Natur drohte darin unterzugehen. Ein Blick in die gleich nach den „Räubern" von ihm anonym herausgegebene „Anthologie auf das Jahr 1782" mit einem „aus Tobolsko" datierten Vorwort und einer Widmung an „meinen Prinzipal den Tod", zeigt, in welcher Gemütsverfassung er sich damals befand.

Anthologie.

Die Widmung beginnt mit den folgenden Worten:

Widmung an den Tod.

„Großmächtigster Czar alles Fleisches, Allezeit Verminderer des Reichs, Unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur! Mit untertänigstem Hautschauern unterfange ich mich deiner gefräßigen Majestät klappernde Phalanges zu küssen, und dieses Büchlein vor deinem dürren Kalkaneus in Demut niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichsam vorsätzlich zum Ärger, hart an deiner Nase vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportieren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten, denn auch an dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: Gestohlen Brot schmeckt gut. Nein! dedizieren will ichs dir lieber, so bin ich doch gewiß, daß dus — weit weglegen werdest." Und in der Vorrede aus Tobolsko hüllte er sich ganz in die Maske eines zobelfangenden Nordländers und nannte die Sammlung geradezu „eine sibirische Anthologie".

Die meisten Gedichte sind von ihm selbst, wenn er sie auch mit verschiedenen Chiffern zeichnet. In einem „Triumphgesang der Hölle" tobt da ein Chor der Teufel aufs gotteslästerlichste; da ergeht er sich in „Leichenphantasien" und in wilden Liebesschwärmereien:

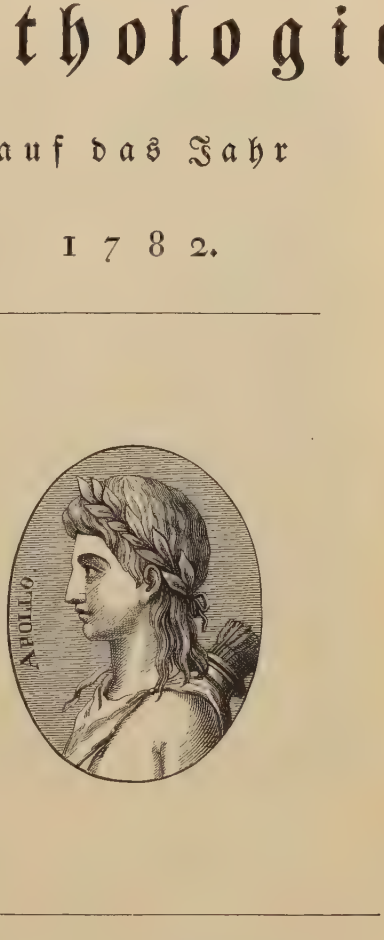
„Ständ' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie.

Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Tor genug, der süßen Sympathie."

Auch die „Kindsmörderin“ und Schillers früheste Ballade „Graf Eberhard der Greiner“ — beide an den Bänkelsängerton erinnernd — und die Laura-Gedichte („Fantasie an Laura“, „Laura am Klavier“ 2c.) erschienen in der Anthologie. Schiller hat übrigens seine Jugendlyrik selbst später am schärfsten beurteilt, indem er sie ganz offen „überspannt und von unbändiger Imagination, nicht selten Schlüpfrigkeit mit platonischem Schwulst umschleiert“ nennt.

An Schillers „Räuber“ wie an Goethes „Götz“ lehnten sich die **Ritter- und Räuberromane**, zu denen dann noch die **Geisterromane** — durch Schillers „Geisterseher“ angeregt — kamen. Die Matadore unter den Verfassern dieser ungeheuerlichen Geschichten waren **Spieß** (1755—1799. „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers“), **Cramer** (1758 bis 1817), dessen abenteuerliche, rohe und unsaubere Ritter- und Spitzbubengeschichten („Leben und Taten des edlen Kix von Kaxburg“ u. s. w.) sogar von den vornehmen Gesellschaftsschichten gelesen wurden und viele Auflagen erlebten, und **Vulpius** (1762—1827), der Verfasser des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini“, an dem, nach einer ganz unbegründeten Sage, sein späterer Schwager Goethe sogar Anteil gehabt haben soll. In dieser einst allbewunderten Geschichte steht das häufig gesungene Lied: „In des Waldes düstern Gründen, in den Höhlen tief versteckt — 2c.“ In derselben Gattung bewegten sich noch so viele andere Schriftsteller, daß Goedeke ihrer ein volles Hundert aufzählt. Auch auf die Bühne drangen die Nachtreter des Karl Moor. Sehr großen Beifall fand: „Abällino, der große Bandit“. Daneben wurde der wiederholte Versuch gemacht, „die Räuber“ fortzusetzen.

Die „Anthologie“ hatte einen sehr geteilten Beifall gefunden. Um so sicherer glaubte Schiller auf sein dramatisches Talent, insbesondere auf den


Anthologie

auf das Jahr

1782.

Apollo.

Gedruckt in der Buchdruckerei

zu Tobolsko.

Anthologie.

Abb. 47. Erste Ausgabe von Schillers „Anthologie auf 1782“, gedruckt in Stuttgart, in welcher zuerst der größte Teil seiner Jugendgedichte erschien. Nach dem Exemplar der Königlichen Bibliothek in Berlin.

„Fiesko“, rechnen zu dürfen, den er nach Mannheim mitbrachte. Allein er sollte eine schwere Enttäuschung erleben. Dalberg war äußerst zurückhaltend, verweigerte jeden Geldvorschuß und gab endlich die kühle Entscheidung, daß der „Fiesko“ „nicht brauchbar sei, folglich auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne.“ „Die Qual erlahme an meinem Stolz!“ rief der schwer enttäuschte Dichter und überließ sein neues Werk dem Buchhändler Schwan, der es druckte und elf Louisd'or Honorar dafür zahlte, die zur Tilgung der Wirtshausschuld und zur Reise nach Bauerbach — einem Dörfchen bei Meiningen — notdürftig hinreichten. Dort gewährte ihm Frau v. Wolzogen auf ihrem Bauerngute eine Zuflucht. Sie lebte um ihrer Söhne willen, welche die Karlsschule besuchten, damals meist in Stuttgart, wo sie Schiller, ihres Wilhelms Freund, kennen und lieben gelernt hatte.

Freifrau v. Wolzogen.

Abb. 48. Henriette v. Wolzogen.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Pastellgemäldes im Besitz von Hans Paul Fretherrn von Wolzogen in Bayreuth.

Henriette, Freifrau von Wolzogen, geb. Marschalk von Ostheim, geb. den 18. Juni 1745 zu Marisfeld, war seit 1774 Witwe des Hildburghausenschen Geh. Legationsrates Ludwig von Wolzogen. Sie war eine Frau von seltener Herzensgüte, die bei der Aufnahme Schillers vor den möglichen Folgen, welche dieser Schritt für sie und ihre Söhne durch die Ungnade des Herzogs Karl haben konnte, nicht zurückschreckte. „Ihr Handeln fließt aus lauter Gutheit,“ sagte Schillers Vater von ihr. In ihrem kleinen Hause, einem einfachen zweistöckigen Gebäude mit Vorder- und Hintergarten fand Schiller acht Monate lang ein freundliches, behagliches Heim. Bis zu ihrem Tode (5. August 1788) blieb sie ihm eine immer hilfbereite und zuverlässige Freundin.

In Bauerbach.

Am 7. Dezember 1782 langte Schiller in Bauerbach an, „wie ein Schiffbrüchiger“, meinte er selbst, „der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat“. Als „Dr. Ritter“ und als Gast der zur Zeit noch abwesenden Frau von Wolzogen genoß er die vollste Sicherheit in dieser weltfernen Gegend, aber er fühlte sich doch wie ein Gefangener. Nach seinen Erzählungen berichtet seine Gattin über die Eindrücke, welche er zuerst dort empfing: „Tiefer Schnee bedeckte die Natur. Aus den einsam zerstreuten Hütten loderte hie und da eine Flamme auf, und der Wanderer suchte beklommen eine Zuflucht in den Wohnungen der Menschen, die in ihren

engen, heißen Zimmern mit den Haustieren einträchtig wohnten, nichts verscheuchten, was sich ihnen näherte, selbst die Grille mischte mit ihrem kreischenden Laut sich in die schnurrenden Räder. Die flackernden Schleißen beleuchteten das nächtliche Gemälde und eine Phantasie, gewohnt mit den sanfteren Gegenständen eines milden Himmels sich zu beschäftigen — wieviel innerer Reichtum gehörte dazu, daß sie sich selbst genug sein konnte in dieser Einöde!" Besser wurde es, als Frau von Wolzogen zurückkehrte, der Umgang mit ihr und ihrer Tochter Charlotte, einer eben aufblühenden sechzehnjährigen Blondine, tat ihm wohl; der Bibliothekar Reinwald in Meiningen versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn zuweilen.

Reinwald.

Wilh. Friedr. Hermann Reinwald, geb. den 11. August 1737 zu Wasungen bei Meiningen, hatte in Jena studiert und war bei der Meiningischen Bibliothek als Gehilfe angestellt, als Schiller ihn aufsuchte. Bald entwickelte sich zwischen den beiden sehr verschiedenen Männern eine hingebende Freundschaft. Reinwald, eine hypochondrische Gelehrtennatur, erkannte in Schiller schnell den aufstrebenden Genius. In sein Tagebuch schrieb er in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit dem jungen Dichter: „Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen." Schiller schätzte an dem Freunde die Besonnenheit, Klarheit und Gelehrsamkeit, freute sich auch, als derselbe in einen Briefwechsel mit seiner Schwester trat. Als Reinwald sich aber um Christophinens Hand bewarb, erschien ihm eine eheliche Verbindung der beiden doch unerwünscht, da „die geringen Einkünfte und hypochondrischen Launen des zwanzig Jahre älteren Mannes für die heitere, lebensfrische Schwester wenig Freude zu versprechen schienen." Christophine zögerte selbst anfangs. Als aber Reinwalds Freund, der Hofprediger Pfranger, den sie um Rat gefragt, ihr schrieb: „Reinwald sei kränklich und hypochondrisch, deshalb stehe er einsam und freudenlos in der Welt, und sie würde, wenn sie sich entschließen könnte, mit ihm und für ihn zu leben, Glück und Heiterkeit in sein einsames Dasein bringen," dachte sie: „Das ist's, was du Gott schuldig bist!" So

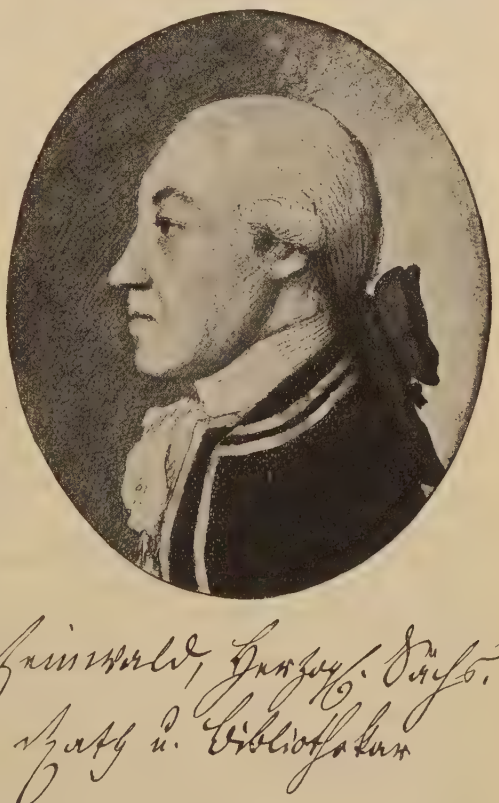


Abb. 49. Wilh. Friedr. Hermann Reinwald.
Aquarellgemälde in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.
Nach eigener photogr. Aufnahme der Verlagshandlung.
Unterschrift Reinwalds vom 16. 7. 1802 (vgl. Abb. 40).

sagte sie freudig Ja und reichte Reinwald 1786 die Hand zum ehelichen Bunde. Sie hat es auch nicht bereut. Als er am 6. August 1815 starb, schrieb sie zum Schluß seines von ihr verfaßten Lebensbildes: „Seine hinterlassene Gattin verlor in ihm den treuen Freund ihres Lebens, und die Freunde der Wissenschaften einen Gehilfen in der Forschung nach Kenntnissen, Recht und Wahrheit." Sie selbst folgte ihm zweiunddreißig Jahre später, wenige Tage vor ihrem neunzigsten Geburtstag (31. 8. 1847).

Schiller arbeitete inzwischen sehr fleißig und vollendete die „Luise Millerin"; zugleich brütete er über anderen Plänen und entwarf die ersten Linien zum „Don Carlos", zu dem ihm Reinwald die Quellen herbeischaffte.

Inzwischen hatte Dalberg von dem neuen Stück Kunde erhalten und wandte sich wieder an den Dichter, als ob nichts vorgefallen sei. Nach längeren schriftlichen Verhandlungen ging Schiller Ende Juli 1783 nach Mannheim. Ein Kontrakt kam zu stande, nach welchem der Dichter den „Fiesko" und die „Millerin" dem dortigen Theater überlassen und noch ein drittes Stück schreiben sollte; dafür erhielt er jährlich 300 Gulden und die ganze Einnahme einer Vorstellung von jedem seiner Stücke. Am 11. Januar 1784 wurde **„Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel"**, wie das Stück vollständig hieß, in Mannheim aufgeführt. Es war sein erster Versuch auf dem Gebiete der geschichtlichen Tragödie, auf dem er später so Meisterhaftes leisten sollte.

Inhalt des Fiesko.

Unter Andreas Doria hat die Republik Genua die Höhe ihrer Macht erreicht. Uneigennützig hat er nur ihr Bestes im Auge, für sich selbst hat er alles verschmäht, was die alte Freiheit gefährden könnte, so den Herzogstitel und sogar die Würde eines lebenslänglichen Dogen. Anders aber denkt sein unwürdiger Neffe, der rohe Wüstling Gianettino (dessen Lieblingsfluch „Donner und Doria!"). Ihm liegt an nichts, als an der Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Wollust. In der ganzen Stadt ist er verhaßt; bei Andreas' zunehmendem Alter spielt er den Herrn, wie ihn denn auch der Oheim zu seinem Erben und Nachfolger ersehen hat. Die Rechte der Familie, die Gesetze der Republik verspottet er und trachtet mit allen Kräften danach, die Herzogswürde zu erlangen. Gegen diese Tyrannis der Doria (in der Geschichte wesentlich veranlaßt durch eine von Andreas eingeführte Verfassung, die den Nobili wenig Vorrechte vor den Popolaren ließ) bildete sich eine Verschwörung, zu deren Leiter Ludwig Fiesko, Graf von Lavagna (Giovanni Luigi de' Fieschi) sich durch die Kraft seines Geistes emporschwingt. Als junger Mann ist er erfüllt von streng republikanischen Idealen, in denen er eins ist mit seiner lieblichen Gemahlin Leonore Zibo, aber diese unterliegen nach kurzem, wenn auch heißem, innerem Kampfe den unwiderstehlichen Lockungen der Herrschsucht. Noch im Monolog am Ende des zweiten Aufzuges ruft er: „Ein Diadem erkämpfen ist groß. Es wegwerfen ist göttlich. Geh unter, Tyrann! Sei frei, Genua! und ich — dein glücklichster Bürger!" Allein schon im Beginne des dritten Akts kann er es nicht begreifen, warum „die kleinen Seelen sich nicht unter die große versammeln sollen!" und rechtfertigt seinen Entschluß, die Herzogswürde an sich zu reißen, mit den Worten: „Wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger. Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren — es ist frech, eine Million zu veruntreuen — aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen!" Seine eigenen ehrgeizigen Pläne weiß er unter der Maske jovialer Harmlosigkeit geschickt zu verbergen. Durch großartige Gastfreundschaft und ein immer offenes Haus fesselt er die Nobili an sich, während er das Volk glauben macht, er schwärme für dessen Rechte und Freiheiten. Zu seinem Plane gehört ein eng vertrauter Umgang mit Gianettino und ein scheinbares Liebesverhältnis mit dessen Schwester, der koketten Gräfin Julia — denn die Doria über seinen wahren Charakter zu täuschen und in falsche Sicherheit zu wiegen, gilt es vor allem. Insgeheim knüpft er gleichzeitig Unterhandlungen mit Frankreich und dem französisch gesinnten Hause Farnese an. Unter den Ver-

schworenen ragt Verrina hervor, ein unbeugsamer republikanischer Patriot, dessen Tochter Berta von Bourgognino, einem Mitverschworenen, geliebt wird. Da wird Berta ein Opfer der Gewaltsamkeit Gianettinos: Verrina, außer sich, will sie zuerst töten, verbannt sie aber nur in ein unterirdisches Gewölbe, bis das Verbrechen gerächt sei, um dadurch die Verschwörung vollends zum Ausbruch zu bringen.

Inzwischen hat auch Fiesko alles zur Tat des Aufstandes vorbereitet. Unter dem Vorgeben, ein Schiff gegen die Korsaren zu rüsten, hat er eine Galeere in den Hafen einlaufen lassen und unter allerlei Vorwänden und in mannigfachen Verkleidungen auswärts gedungene Landtruppen in die Stadt gezogen. Ein Mohr Muley Hassan, ein Erzschurke, hat sich von Gianettino dingen lassen, Fiesko umzubringen, während Julia ihn gewonnen hat, seine Gemahlin Leonore zu vergiften. Der gewandte Graf überlistet ihn aber und begnadigt ihn, um ihn bei dem Aufstande zu benützen und Gianettinos Mordanschlag bekannt werden zu lassen, ja er schenkt ihm später noch einmal das Leben, als der schwarze Halunke den ganzen Anschlag dem alten Andreas verraten und von demselben gebunden seinem Herrn zurückgeschickt wird. Trotz des Verrates kommt der Aufstand zur Ausführung. — Fieskos Gemahlin wird glänzend an Julia gerächt; in ganzer Liebe ihm nun wieder hingegeben, sucht sie ihn von seinem blutigen Vorhaben zurückzuhalten, und da sie es nicht vermag, legt sie Männerkleidung an und eilt ihm nach. So geschieht es, daß sie von seiner eigenen Hand niedergestoßen wird, da er in unglückseliger Verblendung sie für Gianettino hält, der schon vorher von Bertas Bräutigam getötet ist, ohne daß Fiesko es erfahren hat. Als der Graf seinen Irrtum entdeckt, ergreift ihn ungeheurer, wütender Schmerz; „viehisch um sich hauend" ruft er:

„Tretet zurück, ihr menschlichen Gesichter — Ah, (mit frechem Zähneblecken gen Himmel) hätt' ich nur seinen Weltbau zwischen diesen Zähnen — ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinsendes Scheusal zu zerkratzen, bis sie aussieht wie mein Schmerz —"

Er faßt sich aber wieder, vollendet sein Werk und erblickt sich endlich am Ziel als — Herzog von Genua: da erreicht ihn Verrinas rächende Hand und stößt den Tyrannen in die Meeresflut. Der Geschichte nach ging er „durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde", indem er im Hafen verunglückte.

Charakter des Fiesko.

Der „Fiesko" ist ganz und gar ein Erzeugnis der Sturm- und Drangperiode; das zeigt schon die zügellose Sprache, die bisweilen aufs ungeheuerlichste zur Geltung kommt. Als Verrina Bourgognino, der am Todestage Gianettinos die Hand Bertas erhalten soll, mitteilt, daß auch Fiesko fallen müsse, weil er nach dem Sturze der Doria „Genuas gefährlichster Tyrann" sein werde, bereitet er ihn darauf mit folgenden Worten vor:

„Folge mir dahin, wo die Verwesung Leichname morsch frißt und der Tod seine schaudernde Tafel hält, — dahin, wo das Gewinsel verlorener Seelen Teufel belustigt und des Jammers undankbare Tränen im durchlöcherten Siebe der Ewigkeit ausrinnen — dahin, mein Sohn, wo die Welt ihre Losung ändert und die Gottheit ihr allgütiges Wappen bricht — dort will ich zu dir durch Verzerrungen sprechen, und mit Zähnklappern wirst du hören."

Noch mehr beweist das der Stoff. Wie die „Räuber" gegen die verdorbene Welt im allgemeinen und in ihren unwürdigen Gliedern, so stürmt „Fiesko" wider alte, innerlich faule Staatsformen ungestüm an. Ideale Beweggründe leiten den Helden: er will seine Vaterstadt vor der Tyrannei eines Gianettino bewahren, dessen der alte Andrea nicht Herr geworden ist, und dies gelingt ihm. Aber auf dem Wege zum Ziel verfehlt er sich, das wird seine tragische Schuld, darüber geht er zu Grunde. Er fällt durch den konsequentesten Republikaner Verrina, der zuletzt lieber unter Andrea als unter eines Fiesko Tyrannei leben will, also zur idealen Monarchie zurückkehrt. „In den Räubern," sagt Schiller im Vorwort zu dem

Trauerspiel, „habe ich das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen, hier versuche ich das Gegenteil, ein Opfer der Kunst und Kabale", d. h. seiner eigenen Intrigue fällt der Held zum Opfer, da er der Versuchung nicht widerstehen kann, Selbstherrscher zu werden. Es war also ganz verkehrt, daß Schiller sich von Dalberg bewegen ließ, den Schluß dahin zu ändern, daß Fiesko sich selbst verleugnet, sein ehrgeiziges Ziel daran gibt und der glücklichste Bürger seines Volkes sein will. In dieser Form fand „Fiesko" in Mannheim eine kühle Aufnahme; desto größer war der Erfolg in Berlin, auch in Wien, wo Kaiser Joseph II. das Stück eigenhändig für die Darstellung auf dem Theater einrichtete.

Kabale und Liebe.

Eine viel durchschlagendere Wirkung übte aber Schillers drittes Sturm- und Drangstück „Luise Millerin" oder, wie es Iffland nannte, **„Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel"**, in dem Schiller die Unsittlichkeit der Höfe und Gewaltherrschaft der Standesvorurteile an den Pranger stellte.

Abb. 50. Ferdinand und Luise.
Aus Chodowieckis Kupferstichen zu „Kabale und Liebe" im Königl. großbrit. genealog. Kalender auf das Jahr 1786.

Der jugendliche Major Ferdinand von Walter ist von seinem Vater, dem allvermögenden Präsidenten in der Residenz eines deutschen Kleinstaats zum Gemahl der verlassenen Geliebten des Fürsten, der Lady Milford, bestimmt. „Ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling!" ist des jungen Barons Antwort an diese. Sein Herz hat längst anders gewählt — er liebt Luise Miller, des Stadtmusikus einzige Tochter, und will sie trotz aller Vorurteile seines Standes, trotz aller Intriguen seines Vaters heiraten. Er meint:

„Wer kann den Bund zweier Herzen lösen oder die Töne eines Accordes auseinanderreißen? — — Laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist als der Riß zum unendlichen Weltall, mein Wappen gültiger als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann!"

Allein die Liebe erliegt der Kabale. Da der Präsident, ein Mann, der nichts kennt als „Adel und Carriere" und zur Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne vor keiner Schandtat zurückschreckt, seinen Sohn nicht zu freiwilligem Gehorsam bewegen kann, sucht er die Liebenden durch eine boshafte Intrigue zu trennen. Der alte Miller und seine Frau werden auf des Präsidenten Befehl gefangen genommen — der nichtswürdige Sekretär Wurm, eine Kreatur Sr. Excellenz, versteht es, Luise zu überreden, nach seinem Diktat einen Liebesbrief an den geckenhaften Hofmarschall Kalb zu schreiben, angeblich um dadurch ihre Eltern zu befreien, und die Echtheit des Briefes dem Bräutigam gegenüber zu beeidigen. Der Brief wird in Ferdinands Hände gespielt, der höchst auffälligerweise sogleich in die Falle geht, den Glauben an die Geliebte verliert und sie wie sich selbst vergiftet. Sterbend erfährt er die Wahrheit aus dem Munde der vor ihm scheidenden Luise.

So viel Unwahres und Leeres diese dritte Jugendarbeit Schillers enthält, so schwülstig und hohl pathetisch die Sprache derselben ist, so übertrieben und karikiert

darin das Ringen „einer fabelhaften Tugend des Spießbürgertums mit einer ebenso fabelhaften Niedertracht der Aristokratie“ sich darstellt — so richtig Goethes vornehmes Urteil ist, daß „dieses Stück mehr Äußerung eines ungewöhnlichen Talentes sei, als daß es von großer Bildungsreife des Autors zeuge“ — ein Fortschritt ist trotz alledem gegen die beiden früheren Stücke darin bemerklich. Die Charakteristik einzelner Personen, wie des Stadtmusikus Miller und seiner idealen Tochter, ist vortrefflich, die Satire auf die damals in voller Blüte stehende Misere der Kleinstaaterei und der Unsittlichkeit vieler Höfe ist herb, hie und da überzeichnet, aber im wesentlichen getreu. Bedeutend ist der dramatische Gehalt des Stückes, und seine Bühnenwirksamkeit bewährt es noch heute bei jeder Aufführung. Selbst am Schluß empfinden wir, trotz alles Grausigen, die Befriedigung, daß solche, wenn auch begreifliche Verfehlungen wie Luises Abfassung des Briefes und Ferdinands Zweifel durch den unvermeidlichen Tod ihre Sühne finden, und zugleich die Erhebung, welche wir stets fühlen, wo die echte Liebe stärker ist als die Scheu vor dem Tode. Diese idealen Gedanken, wie sie nur ein echter tragischer Dichter zeitigen kann, erheben das Werk über alle vorhergehenden und verleihen ihm, obwohl es noch kein Meisterstück ist, bleibenden Wert.

Abb. 51. Friedrich Schiller im 26. Lebensjahre.
Nach einer Zeichnung seiner Freundin Dora Stock (der Schwägerin Körners) aus dem Jahre 1785.
Unterschrift eines Briefes an Kunze aus Dresden vom 24. Juli 1786.

In die Zeit seines Mannheimer Theaterdichterlebens fällt auch Schillers Bekanntschaft mit der jedenfalls merkwürdigen, mit großer Seelentiefe begabten, aber exzentrischen und haltlosen **Charlotte von Kalb**, geb. Freifräulein Marschalk von Ostheim (geb. 25. Juli 1761). Gerade zu einer Aufführung von „Kabale und Liebe“ kam sie am 8. Mai 1784 in Mannheim an. Mit einem ihr höchst gleichgültigen Manne durch herzlose Verwandte verbunden, sah die 23jährige anmutige Frau in

Charlotte von Kalb.

dem Dichter ihr ersehntes Ideal und begrüßte ihn sofort mit dem Auge schwärmerischer Liebe, die eine leidenschaftliche Erwiderung fand. Doch kämpfte Schiller dagegen und verkehrte viel mit Margarete Schwan, der Tochter seines Verlegers, ohne freilich zu einer Entscheidung ihr gegenüber kommen zu können. So spann sich denn das Verhältnis mit Frau von Kalb noch weiter fort und blieb nicht ohne Einfluß auf Schillers Poesie. Das Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft", in welchem er das Recht der Leidenschaft gegen alle beschränkende Satzung behauptet — später zu dem farblosen „Kampf" herabgestimmt — ist ein Erzeugnis jener Zeit ringender Liebe, die sich auch im „Don Carlos" noch wiederspiegelt. (Vgl. S. 78.) Auch „die Resignation" hängt mit diesem Erlebnis zusammen. Endlich mußte doch geschieden sein — Schiller sah es selbst ein, dazu war er des Verkehrs mit Dalberg und mit den Schauspielern längst überdrüssig geworden, weil er erkannte, daß seine hochstrebenden Ideale unbegriffen blieben und noch weniger unterstützt wurden.

Rheinische Thalia.

Um seinen Ideen Geltung zu verschaffen, begann er nun ein dramaturgisches Blatt, die „Rheinische Thalia", herauszugeben, in deren erstem Hefte er u. a. die Frage behandelt, was eine gute stehende Schaubühne wirken könne („Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet"). Die Bühne wurde darin als eine Ergänzung der Religion und der Gesetze so ideal dargestellt, wie sie sich leider nirgends verwirklicht.

Noch in demselben Jahre 1784 war es dem Dichter vergönnt, dem Herzog Karl August von Weimar den ersten Akt des „Don Carlos" am Darmstädter Hof, wo derselbe zum Besuch seiner Verwandten sich aufhielt, vorzulesen. Zur Anerkennung erhielt er von Goethes Freunde den Titel eines „Herzoglichen Weimarischen Rates", was ihn mit Begeisterung für „den edelsten von Deutschlands Fürsten und den gefühlvollen Freund der Musen" erfüllte. Um so unerträglicher wurde ihm namentlich auch infolge von Krankheit, die ihn an der Arbeit hinderte, nun seine Stellung zum Mannheimer Theater, — er sehnte sich hinweg, und das um so mehr, als ihm von anderer Seite her sich neue Bahnen zu öffnen schienen. Im Juni bereits hatte der Dichter eine kostbare Brieftasche mit vier Porträts und begeisterten Zuschriften von einigen Verehrern in Leipzig erhalten; es war das für ihn eine große Ermutigung und Erfrischung gewesen, und es entwickelte sich daraus (merkwürdigerweise erst im Dezember d. J.) ein Briefwechsel, der bald zu einem für Schillers Leben bedeutsamen Freundschaftsbündnis führen sollte. Die Seele des kleinen Kreises, der den Dichter so erfreute, war der Konsistorialrat **Chr. Gottfr. Körner** (geb. den 2. Juli 1756 in Leipzig, † zu Berlin als Geh. Oberregierungsrat im Kultusministerium 13. Mai 1831), der Vater des Dichters Theodor Körner, zu Dresden.

Körner.

Der Anfang der Beziehungen zwischen Schiller und Körner ist für beide sehr charakteristisch. Schiller hatte an die Leipziger Freunde, die er so lange vergessen, geschrieben: „Ein Zufall, ein wehmütiger Abend erinnert mich wieder an Sie: ich eile an den Schreibtisch, Ihnen, meine Lieben, diese schändliche Vergessenheit abzubitten." Er geht dann weiter auf die Gründe seines Schweigens ein — „die traurigen Stimmungen seines Herzens, die ihn außer Stand gesetzt, seine Empfindungen auszusprechen" und erwähnt zum Schluß, er denke daran, im kommenden Sommer, etwa zur Jubilatemesse, Leipzig zu besuchen. „Welche süße Momente," fügt er hinzu, „wenn ich Sie da treffe und Ihre wirkliche Gegenwart sogar die Freudenerinnerung an Ihre Bilder verdunkelt!" Am 11. Februar 1785 antwortete Körner: „Die erste Absicht unserer Briefe ist nunmehr erreicht. Wir wissen, daß unsere Äußerungen den Eindruck auf Sie gemacht haben, den wir wünschten, und nun könnten wir unsern Briefwechsel schließen." Die Fortsetzung desselben, meinte er weiter, würde nur einen Zweck haben, wenn sie Freunde werden könnten, darum wünsche er eine persönliche Begegnung. „Kommen Sie sobald als möglich," fährt

er fort. „Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und das macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis.“ Die ruhige und doch so warme Art Körners tat dem Dichter wohl, und es zog ihn mit allen Kräften seiner Seele zu dem edlen Manne, der ihn so freundlich eingeladen hatte. „Seit Ihrem Briefe,“ antwortete er, „hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: Diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du.“ Und nun duldete es ihn auch nicht länger in Mannheim. „Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir,“ schreibt er ein anderes Mal, „Leipzig erscheint meinen Träumen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel.“ Im April 1785 reiste er nach Leipzig, wo ihn Huber, Körners nachheriger Schwager, aufs wärmste empfing. Körner war inzwischen nach Dresden versetzt. Bald darauf lernte er ihn selbst kennen, der sich mit Rat und Tat sogleich als sein Freund bewährte. Zu diesem Kreise gehörten ferner die Töchter eines tüchtigen Künstlers, des Kupferstechers Stock, bei welchem Goethe in Leipzig Studien gemacht hatte, nämlich Minna Stock, Körners Braut, welche die Brieftasche gestickt hatte, und ihre Schwester Dora, welche sich selbst und die anderen drei gezeichnet hatte. Ihr verdanken wir auch das Bildnis Schillers aus der Leipziger Zeit. (S. 71.)

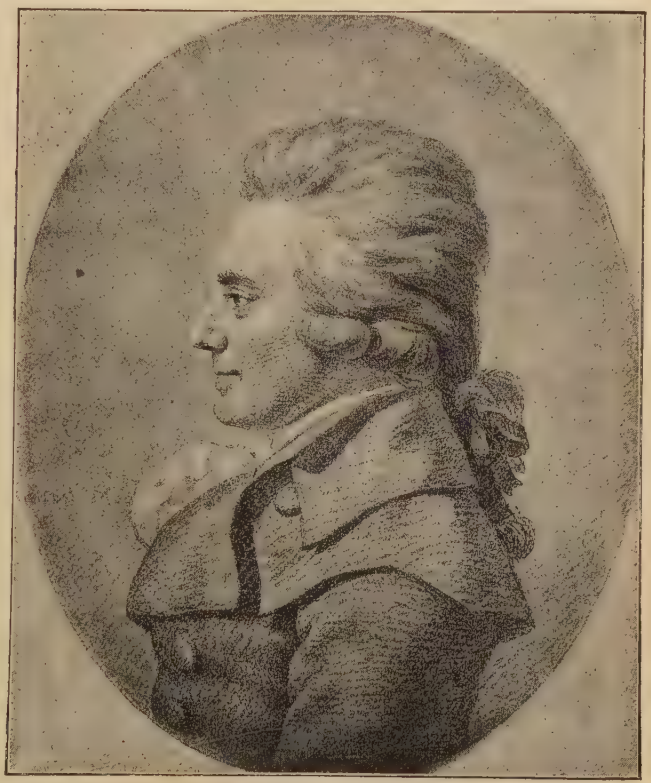


Abb. 52. Christian Gottfried Körner.
Nach einer Zeichnung von Wagener.
Unterschrift aus einem Schriftstück von 1804 in Georg Kestners (†) Autographensammlung.

Schillers zweite Dichterperiode (1785—1794).

In Gohlis.

Bis in den September 1785 wohnte Schiller — von Körner auf das freigebigste in seiner Geldbedrängnis unterstützt — in Gohlis bei Leipzig in einem bescheidenen Häuschen, das heute noch seinen Verehrern gezeigt wird. Dort entstand aus dem Überschwang seines beglückten Herzens das etwas schwülstige „Lied an die Freude“ (Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!).

Margarete Schwan.

Von Gohlis aus bewarb er sich auch um Margarete Schwan, die nach der Ansicht seines Vaters eine passende Partie für ihn war. Aber der alte Schwan

Abb. 53. Schillerhaus in Gohlis.

war anderer Ansicht — ohne Margareten etwas davon zu sagen, gab er dem Dichter eine abschlägige Antwort und begründete dieselbe dadurch, „daß der Charakter seiner Tochter nicht für Schiller passe“. Endlich trieb ihn die Sehnsucht nach Körner von Leipzig fort — am 11. September fuhr er um Mitternacht mit Extrapost über die Elbbrücke in Dresden ein. Auf dem Körnerschen Weinberge in dem benachbarten Loschwitz lebte er nun vollends auf. Fast zwei volle Jahre verbrachte er in diesem „seligen Idyll“ sehr still und zurückgezogen, in fleißiger Arbeit und in trautem Verkehr mit dem Freunde, unter dessen „maßvollem und nachhaltigem Einflusse,“ wie Vilmar sagt, „eine sehr bedeutende Veränderung mit Schiller vorging, die man fast eine Umwandlung nennen kann: das Formlose, Maßlose, Exzentrische seines bisherigen Lebens verlor sich und schlug bis auf einen gewissen Grad in sein Gegenteil um.“

In Loschwitz.

Zu Loschwitz wurde der „**Don Carlos**“ umgearbeitet und vollendet. Nach Lessings Vorgang im „Nathan“ (I, 418) hatte er dafür (etwa in derselben Zeit wie

Goethe für seine Iphigenie) die fünffüßigen reimlosen Jamben gewählt. Am 13. Juni 1787 schickte er an Schröder, den berühmten Schauspieler und Leiter des Theaters in Hamburg (vgl. S. 140 f.) das fertige Stück; am 30. August ging es dort zum erstenmal über die Bühne. Dieses Stück, das den Übergang von Schillers Jugenddramen zu den fünf großen Dramen seiner vollendeten Dichterperiode bezeichnet, war aus mancherlei Wandlungen im Laufe von vier Jahren hervorgegangen. In Bauerbach als ein Tendenzstück gegen Pfaffentum und Inquisition, gegen Glaubensdruck und Despotismus entworfen, sollte es in Mannheim ein „Familiengemälde aus dem Hause Philipps II." werden und war nun schließlich zu einem Drama aus-

Abb. 54. Schillers Gartenhäuschen in Loschwitz.

gestaltet worden, in welchem er seine weltbeglückenden Ideen positiv entwickeln wollte. Schiller hat sich selbst sehr eingehend über die daraus hervorgehenden Unebenheiten und Mängel ausgesprochen und namentlich in seinen „Briefen über Don Carlos" sie zu verteidigen gesucht. Nach seinem eigenen Ausspruch sollte Don Carlos nicht sowohl ein Theaterstück sein, als „eine dramatische Einkleidung zur äußeren Gestaltung seiner Ideen". Daher kam die ungeheuerliche Länge des Stückes, aus den verschiedenen Entwürfen aber die Zwiespältigkeit in der Ausführung; in den ersten drei Akten ist Carlos die Hauptperson, in den letzten Marquis Posa, der Vertreter der weltbürgerlichen Beglückungsideen.

Die Handlung des Dramas weicht von der Geschichte erheblich ab. In Wirklichkeit war Carlos ein Krüppel, unmäßig und eigensinnig, zuletzt wegen gefährlichen Wahnsinns eingesperrt, ohne alle Beziehungen zu seiner Stiefmutter. Schiller hat also das Folgende aus freier Phantasie gestaltet.

Don Carlos liebt seine Stiefmutter, Elisabeth von Valois, die früher für ihn bestimmte Braut. So ist das Familienleben des Hauses nach allen Seiten zer- Don Carlos.

rüttet: der König betrachtet seine Gemahlin wie seinen Sohn mit Argwohn und Eifersucht — der Liebende verzehrt sich im Groll gegen die Vorsehung und gegen den Mann, der ihn und die Geliebte unglücklich gemacht hat, und im ohnmächtigen Trachten, aus dem Konflikte zwischen Leidenschaft und Pflicht einen Ausweg zu finden. Verschärft wird das Bittere seiner Lage durch den Beichtvater des Königs, Domingo, und den grausamen Herzog Alba, die ihm sowohl wie der Königin aufpassen und jede Gelegenheit benützen, den König gegen sie aufzuhetzen. — Da kehrt des Infanten Jugendfreund, Marquis Posa, nach langjähriger Abwesenheit aus Brüssel zurück, dessen Herz für die Befreiung der schmählich unterjochten Niederlande glüht. Er begeistert Don Carlos für seine Pläne und verschafft ihm eine Zusammenkunft mit der Königin, die ihn veranlaßt, seinen Vater um den Oberbefehl der nach Flandern bestimmten Armee zu bitten, um ihn dadurch aus dem müßigen Hinbrüten zu einem tatenvollen Leben emporzuraffen. Doch Philipp weist den Jüngling mit seinem Anliegen ab:

„— Dies Amt
Will einen Mann und keinen Jüngling —
Und Schrecken bändigt die Empörung nur — —
Der Herzog geht nach Flandern —"

Aus seinem dumpfen Schmerz reißt den aufs neue zur Untätigkeit verurteilten Infanten ein Billet von Damenhand, das ihn zu einem Stelldichein einladet. Er meint, die Königin habe es geschrieben, und ist aufs höchste überrascht und unangenehm enttäuscht, als er die Prinzessin Eboli, eine Hofdame, die ihn seit lange liebt, an Stelle der Erwarteten findet. Er verhehlt seine Gefühle nicht:

„Ich zweifle fast, ob Carlos und die Fürstin
Von Eboli sich je verstehen können,
Wenn Liebe abgehandelt wird —"

erwidert er kühl auf ihre Andeutungen — sie errät, wen er liebt, und beschließt sich zu rächen: „Der König wisse den Betrug!" In Verbindung mit Domingo und Alba vollbringt sie den Verrat, indem sie die Schatulle der Königin erbricht und die an dieselbe gerichteten Briefe des Infanten dem Könige mitteilt. Dieser gerät außer sich, kann es nicht glauben, fühlt sich vereinsamt —

„Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht —
Du hast mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menschen —"

Der Mensch wird gefunden — es ist Marquis Posa, der von nun an in den Vordergrund des Interesses tritt und darin bis zum Schluß des Stückes bleibt. Der „sonderbare Schwärmer", vor den König gerufen, will keine Gnade, er will die Gesetze genießen, er will nicht Fürstendiener sein, er will den „Käufer nicht betrügen". In langen Reden entwickelt er sodann, was „er als Bürger dieser Welt gedacht", seine weltbürgerlichen Freiheitsideen, seine Träume von Völkerbeglückung. Er ruft dem König zu:

„Lassen Sie
Großmütig, wie der Starke, Menschenglück
Aus ihrem Füllhorn strömen — —
— Geben Sie Gedankenfreiheit."

Den seinem geschichtlichen Urbilde wenig gleichenden König ergreifen die mutigen Worte — er faßt Vertrauen zu dem jungen Mann, nimmt ihn in seine Dienste und gibt ihm eine einflußreiche Stelle bei Hofe, ja er schüttet ihm seine geheimsten Sorgen in betreff seiner Gemahlin aus und beauftragt ihn:

„Erforscht das Herz der Königin! Ich will
Euch Vollmacht geben sie geheim zu sprechen."

Schiller.

Abb. 55. **Friedrich Schiller im 28. Lebensjahre.**
Nach einer Photographie des Ölgemäldes von Anton Graff im Körnermuseum zu Dresden. (Schiller saß dazu im Frühjahr 1786; Graff vollendete das Bild aber erst 1791.)
Unterschrift eines Briefes aus Dresden vom 5. 4. 1787 an den Schauspieldirektor Großmann in betreff des Don Carlos. Aus der Autographensammlung Georg Kestners †.

Unangemeldet soll der Marquis künftig vor ihm erscheinen dürfen. Der Mann, der „den Käufer nicht betrügen wollte", läßt sich das alles gefallen, um hinter dem Rücken des Fürsten wider ihn zu intriguieren: Don Carlos soll heimlich nach Flandern gehn und von Brüssel aus in Verbindung mit Egmont und Oranien „den spanischen Thron durch seine Waffen zittern" machen. Die Königin soll den Infanten für diesen Plan begeistern. Gleichzeitig haftet Posa dem König für seines Sohnes Bleiben, um dessen Entkommen desto sicherer und leichter zu machen. Von da an verwirren sich die Fäden durch Gegenintriguen und Mißverständnisse; Marquis Posa macht von einer ihm erteilten Generalvollmacht Gebrauch und verhaftet Carlos, um ihn dadurch zu retten und ihm zur Flucht zu verhelfen, doch ohne den Freund zu verständigen. Als er aber alles verloren glaubt, opfert er sich selbst für ihn, indem er dem König einen Brief in die Hände zu spielen weiß, der ihn als Verräter erscheinen läßt. Er wird meuchlings erschossen, aber vergeblich ist seine Aufopferung; auch Carlos geht zu Grunde, von dem König und dem Großinquisitor überrascht, als er von der Königin Abschied nimmt, um zur Befreiung der Niederlande aufzubrechen. Mit dem herzlos kalten Worte:

„Kardinal, ich habe Das Meinige getan. Tun Sie das Ihre!"

übergibt der König den unglücklichen Sohn seinem Henker.

Der Fortschritt des Dramas gegen die früheren liegt in der psychologischen Vertiefung der Charaktere und in der abgeklärten, schwungvollen Sprache. Wieder führt er den Kampf gegen eine kranke Welt für Freiheit und Recht, wieder zeigt er, daß auch der edelste Mensch beim Verfolg der besten Pläne durch seine Leidenschaften gehemmt und zu Grunde gerichtet wird.

In Weimar.

Im Juli 1787 ging Schiller nach Weimar. Mit schmerzbewegtem Herzen riß er sich von seinem Körner los. Der unglückliche Ausgang einer leidenschaftlichen Neigung zu einer herzlosen Kokette, Fräulein Henriette Elisabeth v. Arnim, die ihn in Dresden längere Zeit umstrickt gehalten, trieb ihn von dort hinweg, mehr noch das immer stärker werdende Verlangen nach einer gesicherten Lebensstellung, auf die ihn des Herzogs Karl August wiederholte Ermutigung in Weimar wohl rechnen lassen durfte. Am 21. Juli traf er in der herzoglichen Residenz ein; sie schien leer, der Herzog war im preußischen Lager, Goethe noch in Italien. Auch die regierende Herzogin, die, wie Schiller wußte, seine Dichtungen liebte, war von Weimar entfernt. Mit Herder und Wieland bahnte sich nur langsam ein Verkehr an. Dagegen fand er in Charlotte von Kalb eine Beschützerin und Verehrerin, und die Herzogin Amalia „hatte die Galanterie, sie zusammen zu bitten".

Im Dezember 1787 besuchte er seine alte Freundin und Wohltäterin Frau von Wolzogen in Meiningen. Mit ihrem Sohne, seinem altem Schulfreunde, ritt er an einem trüben Dezembertage nach Rudolstadt, um die Bekanntschaft mit der Wolzogens nahe verwandten Familie v. Lengefeld, die er schon flüchtig 1784 in Mannheim gemacht hatte, zu erneuern. Schiller fühlte sich sofort wohl und frei in dem Kreise dieser liebenswürdigen und geistig angeregten Familie des verstorbenen Kammerrats, und es wurde ihm schwer, sich von ihr zu trennen. Im Frühjahr 1788 trat er mit beiden Töchtern (Karoline, geb. 1763 zu Rudolstadt, des Dichters vertraute Freundin und Biographin, in zweiter Ehe an Wilh. v. Wolzogen vermählt, Verfasserin des Romans „Agnes von Lilien", † 1847 und Charlotte, geb. den 22. November 1766 zu Rudolstadt) in Briefwechsel; im Mai nahm er, des ungezwungenen Lebens halber, seinen Aufenthalt in Volkstedt, eine halbe Stunde von Rudolstadt. Dort lebte er in dem vertrautesten Verkehr mit Lengefelds, arbeitete fleißig an der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", zu der er durch den „Don Carlos" geführt worden war, und las den Damen die einzelnen Abschnitte vor, wie sie vollendet waren. Auch der Roman „Der Geister-

Charlotte v. Lengefeld.

Abfall der Niederlande.

seher" beschäftigte ihn, aber in dem Maße immer weniger, als er unter dem Einfluß der neuen Eindrücke „ruhiger und klarer, und sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigt ward." Im Juli 1788 kam sein Geschichtswerk zum vorläufigen Abschluß; es ist ein Bruchstück geblieben, das mit der Begründung von Albas Herrschaft endigt. Obwohl es von der späteren Geschichtsforschung längst überholt ist, ist doch die Kunst der geschichtlichen Darstellung darin zu bewundern, und sie läßt das Werk noch in unserer Zeit lesenswert erscheinen.

Götter Griechenlands.

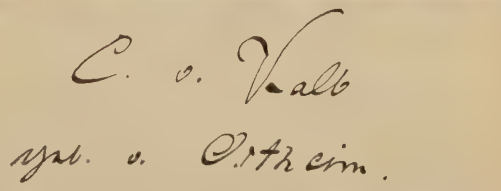


Abb. 56. Charlotte von Kalb. Gemalt von F. Tischbein 1785. Im Besitz S. K. H. des Großherzogs von Weimar. (Früher in ihrer Heimat, Schloß Waltershausen in Thüringen.) Nach einer Photographie.
Unterschrift eines Briefes an Baron von Kottwitz aus Berlin, 17. August 1835. Aus der Autographensammlung Georg Kestners †.

Mit seinen Geschichtsstudien ging Hand in Hand eine Vertiefung in das Altertum, für das ihn Voß' Homerübersetzung neu begeistert hatte. So entstand schon mitten unter den Vorbereitungen seiner niederländischen Geschichte seine Elegie: **„Die Götter Griechenlands"**, die Wieland im „Deutschen Merkur" zuerst veröffentlichte. Dieses „melancholisch schöne Gedicht," wie Wolfgang Menzel es nennt, stellt der rationalistischen Weltanschauung des Deismus, wie sie zu Schillers Zeit vorherrschte, welche die Natur entgöttert hatte und in ihr nur eine große Maschine sah, die poetischere heidnische Weltanschauung der Griechen gegenüber, was vielen als ein Bruch mit der christlichen Weltanschauung erschien. Körner machte seinen Freund darauf aufmerksam, daß die christliche Religion „nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist." „Das erste Wunder," bemerkt er, „das von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah." Friedrich Perthes schrieb 1822 an Heimroth: „Es liegt etwas tief

Ergreifendes für mich in Schillers Göttern Griechenlands; sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandsmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüt macht."

Übersetzungen.

Zu jener Zeit lebte Schiller ganz in der Welt der Antike; auf den Wunsch Charlottens übersetzte er die „Iphigenie in Aulis" und einige Scenen der „Phönicierinnen" des Euripides; aus seiner damaligen Anschauung ging das Lehrgedicht

Künstler.

„Die Künstler" hervor, das, wie er selbst sagt, aus dem Innersten seines Wesens gequollen war. In etwas schwerfälliger Form und verworrener Darstellung will er die Bedeutung der Kunst für die Entwicklung des Menschengeschlechts zeigen:

Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.

So ist ihm die Schönheit nur eine Vorstufe der Wahrheit, die Kunst die erste Bildnerin der Menschheit, die Künstler sind die Erzieher derselben. Ihnen ruft er zu:

„Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendete Natur.

. . . . . .

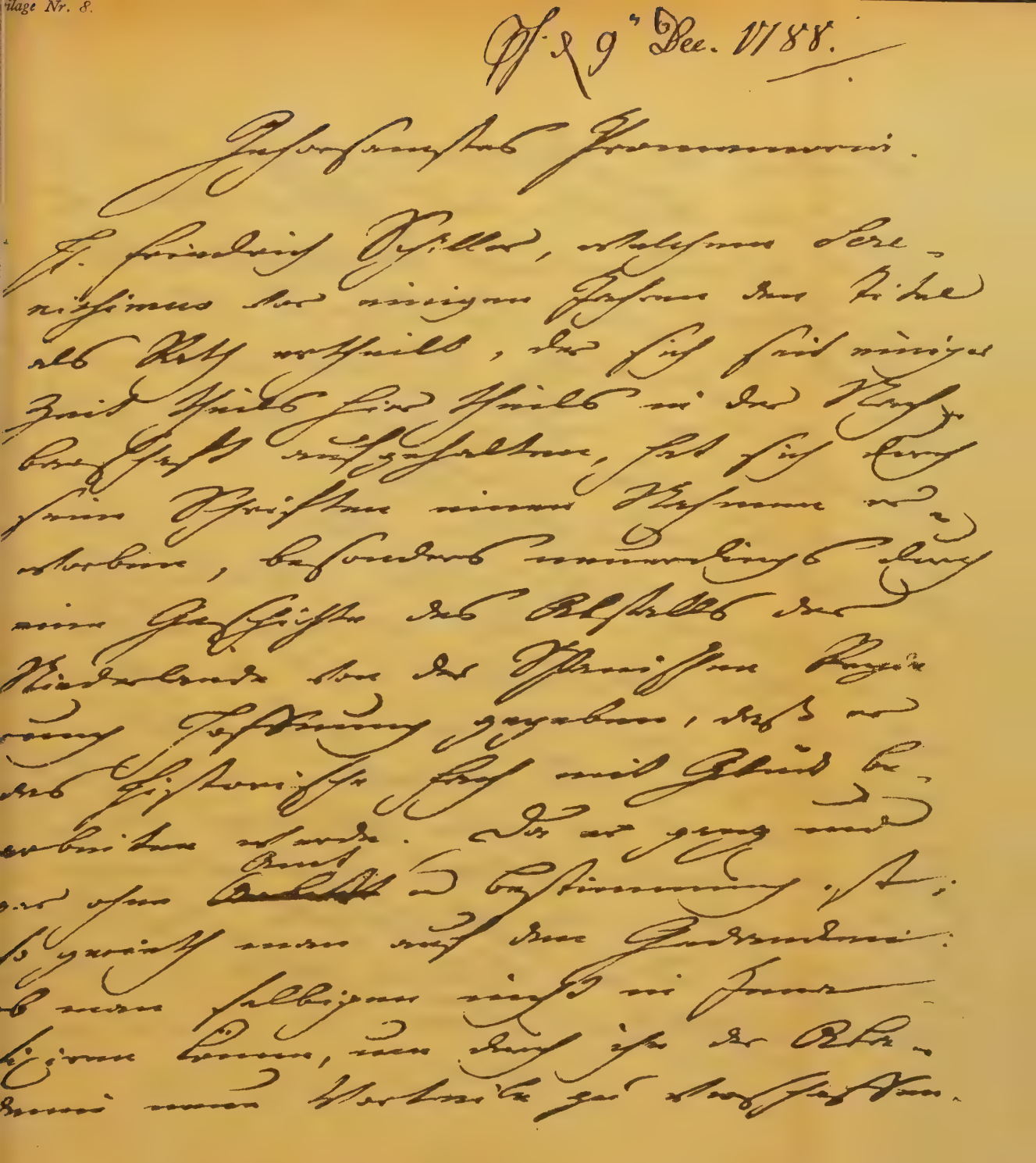
Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben . . . ."

Egmont-Kritik.

Während dieses idyllischen Sommerlebens Schillers war Goethe aus Italien nach Weimar zurückgekehrt. Schiller hatte ihn mit seiner scharfen Egmont-Kritik empfangen — ehe Goethe sie gelesen, kam er zum Besuch nach Rudolstadt, wo ihn die Lengefeldschen Schwestern mit Begeisterung begrüßten und ihm ihren Freund zuführten. Aber die beiden Dichter kamen sich in keiner Weise näher. Schiller fühlte sich durch Goethes äußere Erscheinung enttäuscht, noch mehr durch sein ganzes Wesen und meinte in seinem Berichte an Körner: „Ich zweifle ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir noch jetzt interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an anders angelegt, als das meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden."

Inzwischen kam für Schiller die Zeit des Abschiedes heran; aber als er am 12. November aufbrach, ließ er doch sein Herz im Lengefeldtschen Hause — eine Zeit lang hatte er geschwankt, zu welcher der beiden Schwestern es sich neige, doch hatte Charlotte endlich den Sieg über Karoline davongetragen. Bald nach seiner Rückkehr veranlaßte Charlottes Freundin, Frau von Stein, Goethe, der sich damals noch nicht von ihr losgesagt hatte, etwas für Schiller zu tun, und da mittlerweile die Niederländische Geschichte ein gewisses Aufsehen gemacht und in Jena eine Professur erledigt war, schien sich hier die beste Gelegenheit zu bieten, ihm ein Arbeitsfeld und eine feste Stellung zu eröffnen. Goethe befürwortete die Anstellung Schillers in dem höchst charakteristischen „Gehorsamsten Promemoria" an das Konseil Karl Augusts vom 8. Dezember 1788 (Beilage Nr. 8).

Nach längeren Vorverhandlungen (schon am 15. Dezember 1788 hatte ihm Goethe das Reskript aus der Regierung zugeschickt, das ihn anwies, sich auf die Professur einzurichten) wurde Schiller im März 1789 als außerordentlicher Professor — ohne Gehalt — nach Jena berufen zur großen Befriedigung seiner Eltern und der Freundinnen in Rudolstadt. Er selbst fühlte sich unbehaglich dabei; „man hat mich übertölpelt," schrieb er an Körner. „Meine Idee war es immer,



„Gehorsamstes Promemoria“ **Goethes**
an das geheime Consilium Karl Augusts über die Anstellung Schillers als Professor der Geschichte in Jena.

Datirt Weimar den 9. Dezember 1788. Genaue Nachbildung der in Hirzels Goethesammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrten Handschrift.

aber ich wollte ein paar Jahre zu meiner besseren Vorbereitung verstreichen lassen. In der neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen: mancher Student weiß vielleicht mehr Geschichte als der Herr Professor. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur (durch Lehren lernt man), aber die Herren wissen nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist." Auch diese Anstellung brachte keine Annäherung zwischen den beiden Dichtern zu stande; vielmehr nahm die Spannung noch durch allerhand Umstände zu. „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege," schrieb Schiller an Körner, „und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich so hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Professor Schiller.

Alles Klagen half aber nichts. Schiller mußte nach Jena. Am 11. Mai 1789 siedelte er dahin über, am 26. Mai eröffnete er mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" seine Vorlesungen unter großem Zulaufe (vor fast 500 Studenten), der indes nur zu bald abnahm. Als die Studenten bezahlen sollten, war ihre Begeisterung verflogen: ein Kolleg über römische Geschichte wurde kaum von 30 Zuhörern besucht, von denen nur zehn zahlten. Er lebte dabei geistig aus der Hand in den Mund und mußte gewaltig arbeiten, da er täglich eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben mußte, weil er sich auf sein Gedächtnis garnicht verlassen konnte. Zu dieser Not, die dadurch ihren Stachel erhielt, daß Schiller im Grunde gar keine Neigung zu der akademischen Tätigkeit hatte, kamen kleinliche Plackereien händelsüchtiger Kollegen und die nie aufhörenden Geldsorgen.

Ein Lichtpunkt für ihn war das Zusammensein mit den Lengefeldschen Damen in Lauchstädt in den Sommerferien 1789. Hier kam es zu einer Erklärung: Charlotte wurde Schillers Braut. Zunächst ganz im geheimen: erst im Dezember hielt er bei der Mutter förmlich um ihre Hand an, und diese erteilte ihre Einwilligung. Um die „Mesalliance" einigermaßen auszugleichen, bat der Dichter dann den Herzog von Meiningen um den Hofratstitel, den er

geborene Lotte v. Lengefeld

Schillers Braut.

Abb. 57. Schillers Gattin Charlotte, geb. von Lengefeld. Gemalt von Ludowika v. Simanowitz, geb. Reichenbach. Original im Besitz des Freiherrn Ludwig v. Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greifenstein. Nach einer Photographie. Unterschrift der Braut aus einem Briefe an ihre Schwiegereltern. Weimar, 29. Dez. 1789. Im Besitz des Schillerhauses zu Marbach. Der Gattin: aus einem Briefe vom 14. Jan. 1812. Im Besitz des † Herrn Wilh. Künzel in Leipzig.

auch erhielt. Karl August aber gab ein weiteres zur Heirat — das Geld, d. h. eine feste Jahreszulage von 200 Talern. Am 29. Dezember schrieb die glückliche Braut an ihre Schwiegereltern: „Ob Ihnen gleich die Züge meiner Hand fremd sind, so ist es mein Herz doch gewiß nicht, wenn Sie den Brief Ihres Sohnes, meines Teuren Geliebten, gelesen haben, liebe Mutter! mit wahrer kindlicher Liebe gebe ich Ihnen diesen Namen und wünsche mir herzlich Sie selbst zu sehen. Ich möchte von Ihnen gekannt sein, damit Sie klar fühlen könnten, wie ich meinen Schiller liebe, und es der süßeste Gedanke meiner Seele ist, für ihn zu leben, zu seinem Glück, seiner Freude etwas beitragen zu können. Ein gutes Schicksal hat uns zusammengebracht, hat unsere Herzen verbunden, und ein neues schönes Leben zeigt mir die Zukunft. Schenken Sie mir Alle Ihre Liebe, die ich Ihnen so gern mit dankbarem Herzen erwidere, und lassen mein Andenken unter Ihnen leben, und erlauben mir von Zeit zu Zeit Ihnen schreiben zu dürfen. Ich erbitte mir Ihren Segen zu unserer Verbindung. Die lieben Schwestern umarme ich herzlich und bitte sie mich gern als ihre Schwester zu lieben. Ihre Lotte v. Lengefeld."

Trauung. Schillers Eltern gaben überglücklich ihren Segen zu dem Ehebunde — die sehr bescheidenen Einrichtungen zu dem Hausstande waren bald getroffen; am 22. Februar 1790 wurde Schiller mit seinem Lottchen in der Kirche des Dorfes Wenigen-Jena in aller Stille getraut. Die Ehe war sehr glücklich: Charlotte, die ihm vier Kinder gebar, überlebte ihn 21 Jahre; sie starb 1826 zu Bonn. Auf ihr Verhältnis wirft ihr von Fielitz u. d. Titel: „Schiller und Lotte" neu herausgegebener Briefwechsel das schönste Licht.

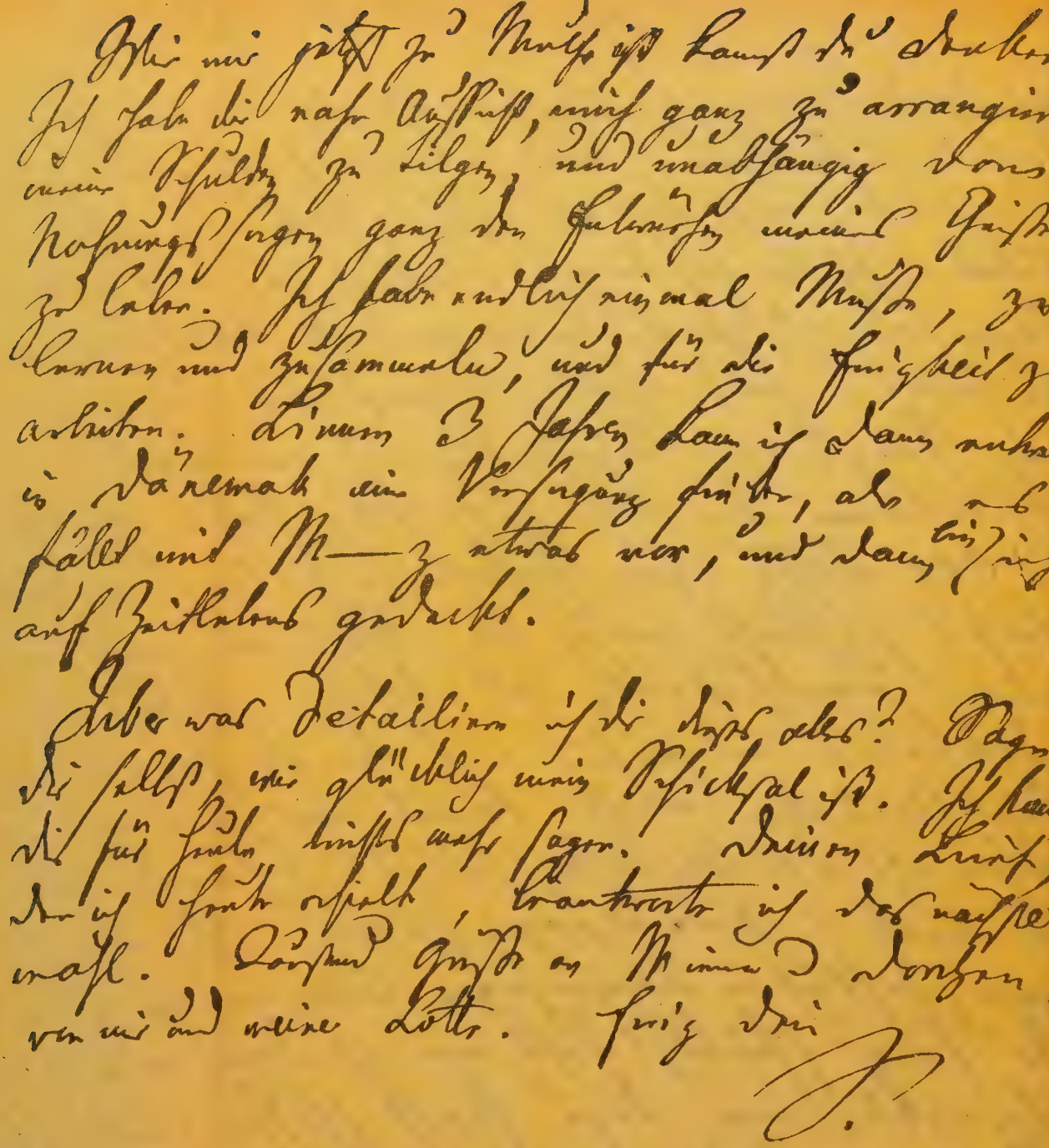
Durch seinen Ehestand im höchsten Grade befriedigt, arbeitete Schiller mit erneuter Lust und Freudigkeit. Neben seinen Kollegien schrieb er für Göschens „historischen Kalender für Damen" die **„Geschichte des Dreißigjährigen Krieges"**, setzte eine schon früher begonnene Ausgabe der historischen Memoiren fort und lud sich für den folgenden Winter noch drei Kollegien auf. Unter dieser zu starken Anspannung seiner Kräfte brach er schon im Winter 1790 zusammen. Bei einem Besuche, den er in den letzten Tagen des Jahres in Erfurt machte, wurde er von einem heftigen Katarrhfieber befallen, das sich im Januar 1791 in Jena mit großer Heftigkeit erneuerte und aus dem sich eine Brustkrankheit entwickelte, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Aber „wunderbar erhielt sich die Kraft seines Geistes", erzählt seine Schwägerin Karoline, „alle leidensfreien Tage waren heiter; er arbeitete und suchte die Gefahr, die er selbst in den ersten

Badereise. Zeiten für dringend hielt, den Seinen zu verbergen." Eine Badereise nach Karlsbad schaffte ihm einige Linderung, aber seine Mittel waren dadurch völlig erschöpft. Von Kollegienlesen konnte vorläufig nicht die Rede sein, ebensowenig vermochte er wie früher auf seine schriftstellerischen Einkünfte sich zu verlassen. Von Körner, in dessen Schuld er noch immer war, mochte er nichts mehr annehmen; was Karl August geben konnte und sofort gab, reichte nicht weit. Da in der größten Not kam unerwartete Hilfe. Durch den dänischen Dichter Jens Baggesen, der Schiller 1790 in Jena gesehen hatte, veranlaßt, bot der Prinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg vereint mit dem dänischen Minister Grafen Ernst Schimmelmann dem Rekonvaleszenten ein jährliches Geschenk von 1000 Talern auf drei Jahre an, das derselbe mit dankbarem Herzen annahm. Voll Freude meldete er es Körner (Beilage Nr. 9).

Die ihm so vergönnte unabhängige Lage verwertete Schiller zum Studium der kantischen Philosophie, auch nahm er seinen „Dreißigjährigen Krieg" wieder auf, fuhr in der Übertragung von Vergils Äneide fort und sann über eigenen neuen Dichtungen, namentlich dem „Wallenstein", zu dem er auf seiner Badereise in Böhmen manche frische Anregung erhalten hatte. Aus seinen philosophischen Studien, bei denen er immer den sittlichen und ästhetischen Zweck ins Auge faßte, gingen eine Reihe lehrreicher, anregender Aufsätze hervor: über „den Grund des

Jena den 10. Dec. 91.

Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen lieber Körner. Das, wornach ich mich schon so lang ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalt ich Briefe aus Koppenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann die mir auf drey Jahre jährlich 1000 Thlr zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erhohlen. Aber die Delikatesse und Feinheit mit der der Prinz mir dieses Anerbieten macht könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Ich werde Dir die Briefe in 8 od. 10 Tagen schicken. Sie äußern zwar, daß ich in Koppenhagen leben möchte, und der Prinz schreibt, daß wenn ich dann angestellt seyn wollte, man dazu Rath schaffen würde. Aber dieß geht sobald nicht, da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von W. noch zu neu ist, und auch vieler andern Ursachen wegen. Aber hinwiederum werde ich das, wenn es auch erst in 1 oder 2 Jahren geschieht



Brief Schillers an Christian Gottfried Körner vom 10. Dezember 1791,
in welchem er diesem Mitteilung macht von der ihm zuteil gewordenen
Dotation von 1000 Thalern jährlich.

Genaue Nachbildung des Originals im Besitze der Verlagshandlung.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

an
Herrn Appellationsrath
D. Körner
in
Dr.

Vergnügens an tragischen Gegenständen", über „Anmut und Würde", über „naive und sentimentalische Dichtung" (Unterscheidung und Parallele der antiken und der modernen, der klassischen und der romantischen Poesie), daran reihten sich die „Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen". (Nachweis der bildenden Macht und Bedeutung der Schönheit für das Menschenleben, das einzelne, wie das der Gemeinschaft.)

Im September 1792 wurde die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" vollendet, ein Werk, das alle Vorzüge wie alle Mängel des „Abfalls der Niederlande" teilt, das übrigens in unseren Tagen fast nur noch aus den Proben in Lesebüchern, wie der trefflichen Beschreibung der „Eroberung Magdeburgs", bekannt ist. An den Zeitereignissen nahm Schiller regen Anteil, wahrte sich aber für die große Umwälzung in Frankreich von Anfang an einen ruhigen, historisch nüchternen Blick. Um so mehr mußte es ihn überraschen, als er vom Nationalkonvent in Paris den Ehrentitel eines „citoyen français" als „le sieur Gille, publiciste allemand" erhielt. Er wies denselben aber schaudernd zurück, als die Nachricht von Ludwigs XVI. Hinrichtung ihn erreichte. „Ich kann," schrieb er an Körner, „seitdem keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese Schinderknechte an." Das Diplom gelangte erst im März 1798 durch Campe in seine Hände und wurde nach genommener beglaubigter Abschrift für seine Kinder der Weimarischen Bibliothek überlassen.

Dreißigjähriger Krieg.

Le sieur Gille.

Abb. 58. Schiller in Karlsbad 1791 (im 32. Lebensjahre). Nach einer gleichzeitigen Zeichnung seines Freundes, des Malers J. Chr. Reinhard.

Nachdem Schiller im Herbst 1792 einen Besuch seiner Mutter und seiner jüngsten Schwester Nanette gehabt hatte, machte er im folgenden Jahre einen langersehnten Besuch in der schwäbischen Heimat. Von Anfang August 1793 bis Mitte Mai 1794 hielt er sich dort auf, zuerst in Heilbronn, dann in Ludwigsburg, wo ihn seine Jugendfreundin Ludowika Simanowitz geb. Reichenbach (vgl. S. 56), porträtierte, zuletzt in Stuttgart. Der Herzog, an den er geschrieben, antwortete nicht, war aber so gnädig, öffentlich zu äußern: „Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden." Er starb übrigens, während Schiller in Ludwigsburg verweilte, bereits am 24. Oktober 1793.

In seinem alten Heimatlande wurde dem Dichter auch sein erster Sohn geboren. Die Freude hierüber, wie der Verkehr mit dem Elternhause, dem der siebzigjährige Major Schiller in großer Rüstigkeit vorstand, taten ihm wohl; dazu kam der Verkehr mit alten und neuen Freunden. Von großer Wichtigkeit für ihn war

Abb. 59. Schiller im 35. Lebensjahre.

Fast lebensgroß gemalt von Frau Ludowika von Simanowitz geb. Reichenbach bei seinem Besuche in Ludwigsburg 1794. Das berühmteste aller Schillerbildnisse, eine Zierde des Schillerhauses in Marbach. Nach einer Originalphotographie.

Unterschrift Schillers vom 16. Juli 1802 unter einer Vollmachtsurkunde für Cotta betr. die Teilung des Erbes der Mutter. Im Schillerhause zu Marbach a. N.

die mit dem Buchhändler **Johann Friedrich Cotta** angeknüpfte Bekanntschaft, Cotta.
die zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältnis führte. Mit ihm besprach er den Plan zu einem neuen literarischen Unternehmen, das alle hervorragenden Schriftsteller heranziehen und zu gemeinsamer Arbeit vereinigen sollte. Cotta ging bereitwilligst darauf ein, und seine Anerbietungen übertrafen alles, was bis dahin für deutsche Schriftsteller geschehen war. Um das neue Blatt — die „Horen" sollte es heißen — ins Werk zu setzen, kehrte Schiller im Mai nach Jena zurück. An die ersten Geister der Nation erließ er seine Einladung zur Mitarbeit, vor allem auch an Goethe, mit dem er kurz zuvor einen Gedankenaustausch gehabt hatte, der die Spannung zu heben versprach. Goethe antwortete freudig zustimmend, ja er kam selbst nach Jena, um sich mit Schiller auszusprechen, und von nun an kamen die beiden Männer rasch einander näher, wurden innige Freunde und blieben es, bis Schillers Tod den Bund löste.

Goethes und Schillers Zusammenwirken (1794—1805).

Schiller setzte auf das neue Journal, das in Monatsheften erscheinen sollte, große Hoffnungen: „es soll," schrieb er an Körner, „ein epochemachendes Werk sein, und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen." In der Tat wurde die Ankündigung der **„Horen"** unter Schillers Redaktion mit großem Beifall Die Horen.
begrüßt — die Zahl der Abonnenten stieg rasch auf 2000. Auch an Zusagen von Mitarbeitern fehlte es nicht, und nie hat ein Journal eine Reihe so glänzender Namen aufzuweisen gehabt wie der Prospekt der „Horen". Da waren nicht nur Engel und Matthisson, Herder, Garve und Knebel, Fritz Jakobi und der alte Gleim, da war das eben aufgehende Brüdergestirn Wilhelm und Alexander von Humboldt, da war neben dem Altmeister Kant der junge Philosoph Fichte, der kurz zuvor seine Vorlesungen in Jena mit der Antrittsrede „über die Würde des Menschen" eröffnet hatte, und noch viele andere. Aber Schiller sollte nur zu bald erfahren, wie wenig auf solche Zusagen zu rechnen ist. Die meisten schickten keine Zeile, andere Unbedeutendes — Goethe gab seine „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", die gegen den Grundsatz des Prospektus: „nicht zu politisieren" verstießen und mit dem etwas frostigen, gegen die französische Revolution gerichteten „Märchen" schlossen, später die „Römischen Elegien", an deren „zu rüstigen Gedanken" selbst Karl August Anstoß nahm, und doch stand „Wohlanständigkeit" und der stille Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten als „ausgesprochener Zweck" in Schillers Ankündigung des Blattes vom Dezember 1794. Mit den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes" eröffnete Schiller 1795 sein Blatt, auch sonst erschien gar manches Treffliche im Laufe des Jahres, aber es trat nur zu rasch Ebbe ein. Schiller mußte sich an jüngere Kräfte wie die Brüder Schlegel wenden und bald auch die Hilfe der schon damals sehr schreiblustigen Frauen in Anspruch nehmen. Mittelmäßige Romane, die neben besseren wie Engels „Lorenz Stark" (I, 421) darin überwucherten, drohten dem Blatte vollends den Rest zu geben.

Der bedeutendste Roman der Zeit erschien nicht in Schillers Blatt, sondern gleich in Buchform; um so mehr forderte er zu unliebsamen Vergleichen auf: es waren **„Wilhelm Meisters Lehrjahre"**, die Goethe schon zwanzig Jahre früher entworfen, von denen die ersten sechs Bücher bereits 1785 vor der italienischen Reise geschrieben waren und die 1796 zum Abschluß kamen. Die „stück- und ruckweise" Entstehung dieses Romans hat der künstlerischen Einheit großen Eintrag getan; Goethe selbst klagte, „sein Werk entbehre in jedem Betracht des fließend einheitlichen Gusses," auch schien der Abschluß nur ein vorläufiger und der Fortführung bedürftiger; trotzdem erregte das Werk großes Aufsehen und hatte für die Entwickelung der deutschen Dichtung, ja für die der deutschen Kultur eine durchschlagende Wirkung.

Versuchen wir uns die Hauptzüge dieser „persönlichsten" Dichtung Goethes, die augenscheinlich wieder eigene Erlebnisse abspiegelt, zu vergegenwärtigen.

Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1. 2. Buch.

Wilhelm Meister, der, wie Goethe in einem Briefe an Schiller scherzhaft meint, eigentlich Wilhelm Schüler heißen sollte, der Sohn eines reichen Kaufmannshauses, hat schon als Knabe sich in den Traum der Theaterwelt hineingelebt und in den Gestalten seiner Puppenkomödie ihn ausgebaut. Zum Jüngling herangewachsen spinnt er diese Träumereien fort — die „Philisterei beschränkter Häuslichkeit" stößt ihn ab — „sein Ideal winkt ihm nur in Poesie und Schauspiel". Aber jung und unerfahren, unentwickelt, dabei träg und keiner Energie fähig, verwechselt er die Liebe zu seinem Ideal mit der Liebe zu Marianne, einer leichtfertigen Schauspielerin, die ihre Kunst in wenig würdiger Weise vertritt. Ehe er sich seiner Verirrung bewußt geworden, gelangt er durch seinen Jugendfreund Werner zu einer ganz neuen Anschauung des ihm vom Vater zugedachten Lebensberufes — und lernt verstehen, daß auch der Handel eine ideale Seite hat, die er bisher nur verkannt. Diese Lehre wird durch den Schauspieler Melina ergänzt, den Wilhelm auf einer Reise kennen lernt: Melina entwirft ihm ein ergreifendes Bild von dem prosaischen Elend des vagabundierenden Schauspielerlebens, das er bis auf die Hefe durchgekostet hat. Und schließlich wird der so aus seiner Traumwelt aufgestörte Wilhelm vollends enttäuscht, als er den treulosen Verrat Mariannes entdeckt. Er beschließt, der Theaterwelt zu entsagen, gibt sich mit ganzem Ernste, aber ohne innere Freudigkeit und Teilnahme dem täglichen Geschäftsleben hin und tritt — nach einiger Zeit dieses dumpf entsagenden Treibens — als Reisender für seines Vaters Geschäft eine Fahrt in die Welt an, die wie ein dunkles Rätsel vor ihm liegt. Er hat den ernsten Willen, seinem Berufe zu leben, aber kaum ist er unterwegs, so macht ihn ein von Fabrikarbeitern veranstaltetes Dilettantentheater demselben untreu: von neuem drängt sich ihm die Schauspielkunst als das höchste begehrenswerte Ziel seines Lebens auf, und noch verstärkt wird der Drang, als er bei einer Seiltänzergesellschaft die mißhandelte dreizehnjährige Mignon antrifft, die er von ihrem Quäler loskauft. Gleichzeitig kommt er in Verbindung mit einer bunten Komödiantenbande, unter denen die lockere Philine, der leichtfertige blonde Knabe Friedrich und ein paar andere aus dem Gesindel hervorragende Personen ihn bald anziehen, bald abstoßen. Wilhelms Hang und Drang zum Theater wie sein unschlüssiger, hin und her schwankender Charakter halten ihn in dieser von Goethe lebensgetreu gezeichneten Gesellschaft fest — er vergißt ganz und gar seinen Auftrag, sein Geschäft, seine nächstliegenden Pflichten, kurz er erweist sich wie durch das ganze Buch hindurch nicht als der Held, sondern als ein Geschöpf der Ereignisse. So läßt er sich denn auch überreden, Melina, der trotz seiner früheren Schmähredе dem Theater treu geblieben ist und nun als Direktor auftritt, die Mittel zum Ankauf einer Theatergarderobe aus der ihm anvertrauten Kasse vorzuschießen. Nun gehört er gleichsam zu dieser wunderlich zusammengewürfelten Gesellschaft, die in dem geheimnisvollen Harfner noch ein neues Element aufnimmt, das sich ernst und düster von dem bunten Treiben abhebt. Die ihm und Mignon, seinem aus schuldvollem Bunde entsprossenen, frühe geraubten und totgeglaubten Kinde, in den Mund gelegten Lieder: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" — „Nur wer die Sehnsucht kennt" — „Kennst du das Land?" gehören zu den schönsten und unvergänglichsten Blüten der Goetheschen, ja der deutschen Lyrik überhaupt; es sind „wunderbare Lieder, die nach einer schönen, dunkel geahnten Heimat, wie nach einer ewigen, unirdischen, alles sehnsüchtige Verlangen der Seele wach rufen."

3. Buch.

Das dritte Buch führt uns in ein gräfliches Schloß, wohin Wilhelm die Schauspielergesellschaft begleitet und wo er so zum erstenmal mit dem Leben der höheren Gesellschaft in Berührung kommt. Hier „fing er an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er es sich gedacht. Er sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und verwunderte sich,

wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten". Anderseits sieht er auch genug von den Schattenseiten dieses Lebens, um darin nicht die Verwirklichung seines Ideals zu finden, wenn er auch entschieden geneigt ist, sich „zu der vornehmen Welt empor zu bilden". Ehe er scheidet, offenbart sich noch in einem schwachen Augenblicke die Liebe der schönen Gräfin zu ihm, dem auch sie schon längst nicht gleichgültig geblieben ist; sie ruht einen Moment in seinen Armen, bis die diamantene Fassung um das Miniaturbild ihres Gemahls sie empfindlich an ihren Fehltritt erinnert. Mit den Worten: „Fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben!" treibt sie ihn hinweg. Bald darauf verläßt er mit seinen Genossen das gräfliche Schloß und gerät nun — durch den Tod seines Vaters überdem unabhängig geworden — ganz und gar in das Theaterleben hinein.

Das vierte und fünfte Buch stellen eingehend die Bühnenwelt dar. Die breite Schilderung derselben erklärt sich aus dem „fast fieberhaften Drang nach dem Theater, der in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein sehr hervorstechender Zug in der allgemeinen Zeitstimmung" war. „Auf der Bühne wollte man die Poesie der Leidenschaft verwirklichen, deren Verwirklichung das Leben versagte," bemerkt Hettner. So hält denn Wilhelm das Theater mehr als je für die würdigste Lebensaufgabe. Aus dem gräflichen Schlosse hat er überdem einen neuen Antrieb dazu durch die Bekanntschaft mit Shakespeare erhalten, in dessen Dichtung ihn Jarno, „der kräftige, etwas schonungslose Vertreter des gesunden Menschenverstandes," eingeführt hat. Auf ihrem Wege werden die Reisenden von Räubern überfallen. Wilhelm, der sich mit großem Mute verteidigt, bleibt verwundet und bewußtlos auf dem Platze — die gutmütige Philine und die treue Mignon retten ihn — er selbst glaubt einer neu auftretenden Heldin, der schönen vornehmen „Amazone" (Natalie), die desselben Weges mit ihrem Oheim und einem Arzte kommend ihn verbinden und pflegen läßt, ausschließlich seine Rettung zu verdanken. Wiederhergestellt reist er zu Serlo, einem befreundeten Schauspieldirektor, in die große Stadt. Hier betritt er selbst die Bühne und setzt eifrig seine Shakespearestudien fort. Was Goethe Wilhelm und seine Kunstgenossen über den „Hamlet" sagen läßt, gehört zu dem Bedeutendsten, das je darüber geschrieben worden. Serlos Schwester Aurelie ist eine Art von Ophelia, die dem geliebten Lothario, der sie verlassen, in schwärmerischer Selbstquälerei nachtrauert. 4. u. 5. Buch.

Nur zu bald aber erkennt Wilhelm, wie seine Ideen von der Wirkung des Theaters mit denen der Schauspieler und des Publikums im stärksten Widerspruch stehen — der Genius seines Lebens ruft ihm zu: „Flieh, Jüngling, flieh!" und er folgt. Sein Abgang von Serlos Bühne wird kaum bemerkt. Schon vorher hat dieselbe mancherlei Wandlungen durchgemacht und ist dem Verfall zugeeilt. Philine ist mit dem mehrerwähnten Friedrich, einem „Jungen aus gutem Hause", dem Bruder der Gräfin, der Amazone (Natalie) und Lotharios, durchgegangen; Aurelie ist nach einer Darstellung der „Emilia Galotti", in der sie die Orsina gespielt, gestorben. Melina arbeitet Serlos Bemühungen um Hebung des dramatischen Geschmackes entgegen, indem er zur vorherrschenden Pflege der Oper drängt. Vor ihrem Tode hat Aurelie ihrem Vertrauten Wilhelm einen Brief an den ungetreuen Lothario übergeben, und er macht sich auf den Weg, um ihn mit wohlgesetzter Rede zu überreichen. Ehe er aber auf dem Schlosse anlangt, werden wir in die Verhältnisse des Kreises, in den er nun eintreten soll, eingeweiht. Das geschieht durch die vielgenannten und vielbesprochenen **„Bekenntnisse einer schönen Seele"**.

Diesen „Bekenntnissen, die das sechste Buch einnehmen, liegt die Selbstbiographie der aus Goethes Jugendgeschichte (S. 7 ff.) uns erinnerlichen Freundin des Dichters, Katharina von Klettenberg, zu Grunde, wie es der Hamburgische Archivar Lappenberg († 1865) in seinen „Reliquien der Fräulein von Klettenberg" (Hamburg 1849) unwiderleglich nachgewiesen hat. Unter erdichteten 6. Buch. Bekenntnisse.

Namen und Umständen werden darin wirkliche Personen und Verhältnisse, wahre Tatsachen geschildert — Goethe hat die Aufzeichnungen seiner innig verehrten Jugendfreundin nur künstlerisch überarbeitet und lediglich das Ende zur Einfügung in sein Werk poetisch frei gestaltet. Diese Denkwürdigkeiten nehmen sich etwas wunderlich inmitten der bunten, lockeren Geschichten aus, die dem Leser bisher vorgeführt worden sind — für den Gang der Erzählung sind sie ganz und gar ohne Einfluß und bilden so sehr ein in sich abgeschlossenes Ganzes, daß Graf Friedrich Stolberg sie wohl als einen Schatz aufheben konnte, nachdem er den Rest des Buches verbrannt hatte. Was Goethe damit gewollt? Goedeke antwortet scharfsinnig darauf: „Nach seiner ganzen Sinnes- und Denkungsart konnte er nichts anderes wollen, als einen Einfluß, den er einmal auf sich wirksam gefühlt hatte, objektiv festhalten." Allerdings eine rein objektive Darstellung ist es nicht — man merkt es bei aufmerksamer Lektüre doch bald, daß Goethe an das Bild, das die „schöne Seele" von sich selbst entwirft, nicht recht glaubte, sondern darin eine „gefühlsschwelgerische Selbstbespiegelung" sah, wie er ja auch die Entschließung des gräflichen Paares, der Herrnhutischen Gemeinde beizutreten, offenbar ironisch durchgeführt hat. Freilich hat die schöne Seele dem Ehebunde mit dem ihr innerlich fernstehenden Narciß entsagt und ist Stiftsdame geworden; die frühe verwaisten Kinder ihrer Schwester versprechen ihr einigen Ersatz für das fehlende häusliche Glück; aber sie muß es erleben, daß — um ihres Glaubens willen — der Oheim dieselben von ihr fernhält. Nur auf das älteste derselben, die schöne Gräfin, gewinnt sie später einen Einfluß; aber innerlich fern bleiben ihr deren Geschwister: Natalie, die „Amazone" in Wilhelms Reiseabenteuer, Lothario, der Liebhaber Aureliens, und der blonde Friedrich, der Wildfang.

7. u. 8. Buch. Dem Schlosse Lotharios schreitet inzwischen Wilhelm mit Aureliens Briefe und der sorglich vorbereiteten Rede zu. Es ist die letzte Stufe seiner Lehrjahre und seiner Charakterbildung: durch eine Menge sich drängender Begebenheiten und ihm entgegentretender Persönlichkeiten soll Wilhelms Charakter zur Selbständigkeit entwickelt werden. Dieser Zweck wird indes keineswegs erreicht; die Unentschiedenheit seines Wesens verläßt ihn in den fortwährend wechselnden Situationen keinen Augenblick, und am Schluß ist er schwankender und durch Einflüsse bestimmbarer als je. Er bewundert Lothario, der ihm als das Ideal eines vornehmen Mannes erscheint, es auch in seinem äußeren Wesen ist. Aber sonst ist Lothario wenig vorbildlich — Wilhelm ähnlich ist er von einer Liebschaft zur anderen gegangen, befindet sich nun in ziemlich zerrütteten ökonomischen Verhältnissen und trachtet danach, eine haushälterische Frau zu bekommen, die fähig ist, ihn in seinen Plänen zur Aufbesserung seiner Güter zu unterstützen. Eine solche Frau glaubt er in Therese gefunden zu haben, die Jarno, der hier eine geheimnisvolle Rolle spielt, „ein Frauenzimmer" nennt, „wie es ihrer wenige gibt, die durch ihre Tüchtigkeit hundert Männer beschäme". Lothario verlobt sich mit ihr, tritt aber zurück, als er entdeckt, daß sie die Tochter einer Frau sei, mit der er selbst früher eine Verbindung gehabt. So ist Therese wieder frei, und Wilhelm verliebt sich natürlich sofort in diese „neue helle Erscheinung", obgleich das Bild Nataliens, seiner „Amazone", noch nicht ganz in ihm erloschen ist und obgleich Therese aus ihrer Neigung zu Lothario kein Hehl macht. Sie scheint Wilhelm aber die beste Mutter für den Sohn, den ihm die sterbende Marianne hinterlassen, und er bietet ihr seine Hand an. Sie willigt ein. Da wird durch Jarno entdeckt, daß Theresens Mutter eine andere sei, als man bisher geglaubt hat, daß also ihrer Verbindung mit Lothario nichts mehr im Wege stehe. Anfangs will sie weder an diese Entdeckung glauben, noch ihren neuen Verlobten aufgeben, aber sie läßt sich doch schließlich überzeugen, daß Wilhelm, der inzwischen in Lotharios Schwester, in Natalie, seine „Amazone" wieder gefunden, in einen Zustand des Schwankens und der Verwirrung geraten ist, dem nur sie ein Ende machen kann. So sagt sie denn Lothario, der ihr trotz

eines kleinen Zwischenspieles mit der tief unter Philine stehenden Lydia doch treu geblieben ist, ihre Hand zu, aber unter der Bedingung, daß Wilhelm und Natalie an ein und demselben Tage mit ihnen zum Altar gehen. „Sein Verstand," erklärt sie, „hat mich gewählt, sein Herz fordert Natalien, und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hilfe kommen!" Auf diese Weise erhält der trotz seiner komödienhaften Lossprechung von der Lehrlingsschaft stets unklar, unentschieden, energielos gebliebene Wilhelm zum Lohn für sein „ideales Streben" die edle Natalie, die ihn längst geliebt, und von der man erwarten kann, daß durch sie in Wirklichkeit seine Lehrjahre zum Abschluß kommen.

Charakter d. Wilhelm Meister.

In völlig ungeschminkter, wenn auch nicht immer ganz unbefangener Weise zeigt dieser Roman das Leben, wie es ist, und wenn er deshalb auch kein unsittliches Buch genannt werden darf, wie oft geschehen, so erregt er doch vielfach ein sittliches Mißbehagen, wofür man in der Entwickelung des Helden durchaus keinen Ersatz findet. „Die Zustände, die uns vorgeführt werden," urteilt Julian Schmidt, „sind unsittlich in hohem Grade, sie sind unfertig, schwankend, zerfahren, von einem unklaren Streben durchdrungen. — Die positiven Momente des sittlichen Lebens, Familie, Stand, Staat, Vaterland, Religion, fehlen ganz." Daß trotzdem das Buch dem aufmerksamen Leser einen reichen Geistesertrag bieten kann, daß man eine Fülle von Lebenserfahrungen und scharfen Beobachtungen darin findet, ist unleugbar, aber die unbedingte Apotheose dieses Romanes, welche die neuesten Goethomanen ihm zu teil werden lassen, wird dadurch in keiner Weise gerechtfertigt.

Urteile.

Unter den Bewunderern des Wilhelm Meister stand Schiller obenan; er hatte daran mitgearbeitet, da Goethe ihm die einzelnen Bogen vor dem Druck zuschickte und des Freundes Verbesserungen meist berücksichtigte, und verfolgte die Fortarbeit von Buch zu Buch mit dem regsten Interesse. Seine Briefe darüber sind voll Begeisterung, die in dem Ausspruch gipfelt: „Ich möchte mit dem nicht gut Freund sein, der diesen Roman nicht zu schätzen wüßte." (Schiller an Goethe, 19. Juni 1795.) Um so schärfer urteilte Herder, dessen Trennung von Goethe sich um diese Zeit endgültig vollzog.

Musen-Almanach 1796.

Inzwischen arbeitete Schiller an der Herausgabe eines „Musen-Almanachs" für das Jahr 1796. Goethe steuerte dazu bei, auch sonst eine Reihe talentvoller Dichter, deren Beiträge jedoch neben denen des Weimarer Freundespaares ganz verschwanden. Unter schweren körperlichen Leiden dichtete Schiller im Sommer 1795 für den Almanach „die Macht des Gesanges", den „Tanz", die „Ideale", „Würde der Frauen" u. a. Von Goethe stand darin „Die Nähe des Geliebten", „Epigramme aus Venedig" 2c. Eine ganz andere Bedeutung sollte der Musenalmanach des folgenden Jahres gewinnen. Zunächst erschien darin manches Bedeutende von beiden Dichtern; so von Goethe die Idylle „Alexis und Dora", auch die bekannte Satire „Musen und Grazien in der Mark", die sich gegen Schmidt von Werneuchen, den Herausgeber des „Kalenders für Musen und Grazien" (I. 379), richtete 2c.; von Schiller „das Mädchen aus der Fremde", „Klage der Ceres" 2c. Aber berühmt wurde dieser zweite Jahrgang des Schillerschen Musenalmanachs durch die keck herausfordernden, unter dem Namen **„Xenien"** bekannten kleinen Spottgedichte.

Xenien.

Den Anlaß dazu gab der Mißerfolg der „Horen", den die beiden Dichter ausschließlich „der Dummheit des Publikums" zuschrieben. Dazu kam die kühle, fast ablehnende Haltung, die man ihren neuen Arbeiten gegenüber fast allgemein annahm. In einem Briefe an Fichte klagt Schiller (3. August 1795): „Es gibt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums; und an der Veränderung dieses elenden Geschmackes zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Freilich habe ich es noch nicht dahin gebracht; aber nicht weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern

weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lektüre zu machen gewohnt ist und in ästhetischer Hinsicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können." Goethe, dessen Iphigenie und Tasso in der neuen Ausgabe nur geringen Absatz fanden und dessen Wilhelm Meister viele Angriffe erlebte, hatte seiner Verstimmung in der Abhandlung über „literarischen Sansculottismus" einen scharfen Ausdruck gegeben. Von ihm ging auch der erste Gedanke zu den „Xenien" aus, in denen man gemeinsam zu Gericht sitzen wollte über die Gegner, um „Raum zu gewinnen für das eigne ideale Streben", oder wie H. Grimm meint, um „die Firma Schiller und Goethe als eine absolute selbständige Macht den übrigen Firmen gegenüber aufzurichten". Schiller aber war nach allen Seiten „die treibende Kraft des Unternehmens". Ohne ihn hätte Goethe sich wohl nie auf die Sache eingelassen.

Xenia — auf deutsch Gastgeschenke — gab bei den Alten der Hausherr seinen Gästen beim Abschiede mit, gute Bissen oder andere Gegenstände, bisweilen auch bloße Devisen in Epigrammen. „Xenia" hatte deshalb der römische Satiriker Martial ein ganzes Buch seiner „Epigramme" genannt, und diese nahmen Goethe und Schiller zu Vorbildern der ihrigen. Zuerst sollten nur die Zeitschriften darin aufs Korn genommen werden; bald aber wurde das Angriffsfeld erweitert, bis auf tausend sollte die Zahl der geflügelten Boten steigen. In Schillers kleinem Zimmer in Jena saßen die beiden Freunde zusammen und brüteten über ihrer „poetischen Teufelei", schmiedeten die Pfeile, schärften, feilten, sortierten. Ungenannt sollten sie in die Welt gehen; ihre beiderseitigen Eigentumsrechte an den einzelnen Epigrammen sollten nie erörtert werden. Sie konnten es auch nicht; oft gab einer den Gedanken, der andere die Form, oder jener machte den ersten Vers, dieser den zweiten. So erschien denn der Musenalmanach für 1797 mit der unschuldigen Terpsichore als Vignette und mit dem gefährlichen Sprenggeschoß auf so vielen seiner Seiten.

Xenien-Almanach.

Die „Xenien" werden beim Eingang zur Leipziger Messe von dem „ästhetischen Torschreiber" angehalten:

„Halt, Passagiere! Wer seid ihr! Wes Standes? Welches Charakters!
Niemand passieret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt."

Darauf antwortet das wilde Völklein:

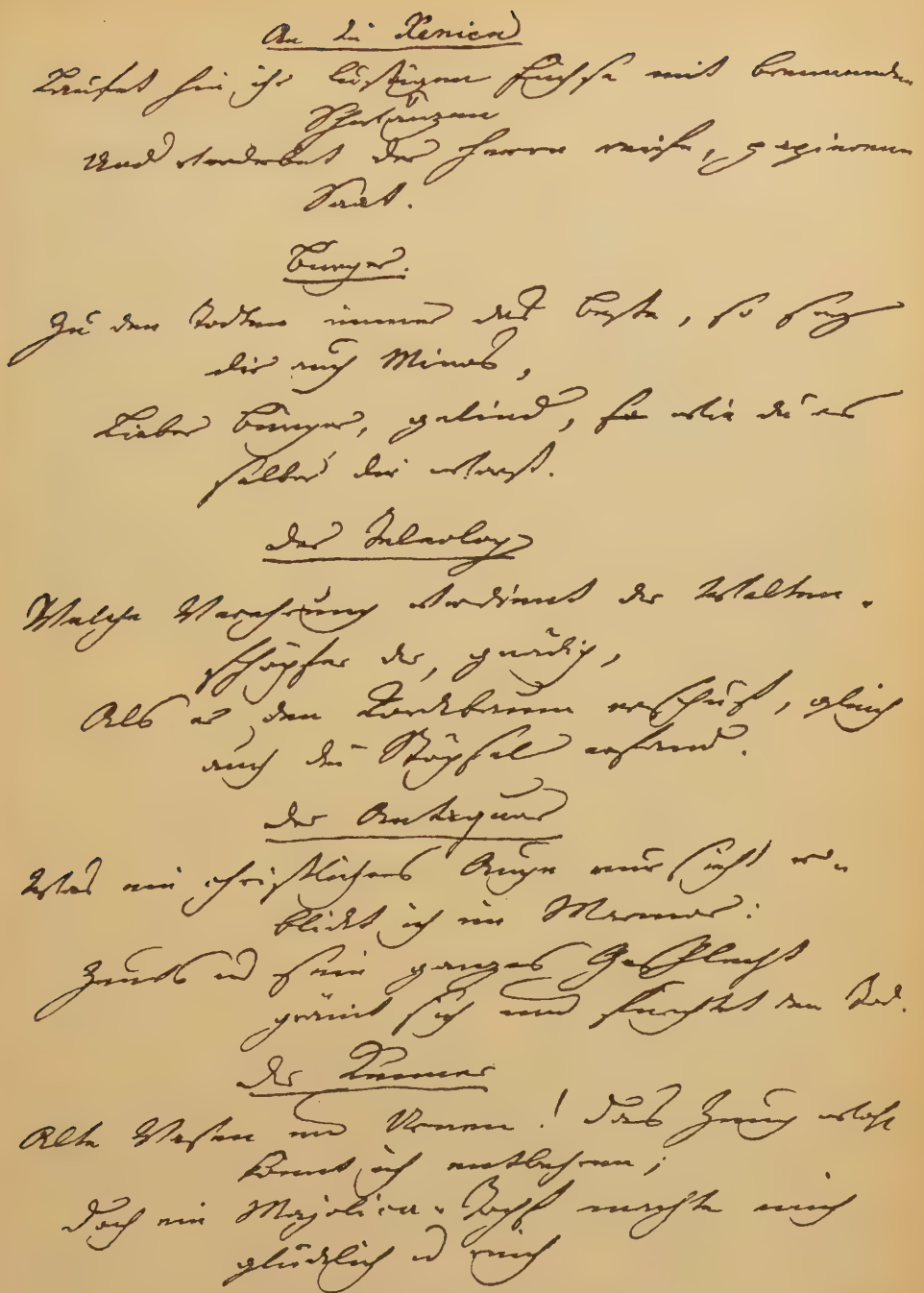
„Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder,
Sperre du immer! Wir ziehn über den Schlagbaum hinweg."

Auch der „Visitator" vermag sie nicht aufzuhalten — sie gelangen auf die Messe, wo sie zwar nicht Waren, wohl aber einen Glückstopf aufstellen:

„Hier ist Messe: geschwind, packt aus und schmücket die Bude!
Kommt, Autoren, und zieht, jeder versuche sein Glück!"

Und nun kommen die Autoren heran und ziehen; Lavater zuerst, dann in bunter Reihe Nicolai, Claudius, Thümmel, die Stolberge, Jean Paul u. s. f. Shakespeares gewaltiger Schatten wird heraufbeschworen gegen die Rührpoesie der Schröder, Iffland und Kotzebue. Neben vielen wahren und verdienten, ja heilsamen Satiren begegnen wir leider auch einer Reihe ungerechter und gehässiger Angriffe auf Personen und Sachen, die es gar nicht verdient hatten. Goedeke vergleicht deshalb treffend die Xenien mit einem „Wetter, das über die Häupter mit Donner und Blitz hinrollte und die Luft reinigte". Aber Boas schießt weit über das Ziel hinaus, wenn er darin eine „literarische Reformation erblickt, die sich Luthers kirchlicher zur Seite stellt".

Aus dem Briefwechsel Goethes und Schillers hat man seitdem erfahren, daß die beiden Dichter nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Distichen im Musen-



Facsimile des ersten Blattes
des von Boas herausgegebenen Xenienmanuscriptes. Seite 1: Goethes, Seite 2: Schillers Handschrift.
Aufbewahrt im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar.

Borussias.

Sieben Jahr nur währte der Krieg, von welchem du singest,
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir dein Heldengedicht.

Tassos Jerusalem von Manso

Ein aesthetischer Wundarzt bezeichnet sie noch, die Stätte
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Campe der Uebersetzer

Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern,
Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Für Töchter edler Herkunft

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.

Pantheon der Deutschen

Deutschlands größte Männer und kleinste sind hier versammelt,
Jene gaben den Stoff, diese die Form des Buchs.

~~Schlichtegroll der Todtengräber~~

~~Endlich hast du den Kiel mit einer Schaufel vertauschet,~~
~~Wer sich liest in dir, liest sich zum Glück nicht mehr.~~

Philosophische Annalen

Vierzig Schelmen ziehen den Bettelkarren durch Deutschland
Den auf schmutzigem Bock Jakob der Kutscher regiert!

„Himmel! was Komt da für ein Gesindel? – Halt, Passagiere! –
Keiner passiret mir durch, eh er den Pass mir gezeigt.“

Abb. 60. Aus dem Xenienstreite. Satirisches Kupfer vor den „Trogalten zur Verdauung der Xenien. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797.“ (Von C. F. Fulda in Halle.)

In diesen „Trogalten“ (Nachtisch, Knupperwerk) steht unter Nr. 9: „Die neumodischen Distichen“, das bekannte:

In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

---

almanach von 1796 veröffentlicht hatten, und daß die Anordnung der Gesamtzahl durch Schiller im Juli und August 1796 bei einer Schlußredaktion in durchgreifender Weise abgeändert worden war. Erst 1856 gab Boas das „Xenienmanuskript“ heraus, d. h. Reste des alten, „wandernden Exemplares“, die in „Schillers mächtigen und klaren, in Goethes eiligeren Zügen und von Schreiberhand teils frühere Fassungen bekannter Nummern, teils ganz unterdrückte enthalten, und die am 8. Oktober 1892 als Geschenk der Frau Elise Boas zur goldenen Hochzeit des Weimarischen Fürstenpaares dem Goethe- und Schillerarchiv zurückgegeben worden sind“. Nach diesen Handschriften haben 1893 Erich Schmidt und Bernhard Suphan eine kritische Ausgabe der Xenien im Auftrage der Goethegesellschaft herausgegeben, der ich das erste Blatt des Manuskriptes habe entnehmen dürfen (S. Beil. 10).

Xenienstreit.

Eine Unzahl von Gegenschriften erschienen: grobe, witzige, gemeine. Manso richtete „Gegengeschenke an die Sudelköche zu Weimar und Jena“, worin es hieß:

„Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen,
Fünfzig ist er und noch wirft er die Leute mit Kot."

Eine Gegenschrift hieß „die Ochsiade", eine andere „der Mückenalmanach". Nicolai eiferte gegen den „Furienalmanach" und gab einen wütenden „Anhang" dazu heraus 2c., in ähnlichem Ton ging es weiter. Die ganze Fehde hat Eduard Boas in seinem Buche „Schiller und Goethe im Xenienkampfe" beschrieben. Die beiden Urheber des Federkrieges erwiderten nichts auf die Antixenien, aber sie gaben den Gedanken auf, die Xenien fortzusetzen. Vielmehr fühlten sie die Pflicht, wie es Goethe ausdrückte, sich fortan „bloß großer und würdiger Kunstwerke zu befleißigen und ihre proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umzuwandeln".

Neue Pläne.

Mit allem Ernst gingen die beiden Männer alsbald an das Werk. Schiller, der sich lange mit anderen dramatischen Plänen, besonders mit den „Rittern von Malta", getragen, entschied sich im März 1796 für den Wallenstein, bearbeitete Goethes Egmont für die Bühne in einer völlig freien Weise nach seiner eigenen Auffassung und nahm an dem poetischen Schaffen des Freundes einen unermüdlich regen Anteil, obgleich ihn der Tod der über alles geliebten Schwester Nanette und des hochbetagten Vaters tief ergriff und lange bekümmerte. Während er aber noch Ende des Jahres in den Vorarbeiten zu seinem neuen Drama sich befand, hatte Goethe eines seiner schönsten und bedeutendsten Gedichte geschaffen: **„Hermann und Dorothea"**. Im wesentlichen gehört dieses Werk dem Jahre 1796 an, wenn es auch erst im folgenden Jahre zur Durchfeilung, Vollendung und zum Druck gelangte. „Ich hab es entstehen sehen und mich fast ebenso über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert," sagt Schiller davon. „Die Ausführung ist mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalb Hundert Hexameter schrieb. Während wir anderen mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer zufallen zu sehen."

Hermann und Dorothea.

Goethe selbst hat es zugestanden, daß Vossens „Luise" (I, 377 f.), die er sehr schätzte und gern vorlas, sein Vorbild für „Hermann und Dorothea" gewesen sei. Aber wie unendlich hat er sein Vorbild übertroffen! Die erste Anregung zu dieser gemütvollen Dichtung empfing er übrigens dadurch, daß im September 1795 französische Emigrierte, die ins Würzburgische geflüchtet, vom Bischof vertrieben, sich über das Eisenachische und Weimarische zerstreuten. Diese Wanderzüge erinnerten ihn an die ältere Emigrationsgeschichte der aus dem Erzbistum Salzburg vertriebenen Lutheraner. Er blätterte in den Berichten darüber und fand in einem 1732 unter dem Titel „Das Liebthätige Geza gegen die Saltzburgischen Emigranten" erschienenen Buche die folgende Anekdote:

„In Altmühl, einer Stadt im Öttingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wollte, dieselbe zu heyrathen; erkundigt sich dahero bei denen andern Saltzburgern nach dieses Mädchens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf geht dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle

ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne als auch den Emigranten zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser geht sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, gantz wohl! Er versetzet weiter: Ob sie wohl bey seinem Vater dienen wollte? Sie sagt: Gar gerne, wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren und antwortet: Ey, man solle sie nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erklärt sie sich: Wenn es denn Ernst seyn sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wollte ihn halten wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahl-Schatz geben, womit sie ihm ein Beutelchen überreichte, in welchem sich 200 Stück Dukaten befunden."

Abb. 61. Aus Chodowiecks Kupfern zu „Hermann und Dorothea" v. J. 1798; aus dem Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799".

Aus dieser schlichten Erzählung erwuchs Goethes Gedicht. Anfangs klein angelegt entwickelte es sich in behaglicher Breite zum Umfang von 2000 Hexametern in neun Gesängen. Inhaltlich wenig verändert, gewann es doch schon durch die Verlegung des kleinen Erlebnisses in die Gegenwart an Bedeutsamkeit: auf dem historischen Hintergrund der sturmbewegten Zeit des zu Ende gehenden 18. Jahrhunderts hebt sich die Handlung wirkungsvoll ab und „wirft" — nach Goethes eigenem Ausdruck — „die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurück." Schon dadurch unterscheidet sich Hermann und Dorothea von Vossens „Luise" in hervorragender Weise, ebensosehr durch die treff-

lich individualisierte Zeichnung sämtlicher Charaktere und die lebensvolle Anschaulichkeit eines jeden Vorganges im Verlauf der Erzählung. Aus Goethes treu eingehendem Studium der Alten wie aus seinem Verkehr mit Leuten aus dem Volk ging die Wahrheit aller Figuren dieses Gedichtes hervor: man glaubt sie alle gekannt und mit ihnen gelebt zu haben: dieses Wirtspaar, diesen Apotheker, diesen Pfarrer, vor allem Hermann und seine Braut. Darum ist dieses Gedicht ebenso volkstümlich und echt deutsch, wie es durchaus im Stil Homers gehalten ist. Darum ist es auch gleichgültig, ob man es ein „idyllisches Epos" oder ein „episches Idyll" oder ein „bürgerliches Epos" nennt — sein bester Ruhm ist, daß es trotz seiner homerischen, übrigens sehr ungezwungen gehandhabten Verse und der Musen-Überschriften — ein aus den Tiefen des Gemütes geflossenes, grunddeutsches Gedicht ist. Es war auch das einzige unter seinen größeren Gedichten, das Goethe noch in hohem Alter gern wiederlesen mochte. Charakteristisch ist für den so oft als gefühllos und kalt dargestellten Dichter, was Karoline von Wolzogen aus der Zeit der Entstehung erzählt: „Ich erinnere mich, wie uns Goethe in tiefer Herzensbewegung unter hervorquellenden Tränen den Gesang (IV.), der das Gespräch Hermanns mit der Mutter unter dem Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. So schmilzt man bei seinen eignen Kohlen, sagte er, indem er sich die Tränen trocknete." Die Erinnerung an seine Mutter, der er in Hermanns Mutter ein Denkmal gestiftet, entlockte ihm diese Tränen der Rührung.

Balladenjahr.

Das Jahr 1797 war für die beiden Dichterfreunde das Jahr der Balladen. Schiller hatte in Jena im Frühjahr einen Garten mit einem Sommerhäuschen gekauft, von dem man einen herrlichen Blick ins Saaltal hatte, und am 2. Mai 1797 davon Besitz genommen. An diesem Tage schrieb er dem in Weimar weilenden Goethe: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine schöne Landschaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen." Seitdem verbrachten die Freunde dort manche idyllische Stunden miteinander. Auch in späteren Jahren, als der Besitzer dieses traulichen Heims bereits von der Erde geschieden war, lenkte Goethe gern seine Schritte dorthin. Im April 1810, als er sich nach Jena zurückgezogen hatte, um dort in ungestörter Muße seine Farbenlehre zum Abschluß zu bringen, entwarf der kunstgeübte Dichter, der sein „kleines Zeichentalentchen" seit den einsamen Spaziergängen des Fünfzehnjährigen im Frankfurter Stadtwalde allmählich fortentwickelt hatte, eine Zeichnung davon, welche er mit 21 ähnlichen „mehr als gewohnt reinlichen Blättern" elf Jahre später zu einem Bande vereinigte, der sich mit einem Einleitungsworte und erklärenden Notizen zu den einzelnen Blättern in seinem Nachlasse vorfand. Es gehört zu den Verdiensten der Goethegesellschaft, daß diese Handzeichnungen 1888 durch sorgfältige Wiedergabe in Lichtdrucken den Goethefreunden zugänglich gemacht worden sind. Der Freundlichkeit des Herrn Karl Ruland, der sie im Auftrage des Vorstandes der Goethegesellschaft mit einer orientierenden Einleitung herausgegeben, verdanke ich die Erlaubnis, das eine dieser Blätter, welches Schillers Garten und Wohnhaus darstellt, hier mitzuteilen.

Schillers Garten.

In dem von Goethe verfaßten erläuternden Texte zu dem Bilde heißt es: „Schillers Garten, angesehen von der Höhe über dem rechten Ufer der Leutra; der Brückenbogen führt zum Engelgatter. Das Häuschen, daran eine Gartenlaube, welche Schiller zur Küche verwandeln ließ; das gerade entgegenstehende Eckgebäude errichtete Schiller als ein einsames Arbeitszimmer und hat darin die köstlichsten Werke zustande gebracht. Als das Grundstück nach seinem Ableben in andere Hände kam, verfiel das Gebäude nach und nach und ward im Jahre (1817?) abgetragen. An dem höher stehenden Wohnhaus sind die zwei oberen Fenster des Giebels merkwürdig. Hier hatte man die schönste Aussicht das Tal hinabwärts, und Schiller bewohnte diese Dachzimmer. Jetzt ist auf flacher Erde das Observatorium angebaut, und das Ganze hat überhaupt ein völlig anderes Ansehen."

Im Spätjahr 1799 siedelte Schiller nach Weimar über, und obschon er sich vorgenommen, den Sommer auch künftighin in seiner freundlichen Gartenwohnung an der Leutra zu verbringen, kam er doch nur selten mehr, und dann immer nur

Abb. 62. Schillers Garten und Wohnhaus in Jena.
Nach einer Handzeichnung Goethes aus dem Jahre 1810. (Nr. 13 der von Karl Ruland im Auftrage des Vorstandes der Goethegesellschaft herausgegebenen „Zweiundzwanzig Handzeichnungen Goethes".)

zu verhältnismäßig kurzem Aufenthalt nach Jena und in das ihm dort so liebgewordene Heim herüber.

In diesem Gartenhäuschen entstand im Lauf des Sommers neben den Vorarbeiten zum „Wallenstein" die Mehrzahl seiner **Balladen**: der „Taucher", der „Handschuh", der „Ring des Polykrates", der „Ritter Toggenburg", die „Kraniche des Ibykus", der „Gang nach dem Eisenhammer". Um dieselbe Zeit dichtete Goethe den „Zauberlehrling", die „Braut von Korinth", den „Schatzgräber", den „Gott und die Bajadere" und im Herbst auf der Schweizerreise die Balladen von der „schönen Müllerin". Alle diese Dichtungen erschienen im Musenalmanach von 1798, der darum der „Balladenalmanach" genannt wird. Doch auch die folgenden Jahre dauerte die Lust an der Ballade noch fort: ins Jahr 1798 fällt Schillers „Kampf mit dem Drachen" und die „Bürgschaft" und Goethes „Blümlein Wunderschön". 1801 entstand Schillers „Hero und Leander", 1803 der „Graf von Habsburg". Die Stoffe dieser Balladen sind zum großen Teil dem klassischen Altertum entnommen; in strophisch-gegliederter, kunstvoller Form behandeln sie mit epischer Breite ein abgeschlossenes Ereignis, und der Handlung liegt stets eine tiefere Idee zu Grunde, die sich freilich nicht in lehrhafter Weise vordrängt, aber doch zwischen den Zeilen zu lesen ist. Balladen.

In dem Balladenjahr beschäftigte sich Schiller auch mit einem Liede, das wohl die Krone seiner gesamten nichtdramatischen Dichtung genannt werden kann. Es war das **„Lied von der Glocke"**, das Vilmar trefflich als einen „Cyklus von Lebens- und Lehrbildern" charakterisiert. Die erste Anregung dazu hatte der Dichter schon 1788 empfangen, als er die in der Nähe von Rudolstadt befindliche Glockengießerei öfters besuchte und von dem Gusse eine lebendige Anschauung gewann. Mitten unter den Balladenplänen des Sommers 1797 kam ihm dann auch die Erinnerung Die Glocke.

wieder an jenen alten Stoff, er machte dazu Studien, ließ sie aber wieder liegen, und erst zwei Jahre später wurde das Gedicht vollendet und erschien im Musenalmanach von 1800, dem letzten, den Schiller herausgab. „In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt," urteilt Wilhelm von Humboldt, „das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt." Darum ist auch dieses kunstvoll gearbeitete Gedicht so allbeliebt in unserem Volk, wie kein anderes von Schiller; man wird nie müde, es zu hören oder in lebenden Bildern mit Rombergs Musik dargestellt zu sehen. Zahlreich sind die geflügelten Worte, die uns daraus bei jeder Gelegenheit entgegentreten und das Urteil des geistvollen preußischen Staatsmannes und Philosophen bestätigen. Bis an Schillers Tod verband ihn eine innige Freundschaft mit den Brüdern Humboldt.

Wilhelm v. Humboldt.

Abb. 63. Wilhelm von Humboldt.
Gezeichnet von P. E. Stroehling im Dezember 1814 in London.
Unterschrift eines Briefes an Dr. John aus Berlin vom 14. 4. 1810.
(Aus † Georg Kestners Autographensammlung.)

Der ältere der beiden, **Wilhelm von Humboldt**, geb. 22. Juni 1767 in Potsdam, hatte die Rechts- und Staatswissenschaften studiert und bewährte sich in späteren Jahren als ein hervorragender Staatsmann und Diplomat. Als preußischer Gesandter in Rom begann er mit großem Erfolge seine diplomatische Laufbahn, die er nach der Schlacht von Jena unterbrach, um in der trübsten Zeit Preußens an die Spitze des öffentlichen Unterrichtswesens zu treten. Die Gründung der Universität Berlin ist vor allem sein Werk, ebenso die Verbesserung des Volksschulunterrichtes durch Einführung der Pestalozzischen Reformen. Auf dem Wiener Kongreß wurde er neben Talleyrand und Metternich genannt. Später wurde er Gesandter in London und endlich Minister des Innern in Berlin. Auf der Universität fesselte ihn aber das Studium der griechischen Sprache und Literatur viel mehr als das der Rechte. Neben den klassischen Sprachen studierte er fast alle Sprachen der Welt, darunter auch die eigentümliche Sprache der Basken. Durch seine Abhandlung „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprach-

baues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes" wurde er der Schöpfer der Sprachphilosophie. Seine Übersetzung des „Agamemnon" von Äschylos wird noch heute geschätzt. Neben dieser ungemein vielseitigen Tätigkeit zog er noch die Philosophie und die Ästhetik in den Kreis seiner Studien. Schiller zu Liebe hatte er 1794 seinen Wohnsitz in Jena genommen und stand seitdem mit ihm wie auch mit Goethe in lebendigstem Geistesverkehr, der nach seinem Scheiden von Jena (1797) bis an den Tod der beiden Dichter in regem Briefwechsel einen Ausdruck fand.

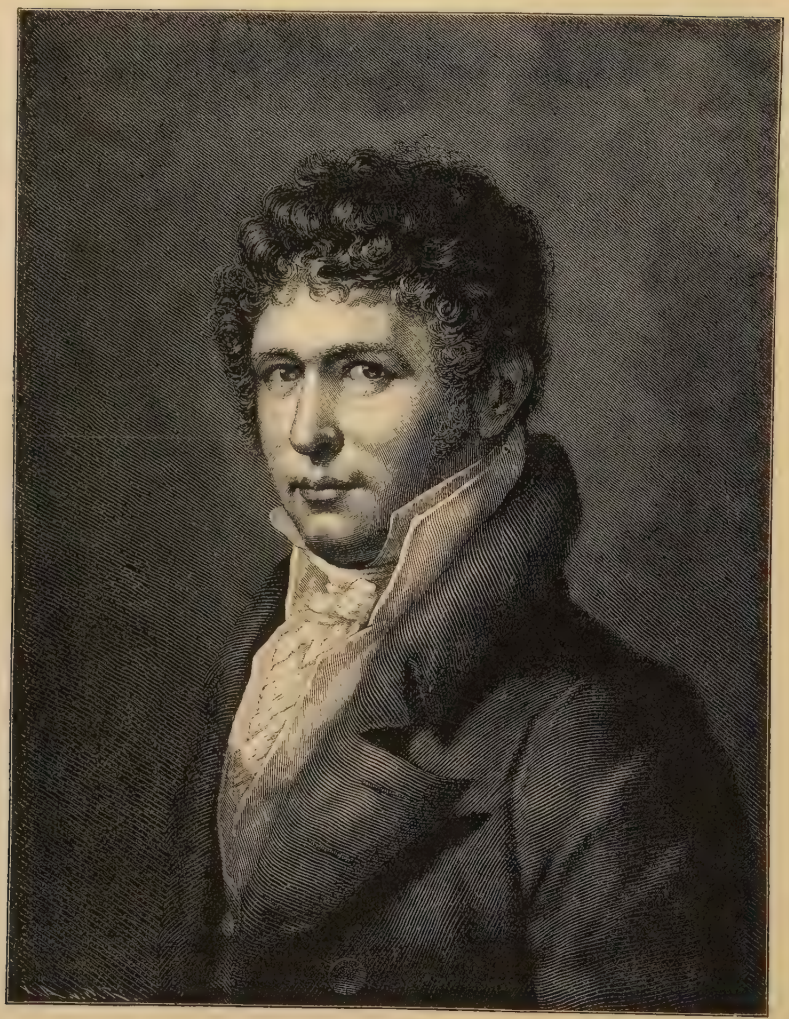
Die „Horen" (vergl. S. 85) boten nur den äußeren Anlaß zu dem engen Verkehr der drei geistesverwandten Männer, von dem der „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe" (1829) zahlreiche Spuren aufweist. So schreibt Schiller an den Weimarer Freund, daß Wilhelm v. Humboldt am Wilhelm Meister „sich recht gelabt habe" und daß sie beide darin „Goethes Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle fänden". Das Gedicht „Hermann und Dorothea" sandte Goethe erst zum Druck, nachdem mit Wilhelm von Humboldt „noch ein prosodisches Gericht gehalten und so viel als möglich gereinigt worden war". Hermann Grimm meint, es sei für Goethe die günstigste Fügung gewesen, daß in der zweiten Hälfte seines Lebens ein Mann wie Wilhelm v. Humboldt, den man „den Fürsten der Kritik" nennen könne, neben ihm her gegangen sei. Der Essay über Hermann und Dorothea, mit welchem Wilhelm v. Humboldt seine „ästhetischen Versuche" eröffnete, wurde von Goethe sehr geschätzt. „Es ist kein geringer Vorteil für mich," schrieb er an Schiller den 19. Mai 1798, „daß ich wenigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung gerate." Humboldts Besuch gewährte ihm stets „die wohltätigste Aufheiterung", und noch fünf Tage vor seinem Tode, am 17. März 1832, diktierte er einen langen Brief (den letzten seines Lebens) an den damals auf seinem schönen Landsitz Tegel bei Berlin der Muße pflegenden Freund, der drei Jahre später am 8. April 1835 ihm in die Ewigkeit folgte. Außer manchem schönen Gedichte hat Wilhelm von Humboldt sich durch seine geistreichen „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) ein bleibendes Andenken gesichert.

Alexander v. Humboldt.

Auch der jüngere Bruder **Alexander von Humboldt** (geb. den 14. September 1769 in Berlin), der durch seine klassisch schön geschriebenen Werke: „Kosmos" und „Ansichten der Natur" der Begründer der neueren Naturforschung wurde, und der es wie kaum ein anderer verstand, auch Nichtgelehrte für das Studium der Natur zu gewinnen, schätzte die beiden Dichterfreunde sehr hoch. Zu Goethe zog ihn noch besonders des vielseitigen Dichters Liebe zu den Naturwissenschaften. Wenn die beiden Männer zusammentrafen, wurde das ganze Gebiet derselben durchgesprochen. Auf Alexander von Humboldts Anregung schrieb Goethe seine „Ideen über vergleichende Anatomie" nieder. Jeder Besuch des großen Naturforschers war für ihn ein reicher Gewinn. „Seine Gegenwart," schrieb er 1797 an Knebel, „reicht allein hin, eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen." Humboldts Reisewerke studierte er mit anhaltendem Eifer, entwarf Skizzen danach und tauschte schriftlich seine Gedanken mit dem gelehrten Freunde aus, dem er bis an seinen Tod eng verbunden blieb. Alexander wie Wilhelm von Humboldt wußten die Ehre einer solchen Freundschaft wohl zu würdigen. In einem Briefe vom 30. Juli 1825 schrieb Alexander an Goethe: „Beide Humboldte gehören Ihnen an, und der Stolz ihres Lebens war es, Ihren Beifall sich erworben zu haben." Am 6. Mai 1859 starb Alexander von Humboldt als neunzigjähriger Greis in Berlin.

Propyläen.

Im Anfang des Jahres 1798 warf Schiller die lästige Bürde der „Horen" ab und arbeitete mit um so größerem Eifer am „Wallenstein", der ihm unter den Händen zu weiterem Umfange wuchs, als er anfänglich beabsichtigt hatte. Goethe, der seit der Schweizerreise die Farbenlehre studierte, eine kunstgeschicht-



Alex. Humboldt

Abb. 64. Alexander von Humboldt. Nach dem Gemälde von Steuben.
Unterschrift eines Briefes vom 18. 4. 1824 aus Paris an Professor Loder in Moskau.
(Aus Georg Kestners † Autographensammlung.)

liche Zeitschrift, „die Propyläen", vorbereitete und mit den Angelegenheiten des Theaters, das er seit 1790 dirigierte, vollauf beschäftigt war, folgte doch mit aufmerksam tätigem Anteil der neuen Arbeit des Freundes: am 12. Oktober 1798 eröffnete er das neuerbaute Theater in Weimar mit **„Wallensteins Lager"**. Am Geburtstage der Herzogin, den 30. Januar 1799, gingen die **„Piccolomini"** über die Bühne, am 20. April **„Wallensteins Tod"**. Im Juli 1799 fand eine Aufführung

vor Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise statt. Goethe schrieb einen Bericht über das Ganze in der von Cotta neugegründeten „Allgemeinen Zeitung". Der Erfolg des aufgeführten wie des gedruckten Stückes in ganz Deutschland war für Schiller ebenso ehrenvoll wie ermutigend.

Das Vorspiel „Wallensteins Lager", das Goethe in seiner Anzeige ein „Lust- und Lärmspiel" nennt, gibt ein anschauliches Bild des wilden Soldatenlebens im dreißigjährigen Kriege und charakterisiert zugleich die Wurzel der Kraft des großen Feldherrn: Wallensteins Lager.

Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt;
Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.

In den einzelnen Soldaten spiegelt sich das Regiment und der Regimentschef, dem sie angehören, ab; wie Schatten gehen sie den Hauptcharakteren der Tragödie voraus. So erkennt man in dem Pappenheimschen Küraſſier den edlen Max Piccolomini; in dem Dragoner, der nur des Glückes Stern folgt, den Emporkömmling Buttler; in dem Wallenstein mit Leib und Seele ergebenen Trompeter den Grafen Terzky; in dem dummen Kroaten den nicht viel gescheiteren Isolani; in dem kaisertreuen Arkebuſier den Tiefenbach; der Wachtmeister ist eine drollige Kopie des Feldherrn selbst:

Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt —
muß er sich mit Recht vorhalten lassen.

Die weiteren Figuren, Bauern, Bürger, der Kapuziner, die Gustel von Blaſewitz ꝛc., sind alle wie aus dem Leben gegriffen und jedem, der sie einmal kennen gelernt, unvergeßlich.

Insbesondere ist die Gustel von Blaſewitz eine dem wirklichen Leben entnommene Gestalt. Im Körnermuseum zu Dresden wird noch heute ihre Silhouette aufbewahrt. Sie hieß Johanna Juſtine Segedin, war in Dresden 1763 geboren und lebte im freundlichen Blasewitz, wo ihre Mutter nach dem Tode ihres Mannes, eines kurfürstlichen Leibkutschers und Türken von Geburt, mit ihrem zweiten Manne eine Schankwirtschaft eingerichtet hatte. Dort hat sie wohl manches Mal den jungen Schiller auf dem Wege von Loschwitz nach der Altstadt bedient. Sie hat es übrigens dem Dichter sehr übel genommen, daß er ihren Namen so berühmt gemacht hat. Es mag ihr das um so peinlicher gewesen sein, als sie inzwischen eine angesehene Bürgersfrau, die Gattin des Senators Friedrich Renner geworden war. Im Februar 1856 ist sie hochbetagt gestorben.

Gustel von Blaſewitz.

Abb. 65. Gustel von Blaſewitz.
Genaue Nachbildung des im Körnermuseum zu Dresden befindlichen Originals.
(Das Deckglas ist gesprungen, und vermutlich deswegen befindet sich auf der Rückseite des Bildes die handschriftliche Notiz; „Dieses Blatt darf nicht losgerissen werden. Frau Juſtine Renner, geb. Segedin.")

So verschiedenartig die Elemente dieses Lagers sind, sie beseelt alle ein Geist: für Wallenstein wollen sie leben und sterben; ja als verlautet, daß der Kaiser Wallensteins Scharen auflöse und seine Macht schwächen wolle, da bäumen sie sich dagegen wie ein Mann; weder Gewalt noch List solle sie von ihrem Vater trennen! Das treu historische und echt volkstümliche Genrebild, das vor uns in dem „Lager"

sich aufrollt, schließt mit dem schwungvollen Liede: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ dessen Schlußworte:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

auf das Bevorstehende stimmungsvoll vorbereiten.

Piccolomini. Das fünfaktige Schauspiel „Die Piccolomini“ führt uns den Helden der ganzen Trilogie vor, deren Handlung sich in vier Tagen, vom 22. bis 25. Februar 1634 abspielt: Wallenstein, der im Vertrauen auf sein selbstgeschaffenes Heer des Reiches Schirmer und zugleich des Reiches Fürst sein will. Nach Böhmens Krone gelüstet es den ehrgeizigen Mann, und der Ehrgeiz reißt ihn auf die unrechte Bahn, und treibt ihn zum Abfall vom Kaiser und ins Verderben. Lange schwankt und spielt er mit seinem Plan. Er schreckt vor dem Verrat am Kaiser zurück, und es widerstrebt ihm, deutsches Gebiet als Lohn für den Beistand an die Schweden abzutreten. Dazu wartet er auf den entscheidenden Wink der Sterne, an deren Einfluß er abergläubisch festhält. Um ihn aus dieser Unschlüssigkeit herauszureißen, verbinden sich Feldmarschall Illo, sein Vertrauter, und Graf Terzky, sein Schwager; rücksichtslos vordrängend wollen sie für ihn handeln. Sie wählen dazu ein betrügerisches Mittel. Durch ein untergeschobenes Blatt erschleichen sie beim festlichen Mahl die Unterschrift der Generale, wodurch sich diese eidlich verpflichten, bei ihrem Feldherrn ehrlich und getreu zu halten und sich auf keinerlei Weise von ihm zu trennen. Einer merkt aber den Verrat — es ist der scheinbar treueste Freund Wallensteins, Octavio Piccolomini, ein Italiener, an dem der Feldherr mit der ganzen Kraft seines Sternenglaubens hängt, ohne zu ahnen, daß er dem Kaiser treu ist und seine Stellung dazu benutzt, ihn zu überwachen und zu Falle zu bringen. Der falsche Mann macht sein Opfer durch scheinbare Ergebenheit vollends sicher, anstatt ihn zur rechten Zeit zu warnen. Zwischen den beiden steht der Sohn Octavios, Max Piccolomini, ein gerader, offener Charakter, jugendlich begeistert für die Feldherrngröße Wallensteins, dessen Tochter Thekla er liebt. Ihm scheint der Verrat des großen Mannes undenkbar; auch als sein Vater ihn warnt und ihm mitteilt, daß Sesin, der im Auftrage Wallensteins mit den Schweden unterhandelt habe, gefangen genommen sei, will er ihm nicht glauben, sondern erklärt, er werde zum Herzog gehen und ihn selbst fragen. Er verläßt den Vater mit den Worten:

„Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm,
Und eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren.“

Damit schließt das zweite Stück.

Wallensteins Tod. Über Wallenstein zieht sich das Ungewitter immer drohender zusammen, und er, der zu frei gescherzt mit dem Gedanken, muß im Ernst erfüllen, was er gedacht, da er vernimmt, daß seine Feinde die wichtigsten Dokumente wider ihn in Händen haben. Er muß es einsehen:

„Nicht herzustellen mehr ist das Vertrauen,
Und mag ich handeln wie ich will, ich werde
Ein Landsverräter ihnen sein und bleiben;
Und kehr' ich noch so ehrlich auch zurück
Zu meiner Pflicht, es wird mir nichts mehr helfen —“

Durch den schwedischen Obristen Wrangel wird er vollends überzeugt, daß er keine Wahl mehr hat. So kommt er zu der Tat des offenen Abfalles — er schließt den Bund mit den Schweden und besiegelt damit den Verrat an dem Kaiser, zugleich aber auch sein eigenes Verderben. In hartnäckiger Selbstverblendung betraut er Octavio Piccolomini mit dem wichtigsten Posten, den der falsche

Freund (durch einen geheimen kaiserlichen Befehl zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt) dazu benutzt, die Generale, besonders Buttler, einst Wallensteins treuesten Anhänger, auf seine Seite zu ziehen. Ganze Regimenter verlassen den Herzog, der mit seinem kleinen übriggebliebenen Anhang in die Acht getan wird, und huldigen neu dem Kaiser. Doch der Feldherr bleibt unerschüttert; gefaßten Mutes ruft er:

„Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell;
Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen."

Entschlossen, für sein Haupt und für sein Leben zu fechten, schreitet er vor, aber fest und fester zieht sich das Netz über ihm zusammen. Eine ergreifende Szene ist es, als die Kürassiere mit Wallenstein verhandeln und endlich sich auf die Nachricht, daß Terzkys Regimenter den kaiserlichen Adler von den Fahnen gerissen, auch von ihm abwenden. Das Härteste für den Herzog ist, daß Max Piccolomini nach schwerem Ringen sich von ihm und damit von seinem erhofften Liebesglück losreißt. Es naht die Katastrophe, mit unablässig steigender Spannung herbeigeführt. Max hat im wilden Schlachtgetümmel den Tod gesucht und gefunden; Thekla erwartet an seinem Grabe ihr Ende. Mit geringer Macht zieht Wallenstein aus dem Lager zu Pilsen in die Festung Eger. Außer Illo und Terzky geht Buttler mit ihm, der von Octavio angestiftet ist, ihn zu töten. Sie fallen zuerst, dann Wallenstein selbst. Octavio erhält vom Kaiser für seinen Judasdienst den Fürstenrang.

Durch den „Wallenstein" war Schiller zum Lieblingsdichter der Nation geworden. „Der Deutsche vernahm wieder," sagt Tieck, „was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter heraufgerufen habe." Und ob auch die Kritik zahlreiche Mängel daran auffinden wollte, ob manche die Liebesepisoden von Max und Thekla als überschwenglich verwarfen, dieses Drama ist doch unsere größte Tragödie, hinter deren Kraft und Größe alle späteren Werke des Dichters zurückgeblieben sind.

Schillers Pläne.

Es charakterisiert der beiden Freunde verschiedenartiges Schaffen, daß Schiller sich sofort nach der Vollendung des „Wallenstein" an ein neues Drama „Maria Stuart" machte, ein Stoff, den er schon einst in Bauerbach ins Auge gefaßt hatte. Sein 1865 veröffentlichter „Calender" zeigt, wie er bis ins Jahr 1809 hinaus Jahr für Jahr ein „neues Stück" geplant, ja das Honorar dafür haushälterisch in sein Budget eingetragen hatte: ein Arbeiten, das Goethe, dem „Gelegenheitsdichter" im besten und tiefsten Sinne des Wortes, ebenso unbegreiflich wie unmöglich war. So ist denn auch in diesen Jahren Goethes Produktivität höchst unbedeutend; außer seinen wissenschaftlichen Arbeiten nahm er den „Faust" gelegentlich zur Hand (vgl. S. 130), kramte in seinen alten Papieren, projektierte eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke und warf sich endlich auf die Übersetzung französischer Theaterstücke.

Goethes Übersetzungen.

Er begann mit Voltaires „Mahomet". Am 17. Dezember 1799 las er dem Herzog und der Herzogin, die den Thee bei ihm nahmen, die Übersetzung vor; am 30. Januar 1800 wurde das Stück aufgeführt. Der Herzog, der zu dieser Arbeit die erste Anregung gegeben, war sehr erfreut darüber; er erwartete davon eine „Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks". Im Laufe des Jahres 1800 folgte die Übersetzung des „Tancred".

Schiller in Weimar.

An allen diesen Arbeiten nahm auch Schiller einen um so regeren Anteil, als er ja nun ganz in Weimar wohnte (S. 93), wozu ihm der Herzog 200 Taler Zulage bewilligt hatte. Es gelang ihm aber anfangs nicht, eine recht geeignete stille Wohnung zu finden. Deshalb kaufte er im folgenden Jahre (1802) das Haus eines Engländers an der Esplanade, der jetzigen Schillerstraße, und bezog dasselbe am

Abb. 66. Schillers Haus in Weimar.
Nach einer Lithographie um 1808 von F. Goetz.

29. April 1802 (Abb. 66). Er befand sich sehr wohl in diesem äußerst bescheidenen neuen Heim, das ihm die gewünschte Einsamkeit und Stille gewährte. Seine Fenster hatten Morgen- und Mittagssonne, und der Blick ging ins Grüne. „Ein karmoisinseidener Vorhang," erzählt die Schwägerin, „war vor dem Fenster angebracht, an dem sein Arbeitstisch stand. Schiller sagte, daß der rötliche Schimmer belebend auf seine produktive Stimmung wirke." Da er gleichzeitig auch der Sorge für den Musenalmanach überhoben wurde, konnte er sich um so eifriger seinen dramatischen Arbeiten hingeben. Durch den großartigen Erfolg seiner Wallensteindichtung hatte er dazu einen neuen Antrieb erhalten. Wenige Tage nach der Aufführung von Wallensteins Tod begann er die Vorstudien für die Geschichte der **„Maria Stuart"**, doch hinderten ihn erst Krankheit, dann der Umzug nach Weimar an schneller Förderung seiner neuen Arbeit, so daß dieselbe erst am 9. Juni 1800 beendet wurde. Am 14. Juni erfolgte die Aufführung; die gefeierte Schauspielerin Karoline Jagemann spielte die Elisabeth. Der Dichter war mit dem Erfolge so sehr zufrieden, daß er meinte: „Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen."

Maria Stuart.

Maria Stuart, die Tochter Jakobs V. von Schottland und der Maria v. Guise, 1542 zu Linlithgow bei Edinburg geboren, erhielt nach dem frühen Tode des Vaters eine klösterliche Erziehung in Frankreich und wurde dann fünfzehnjährig an den Dauphin, den nachmaligen König Franz II., verheiratet. Nachdem sie kurze Zeit als Königin an dem üppigen Hofe von Paris gelebt, starben ihr Gemahl und ihre Mutter, und so kehrte die junge, schöne Frau 1561 in die Heimat zurück, um die Regierung selbst zu übernehmen. Da sie ihren Erbansprüchen auf England nicht entsagen wollte, schlug die Königin Elisabeth ihr Gesuch ab, über England den Heimweg nehmen zu dürfen. So brach die gegenseitige Feindschaft der beiden Königinnen aus, die so verhängnisvoll für Maria enden sollte. Die Schottin häufte

freilich Schuld auf Schuld. Nachdem sie den ihr verwandten Lord Darnley geheiratet und ihn zum König hatte ausrufen lassen, setzte sie die schon vorher begonnenen geheimen Unterhandlungen mit den katholischen Mächten desto energischer fort, wodurch sie sich die schottischen Lords vollends entfremdete. Als dann der rohe und charakterlose Darnley aus Eifersucht ihren vertrauten Kabinetssekretär den Sänger David Rizzio an ihrer Seite hatte ermorden lassen, äußerte sie ganz offen den Wunsch, eines solchen Gemahls wieder entledigt zu werden. Ein schottischer Magnat, der Earl von Bothwell, half ihr dazu. Nachdem sie den in Glasgow erkrankten Darnley nach Edinburg zurückgeführt, ihm, angeblich der besseren Luft wegen, eine einsame Wohnung nicht weit vom Palast gegeben und ihn längere Zeit dort gepflegt hatte, sprengte Bothwell in einer Nacht, als Maria auf der Hochzeit einer Hofdame tanzte, den Unglücklichen durch Pulver in die Luft. Danach ließ er sich von seiner Frau scheiden, und Maria heiratete den Mörder ihres zweiten Gemahls trotz aller Warnungen und flehentlichen Bitten der ihr wohlgesinnten Freunde nah und fern! Die schottischen Lords rückten vor das Schloß der Neuvermählten — Bothwell mußte fliehen, Maria geriet in die Gewalt ihrer Feinde, die sie nach Schloß Lochleven als Gefangene brachten und sie zwangen, zu Gunsten ihres einjährigen Sohnes, des nachmaligen Jakob VI. (Jakob I. in England), der Krone zu entsagen. Es gelang ihr allerdings, aus dem Gefängnisse zu entkommen: keck und verwegen setzte sie Tag und Nacht unter den größten Beschwerden ihren Weg nach England fort, wo sie sicher zu sein glaubte, Elisabeth in den Kampf gegen ihre Gegner mit sich fortzureißen. Aber sie mußte eine bittere Enttäuschung erleben — Elisabeth verweigerte jede persönliche Begegnung mit ihr, solange sie sich nicht von dem Verdacht der Teilnahme an Darnleys Morde gereinigt haben würde. Inzwischen wurde sie wie eine Gefangene behandelt, von einem festen Schloß zum anderen, endlich 1586 nach Fotheringhay, dem „altväterisch prächtigen Sitz der Prinzen des Hauses York", gebracht.

Dorthin versetzt uns Schiller bei Beginn seines Trauerspiels. Es schildert uns den Kampf einer im tiefsten Grunde edlen Frau, die für ihre Jugendsünden schwer büßt, um ihre persönliche Freiheit, welche ihr von der politischen Gegnerin, zu der sie Hilfe suchend kam, unrechtmäßig geraubt ist. Sie geht darüber zu Grunde, weil sie sich unrechter Mittel (Mortimer, Leicester) bedient und bei der Zusammenkunft mit der Feindin der wilden Leidenschaftlichkeit ihrer Natur noch einmal freien Lauf läßt. In der Buße der letzten Tage reift sie zur Heldin aus und geht als solche in den Tod, während Elisabeth trotz ihres äußerlichen Triumphes, von allen verlassen, innerlich gerichtet dasteht. „Das Unrecht siegt zwar zuletzt, aber es wird dem, der es leidet, zur gerechten Sühne, und dem, der es ausübt, zur bitteren Strafe" (Bellermann, Schillers Dramen).

Der Dichter mußte für die von ihm frei erfundene Fabel Maria jünger machen, als sie in Wirklichkeit war, um uns die Liebesleidenschaft Mortimers und Leicesters und ihre eigene Lebenshoffnung und Glückessehnsucht wie die Ausbrüche ihrer leidenschaftlichen Seele begreiflich zu machen. Die Einheit der Handlung ist sorgfältig, der dramatische Aufbau großartig. Der erste Akt führt uns zu der gefangenen Maria und zeigt uns die Hoffnung ihrer Befreiung, der folgende das Gegenspiel der Gegner, der dritte bringt uns mit dem Zusammentreffen der Königinnen auf den Höhe- und Wendepunkt: Maria geht moralisch als Siegerin aus der Unterredung hervor, hat aber die Gegnerin in ihrer unklugen Heftigkeit tödlich verletzt; damit ist ihr Schicksal besiegelt. Sobald sie das erkannt hat, beginnt die innere Läuterung. Jetzt reift sie zur Heldin aus, indem sie freiwillig auf das Leben verzichtet und den Tod als gerechte Sühne für ihr verspieltes Leben hinnimmt. Das ist das Ziel des Dramas, darum auch die ausgesponnene Beicht- und Abendmahls-Szene, welche letztere jetzt auf der Bühne meist weggelassen wird, da sie die christliche Empfindung verletzt. Die letzten Auftritte (V, 11—16) aber weg-

zulassen, in welchen das Gericht über Elisabeth dem Zuschauer volle Befriedigung bringt, ist ein Verbrechen an der großartigen Dichtung.

Neben der „Maria Stuart" hatte Schiller noch an den Übersetzungen fremder Dramen sich beteiligt, die, wie oben bereits erwähnt, durch den Herzog angeregt worden waren. Aber dem französischen Geschmack setzte er den englischen entgegen und bearbeitete deshalb Shakespeares „**Macbeth**", der am 14. Mai 1800 in Weimar zur Aufführung kam. Was sich auch gegen diese Übersetzung sagen läßt, zur Einführung Shakespeares in Deutschland hat sie unzweifelhaft viel beigetragen. Nachdem er sodann zwischen einigen anderen dramatischen Stoffen geschwankt, machte er sich im Juli 1800 an die romantische Tragödie der „**Jungfrau von Orleans**", die er am 16. April 1801 vollendete. Goethe, der sie wenige Tage danach gelesen, urteilte darüber: „Sie ist so brav, gut und schön, daß ich ihr nichts zu vergleichen weiß." Auf der Bühne erlebte das Stück überall einen glänzenden Erfolg; in Leipzig brachte das Publikum dem zur Aufführung anwesenden Dichter am 18. September 1801 eine großartige Huldigung dar.

Macbeth.

Jungfrau v. Orleans.

Bei der Darstellung der Zustände, unter denen die Jugend des wunderbaren Mädchens von Orleans verfloß, lehnte sich Schiller eng an die Geschichte an. Frankreich war damals seit hundert Jahren mit England im Krieg, und Heinrichs V. glänzender Sieg bei Azincourt (1415) über den wahnsinnigen Karl VI. war so folgenreich, daß Heinrich VI. bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1422 im größten Teil des nördlichen Frankreichs als König anerkannt wurde, ja, daß der Herzog von Burgund und die Witwe des bald danach gestorbenen Karls VI., die bayrische Prinzessin Isabeau, für ihn wider den eigenen Sohn, Karl VII., Partei nahmen. Die Engländer drangen darauf siegreich über die Loire vorwärts, Graf Salisbury stand bereits vor Orleans, das der Übergabe nahe war, — da tauchte plötzlich die wunderbare Erscheinung der Jeanne d'Arc auf. Sie war 1410 in dem nach dem h. Remigius genannten Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs in der Champagne geboren und in einem Lebenskreise aufgewachsen, dem das Recht des gesalbten Königs als eine unmittelbar göttliche Institution galt. Von der Jungfrau Maria glaubte sie sich berufen, ihr Vaterland zu retten. So stellt sie sich an die Spitze des Heeres, führt es von Sieg zu Sieg, bis sie endlich in die Hände der Burgunder fällt und nach einem schmachvollen Prozesse 1431 als Hexe verbrannt wird.

In einem Prolog führt uns Schiller in die ländliche Heimat, wo Johanna bei ihren Herden lebt. Ein ungewöhnlich begabtes Mädchen wird sie von der Not des Vaterlandes ergriffen, in ihrem hochgespannten religiösen Empfinden glaubt sie sich von der Jungfrau Maria („romantische Tragödie") berufen, nicht bloß am Kampfe teilzunehmen, sondern an der Spitze des Heeres Orleans zu befreien und den König zu krönen. Damit tritt sie weit aus der weiblichen Sphäre heraus und wählt eine übergroße Aufgabe. Weiblichem Glück muß sie natürlich dabei entsagen. Da nun aber nach Schiller „in der moralischen Welt alles seinen ordentlichen Gang gehen muß", so erliegt Johanna dem natürlichen Empfinden. Die Bewerbungen der vornehmsten Ritter bereiten den Umschwung vor, durch die teuflische Erscheinung des Versuchers wird sie erschüttert, während sie sich zugleich in allzu große Sicherheit wiegt („Und käm' die Hölle selber in die Schranken, Mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken") und über ihren ursprünglichen Auftrag hinausdenkt („bis das stolze England niederliegt"). So blickt sie, erregt und allzukühn, in Lionels Angesicht und — widersteht nicht der aufkeimenden Liebe.

Auf diese Weise fällt sie von ihrer Höhe und wird schuldig, uns vollkommen natürlich und begreiflich. Mitleid und Furcht regen sich echt tragisch in uns. Aber Johanna bleibt nicht im Unrecht. Im tiefsten Schuldbewußtsein nimmt sie die Buße auf sich. Sie ringt sich zur Entsagung durch und bewährt sie vor Lionel. In neu gewonnenem Gottvertrauen wächst ihr die Kraft. Sie reißt sich aus den Banden

der Engländer los, stürmt in den Kampf, führt die Ihren zum Sieg und sühnt ihren Fehl durch den Tod fürs Vaterland, eine Heldin in doppelter Hinsicht.

Hier ist also das Tragische nicht düster und erschütternd, sondern nur rührend und erhebend. Wieder hatte Schiller einen Kampf um die heiligsten Güter des Menschen, wie in seinen früheren Dramen, zum Gegenstande einer Tragödie gemacht. Diesmal aber hatte er der Idee dadurch eine besondere Weihe gegeben, daß es sich um eine Befreiung des Vaterlandes handelte.

Bald nach der Vollendung der „Jungfrau" ging Schiller nach Dresden, um sich bei seinem Freund Körner einmal wieder recht auszuspannen und zu erholen. Auch Goethe, der zu Anfang des Jahres 1801 eine „ungeheure Krankheit" durchgemacht hatte, verließ Weimar, um sich im Pyrmonter Bade zu stärken. Auf der Hin- und Rückreise hielt er sich in Göttingen auf, um die Bibliothek für seine naturwissenschaftlichen Studien zu benutzen. Nach Weimar zurückgekehrt arbeitete er an dem Trauerspiel „Die natürliche Tochter", von dem aber bis zum Schluß des Jahres nur der erste Akt fertig wurde. — Gleichzeitig bearbeitete Schiller in freier Weise „**Turandot**", eine Maskenkomödie des italienischen Dichters Gozzi, die zum Geburtstage der Herzogin am 30. Januar 1802 zur Aufführung kam. Das Stück fand wenig Beifall, nur die Rätsel darin gefielen allgemein. Turandot.

Ein ganzes Jahr verging, ehe Schiller sich für einen neuen Plan zu einer eigenen dramatischen Schöpfung entschloß. Lange schwankte er zwischen verschiedenen Entwürfen, den „Malteſern", dem „Warbeck" und dem „Tell". Dazu hielten ihn der Kauf des Hauses (S. 101) und dessen notwendige Einrichtung fast bis in den Sommer 1802 vom Arbeiten ab. Am Tage seines Einzuges in dasselbe (29. April) starb seine Mutter, was ihn sehr erschütterte. Dann kamen öfter Anfälle von Krampfhusten, die ihn ernstlich belästigten. Zu seiner Erholung las er im Sommer den Äſchylus und empfing daraus wohl eine verstärkte Anregung zu einem Stoff, den er neben den obenerwähnten schon lange mit sich herumgetragen hatte. Es war die alte Fabel des Bruderzwistes, die er in der „**Braut von Meſſina**" zu einer „äſchyleiſchen Tragödie" gestalten wollte. Im September machte er sich mit voller Energie ans Werk — Ende Januar 1803 war das neue Stück vollendet; am 19. März wurde es in Weimar aufgeführt. Es machte einen großen Eindruck auf das Publikum: nach der Aufführung brachte man dem Dichter ein Lebehoch, „welches man sich sonst in Weimar noch niemals herausnahm". Der gedruckten Ausgabe hatte Schiller eine Abhandlung über den tragiſchen Chor beigegeben, um die neubelebte Anwendung desselben zu begründen.

Die Fabel dieses sprachlich vollendetsten Werkes Schillers erinnert in den Hauptzügen an die des „Königs Ödipus" von Sophokles — das feindliche Brüderpaar an Ödipus' Söhne, Eteokles und Polyneikes — der Anfang an die früher übersetzten Szenen aus den „Phönicierinnen" (vgl. S. 80). Sie ist die folgende:

Der Fürſt von Meſſina hat in einem nächtlichen Traum zwei Lorbeerbäume und zwischen ihnen eine Lilie erblickt, die — plötzlich zur Flamme umgewandelt — alles um sich her verschlang. Ein sternkundiger Araber erklärt: seine Gemahlin Iſabella werde von einer Tochter entbunden werden, welche beide Söhne ihm töten und seinen ganzen Stamm vernichten werde. Als nun die Tochter geboren ward, befahl er deshalb, sie sofort ins Meer zu werfen. Iſabella hatte aber vor ihrer Entbindung auch „eines Traumes seltsames Orakel" gehabt: ein Kind sah sie im Grase spielen und zu seinen Füßen fromm gepaart einen Löwen und einen Adler liegen. Ein Mönch eröffnete ihr des Traumes Verständnis dahin: genesen würde sie einer Tochter, Braut von Meſſina.

Die ihr der Söhne streitende Gemüter
In heißer Liebesglut vereinen würde.

Dieses Wort hatte sich ihr tief eingeprägt und, dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge vertrauend hatte sie die „Gottverheißene" gerettet und „des

Segens Tochter" in einem Kloster heimlich auferziehen lassen. Jahre vergingen, der Vater starb, ohne von dem Dasein seiner Tochter eine Ahnung zu haben. Seine Söhne Manuel und Cesar, von klein auf im Streit lebend, aber durch den Vater bisher in Schranken gehalten, beginnen auf dem Grabe des kaum Entseelten offenen Hader, ein Bruderkrieg droht das Land zu verwüsten, da gelingt es der Mutter endlich, ihre Söhne zu einer friedlichen Begegnung in der Stadt zu veranlassen. Ja, der grimmige Bruderhaß findet durch Isabellas Bitten ein Ende, und nun eröffnet sie ihnen auch das Geheimnis von der verborgen lebenden Schwester, und wiederum bekennt ein jeder der Söhne, daß sein Herz bereits gewählt und daß er ihr noch heute die Geliebte zuführen wolle. Glücklich ruft Don Manuel:

„Es zieht die Freude ein durch alle Pforten,
Es füllt sich der verödete Palast
Und wird der Sitz der blüh'nden Anmut werden.

Je größer die unerwartete Freude, um so jäher, schreckenhafter kommt der Umschwung. Kaum hat Isabella gejubelt:

„Noch gestern sah ich mich im Witwenschleier,
Gleich einer Abgeschiednen, kinderlos,
In diesen öden Sälen ganz allein,
Und heute werden in der Jugend Glanz
Drei blüh'nde Töchter mir zur Seite stehn —"

da fällt der erste schwere Schlag: Diego, des Hauses alter, treuer Diener, der Beatrice, die Tochter, herbeiführen soll, kehrt ohne sie zurück mit der Trauerkunde, daß sie von Korsaren geraubt sei. Und nun folgt unaufhaltsam, Schlag auf Schlag, das Unheil — zuerst die grauenvolle Entdeckung, daß beide Brüder ein und dasselbe Mädchen lieben, dann Don Cesars wild aufflammender Zorn, als er Beatrice in den Armen des Bruders findet; in blinder Eifersucht ersticht er Don Manuel. Zu spät folgt die noch grausere Enthüllung, daß die Geliebte, um derentwillen er sich zum Brudermorde hat hinreißen lassen, die Schwester ist. Entsetzt klagt er:

„So bin ich schuldig einer Greueltat,
Die keine Reu und Büßung kann versöhnen!"

und gibt sich den Tod, „unsühnbare Schuld zu sühnen". So hat sich das Schicksal erfüllt, das alte Fürstenhaus ist verödet:

Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen.
Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick;
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.

Diese Worte weisen auf die Schicksalsidee hin, welche Schiller seinem antik gedachten und geformten Werke zu Grunde gelegt hat. Aber er weicht in der Ausführung wesentlich von den Alten ab. Zwei Orakel bestimmen zwar die ursprüngliche Handlung, aber sie verstricken die nach freiem Entschluß handelnden Eltern in Schuld, und an dieser Schuld nehmen alle Personen teil: Manuel, der das schutzlose Mädchen dem Kloster entreißt und sie zur Braut wählt, ohne nach ihrem Herkommen zu forschen; Beatrice, welche die klösterliche Zufluchtsstätte unerlaubt verläßt und dem Fremdling folgt; endlich Cesar, welcher die alte Leidenschaft nicht zügeln kann und ohne zu fragen den Bruder ermordet. Er ist der tragische Held des merkwürdigen Dramas, dessen Einheit nur im Gefüge der Tatsachen, nicht in dem zielbewußten Handeln eines Einzelnen beruht, und er wächst vor unseren Augen wirklich zum Helden, als er, in Erkenntnis des am Ende ausgesprochenen Leitgedankens: „Der Übel größtes ist die Schuld", zur Sühne derselben freiwillig

in den Tod geht. Durch diese Betonung des Schuldgedankens ist die Dichtung unserem Empfinden angepaßt, so daß das Stück, „zumal bei der unvergleichlichen Pracht seiner Sprache und der mächtigen tragischen Gewalt vieler Szenen, die Zuhörer hinriß und hinreißt, sie blind macht für das Unwahre der Voraussetzungen und das Künstliche des Aufbaues." (Bellermann).

Freilich konnte nur ein so genialer Dichter ein solches Wagnis unternehmen; das Bedenkliche erkannte er selbst. Aber die törichten Schicksalstragödien seiner Nachahmer fanden hierin keine Berechtigung.

Vierzehn Tage nach der Aufführung der „Braut von Messina", am 2. April 1803, ging Goethes Drama „Die **Natürliche Tochter**" in Weimar über die Bühne, von dem Publikum mit großer Kälte aufgenommen, von Schiller, Fichte, selbst von Herder, der seit der Konfirmation von Goethes Sohn dem Vater wieder etwas näher gekommen war, belobt und bewundert.

Natürliche Tochter.

Den Stoff zur „Natürlichen Tochter" entnahm Goethe aus den von Schiller ihm schon 1799 mitgeteilten, übrigens ganz romanhaften „Denkwürdigkeiten der Prinzeß Stephanie Luise von Bourbon-Conti", einer natürlichen Tochter des Prinzen Louis François von Conti, die kurz vor ihrer bevorstehenden Legitimierung durch Ludwig XV. zu einer Mißheirat mit einem Advokaten gezwungen wurde. Diesen Stoff wollte Goethe, wie er selbst sagt, zu einer Trilogie verarbeiten, in der er „das furchtbare Ereignis der französischen Revolution dichterisch zu gestalten hoffte". Das erste Stück dieser Trilogie, das allein zur Ausführung kam, ist die „Natürliche Tochter", in der das Parteitreiben des Junkertums unter einem schwachen Königsregiment als der Anlaß der Revolution sich abspiegeln sollte. Da Goethe sich nun, wie schon früher erwähnt, persönlich aufs unangenehmste von der französischen Revolution berührt fühlte und es doch nicht vermochte, in seiner früheren Weise sich dichterisch von dieser peinlichen Stimmung zu befreien, entkleidete er den ausgewählten Stoff seines ganzen konkreten und geschichtlichen Gehaltes, ließ Zeit und Ort ganz unbestimmt, verflüchtigte die Charaktere und gestaltete daraus Figuren, die völlig den Eindruck von abstrakten Gebilden machen. Sie haben nicht einmal Namen und sind allgemein bezeichnet als König, Herzog, Graf, Hofmeisterin, Gerichtsrat 2c. Nur die Heldin heißt Eugenie, wobei Goethe aber auch an den griechischen Ursprung dieses Namens (εὐγενής, die Wohlgeborene, von edler Geburt) gedacht zu haben scheint. Ihre Abkunft ist ihr Verderben: des Herzogs Kind, zu den höchsten Ansprüchen berechtigt und in solchem Sinne erzogen, ist sie doch — weil illegitim — von dieser Stellung ausgeschlossen. Als ihre Mutter gestorben (die in den französischen Memoiren gegen sie am heftigsten intriguiert), gesteht der zur Opposition neigende Herzog dem König, was für Hof und Stadt schon längst ein öffentliches Geheimnis war, und der Herrscher, ein gutmütiger wohlwollender Mann, stellt die Anerkennung der Herzogstochter schon zu seinem nächsten Geburtstag in Aussicht, wünscht es aber aus Furcht vor den auch ihn beherrschenden Junkern einstweilen verborgen gehalten zu wissen. Aber ehe der Plan zur Ausführung kommt, wird Eugenie — willenlos und schuldlos — das Spiel und das Opfer des eifersüchtigsten Parteigetriebes. Eugenies Bruder, der sich durch sie das Erbteil nicht schmälern lassen will, wird durch den Sekretär, einen klugen Weltmann, vertreten, der im Bunde mit zahlreichen Gesinnungsgenossen, die in Eugenies uneigennütziger Liebe zu Fürst und Volk eine Gefahr für ihre Absichten erblicken, einen schändlichen Plan zu ihrem Verderben schmiedet. Eugenies Hofmeisterin, die sie erzogen, ja, die sie aufrichtig liebt, soll das arme Mädchen dem gewissen Tod im mörderischen Klima einer fernen Insel zuführen, sie jedenfalls irgendwie verschwinden lassen. Sie willigt ein, da man ihr bedeutet, daß jede Weigerung den augenblicklichen Tod Eugenies zur Folge haben würde. So verschwindet Eugenie; dem Herzog wird beigebracht, sie sei auf der Jagd verunglückt und so furchtbar

zerschmettert, daß er sie nicht mehr erblicken dürfte. Unterdessen ist sie in Wirklichkeit mit der Hofmeisterin im Hafen angelangt; der schwache König hat sich bereden lassen, den Zankapfel der Parteien zu entfernen, und hat sie durch einen eigenhändigen Befehl der Hofmeisterin auf Tod und Leben übergeben. Rettung ist für die Geopferte nur möglich im Verzicht auf ihre Rechte und in der Vermählung mit einem bürgerlichen Gatten. Einen solchen hat die Hofmeisterin in dem Gerichtsrat gefunden, einem wackeren Mann, der die Volksrechte gegenüber der Willkür der höheren Kreise vertritt. Da alle Anstrengungen Eugenies, sich zu befreien, vergeblich sind, entschließt sie sich, dem Gerichtsrat ihre Hand zu reichen, wogegen er ihr verspricht, sie als Schwester zu betrachten. So wird sie dem Vaterlande erhalten, dem sie hofft, bei dem nahenden Umsturz aller bestehenden Verhältnisse einst dienen zu können.

„Gewiß reiht sich diese Tragödie," sagt Hettner, „in der plastisch klaren Ruhe und Feierlichkeit der Gruppierung, in der unsagbaren Macht und Musik ihrer Sprache, in der tiefen Innigkeit und Sinnigkeit der Gedanken und Empfindungen an das Allervollendetste, was Goethe jemals geschaffen. Aber das Ganze bleibt kalt und wirkungslos und für die Bühne für immer unbrauchbar."

Das zweite Stück sollte — wie man aus Goethes hinterlassenem „Schema der Fortsetzung" ersehen kann — den Ausbruch der Revolution vorführen, in der Eugenies Gemahl eine maßvolle Hauptrolle zu spielen bestimmt war. Im dritten Stück wäre dann Eugenie in der Hauptstadt erschienen als eine Stütze des Vaters und des Königs in höchster Bedrängnis und als eine Vermittlerin der Gegensätze. — Goethe gab aber die Fortsetzung auf, obgleich „die geliebten Szenen der Folge ihn manchmal wie unstete Geister besuchten, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzten".

Durch diesen Mißerfolg des älteren Dichters strahlte Schillers Stern um so heller, aber ihr Freundesbund blieb unerschüttert. Nichts konnte sie trennen, weder intrigante Nebenbuhler noch Gegner. Auch des gewandten Kotzebue Bemühung, einen Bruch zwischen ihnen durch eine tendenziöse Verherrlichung Schillers auf Kosten Goethes herbeizuführen, mißlang vollständig (S. 143). Neidlos blickte der Altmeister auf des jüngeren Dichters Erfolge, dem auch solche Auszeichnungen nicht fehlten, die in den Hofkreisen am meisten galten. So war Schiller bereits 1802 auf Veranlassung des Herzogs vom Kaiser geadelt worden, wodurch er und seine Frau endlich hoffähig wurden. Das Wappen war ein gespaltener Schild: oben in Gold ein rechts gewendetes, springendes silbernes Einhorn, unten in Blau ein goldener Querbalken; der Helm war mit einem natürlichen Lorbeerkranz geziert, aus dem das Einhorn hervorwächst. Auch sonst wurde ihm Anerkennung von hoher Seite

Schiller geadelt.

Abb. 67. Schillers Wappen.

zu teil. Als er im Juli 1803 in Lauchstedt zu seiner Erholung sich aufhielt, war der Prinz Eugen von Württemberg sein beständiger Begleiter. Nach Weimar zurückgekehrt wurde er dem Könige von Schweden vorgestellt, der ihm zur Anerkennung für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges einen Brillantring schenkte. Von seinem alten Gönner Dalberg erhielt er wiederholt ansehnliche Geschenke an Geld und edlem Wein.

Um sich dem Herzog Karl August gefällig zu bezeigen, hatte Schiller schon zu Anfang 1803 sich mit den „französischen Theatralia“ beschäftigt; und als die „Braut von Messina“ beendet war, machte er sich an die Übersetzung zweier Lustspiele, die dem Publikum sehr zusagten. Es waren „Der Parasit“ und „Der Neffe als Onkel“, mit denen er am 12. Mai fertig geworden war. Über den Stoff zu einem neuen eigenen Drama schwankte er aber lange. Inzwischen vollendete er einige Balladen wie das „Siegesfest“ und den „Grafen von Habsburg“. Endlich entschied er sich für die Erzählung von Wilhelm Tell, auf deren poetischen Gehalt ihn Goethe bereits 1797 aufmerksam machte, der auf seiner damaligen Schweizerreise den Plan zu einem Epos „Tell“ gefaßt, aber später wieder aufgegeben und den Stoff ausdrücklich dem Freunde abgetreten hatte. Am 25. August 1803 schrieb er in seinen Kalender: „Diesen Abend an den Tell gegangen.“ Noch lakonischer heißt es am 18. Februar 1804: „Den Tell geendigt.“ Diese schnelle Vollendung war um so erstaunlicher, als der Dichter auch in diesem halben Jahre vielfach leidend gewesen, dazu aber sehr gründlicher und mannigfaltiger Studien für die neue Arbeit benötigt war. Aus einer ganzen Reihe von geographischen und ethnographischen Büchern wie aus alten Chroniken sammelte er Ausdrücke, Töne und Wendungen, um die richtige Lokalfarbe zu gewinnen — Palleske macht in seinem „Leben Schillers“ auf zahlreiche Verse aufmerksam, „die wie Alpenblumen wild gewachsen erscheinen und nur das Resultat der zur Natur gewordenen Kunst sind.“ Dazu kamen unliebsame Unterbrechungen, so im Dezember 1803 der Besuch der geistreichen, aber etwas ermüdend gesprächigen Frau von Staël, vor der auch Goethe gern „bis ans Ende der Welt“ geflohen wäre, und die Schiller um so beschwerlicher wurde, als er nur geringe Fertigkeit im Gebrauch des Französischen besaß. Beide Dichter waren herzlich froh, als sie endlich Anfang März nach Berlin ging. Störend wirkten auch einige Todesfälle, die Schiller nahe berührten. Am 18. Dezember 1803 starb Herder, und so wenig Liebe er von ihm erfahren, so herbe er selbst zuletzt über „den Alten auf dem Topfberge“ geurteilt, der Tod des einst ihm nahestehenden Mannes ergriff ihn doch tief. Noch mehr erschütterte ihn die Nachricht vom Hinscheiden des Herzogs von Meiningen, den er „in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen hatte“.

Französ. Stücke.

Abb. 68. Eines von Schillers Siegeln. Einem Originalbriefe Schillers entnommen.

Trotz aller dieser Hinderungen war der erste Akt des **Wilhelm Tell** schon vor Mitte Januar 1804 fertig, das Ganze am 18. Februar. Goethe, der sich schon über die einzelnen Teile sehr günstig geäußert hatte, schrieb, nachdem er es zu Ende gelesen, an Schiller: „Das Werk ist fürtrefflich geraten und hat mir einen schönen Abend verschafft.“ Am 17. März wurde das Schauspiel in Weimar mit ungeheurem Beifall aufgeführt; im Juli auch in Berlin, nach Beseitigung einiger politischer Bedenken, mit nicht geringerer Wirkung. Und so ist der „Tell“ bis auf den heutigen Tag das Lieblingsdrama des deutschen Volkes geblieben, wieviel man auch gegen ihn als dramatisches Kunstwerk einwenden mag.

Wilhelm Tell.

Die ideal und vorbildlich dargestellte Erhebung der drei Schweizer Waldstätten Schwyz, Uri und Unterwalden gegen den Herzog Albrecht von Österreich

(1289—1308 als Albrecht I. Kaiser von Deutschland), wie sie die Chronisten des 15. Jahrhunderts, insbesondere Ägidius Tschudi, erzählen, bietet den Stoff des „Wilhelm Tell". Um diese drei Urkantone, die Friedrich II. zu Reichsvogteien, welche unmittelbar unter dem Kaiser standen, erhoben hatte, unter das österreichische Joch des Hauses Habsburg zu bringen, hatte Albrecht ihnen zwei Landvögte geschickt, von denen der eine, Hermann Geßler von Bruneck in Küßnacht am Luzerner See, über Uri und Schwyz, der andere, Beringer von Landenberg, auf der Burg zu Sarnen über Unterwalden mit großer Willkür und harter Bedrückung des Volkes schalteten. Auf jede am kaiserlichen Hofe vorgebrachte Klage gab man den Unterdrückten zu verstehen, ihre Not würde aufhören, sobald sie sich der österreichischen Herrschaft unterwürfen.

In höchst lebendigen, wechselvollen Szenen werden uns in schneller Folge die Schandtaten der Vögte durch Wort und Tat vor Augen geführt, und wir sehen, wie der Gedanke der Befreiung wächst — bis zum Zusammenschluß der Kantone auf dem Rütli. Von Österreich will man sich frei machen, dem Reiche treu bleiben und ein einig Volk von Brüdern sein, „in keiner Not sich trennen und Gefahr". Das ist das Ziel der Haupthandlung, welcher die Tellfabel kunstvoll (Rettung Baumgartens. Aufrichtung des Hutes) eingefügt ist. Tell, der sich dem Bunde nicht angeschlossen hatte, wird genötigt, den Apfel von des Kindes Haupt zu schießen, wird gefangen, befreit sich und tötet Geßler, weil er kein anderes Mittel sieht, die Seinen vor „dem wilden Tier, das mordend einbricht in die sichre Hürde", zu schützen. Jetzt beschließen die Eidgenossen, an deren Spitze nunmehr in Rudenz, Attinghausens Neffen, der Adel getreten ist, nicht länger zu warten. Sie zerstören die Zwingburgen und verjagen die Vögte. Da kommt die Nachricht, daß der Kaiser von seinem Neffen, Herzog Johann von Schwaben, ermordet sei; als ein Reichsbote die Landleute auffordert, den Mord zu rächen, weigern sie sich; als jedoch der Mörder bei Tell Hilfe und Schutz sucht, weist er ihn entrüstet zurück und ruft ihm zu:

„Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
— — — Nichts teil' ich mit dir — Gemordet
Hast du, ich hab' mein Teuerstes verteidigt."

Doch erbarmt er sich endlich des Unglücklichen, zeigt ihm den Weg nach Italien, wo er dem Papst beichten solle, und entläßt ihn reich mit Gaben beladen. Kaum ist er fort, da erscheinen die Eidgenossen, um Tell, den „Erretter", leben zu lassen und ihm zu danken. Berta von Bruneck kommt mit Rudenz, dem sie ihre Hand reicht: „Die freie Schweizerin dem freien Mann!" Rudenz aber ruft: „Und frei erklär' ich alle meine Knechte."

Geschichte und Sage.

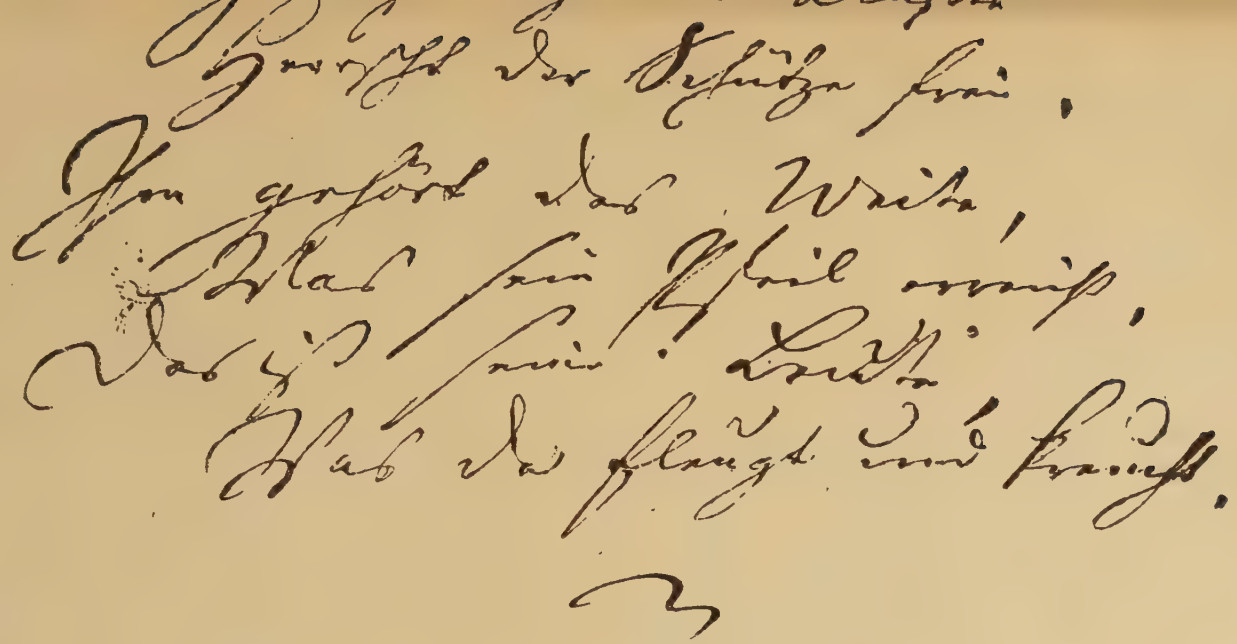
Mit Ausnahme der Liebesepisode von Rudenz und Berta ist Schiller fast in allen Punkten dem sagenhaften Bericht des Chronisten, oft unter wörtlicher Benutzung der von ihm angeführten Reden, gefolgt, an dem nur Tatsache ist, daß 1291 die Männer aus den drei Urkantonen einen ewigen Bund unter sich schlossen, der als der Beginn der Schweizer Eidgenossenschaft zu betrachten ist, und daß sie durch Heinrich VII. (1308—1313) und Ludwig den Bayer (1314—1347), die beide gegen Österreich standen, wirklich von dem Hause Habsburg ganz unabhängig wurden. Die ganze Erscheinung und die Tat des Tell, ja sein Name, sind sagenhaft wie der Apfelschuß, von dem auch im Norden und anderswo erzählt wird, und der vermutlich aus einem uralten Naturmythus hervorgegangen ist.

Ebensowenig wie diese geschichtliche Aufklärung darf uns aber die Tatsache, daß der Stoff der Tellfabel sich mehr für ein Epos als für ein Drama eignet, daß in dem Schillerschen Stück eigentlich drei Handlungen (der Bund der drei

Jägerliedchen für
Walther Tell
zwei Actus III. anzufangen.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
durch Gebirg und Thal
kommt der Schütz gezogen,
früh im Morgenstrahl!

Wie ein Reich der Lüfte
König ist der Wilde



Das „Jägerliedchen für Walther Tell“ in Schillers
eigenhändiger Niederschrift.

Nachbildung der Originalhandschrift des Dichters im Besitz des Herrn Geheimen Justizrats Lessing in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Männer und der Waldstätten — Tells Schicksal — das Verhalten Attinghausens und seines Neffen) selbständig nebeneinander gehen und erst ganz zuletzt in einen Strom zusammenfließen, den Genuß an dieser herrlichen Dichtung trüben. Die Grundidee vom Kampfe für die Freiheit, die in den meisten Dramen Schillers zum Ausdruck kommt, tritt hier in höchster Vollendung hervor. Nicht mehr der Umsturz des Bestehenden, sondern die Erhaltung des Ursprünglichen, Echten, Alten und Naturgemäßen und darum die Befreiung vom fremden Joche wird hier gefeiert. Mit Recht hat man darum dieses Drama „eine nationale Tat" genannt — es wurde von Jahr zu Jahr mehr eine Art Bundeszeichen für die Vertreter deutscher Freiheit gegen französische Vergewaltigung und Knechtung, besonders als ein Jahrzehnt danach Deutschland den großen Freiheitskampf gegen den fremden Zwingherrn kämpfte.

Reise nach Berlin.

Auf Ifflands Einladung ging Schiller Ende April mit seiner Frau nach Berlin; seine sämtlichen Stücke wurden aufgeführt; bei seinem Eintritt in die Loge wurde der Dichter von dem Publikum mit begeistertem Zuruf begrüßt. Am 13. Mai hatte er bei der Königin Luise eine Audienz. Auch hieß es, daß Friedrich Wilhelm III. ihn in Berlin zu behalten wünsche. Die Verhandlungen darüber, die auch nach seiner Rückkehr noch fortgesetzt wurden, zerschlugen sich aber, und er war ganz zufrieden damit, da er ungern alte Verhältnisse zerrissen, am allerschwersten sich von Goethe getrennt haben würde.

In Weimar angelangt, beschäftigten Schiller wieder die verschiedenartigsten dramatischen Pläne, deren merkwürdig großer Umfang aus einem Notizblatt in seinem Kalender zu ersehen ist. Nach der Vollendung des „Tell" hatte er sich für ein Thema aus der russischen Geschichte, den „Demetrius" (in seinem Kalender „Die Bluthochzeit in Moskau" genannt), entschlossen und dafür zu arbeiten angefangen. Nach der Berliner Reise wurde er wieder schwankend und nahm einen anderen Plan, „Die Prinzessin von Cleve", auf, wurde aber bald darin durch eine schwere Erkältung unterbrochen, die er sich im Juli zuzog. Wochenlang wollten die Kräfte nicht wiederkehren. Erst im Oktober fing er an, sich etwas zu erholen und gewann neuen Lebensmut und neue Schaffensfreudigkeit. Es war das um so günstiger, als man im November die Großfürstin, die Gemahlin des Erbprinzen, in Weimar erwartete. Im Theater war nichts vorbereitet. Goethe, der mit der neubegründeten „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" und mit allerhand wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war, hatte sich von der Sache überraschen lassen und war zu keiner dichterischen Schöpfung aufgelegt, so mußte denn Schiller aushelfen. Und in der Tat dichtete er innerhalb vier Tagen ein höchst sinniges Festspiel, „Die Huldigung der Künste", das am 12. November 1804 zur Begrüßung der Erbprinzessin, welche vor Wehmut und Freude weinte, aufgeführt wurde.

Huldigung der Künste.

Die Festlichkeiten, die sich an diese Aufführung schlossen, gingen über Schillers Kraft. Gleich danach klagte er über einen schlimmen Katarrh, den er in dem sehr strengen Winter wochenlang nicht los wurde und der trotz seines festen Willens sein freies Schaffen gänzlich lähmte. Um nicht ganz müßig zu sein, machte er sich an die Übersetzung der **„Phädra"** von Racine in reimlosen Jamben, die er in sechsundzwanzig Tagen vollendete, so daß sie am 30. Januar 1805 zum Geburtstage der Herzogin zu Karl Augusts großer Freude und Genugtuung gespielt werden konnte. Gleich danach versuchte er, den „Demetrius" wieder aufzunehmen, aber nur mit Unterbrechungen konnte er daran arbeiten: er wurde aufs neue krank. Auch Goethe mußte um dieselbe Zeit das Bett hüten. Der junge Voß, der bei den Freunden abwechselnd wachte, erzählt: „Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftmut und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmale bei ihm wachte!" Endlich konnte Schiller wieder ausgehen —

Phädra.

sein erster Weg war zu Goethe. Als sie einander sahen, erzählt Voß, fielen sich die beiden Freunde um den Hals und küßten sich in einem langen Kusse, ehe einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Seitdem regte Schiller den noch kränkelnden Freund zu erneuter Arbeit an, so daß im Februar die Übersetzung von Diderots „Rameaus Neffe" und das umfassendere Werk „Winckelmann und sein Jahrhundert" fertig wurden. Anfang März begann auch Schiller mit ganzem Ernst wieder zu arbeiten, und zwar am „Demetrius", was er mit leidlicher Kraft den Monat April hindurch fortsetzte. Am 29. April ging er noch in das Theater; kurz zuvor besuchte ihn Goethe — es war das letzte Mal, daß sich die beiden Freunde sahen. Unwohl kehrte er nach Hause zurück. Am 1. Mai lag er darnieder an einem Katarrhfieber. Während der Krankheit phantasierte er viel von „Demetrius" und rezitierte Szenen daraus, aber das Stück sollte unvollendet bleiben.

Demetrius.

Zwei Entwürfe des „Demetrius" hat Schiller hinterlassen; von dem zweiten liegt der erste Akt und der Anfang des zweiten ausgeführt vor. Der Held war jener Mönch aus dem Kloster Tschudow, der sich im Jahre 1603 fälschlich für Demetrius (geb. 1583), den jüngsten im Jahre 1591 schmählich ermordeten Sohn des Zaren Iwan Wasiljewitsch IV., des Schrecklichen, ausgab, worin ihn seine Ähnlichkeit mit dem Ermordeten und andere Umstände unterstützten. Die Polen kamen ihm natürlich bereitwillig entgegen und förderten seine Pläne. Mit König Sigismunds III. Hilfe begann er den Feldzug gegen Rußland, zog siegreich in Moskau ein und trat die Regierung an. Aber nach einer dreizehnmonatlichen Regierung (April 1605 bis 17. Mai 1606) entstand eine Revolution, wobei Demetrius und viele Polen ermordet wurden. Diesen Stoff hat der Dichter dahin abgeändert, daß Demetrius Grund hat, sich für den echten Zarensohn zu halten. Erst als er nach der Eroberung Moskaus auf der Höhe seines Glückes steht, erhält er den untrüglichen Beweis seines Irrtums. Offenes Geständnis brächte ihm grausamen Tod und seinem Vaterlande neue Wirren. So beschließt er seine Rolle weiter zu spielen, zum Heile seines Reiches. Das wird seine Schuld und die Ursache seines Untergangs. Dieser Verlauf ist aus den Andeutungen des Dichters zu erschließen. — Die Exposition des Stückes, das großartige Bild des polnischen Reichstages, vor dem Demetrius erscheint und seine abenteuerlichen, dunklen Schicksale erzählt, dann die Errichtung eines Freischarenzuges gehören zu dem Bedeutendsten, was Schiller geschrieben. Der zweite Akt führt in das stille, leidvolle Klosterleben der Mutter des Demetrius, der Zarin Marfa. Der Monolog, in dem sie ihrem Sohne entgegenjauchzt, war das Letzte, das der Dichter geschrieben — er lag auf seinem Schreibtisch, als er starb. Darin heißt es:

„Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen.
— — — — — — — — — — — — — —
Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn;
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ich's in des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschar send' ich dir's entgegen."

Schillers Tod.

Am 9. Mai nachmittags, wenige Monate über 45 Jahre alt, wurde Schiller durch den Tod von seinen Leiden erlöst. Man war in Weimar von seinem Tode so überrascht und bestürzt, daß man es unbegreiflicherweise versäumte, ihm ein würdiges Leichenbegängnis zu bereiten. Am 11. Mai abends trug man ihn ganz still und unter sehr geringer Begleitung zu Grabe.

Goethe, der selbst wieder durch Krankheit ans Haus gefesselt wurde, war tiefbewegt, als er die Nachricht erhielt. Am 1. Juni schrieb er an Zelter: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte

meines Daseins." Am 10. August fand eine Totenfeier statt: Schillers „Glocke" wurde dramatisch aufgeführt — daran schloß sich der berühmte „Epilog", in welchem Goethe seinem Freunde ein mächtiges dichterisches Denkmal gesetzt hat. Ein Wort daraus — seitdem in aller Munde — charakterisiert am schönsten den abgeschiedenen Dichter:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

* * *

Drei Tage nach ihres Mannes Abscheiden empfing Charlotte von Schiller ein Trostschreiben von Cotta, der „bloß von Dritten wußte", daß der Dichter, den er kurz zuvor noch auf seinem Krankenlager besucht hatte, gestorben sei. Der Brief schloß mit den Worten: „Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre redlichsten Freunde zählen!" Das war keine Redensart; denn wenige Sätze vorher hieß es: „Da Sie nun dringende Ausgaben haben, so bitte ich auf jedes Bedürfnis per Wechsel auf mich zu ziehen." Der Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta" beweist überdem, daß der Stuttgarter Verleger seit dem Anfange der Bekanntschaft mit Schiller im Jahre 1794 (vgl. S. 85) dem Dichter ein so treuer, uneigennütziger Freund gewesen ist, wie ihn wohl selten ein Schriftsteller in seinem Verleger besessen hat.

J. F. Cotta.

Johann Friedrich Cotta, geboren in Stuttgart am 27. April 1764, der in Tübingen zuerst Mathematik, dann Jurisprudenz studiert hatte und nach abgelegter Prüfung Hofgerichtsadvokat in Tübingen geworden war, übernahm auf den Wunsch seines

Abb. 69. Johann Friedrich Freiherr von Cotta, der Verleger Schillers und Goethes. Nach einem von der J. G. Cottaschen Buchhandlung zur Verfügung gestellten Bildnisse.
Unterschrift eines Briefes aus München vom 27. 12. 1828 an Sievers in Rom.
(Aus † Georg Kestners Autographensammlung.)

Vaters im Jahre 1787 die in schweren Verfall geratene, von seinem Ur-Urgroßvater Johann Georg Cotta 1659 gegründete J. G. Cottasche Buchhandlung in Tübingen, die er mit großer Umsicht und Energie wieder in die Höhe, ja zu einer nie geahnten Blüte brachte. Seine Grundsätze, die guten Autoren aufzusuchen und sich bei ihnen um Verlagsartikel zu bewerben, keine anderen als gute Bücher in Verlag zu nehmen und die Honorare der Autoren stets liberal zu bemessen, haben jedenfalls zu diesem glänzenden Ergebnis beigetragen, wie sie dem gesamten Buchhandel Deutschlands einen neuen Antrieb und einen großartigen Aufschwung gegeben haben. 1810 verlegte Cotta sein Geschäft nach Stuttgart, wo er in der mannigfaltigsten Weise bis an seinen Tod, 29. Dezember 1832, unermüdlich wirkte. Im Cottaschen Verlage ist auch die erste historisch-kritische Ausgabe von Schillers Werken unter Goedekes Leitung (1879) erschienen. Dem heutigen Standpunkt der Schillerforschung entspricht die Ausgabe Ludwig Bellermanns, dem wir auch sehr bedeutende Beiträge zum Verständnis von Schillers Dramen (2 Bände) und seine Biographie verdanken. Eine kritische Gesamtausgabe von Schillers Briefen hat Fritz Jonas veranstaltet. Unter den zahlreichen Biographien Schillers (Carlyle, Palleske, Viehoff, Schäfer, Minor, Weltrich ꝛc.) verdient das in der Art meiner Literaturgeschichte reich illustrierte Werk: „Schiller dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram“ hervorgehoben zu werden. 1895 wurde unter dem Protektorat des Königs Wilhelms II. von Württemberg ein „Schwäbischer Schiller-Verein“ ins Leben gerufen, der seinen Hauptsitz in Marbach hat.

Goethes Lebensabend (1805—1832).

Goethe allein.

Nach Schillers Tode fühlte sich Goethe tief vereinsamt. Eine Zeitlang suchte er Trost in dem Gedanken, des Freundes unvollendet gelassenes Drama „Demetrius“ zum Abschluß zu bringen, aber er gab es bald wieder auf, da er an dem Gelingen zweifelte. „Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt,“ erzählte er später, — „unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen.“ Um sein Leid zu vergessen, flüchtete er in die praktische Tätigkeit und in die Kunststudien zurück; er ließ den Anfang der „Farbenlehre“ drucken, vollendete sein Werk über Winckelmann, und als sein körperliches Befinden sich besserte, hielt er den Weimarschen Damen naturwissenschaftliche Vorträge. Kaum hatte er sich so wieder etwas gefaßt, da brachen die Napoleonischen Kriegsscharen über Deutschland herein und damit die Not und Schmachjahre der Fremdherrschaft.

Schlacht bei Jena.

Goethe stand im 58. Lebensjahre, als die Folgen der Unglücksschlacht von Jena und Auerstädt auch Weimar in Mitleidenschaft zogen. Die herzogliche Residenz wurde drei Tage lang mit Mord und Brand heimgesucht. Die Herrschaft Karl Augusts war in Frage gestellt; nur die mutige Entschlossenheit der Herzogin Luise wendete größeres Verderben von Weimar ab und imponierte dem Kaiser Napoleon so sehr, daß er um ihretwillen den Herzog verschonte. Goethe selbst geriet durch ein paar französische Schlingel von der sogenannten „Löffelgarde“, die sich gewaltsam bei ihm einquartiert und in seinem Weine berauscht hatten, in Lebensgefahr, aus der ihn die Geistesgegenwart seiner Frau, welche die Burschen entschlossenen Mutes hinauswarf, errettete. Bald darauf langte Marschall Ney an, der bei ihm Quartier nahm und ihn vor jeder weiteren Unbill schützte.

Einige Tage danach, am Morgen des 19. Oktober, des Sonntags nach der Schlacht bei Jena, 1806, ließ sich Goethe aus Dankbarkeit gegen Christiane mit ihr in der Sakristei der Schloßkirche in Gegenwart seines Sohnes und dessen Lehrers Riemer von dem Oberkonsistorialrat Günther trauen. Seinen glückwünschenden Freunden stellte er sie mit den Worten vor: „Sie ist immer meine Frau gewesen." Christiane war nun zur „Geheimrätin von Goethe" erhoben, aber freilich vor dem geringschätzigen Gerede der Welt auch dadurch nicht geschützt. Goethes Trauung.

Frau Aja, welche die Nachricht von der Errettung des Sohnes und die von seiner kirchlichen Trauung zu gleicher Zeit erhalten hatte, erwiderte ihm jauchzend*): „Mein erstes Geschäffte (nach erhaltung deines mir so zu rechter Zeit gekommenen Briefes) war Gott dem Allmächtigen auf meinen Knien zu danken und laut mit Anbettung zu jublen: Nun danket alle Gott mit Hertzen Mund und Händen! Ja Lieber Sohn! Das war wieder eine Errettung — — — vergiß es nie; so wie ich es auch nie vergeße. Er der große Helfer in allen Nöthen wird ferner sorgen ꝛc." Dann fuhr sie fort: „Zu Deinem neuen Stand wünsche Dir allen Segen — alles Heil — alles Wohlergehen — da hast Du nach meines Hertzens Wunsch gehandelt — Gott erhalte Euch! Meinen Seegen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer, — wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen Hochbeinigen erbärmlichen Zeiten thun kan. Aber nur Geduld, die Wechsel Briefe die ich von unserm Gott erhalten habe — werden so gewiß bezahlt als jetzt (da ich dies schreibe) die Sonne scheint, darauf verlaßt Euch — Ihr sollt mit Eurem theil zufrieden seyn — das schwöre ich Euch. Grüße meine Liebe Tochter hertzlich — sage Ihr, daß ich Sie Liebe, schätze — verehre — daß ich Ihr selbst würde geschrieben haben, wen wir nicht in einem beständigen Wirrwel lebten —"

Abb. 70. Christiane von Goethe, geb. Vulpius. 1811 nach dem Leben von Hauptmann Raabe in Deckfarben auf Elfenbein gemalt. Original im Besitz des Dr. Felix Vulpius in Weimar. (Das Kleid ist orangegelb mit blau gemusterter Borde.) Nach einer Photographie (vgl. Goethe-Jahrbuch 1890. S. V).
Unterschrift eines Briefes vom Juni 1808 an ihren Sohn August. (Goethe-Jahrbuch 1889. S. 13.) Original im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

*) Die Orthographie Frau Ajas, welche das „Bustawiren" noch weniger verstand als die meisten Frauen ihrer Zeit, gehört zu ihrem ganzen Wesen und ist deshalb auch hier getreu nachgedruckt worden.

Dieses wortgetreu aus den von Bernhard Suphan im 4. Bande der „Schriften der Goethegesellschaft" herausgegebenen „Briefen von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August v. Goethe", entnommene Schreiben wirft ein aufklärendes Licht auf das vielfach mißverstandene Verhältnis Christianens zu Goethes Mutter. Noch mehr tun es Frau Ajas Briefe aus den Jahren *vor* der Trauung, durch welche auch das Bild Christianens die rechte Beleuchtung erhält. Aus diesen geht zunächst hervor, wie schwer sich Frau Aja in die „Gewissensehe" des Sohnes (im Jahre 1788) gefunden hatte. Erst nachdem ihr „Hätschelhans", wie sie ihren Wolfgang gern nannte, sie im Mai 1793 besucht und sie näher mit Christiane bekannt gemacht hatte, schrieb sie zum erstenmale auf seinen Wunsch an „sein Liebchen". Sie tat es aber in sehr kalten gemessenen Ausdrücken und adressierte: „*An Madame Vulpius*". Erst seitdem der Ehebund ihres Sohnes die kirchliche Weihe erhalten hatte, adressierte sie „an Frau Geheimrätin Goethe". Der erste Brief aus dem Jahre 1807 zeigt die neue Adresse unterstrichen. Aber schon vor 1806 hatte Christiane das Herz der Frau Rat erobert. Das geschah im August 1797, als Goethe Christiane und August auf einige Tage zur Mutter brachte. Gleich in dem ersten Briefe, welchen sie danach an Christiane schrieb, heißt es: „Liebe Freundin! Das Vergnügen, so ich in Ihrem Lieben traulichen Umgang genoßen, macht mich noch immer froh — — — so kurtz unsre Zusammenkunft war, so vergnügt und hertzlich war sie doch — — — da wir nun einander kennen, so wird die Zukunft immer vergnügter und beßer vor uns werden." Der Brief schloß: „Behalten Sie diejenige in gutem Liebevollen Andencken, die mit wahrer Liebe und Hertzlichkeit ist und seyn wird dero treue Freundin und Mutter Elisabetha Goethe." Bald darauf redete sie sie auch „liebe Tochter" an. Besonders beglückt war sie aber, als Christiane als Frau Geheimrätin im Frühjahr 1807 in ihr Haus kam und drei Wochen bei ihr blieb. Nach ihrer Abreise schrieb sie an ihren Sohn: „Dein Brief, welcher die glückliche Ankunft meiner Lieben, Lieben Tochter mir verkündigte hat mir Hertz und Angesicht fröhlich gemacht — Ja wir waren sehr vergnügt und glücklich beyeinander! Du kanst Gott dancken! So ein Liebes — herrliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet mann sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich Sie genau kenne) über *alles* was Dich angeht — und was mir unaussprechlich wohl that, war, das alle Menschen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine solche Hertzlichkeit unter ihnen — die nach 10jähriger Bekandtschaft nicht inniger hätte seyn können — mit einem Wort es war ein glücklicher Gedanke Sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen — — *alle* vereinigen sich mit mir Dich glücklich zu preißen — und wünschen Euch Leben — Gesundheit und alles gute was Euch vergnügt und froh machen kan Amen."

Diese Stellung, welche ihr die in so strengen sittlichen Begriffen aufgewachsene und aufrichtig fromme Frau Rat, wenn auch erst nach Jahren, einräumte, beruht auf Christianens Tüchtigkeit. Aus ihrem Briefwechsel mit Goethes Mutter, wie mit dem Dichter selbst und mit ihrem Sohne, wie aus zahlreichen anderen Belegen ergibt sich, daß sie nicht nur ihres Mannes Hauswesen musterhaft verwaltete und ihn in Krankheiten aufopfernd pflegte, sondern auch die Vertraute seines geistigen Lebens war. (Vgl. S. 124.) Zu Anfang ihres Bundes hatte er sie zu seinen Arbeiten und Studien über die „Metamorphose der Pflanzen" herangezogen, und auch weiterhin begleitete sie mit Anteil seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, aber nicht minder folgte sie seinem dichterischen Schaffen und seinem Verkehr mit den hervorragenden Männern, die ihn aufsuchten und mit ihm korrespondierten. Dem einzig seine Geschwister überlebenden Sohne August war sie eine treue und liebevolle Mutter. Als er 1808 nach Heidelberg zur Universität gegangen, schrieb sie ihm Anfang Juni u. a.: „Sehnen tu ich mich sehr nach dir, und um 11 Uhr ist mir immer, als müßtest du aus der Schule kommen, und ich sehe mich immer um, und bei allen

meinen kleinen Gesellschaften wird immer deine Gesundheit getrunken." (Vgl. Unterschrift zu Abb. 70.)

Im April 1807 kam die Enkelin von Sophie Laroche, Maxes Tochter (vgl. I, 387 f.), Clemens Brentanos Schwester **Bettina**, nach Weimar und wurde von Goethe sehr freundlich aufgenommen. Ein Briefwechsel zwischen dem Dichter und ihr folgte diesem Besuche und dauerte bis zum Jahre 1811 fort, wo Bettinas ungeziemendes Benehmen gegen seine Frau demselben ein Ende machte, ohne daß indes die Beziehungen ganz aufhörten; denn noch wenige Tage vor seinem Tode empfing Goethe Bettinas ältesten Sohn, der ihm ein Schreiben seiner Mutter vom 8. März 1832 überbrachte. Nach G. v. Loepers Forschungen (vgl. Briefe Goethes an Sophie von Laroche und Bettina Brentano. 1879) ist das Verhältnis Goethes zu Bettina in dem berühmten „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde", den man bisher für eine „romanhafte Erfindung" hielt, „im wesentlichen richtig dargestellt". Durch den wortgetreuen Abdruck der Originale eines Briefes Bettinas an Goethe und vierzehn solcher von Goethe an Bettina und die Gegenüberstellung des ersten aus Bettinas Buch wie die von ihr gemachten Zusätze zu den anderen liefert er den Beweis, daß sie sich allerdings eine „künstlerische Umgestaltung" der Originale erlaubt, aber trotzdem nur „hie und da überarbeitete (zum Teil ganz unbedeutend veränderte) authentische Schriftstücke veröffentlicht" hat. Auch von den „Sonetten" mochten ein paar an sie gerichtet sein; die Niederschriften einiger von Goethes Hand waren in ihrem Besitz, die meisten aber waren an die schöne Pflegetochter des Buchhändlers Frommann in Jena, **Minna (Wilhelmine) Herzlieb** (geb. den 22. Mai 1789 in Züllichau, früh verwaist, 1821 mit Professor v. Walch unglücklich verheiratet, bald von ihm getrennt, am 10. Juli 1865 † in einer Nervenheilanstalt in Görlitz) gerichtet, die Goethe von Kind auf gekannt hatte und die er als lieblich aufgeblühte Jungfrau — nach der gewöhnlichen Auffassung — leidenschaftlich geliebt haben soll. Herman Grimm hat indes mit Recht darauf hingewiesen, daß der Inhalt der aus einem poetischen Wettstreit mit Zacharias Werner auf der Wende 1807/8 hervorgegangenen Sonette „wenig leidenschaftlicher Natur" ist, und daß Minna ausdrücklich versichert, „es sei niemals zwischen ihr und Goethe von Liebe die Rede gewesen". (Vgl. S. 120.) Auch die neuerdings aufgefundenen Briefe „Minchens" rechtfertigen den „Minchen-Roman" keineswegs.

Bettina. Sonette. Minna Herzlieb.

Immer mehr lichtete sich der Kreis der Nächststehenden um den alternden Dichter. Am 10. April 1807 starb die Herzogin Anna Amalia. Im Auftrage ihres Sohnes schrieb Goethe einen Nekrolog dieser edlen Frau, von der ihr Oheim Friedrich der Große gesagt hatte, sie sei „eine Fürstin zu groß für ihr Herzogtum". Dem Dichter hatte sie immer sehr nahe gestanden, und er hatte sie schon deshalb besonders geliebt, weil ihr Charakter vielfach mit dem seiner Mutter verwandt war. Ein Freundschaftsbund war auch zwischen beiden Frauen entstanden, als die Herzogin im Spätherbst 1780 zwölf Tage bei der Frau Rat zu Gaste war. Ein langjähriger Briefwechsel zwischen ihnen folgte darauf, der uns jetzt in der Ausgabe von Heinemann vollständig vorliegt. Den wiederholten Einladungen der Fürstin, nach Weimar zu kommen, hatte aber Frau Rat ebenso hartnäckig widerstanden wie denen ihres Sohnes. Sie war mit ihrem Frankfurt zu innig verwachsen, als daß sie sich hätte entschließen können, es auch nur auf kurze Zeit zu verlassen. Mit den Jahren war auch wohl die Reisescheu gewachsen. So hielt sie auch tapfer aus in den schweren und unruhigen Zeiten, welche in den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts über ihre Vaterstadt kamen. Ihr Haus wurde selten von Gästen leer. Außer ihren Weimarer Kindern und nächsten Verwandten kehrten berühmte und unberühmte Leute gern in ihr Friede und Glück atmendes Heimwesen ein. Bis an ihr spätes Ende bewahrte sie ihre Frohnatur. Mit ihrem guten Humor half sie sich über die Beschwerden des Alters hinweg, und das unerschütterliche Vertrauen in Gottes Vorsehung verließ sie keinen Augenblick. Gefaßt blickte sie dem

† Anna Amalia. † Goethes Mutter.

Tode entgegen, ja es wird erzählt, daß sie an dem Tage, an welchem sie ihr Ende erwartete, auf die Einladung zu einer Gesellschaft geantwortet habe: „sie ließe sich entschuldigen, sie müsse alleweil sterben!“ Einige Stunden später führte sie ein sanfter, schmerzloser Tod hinweg. Es war der 13. September 1808, an dem Frau Aja im 78. Lebensjahre starb. Sie hatte ihren Mann († 27. Mai 1782) sechsundzwanzig Jahre überlebt.

Abb. 71. Herzogin Anna Amalia im Alter.
Gemalt von Jagemann, gestochen von Steinle. (Verkleinert.)

Goethe in Erfurt.

Kurze Zeit nach diesem schmerzvollen Ereignis fand die berühmte Unterredung zwischen dem Dichter, der Karl August zum Fürstenkongreß nach Erfurt begleitet hatte, und Napoleon statt, die fast eine Stunde währte. Der Eindruck war beiderseits ein nachhaltiger. Die ersten Worte, die der Kaiser an ihn richtete, waren nach Goethes Bericht: „Vous êtes un homme“, worauf dieser mit einer stummen Verbeugung antwortete. Nach dem Schluß der Audienz soll der Kaiser, wie der Kanzler von Müller erzählt, gegen seine Umgebung nochmals wiederholt haben: „Voilà un homme“. Fürst Talleyrand, der in seinen „Memoiren“ sehr eingehend über die Unterredung Napoleons mit Goethe und „Monsieur Wieland“, der auf des Kaisers Wunsch auch von Weimar herüberkam (I, 390), berichtet, erwähnt diese beiden Aussprüche in seinen Memoiren nicht. Nach ihm rief der Kaiser dem eintretenden Dichter zu: „Monsieur Goeth, je suis enchanté de vous voir.“ Als Napoleon einige Tage später nach Weimar kam, hatte er noch zwei kurze Unterredungen mit dem Dichter. Bei der letzten sagte er zu ihm: „Kommen Sie nach Paris. Ich verlange das von Ihnen, Sie werden dort eine größere Weltanschauung gewinnen und ungeheure Stoffe für Ihre Schöpfungen finden.“ Diese etwas anmaßliche Aufforderung mag Goethe wohl befremdlich erschienen sein und seine Bewunderung des großen Korsen etwas abgekühlt haben. An die Unbesiegbarkeit des großen Feldherrn glaubte er freilich auch noch 1812, als Napoleons stolzes Heer auf Rußlands Eisfeldern vernichtet war und unser Volk sich zur Abschüttelung des fremden Jochs erhob. Damals äußerte er kühl: „Schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch

zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen." Und so fest glaubte er an Napoleons Unbesiegbarkeit, daß er seinen Sohn vom Eintritt in die zu Weimar organisierte Freiwilligenschar zurückhielt. Dagegen macht Friedrich Förster in seinem Leben Goethes geltend, daß, als er und seine Lützower Kameraden im April 1813 in Meißen dem Dichter begegnet seien, derselbe auf ihre Bitte um einen Waffensegen sogleich die Hände auf die ihm entgegengehaltenen Säbel und Gewehre gelegt und seinen kurzen Spruch mit den Worten geschlossen habe: „Kinder, zieht mit Gott, und möge mein Segen Euch geleiten!" Das war gewiß eine sehr löbliche Handlung, beweist aber für des Dichters patriotische Begeisterung ebensowenig wie sein Festspiel von 1815 (S. 123) oder die Inschrift, welche er später auf den Wunsch der Mecklenburger Stände zu dem Blücherdenkmal in Rostock lieferte: „In Harren und Krieg, in Sturz und Sieg Bewußt und groß! So riß er uns vom Feinde los."

Verschiedene Arbeiten.

Unbekümmert um die großen Weltbegebenheiten lebte Goethe in diesen Jahren äußerst zurückgezogen, machte alljährlich seine Sommerreise nach Karlsbad und beschäftigte sich vorwiegend mit wissenschaftlichen Arbeiten. Im Jahre 1807 begann er die Biographie des im April desselben Jahres gestorbenen Landschaftsmalers Philipp Hackert, dessen persönliche Bekanntschaft er einst in Rom gemacht hatte. Sie erschien aber erst 1811. Außer dem Schema zu den „Wahlverwandtschaften" fällt noch ein Gelegenheitsgedicht in das Jahr 1807, das allegorische Festspiel „Pandora", das aber ein Bruchstück geblieben ist. „Beide drücken das schmerzliche Gefühl der Entsagung aus", äußerte er selbst darüber, „und konnten also nebeneinander wohl gedeihen." Während aber der Versuch, den alten Prometheusmythus neu zu beleben, von den Lesern sehr kühl aufgenommen wurde, machten die **„Wahlverwandtschaften"** ein großes Aufsehen. Sie erschienen im Oktober 1809 als ein zweibändiger Roman.

Wahlverwandtschaften.

Wie in der Natur gewisse Stoffe sich unwiderstehlich anziehen und bestrebt sind, sich miteinander zu verbinden, was die Chemie mit dem Ausdruck „wahlverwandt" bezeichnet, während andere sich abstoßen, so verbinden sich auch die Menschen oder widerstreben einander, ohne daß ihr Wille dabei in Frage käme. Eine solche doppelte Wahlverwandtschaft geistiger Art tritt uns in Goethes Roman entgegen. Eduard und Charlotte, die einander in der Jugend geliebt haben, dann durch die Umstände getrennt und zu Konvenienzheiraten genötigt worden sind, haben im reiferen Alter als Witwer und Witwe die Verwirklichung ihrer Wünsche erreicht und leben in glücklicher Ehe, obgleich, was sie verbindet, „mehr freundliches gegenseitiges Wohlwollen als tiefe ausfüllende Liebe" ist. Die Täuschung schwindet, sobald eine andere wahlverwandte Natur in ihre Nähe kommt. Es „scheidet sich sofort das einander Fremde, und es eint sich das Zusammengehörige", als Eduards alter Freund, der Hauptmann, und Charlottes Pflegetochter Ottilie in ihren Kreis treten. Eduard fühlt sich zu Ottilie, Charlotte zu dem Hauptmann gezogen, unvermeidlich, unwiderstehlich wie die chemisch wahlverwandten Elemente. Unmerklich, aber um so sicherer wächst die seelenverderbliche Umstrickung, bis sie Eduard und Charlotte in einem geistigen Ehebruch zum tiefsten Fall kommen läßt. Eduard dringt nun auf Scheidung, da ihm die sittliche Kraft fehlt, seine frevelhafte Leidenschaft zu überwinden; auch Ottilie hofft wohl still auf eine solche Lösung, die ihr ermöglicht, dem geliebten Manne ganz anzugehören. Aber der Hauptmann hält es für seine Pflicht zu entsagen und verläßt das Haus seiner Freunde; Charlotte sträubt sich um so mehr gegen eine Scheidung, als sie Hoffnung hat, Mutter zu werden, wovon sie sich eine neue Befestigung des ehelichen Bundes verspricht. Aber Eduard ist zu schwach, um sich selbst zu überwinden — er stürzt sich verzweiflungsvoll in den Krieg, wo er sich durch große Tapferkeit auszeichnet. Ottilie, die, wie Adolf Stahr bemerkt, „körperlich und geistig den Stempel der Krankhaftigkeit trägt und uns von Anfang an in ihrer Erscheinung unjugendlich

und unheimlich anmutet", wird immer in sich gekehrter und schreibt in ihrem Tagebuch greisenhaft weise Betrachtungen und Erfahrungen nieder, die schwerlich ihre eigenen sein können. So naht die Katastrophe. Sie knüpft sich an das Kind, von dem Charlotte entbunden wird. Dasselbe ähnelt in auffälliger Weise sowohl Ottilien, von der es die Augen, wie dem Hauptmann, dessen Gesichtszüge es hat, und ist den Eltern eine fortwährende Mahnung an ihre beiderseitige psychische Schuld. So wird der Ehegatten vernichtetes Glück keineswegs wiederhergestellt, wie Charlotte einst gehofft; Eduard ist mit ebenso lebhaftem Verlangen nach einer Lösung seiner Ehefesseln aus dem Felde heimgekehrt, Ottilie nährt still ihre Liebe zu ihm und widmet sich ganz und gar dem Kinde Charlottens. Inzwischen gibt Charlotte, die stark und verständig genug ist, sich in ihr Geschick zu fügen, die Hoffnung nicht auf, daß Eduard auch lernen werde, dasselbe zu tun. Da ertrinkt das Kind eines Tages durch Ottiliens Unvorsichtigkeit, und angesichts der Leiche glaubt Charlotte in die bisher stets verweigerte Scheidung willigen zu sollen. Auf Ottilie hat aber der Untergang des Kindes ganz anders gewirkt; er hat ihre Seele erleuchtet, und sie hat erkannt, wie unrecht sie getan, danach zu verlangen, Eduards Weib zu werden. „Eduards Weib werde ich nie!" erklärt sie Charlotten. „Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen und niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen." Und da sie auf ihrer Flucht von dem Schauplatz der Versuchung doch von Eduard unterwegs überrascht und wieder zurückgeführt wird, sucht sie in absonderlicher Weise den Tod durch Enthaltung von Trank und Speise. Sie führt den fürchterlichen Entschluß durch; auch das Gelübde des Schweigens gegen Eduard, das sie sich auferlegt, hält sie bis zum Augenblick des Todes, in dem sie es nur bricht, um ihn anzuflehen: „Versprich mir zu leben!" Aber er vermag es nicht, der Zug zu ihr ist zu gewaltig. In Gram und Schmerz siecht er dahin — bald umschließt beide dasselbe Grabgewölbe, in welchem nach Charlottens Willen niemand weiter beigesetzt werden soll.

Daß die „Wahlverwandtschaften" auch zu Goethes Selbstbekenntnissen gehören, hat er selbst erklärt; „es ist kein Strich darin, den ich nicht selbst erlebt habe," äußerte er zu Eckermann, „freilich auch keiner so, wie er erlebt worden." Bisher hat man in seiner angeblichen späten Neigung zu Minna Herzlieb (vgl. S. 117) den Hauptschlüssel zu der inneren Entstehungsgeschichte dieses Romans zu finden versucht, Herman Grimm dagegen weist überzeugend nach, daß Goethe vor allem sein anfängliches Verhältnis zu Frau von Stein in der Dichtung habe widerspiegeln wollen. Die vorgeführten Eheleute waren, wie Herr von Stein und seine Frau, halb aus äußerlichen Ursachen zusammengekommen, ihnen aber läßt der Dichter durch Ottilie das widerfahren, was Stein und seiner Frau durch ihn selbst einst widerfahren war. Herman Grimm sagt darüber noch weiter: „Schuldig war Ottilie nur, weil sie den Gedanken, eine Ehefrau aus dem Herzen ihres Mannes zu verdrängen, in sich aufkommen ließ. Und darin erkannte Goethe nachträglich seine Schuld: daß er in einer Stellung jahrelang verharrte, welche eine Sünde gegen die geheiligten Ordnungen war, auf deren Bewahrung die Menschheit gegründet ist." Das hindert natürlich nicht anzunehmen, daß Goethe von Minna Herzlieb die Hauptzüge zu seiner Ottilie entnommen hat, in die er dann noch andere wie einst in Werthers Lotte (vgl. S. 21) hineinwob, so daß das Original zuletzt nicht mehr zu erkennen ist. In Ottiliens ganzer Erscheinung aber fehlt die Frische und Jugendlichkeit, die an Werthers Lotte so entzückt, und ihre schließliche Erhebung zu einer Heiligen im Sinne der katholisierenden Romantik ist sowohl sittlich wie ästhetisch abstoßend.

Ottiliens Urbild.

Die „Wahlverwandtschaften" haben stets ebenso rückhaltslose Bewunderung wie scharfen Widerspruch gefunden. Manchen galten und gelten sie als das unerreichte Muster einer modernen Novelle; andere nennen den Stil manieriert, ja

Charakter der Wahlverwandtschaften.

greisenhaft, und stehen nicht an, sie langweilig zu nennen. Ebenso ist der Inhalt als unmoralisch, als eine Rechtfertigung des Ehebruchs angefochten worden. Goethe selbst machte dagegen geltend: das, was der Roman wolle, sei ja deutlich, er bilde nur eine Illustration des Wortes Christi: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen." Freilich absolviert er selbst die Sünder, indem er zum Schluß Ottilie zur Heiligen erklärt, Eduard selig spricht und beiden ein schönes Wiedererwachen im Jenseits prophezeit. Dennoch täte man unrecht, diesen Roman seines Alters als unsittlich zu verdammen. Er stellt, wie Vilmar sagt, eine wahre Krankheitsgeschichte des inwendigen Menschen dar; er zeigt das Gift, enthüllt schonungslos dessen tödliche Wirkungen, aber läßt es nicht in uns überströmen." Vor allem aber ist er ein künstlerisch vollendetes Abbild der Zeit, ein treues Kulturbild und deshalb schon von bleibendem Werte.

Abb. 72. Minna Herzlieb, das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften", in ihrem 20. Lebensjahre. Nach dem Ölgemälde von Luise Seidler, im Besitz ihrer Nichte Frau Sundelin, geb. Schiller, in Berlin.
Unterschrift eines Blattes von Minnas Hand, aus dem Stammbuche der Nichte vom 14. 12. 1836.

Neben diesem großen Romane ging während der Kriegsjahre die Arbeit am „Faust", dessen erster Teil abgeschlossen schon 1808 im Druck erschien, und an „Wilhelm Meisters Wanderjahren" stetig fort. Auf beides komme ich später eingehend zurück. Vor allem fällt in diese Zeit Goethes berühmte Selbstbiographie, deren erster Teil 1811 unter dem Titel: „Aus meinem Leben **Dichtung und Wahrheit**" erschien, welchem dann noch drei andere Teile folgten, die sein Leben bis zu seinem 26. Jahre

Dichtung und Wahrheit.

fortführen und eine nur mangelhafte Ergänzung in der „Italienischen Reise", der „Schweizerreise", der „Campagne in Frankreich", der „Belagerung von Mainz", in den „Tag- und Jahresheften (Annalen)", eine bessere aber in seinem Briefwechsel finden.

„Dichtung und Wahrheit", wie diese klassische Lebensgeschichte später hieß, ging aus dem ernsten Bestreben hervor, „das eigentliche Grundwahre möglichst darzustellen, das, insofern er es einsah, in seinem Leben obgewaltet hatte." Der von Goethe gewählte Titel weist darauf hin, daß keine absolut treue historische Urkunde vorliegt: wie in seiner Lebensskizze hie und da angedeutet, sind die Tatsachen oft untereinander verschoben, „um sie seinen künstlerischen Zwecken dienstbar zu machen"; manches Ungenaue in betreff der Begebenheiten und Personen hat sich eingeschlichen, und dennoch bietet das Ganze ein wahrheitsgetreues Bild des Mannes wie der Zeit, in der er lebte.

Aristeia.

In erfreulicher Weise sind die bisher bekannten Teile dieser Lebensgeschichte neuerdings durch einen im Goethearchiv gemachten Fund ergänzt worden, der im August 1891 in dem letzten Bande von „Dichtung und Wahrheit" der Weimarer „Sophienausgabe" zum Abdruck gekommen ist. Bevor Goethe an die Niederschrift seiner Bekenntnisse ging, hatte er nämlich Bettinens Beihilfe dazu erbeten. „Meine gute Mutter ist abgeschieden," schreibt er ihr am 25. Oktober 1810, „und so manche andere, die mir das Vergangene wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der teuren Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen und trägst und hegst alles im frischen lebenden Gedächtnis, setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht. Du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden." Was ihm Bettina infolge dieser Bitte sandte, waren nach seiner eignen Bezeichnung, „wundersame Auszüge nach einer Hauschronik, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt, im liebenden Herzen verwahrt und endlich in Schriften niedergelegt wurden." Diese Blätter hatte er selbst überschrieben: „Aristeia der Mutter," die zeigen sollte, „wie die Mutter einst sich herrlich hervorgetan hat unter den Frauen." Diese „Aristeia" (Tugendpreis), deren Einzelheiten Heinemann in seinem schönen Buche über Goethes Mutter geschickt verwertet hat, sollte nach Goethes Absicht im 18. Buche von „Dichtung und Wahrheit" eingefügt werden, doch hatte er es den Herausgebern überlassen, „ob diese Blätter eingeschaltet bleiben können, oder ob solche zu entfernen rätlicher sei". Die nun endlich ans Tageslicht gezogene Aufzeichnung, durch welche das Lebensbild Frau Ajas seine Abrundung erhält, ist auch für die Beurteilung Bettinens von Wichtigkeit. Wie Heinemann bemerkt, wird eine ganze Reihe bisher vielfach auf ihre Wahrheit hin angezweifelter Nachrichten Bettinens von Goethe selbst bestätigt.

Kleinere Dichtungen.

Der hochbetagte Dichter, der mit Jugendfrische die Jugend seines Lebens erzählte, zeigte sich auch sonst ungewöhnlich rüstig, schaffenslustig, ja fröhlich gestimmt. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten kannte er keine Rast, und mehrere seiner schönsten kleinen Dichtungen stammen aus dieser Zeit, z. B. die Kantate „Johanna Sebus" (von Zelter komponiert), in der die kindlich treue, todesmutige Liebe einer braven Tochter in wachsender Sturm- und Wassersnot ergreifend dargestellt wird. Auch einige Romanzen, „Der Totentanz", „Der getreue Eckart", „Die wandelnde Glocke", wurden damals gedichtet; dazu kamen Volks- und Gesellschaftslieder; unter den ersteren das sicilianische und das Schweizer Lied, unter den letzteren „Ergo bibamus" u. a.

Der vorherrschende Ton seines Lebens und seiner Dichtung war nunmehr der einer wachsenden Beschaulichkeit und Einkehr in sich selbst. Jedes patriotische Herz wird aber des großen Dichters kühl abwehrende Haltung gegen die Erhebung

unseres Volkes in den Freiheitskriegen schmerzlich berühren; und das Huldigungsgedicht, welches er im Juli 1812 in Karlsbad der Kaiserin von Frankreich widmete, ist kaum mehr zu bedauern als das akademisch vornehme, begeisterungslose Festspiel: „Des Epimenides Erwachen", das am 30. März 1815 in Berlin zur Feier der Rückkehr des Königs aufgeführt wurde.

Epimenides Erwachen.

Das Festspiel knüpft an den Mythus von dem zur Zeit der Sieben Weisen lebenden Priester und Seher Epimenides von Kreta an, der einst in der Diktäischen Höhle bei Knossos entschlummert und erst nach fünfzig Jahren wieder aufgewacht sein soll. Während er schläft, geht das Reich durch Ränke zu Grunde; das benützt ein Tyrann, nachdem er alles unterdrückt, um auch die Genien des Glaubens und der Liebe durch Schmeichelei in Fesseln zu schlagen — die Hoffnung aber hält die Gebeugten durch ihre Tröstungen aufrecht. Da erwacht Epimenides, und die Völker brechen mit dem Rufe „Vorwärts" von Osten nach Westen auf, um den Despoten zu stürzen. Der Sieg wird errungen, die Deutschen empfangen ihr Lob und werden zur Einigkeit ermahnt:

„Zusammen haltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich!"

Dieses seltsame Festspiel wird weniger befremdlich erscheinen, wenn man erfährt, daß Goethe in den Jahren, wo sein Volk den großen Kampf um seine Freiheit, ja um sein nationales Fortbestehen ausfocht, sich ganz und gar in die Welt des Orients versenkt hatte. Im Jahre 1813 lernte er den persischen Dichter Hafis in der Übersetzung von Hammer-Purgstall kennen und wurde dadurch mächtig angeregt, in das Wesen der morgenländischen Dichtung tiefer einzudringen. Das war der Anlaß zu der unter dem Titel **„Westöstlicher Divan"** bekannten Sammlung von orientalisierenden Gedichten, die zum größten Teil in den Jahren 1814 und 1815 entstanden, aber erst später veröffentlicht wurden.

Hafis.

Westöstlicher Divan.

Unter „Divan" versteht man im Arabischen eine Sammlung von Poesien, eine Art Anthologie. Dieser Titel aber ist ebenso wie das in dem ganzen Liederbuche angebrachte orientalische Beiwerk nur eine Maske, unter welcher Goethe die nach Form und Inhalt durchaus deutschen Gedichte in die Welt treten ließ. „Alles was fremdartig darin erscheint," sagt Goedeke, „ist nur leicht angeeigneter Schmuck, unvollkommenes Kostüm." So versteckt sich die Nachtigall unter der orientalischen „Bulbul", die Rose unter dem unschönen „Gül", der Katzenjammer unter dem nicht gerade poetischeren „Bidamagbuden". Napoleon erscheint als „Timur" — Goethe selbst, besonders kenntlich, als „Hatem":

Du bescheinst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Marianne Suleika.

Hatems Geliebte **Suleika** war Marianne von Willemer, geb. Jung (geb. den 20. November 1784 zu Linz, 1814 vermählt mit dem Geh. Rat Joh. Jak. von Willemer, † 6. Dezember 1860 in Frankfurt), die Goethe bald nach ihrer Verheiratung — bei Gelegenheit der ersten Jubelfeier der Leipziger Schlacht — in seiner Vaterstadt Frankfurt kennen lernte. Die 30jährige Frau machte auf den 65jährigen Dichter einen tiefen Eindruck; im Sommer des folgenden Jahres verweilte er längere Zeit in der Willemerschen Familie, dann verbrachten sie gemeinsam einige Tage in Heidelberg. Nach diesem Zusammensein sahen sich Goethe und Marianne niemals wieder, aber bis an sein Lebensende blieben sie seitdem in dauernder und inniger Freundschaft verbunden: ein von dem Gemahle Mariannes gekanntes und gebilligtes Verhältnis, in das sich nur vorübergehend ein tieferes leidenschaftliches Gefühl mischte und das in einem herzlichen Briefwechsel einen be-

redten Ausdruck fand. Aus diesem nach Mariannes Tode von Theod. Creizenach herausgegebenen Briefwechsel geht nun unwiderleglich hervor, daß nicht nur einige der schönsten Lieder des „Westöstlichen Divan", sondern gerade die allerschönsten, gefeiertsten und bekanntesten unter denselben garnicht von Goethe, sondern von Marianne gedichtet sind, so z. B. das durch mehrere ausgezeichnete Kompositionen vielverbreitete „Lied an den Westwind":

Abb. 73. Marianne von Willemer. (Goethes Suleika.) Radiert von Doris Raab nach einem Miniaturbilde von 1819. Unterschrift eines Briefes Mariannes an Maxe von Weißenthurm vom 1. November 1850. (Schlußworte italienisch: „la tua amorosissima Nenna M. Willemer.") Nach dem Original im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide;
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide 2c.,

ebenso das „Lied an den Ostwind":

Was bedeutet die Begegnung?
Bringt der Ost mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde 2c.

und mehrere andere.

Außer den Liebes- und Trinkliedern enthält die Sammlung eine Reihe von Sinnsprüchen, in denen Goethe die Naturreligion der Perser verherrlicht und zugleich seinen eigenen pantheistischen Anschauungen einen dichterischen Ausdruck gibt.

In dem von Goethe hier angeschlagenen Ton dichteten Platen, Rückert, Bodenstedt weiter und führten dadurch die orientalischen Formen in unsere Poesie ein.

Goethes Frau †.

Bald nachdem Goethe die Heldin seines „Divan" kennen gelernt hatte, starb am 6. Juni 1816 seine „kleine Frau", die nahezu dreißig Jahre mit ihm verbunden gewesen war und die er aufrichtig geliebt hatte. Es traf ihn schwerer, als die Welt glauben mochte. Seinem Schmerz gab er einen tiefbewegten Ausdruck in den Versen:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen.
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren — Verlust zu beweinen.

Das entspricht durchaus den Worten, mit welchen er einst seine Frau der Elisa v. d. Recke vorstellte: „Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe." (Goethejahrbuch 1892 S. 143.)

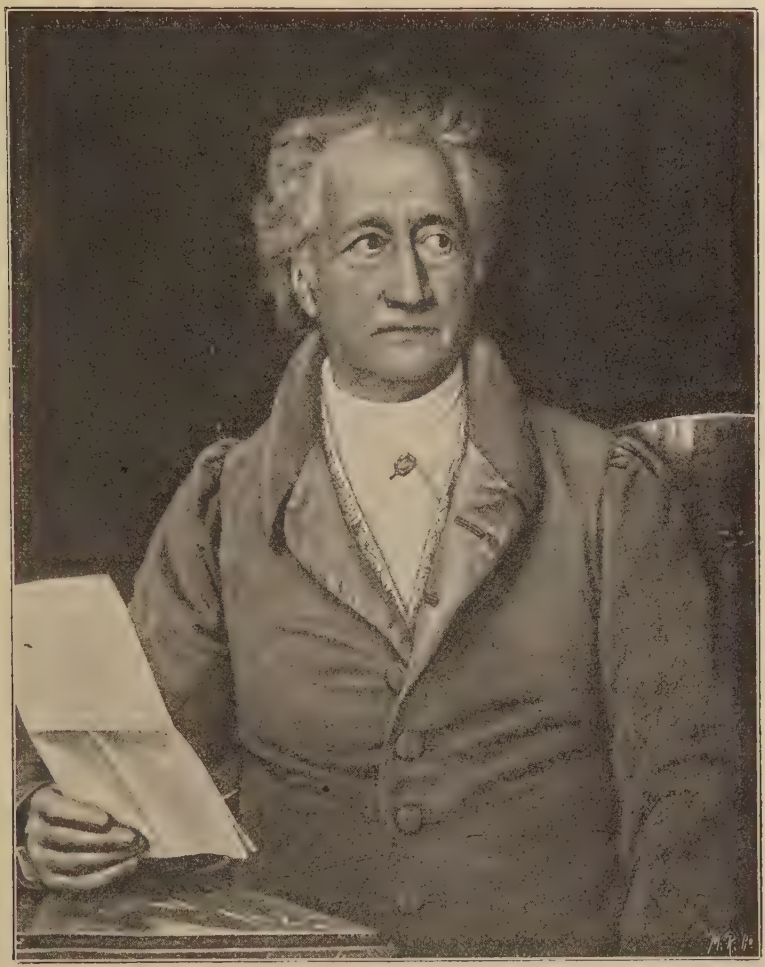


Abb. 74. Goethe im 79. Lebensjahre.
Im Juni 1828 nach dem Leben gemalt von Josef Stieler im Auftrage König Ludwigs I. von Bayern. Verkleinert nach einer Originalphotographie des Originalgemäldes in der Pinakothek zu München.

Durch die Heirat seines einzig überlebenden ältesten Sohnes, des von Frau Aja so treu geliebten August (geb. 25. Dezbr. 1790), mit Ottilie von Pogwisch kam 1817 in sein einsames Hauswesen wieder mehr Leben; und als auch der Sohn am 28. Oktober 1830 in Rom starb, wo er auf dem protestantischen Gottesacker neben der Pyramide des Cestius seine Ruhestätte fand, tröstete ihn die liebevolle Schwiegertochter, und die Enkel erheiterten seinen Lebensabend. Goethes Sohn †.

Im Jahre 1817 legte Goethe die Leitung des Hoftheaters nieder. Seine langjährigen Verdienste um dasselbe hat Julius Wahle zum hundertjährigen Jubiläum (1881) in einer Veröffentlichung der Goethegesellschaft (IV. Band. 1892): „Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung" auf Grund des alten Theaterarchivs Hoftheater.

quellenmäßig dargelegt. Es geht daraus hervor, wie Goethe seit Jahren bereits der Theatergeschäfte überdrüssig war, da allerhand Intriguen und sich daraus ergebende Meinungsverschiedenheiten mit Karl August seine Tätigkeit hemmten und seine Anschauungen nicht zur Geltung kommen ließen. Schon am 7. November 1808 schrieb er an seine Frau, die — charakteristisch genug — auch in diesen Stücken seine Beraterin gewesen zu sein scheint: „Beim Theater sind Dinge vorgekommen, die viel gelinder abgegangen wären, wenn Du da gewesen wärest. Doch hoffe ich die Sache noch so zu halten, daß der Riß wieder zu heilen ist. In die Länge geht's freilich nicht; doch will ich, so lange ich noch einen Zug tun kann, mich nicht ungeschickterweise gefangen geben." Und wirklich kam es erst neun Jahre später zum entschiedenen Bruch. Wiederholt hat Goethe um Enthebung von den Theatergeschäften gebeten, so noch am Geburtstage der Großfürstin, am 1. Februar 1817, weil gegen seinen Willen Kotzebues „Schutzgeist" als Feststück angesetzt worden war. Aber seinem Wunsche war immer nicht entsprochen worden. Da kam ein herumziehender Schauspieler Karsten nach Weimar, der seinen gelehrigen Pudel abgerichtet hatte, in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodrama „Der Hund des Aubry de Mont-Didier", eine Hauptrolle zu spielen, indem er den Mörder seines Herrn entdeckte und festhielt. Dem Wunsche Karl Augusts, Karsten und seinen Hund zu einem Gastspiel einzuladen, kam Goethe nicht nach, und als es hinter seinem Rücken doch geschah, bat der Dichter schriftlich um die Erlaubnis, der Aufführung nicht beiwohnen und sich als beurlaubt ansehen zu dürfen. Darauf reiste er nach Jena, um dort den Neubau der Bibliothek zu überwachen. Während seiner Abwesenheit fand am 12. April die Hundevorstellung statt, und tags darauf erhielt Goethe in einem offiziellen Schreiben Karl Augusts den erbetenen Abschied. In demselben hieß es: „Die mir zugekommenen Äußerungen haben mich überzeugt, daß der Herr Geheimerat und Staatsminister von denen Geschäften der Hoftheaterintendanz dispensiert zu werden wünscht, zugleich aber seine Einwirkung durch Rat und Tat der fortdauernden Hoftheaterintendanz in Hinsicht des artistischen Faches nicht versagen wird, wenn er, wie dies häufig der Fall sein könnte, darum begrüßt werden wird . . . . 2c."

Der Hund des Aubry.

Goethe betrat seitdem nie wieder das Theater. Sein Verhältnis zum Großherzog blieb aber unverändert freundlich. Gleichzeitig mit dem offiziellen Schreiben hatte er ein vertrauliches von seinem fürstlichen Freunde erhalten, in welchem es zum Schlusse hieß: „Ich komme gern Deinem Wunsch entgegen, dankend für das viele Gute, was du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite derselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren werde."

Jubiläum.

Das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs (wie er seit 1816 tituliert wurde) am 3. September 1825 wie das Dienstjubiläum Goethes am 7. November desselben Jahres wurde von beiden Freunden in der herzlichsten Weise gefeiert.

Charakteristisch für den Verkehr der beiden langjährigen Freunde ist noch u. a. folgender Zug. Am 28. August 1827 kam Karl August mit dem König Ludwig von Bayern in Goethes Studierzimmer, um ihn zum Geburtstage zu beglückwünschen. Der enthusiastische Bayernfürst war eigens nach Weimar gekommen, um dem Dichtergreise das Großkreuz der bayrischen Krone persönlich zu überreichen. Als nun, weil nach strenger Etikette ein Untertan eine solche Auszeichnung nicht ohne seines Fürsten Genehmigung tragen darf, der immer förmlicher werdende Goethe sich zum Großherzog mit den Worten wandte: „Wenn mein gnädiger Fürst es gestattet," antwortete Karl August lachend: „Aber alter Kerl! mache doch kein dummes Zeug!"

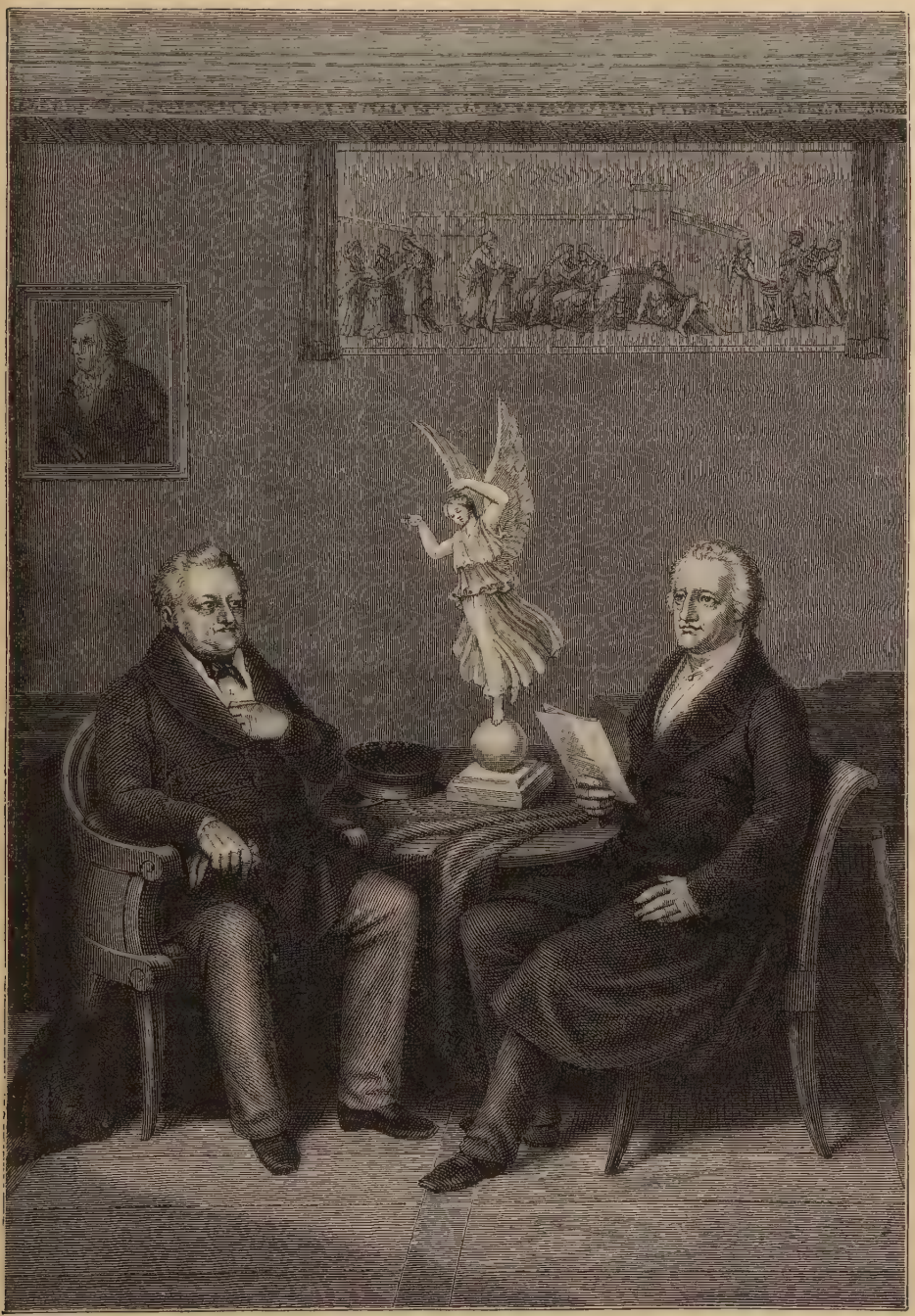


Abb. 75. Karl August bei Goethe. Gezeichnet und gestochen von Schwerdgeburth in Weimar.

Karl August †. Charlotte v. Stein †.

Ein Jahr danach, am 14. Juni 1828, starb Karl August auf einer Reise. Goethes alte Freundin, Frau von Stein, war schon am 6. Januar 1827, 85 Jahre alt, gestorben. Vor ihrem Tode hatte sie den Wunsch ausgesprochen, daß man ihre Leiche nicht bei Goethes Hause vorbei tragen solle, weil es ihn angreifen könne. Seit den neunziger Jahren hatte sich zwischen den lange Getrennten wieder ein freundliches Verhältnis angebahnt, zu dem Schiller und seine Frau wahrscheinlich am meisten beigetragen haben. Es war im Jahre 1796, als Goethe eines Morgens, den kleinen August an der Hand, durch den Park denselben Weg einschlug, den er einst so oft nach dem Steinschen Hause gewandert war. Frau von Stein saß unter den Orangenbäumen vor ihrem Hause. Dort sprachen sie nun miteinander wie in alten Zeiten, und nachher schrieb sie nieder, sie könne nicht mehr begreifen, wie es möglich gewesen sei, daß sie ihn so lange verkannt habe." —

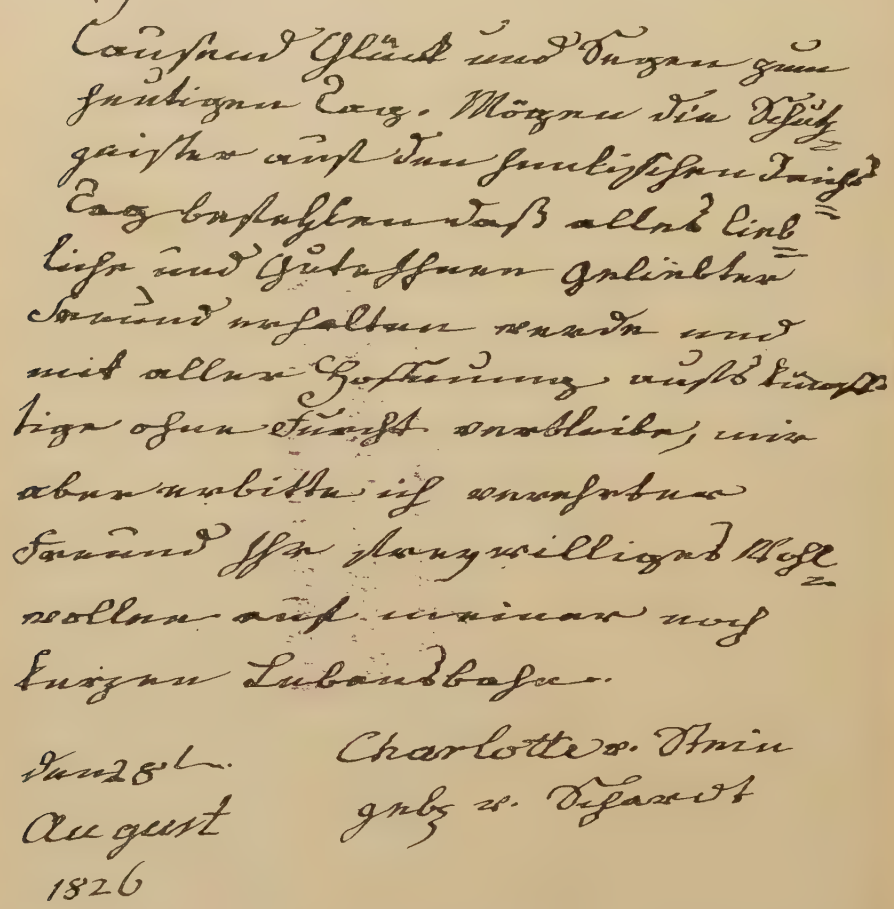


Abb. 76. Charlotte von Steins letztes Glückwunschschreiben zu Goethes Geburtstag am 28. August 1826. Original im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar.

Du hast gut ~~lehren~~ reden! Dacht ich,
Gab dir ein Gott die Gunst des
Und jeder fühlt an deiner holde
Sich Augenblicks ~~als~~ den Günstlin
Mich schreckt der Winck von Dir
Was hilft es mir so hohe Weis

Nun bin ich fern! der jetzigen
Was ziemt denn der? Ich wüsst
Sie bietet mir zum Schoenen ma
Das ~~lastig~~ lastet nur ~~wird~~, ich muss mich ih
~~Es zieht mich ab~~ Mich treibt umher ein unbezwingl
Da ~~bleibt~~ treibt kein Rath als graenze

So quellt denn fort und fliess
Doch nie gelängs die innre Glu
Da rasst's und reisst in meiner B
Wo Tod und Leben grausend sich
Wohl gab es ~~am~~ Kräute ~~des~~ Körpe
Allein dem Geist fehlt's am Ent

Fehlts am Begriff: wie sollt
~~Und~~ Er wiederholt Ihr Bild zu tau
Das zaudert bald, bald wird es
Undeutlich jetzt und jetzt im rei
Wie könnte dies ~~zum~~ ~~Schwachste~~ geringstem

Die Ebb und Flut, das gehen m

Verlasst mich hier, getreue Wegg
Lasst mich allein am Fels, in Mo
Nur immer zu! euch ist die Wel
Die Erde weit, der Himmel hehr
Betrachtet, forscht, die Einze
Naturgeheimniss werde nachge

Mir ist das All, ich bin mir
Der ich noch erst den Göttern
Sie prüften mich, ~~sie sandten~~ verliehen mi
So reich an Gütern, reicher an
Sie drängten mich zum G. gabe
Sie trennen mich und richten m

Die Schlussverse der „Marienbader Elegie“ von Go
Nach der eigenhändigen Niederschrift des Dichters im Kestner-Museum

Verlag von Velhagen & Klasing.

Seitdem kamen sie sich wieder näher, und als das neue Jahrhundert anbrach, verkehrten sie ganz wie früher miteinander, wechselten freundliche Briefe und tauschten ihre Gedanken über sein dichterisches Schaffen aus. Wenige Monate vor ihrem Tode sandte sie ihm zu seinem Geburtstage das auf Seite 128 abgedruckte Briefchen.

Vorübergehend hatte der Greis gehofft, seine Einsamkeit durch einen zweiten Ehebund verscheucht zu sehen. In seinem 73. Jahre hatte er in Marienbad **Ulrike von Levezow** kennen gelernt (Abb. 77). Am 4. Febr. 1804 zu Leipzig geboren lebte diese mit ihrer verwitweten Mutter und ihren Schwestern in demselben Hause, das der Dichter in Marienbad bewohnte. Schon damals machte die bezaubernde Anmut und Schönheit des achtzehnjährigen Mädchens einen tiefen Eindruck auf sein Herz. Derselbe wurde noch verstärkt, als er mit ihr im Jahre darauf wieder in dem böhmischen Badeort zusammentraf. Unter seinen Gedichten zeugt die „Marienbader Elegie“: „Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen, Von dieses Tages noch geschlossner Blüte?“ (Beilage Nr. 12) von seiner Liebe zu ihr, aber auch zugleich von seiner Entsagung. Die durch diesen „Spätling der Goethischen Liebespoesie“ gefeierte Ulrike ist unvermählt geblieben. Goethe, nachdem er sich, wie schon so oft, durch die Poesie von einer Leidenschaft befreit, scherzte über die Sache, als er nach Weimar zurückgekehrt war; „es ist eben ein Hang,“ bekannte er dem Kanzler Müller, „der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen; ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzuheftig liebt.“ (Vgl. Eckermanns Gespräche mit Goethe I, 70 ff.)

Ulrike von Levezow.

Abb. 77. Ulrike von Levezow.
Nach der im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. befindlichen Kopie eines Pastellgemäldes von 1822.

Bis an seinen Tod blieb der Altmeister tätig, „allzeit beschäftigt,“ wie er es nannte, „die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben waren“. Mit seinen literarischen Gehilfen Riemer und Eckermann arbeitete er seit 1821 an der Redaktion seiner Werke in der Ausgabe letzter Hand. In demselben Jahre erschien auch der erste Band von „**Wilhelm Meisters Wanderjahren**“; im Jahre 1829 wurde das Werk durch einen zweiten Band vollendet.

Meisters Wanderjahre.

Wie aus Eckermanns Mitteilungen erhellt, sind die „Wanderjahre“ nicht viel mehr als „bunt zusammengeraffte Manuskriptvorräte“. Eine Reihe kleinerer Novellen, mit denen Goethe in den schweren Zeitläuften sich zu unterhalten suchte, wie „die Flucht nach Ägypten“ und „St. Joseph II.“, „die pilgernde Törin“, „die neue Melusine“ 2c. bilden den eigentlichen Kern des Buches, das die in den „Lehrjahren“ enthaltenen Ideen weiter ausführen und „die Einwirkung des vielgestaltigen Lebens auf die Entwicklung der Individualität eines begabten Menschen zur Anschauung bringen“ will. In geschraubtem „Geheimratsstil“ und oft nachlässig gebauten Sätzen werden zwischen diesen meist gewaltsam eingefügten Stücken Wilhelm Meisters Erlebnisse berichtet und darin Goethes Ideen über Staat, Gesellschaft, Familie, Erziehung und noch unzählige andere Dinge entwickelt, aber nicht durch Tat und Handlung, sondern fast ausschließlich in Briefen und Tagebüchern.

Goethes Alter.

Bis in die allerletzten Tage seines Greisenalters blieb Goethe in vielseitiger und rastloser Geistesregsamkeit und Arbeit. Im 83. Jahre vollendete er das großartigste und schönste Werk seines Lebens, den „Faust“. Man kann diese gewaltige Dichtung wohl sein Lebenswerk nennen. Schon im elterlichen Hause zu Frankfurt dämmerte der Gedanke daran in seiner jungen Seele, als er dort seine mystisch-chemischen Studien trieb und das Volksbuch von Dr. Faust (I, 236 f.), später ein Puppenspiel, das denselben Gegenstand behandelte, auf der Messe kennen lernte. Um 1772 lag die Konzeption seines „Faust“, wie er selbst erzählt, „bei ihm jugendlich von vornherein klar, die ganze Reihenfolge weniger ausführlich, vor“. Er hatte damals seine Studienzeit abgeschlossen und war eben in Straßburg Doktor geworden. Von da an ließ er „die Absicht immer sachte neben sich hergehen und arbeitete nur die ihm gerade interessantesten Stellen einzeln durch —“. Die Haupttätigkeit am ersten Teil des „Faust“ fällt wohl jedenfalls in die Jahre 1773—75. In einer von der bekannten Hofdame der Herzogin Amalia, dem berühmten Fräulein Luise von Göchhausen, gefertigten Abschrift des bisher verloren geglaubten Entwurfes des ersten Teiles erkannte Erich Schmidt, der sie 1887 im Besitz ihres Großneffen, des Majors v. Göchhausen in Dresden, entdeckte, den „Urfaust“, d. i. den Faust in seiner ursprünglichen Gestalt, in der ihn Goethe von Frankfurt am 7. November 1775 mit nach Weimar brachte und 1786 mit nach Italien nahm (in der „Italienischen Reise“ erwähnt als der „alte Codex“). „Wir sehen klar,“ sagt er in der Ausgabe, „worauf es dem jungen Goethe ankam. Er ließ seinen jugendlichen Titanismus ausströmen in Fausts großem Monolog und schickte diesem tönereichen Erguß zwei Kontraste nach: zwischen Faust und dem übermächtigen Erdgeist, zwischen Faust und dem kleinlichen Famulus. Damit schied er von der ersten Entwicklung und führte bloß noch ein paar lockere Episoden aus, bevor seine ganze Liebe die schon in Frankfurt ausgestaltete Gretchentragödie umfaßte.“

Urfaust.

Arbeit am Faust.

In den achtziger Jahren entstanden einige weitere abgeschlossene Stücke, so in Rom im Garten Borghese 1788 die Szene in der Hexenküche. 1790 erschien das Fertiggewordene im siebenten Band der „Schriften“ als Fragment gedruckt. Goethe verzweifelte aber daran, seinen großen Plan je zu vollenden. Auf Schillers Drängen nahm er ihn dann wieder auf; doch erst drei Jahre nach des Freundes Tode, 1808, kam der erste Teil vollendet heraus unter dem Titel: „Faust, eine Tragödie“. Seitdem blieb die Arbeit lange liegen, obgleich der erste Teil auch für Goethe nur ein Fragment war. Endlich im August 1824 wagte sich Goethe an die Bearbeitung des zweiten Teils, den er sieben Jahre später im August 1831 endlich vollendete. Als er den letzten Strich daran getan hatte, siegelte er sein Werk ein und bestimmte, daß es erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollte. So umfaßt dieses größte Werk unserer Literatur, seinem Werden nach, das ganze Leben seines Dichters vom Jünglings- bis zum Greisenalter; aber wie sehr

Abb. 78. Goethe im 83. Lebensjahre, im Januar 1832. Nach dem Leben gezeichnet und gestochen von C. A. Schwerdgeburth.

sich auch das Selbsterlebte darin abspiegelt, es ist doch zugleich das von jedem denkenden, forschenden, ringenden Menschen Erlebte; insbesondere ist es mit Recht „die Tragödie der neuen Zeit" genannt worden. Wie in Goethes Romanen die Bildung des Jahrhunderts, ihre Licht- und Schattenseiten, ihre Verirrungen und Laster episch zur Darstellung kommen, so wird im ersten Teil des „Faust" das Titanenringen um das ewig Unergründliche, das ohnmächtige Rütteln an den

Schranken, die der menschlichen Erkenntnis gesetzt sind, die Auflehnung gegen den kindlichen Christenglauben, das Suchen und Nichtfinden dramatisch dargestellt, während der zweite Teil eine Lösung der Konflikte anstrebt, freilich ohne sie zu erreichen.

Prolog zu Faust.

In dem voraufgeschickten Prolog „Zueignung" spricht der Dichter es aus, daß in dem folgenden Drama sich seine eigene Jugendentwicklung widerspiegele:

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungenen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf —

die Jugendgenossen aber sind nicht mehr —

Mein Leid*) ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang —

er sehnt sich nach dem „stillen, ernsten Geisterreich" — Rührung überkommt ihn bei dem Gedanken:

Was ich besitze, seh' ich wie im weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Abb. 79. Verkleinerte Nachbildung eines im März 1832 in „Fraser's Magazine" erschienenen Bildes Goethes, das Daniel Maclise auf Grund der Schreinerschen Lithographie des Stielerschen (Abb. 74) zugleich mit Benutzung einer rohen Skizze von Thackeray entworfen hatte. Das verbreitetste aller Goethe-Bildnisse in England. Nach einer Originalphotographie aus Zarnckes Sammlung von Goethebildnissen.

Vorspiele zu Faust.

Zwei Vorspiele dienen als Einleitung zu dem Drama. Das erste, humoristisch gehaltene „Vorspiel auf dem Theater" deutet an, wie wenig sein Stück den Bühnenbedürfnissen genügen dürfte, da zwischen ihnen und des Dichters Intentionen eine große Kluft sei. Der Theaterdirektor fordert den Theaterdichter auf, ein Stück herzustellen, welches den Strom der Zuschauer nach seiner Bude lenke — viel müsse darin geschehen, so daß die „Menge staunend gaffen kann":

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

Dem Dichter widersteht ein so handwerksmäßiges Arbeiten, er will nur zum Ausdruck bringen, „was in tiefer Brust ihm entsprungen", nur Echtes, das der Nach-

*) So heißt es auch im 14. Band der Weimarer Goethe-Ausgabe. „Mein Lied" findet sich erst im Drucke nach des Dichters Tode (1836).

welt unverloren bleibt. Die lustige Person sekundiert dem Theaterdirektor und mahnt den Dichter:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant."

Zuletzt wird der Theaterdirektor ungeduldig; er ruft:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Taten sehn!"

und mahnt den Dichter kurzweg:

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie!"

Prolog im Himmel.

Das zweite Vorspiel „Prolog im Himmel" ist zum Teil dem alttestamentlichen Buch Hiob nachgebildet. Neben den drei Erzengeln, die den Herrn anbeten, tritt Mephistopheles, der böse gefallene Geist, auf, ergeht sich in Spottreden über „den kleinen Gott der Welt", über die sich plagenden Menschen, insbesondere über den Doktor Faust, und ruft dem Herrn, der ihn „seinen Knecht" nennt, herausfordernd zu:

„Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubnis gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen."

Der Herr gesteht ihm das zu:

„So lang er auf der Erde lebt,
So lange sei dir's nicht verboten."

Faust I.

In dem ersten Teil der Tragödie erblicken wir Faust in seinem Studierzimmer. Er klagt, daß alle Wissenschaften, die er getrieben, ihm wohl Überlegenheit über die gewöhnlichen Köpfe, aber keine innere Befriedigung gewährt hätten — darum habe er sich der Magie ergeben, zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält und die Quellen des Lebens zu fassen. Voll Verlangen, höhere Offenbarungen zu empfangen, beschwört er den Erdgeist, der die elementare Welt darstellt, muß sich aber von dem in der Flamme erscheinenden sagen lassen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!"

Verzweiflungsvoll bricht er mit dem Ruf zusammen: „Ich Ebenbild der Gottheit! Und nicht einmal Dir!" — Die Fülle der Gesichte stört der trockene Schleicher, sein Famulus Wagner, das Bild des Durchschnittsgelehrten, der ihm mit allerhand langweiligen Fragen zusetzt; aber als er ihn endlich losgeworden, da ergreift ihn die Erfahrung, daß er den heraufbeschworenen Geist nicht habe halten können, mit erneutem Jammergefühl, und er kommt zu dem Entschluß, durch einen „Saft, der eilig trunken macht", seinem traurigen Leben ein Ende zu machen. Schon hat er die „kristallene reine Schale" an den Mund gesetzt, da vernimmt er vom nahen Dome Glockenklang und den Ostergesang der Engel: „Christ ist erstanden!" Obwohl ihm der Glaube an die Himmelsbotschaft fehlt, mahnt ihn der Klang doch an seine Jugend, in der „ein Gebet ihm brünstiger Genuß" war, und ruft ihn ins Leben zurück. Er läßt ab von seinem frevelhaften Vorhaben; gerührt ruft er:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Mit seinem Famulus mischt er sich darnach am Osternachmittag unter die fröhlich zum Tor hinausströmende Menge, und von dem Spaziergang heimgekehrt fühlt er aufs neue in der nächtlichen Stille die Sehnsucht „nach des Lebens Quelle", nach „Offenbarung", Die nirgends würd'ger und schöner brennt Als in dem neuen

Testament. Ihn drängt's, den Grundtext aufzuschlagen und „das heilige Original in sein geliebtes Deutsch zu übertragen". Aber der Pudel, der ihn auf dem Spaziergang umkreist und den er in sein Studierzimmer mitgebracht hatte, stört durch sein Heulen sein ernstes Streben. Unheimlich wächst das Tier; bald erscheint es ihm wie „ein Nilpferd mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß". Er beschwört es mit starken Zaubersprüchen, da entpuppt es sich als Mephistopheles, „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", der, wie ein fahrender Schüler gekleidet, Faust seine Dienste anbietet. Er verspricht ihm, daß er „losgebunden, frei, erfahre, was das Leben sei". Die Versuchung wirkt — auf des Teufels lockende Verheißungen hin wagt es Faust und gelobt ihm:

„Werd ich zum Augenblicke sagen,
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!"

In ungeheuerlicher Überhebung des Genies will Faust, „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem inneren Selbst genießen". Mephistopheles aber führt sein Opfer in die Welt „zum neuen Lebenslauf", indem er triumphiert: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, Des Menschen allerhöchste Kraft, Laß nur in Blend- und Zauberwerken Dich von dem Lügengeist bestärken, So hab' ich dich schon unbedingt". Allein weder das Zechgelage lustiger Gesellen in Auerbachs Keller in Leipzig, noch das „tolle Zauberwesen" in der Hexenküche vermögen ihn anzuziehen — da zeigt ihm Mephistopheles in einem Zauberspiegel das Bild eines schönen Weibes, bei dessen Anblick „sein Busen anfängt zu brennen", und verjüngt ihn. Es ist das Bild Gretchens, die er bald danach kennen lernt. — Die ganze Episode ist eine dichterische Buße für Friederike Brion. Gerade zur Zeit der Entstehung des Faust hatte der Dichter „den ihn peinigenden Vorwurf auf der Seele: ein argloses Geschöpf in eine Leidenschaft verlockt zu haben und dann treulos davon gegangen zu sein". — Das liebliche Mädchen, dessen reizend schnippisches und dabei vertrauensvolles Wesen Faust ebenso fesselt wie dieselben Eigenschaften Friederikes einst Goethe, weicht in ihrer unbegrenzten Hingabe an den geliebten Mann vom Wege der Unschuld. Und als sie einmal gefallen, erweist sich der alte Fluch der Sünde — sie erzeugt fortwährend neues Böses: Gretchen wird schuld am Tode ihrer Mutter, ihres Bruders, der sterbend sie verflucht. Jammernd liegt die Unglückliche zu Füßen des Marienbildes und fleht:

„Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!"

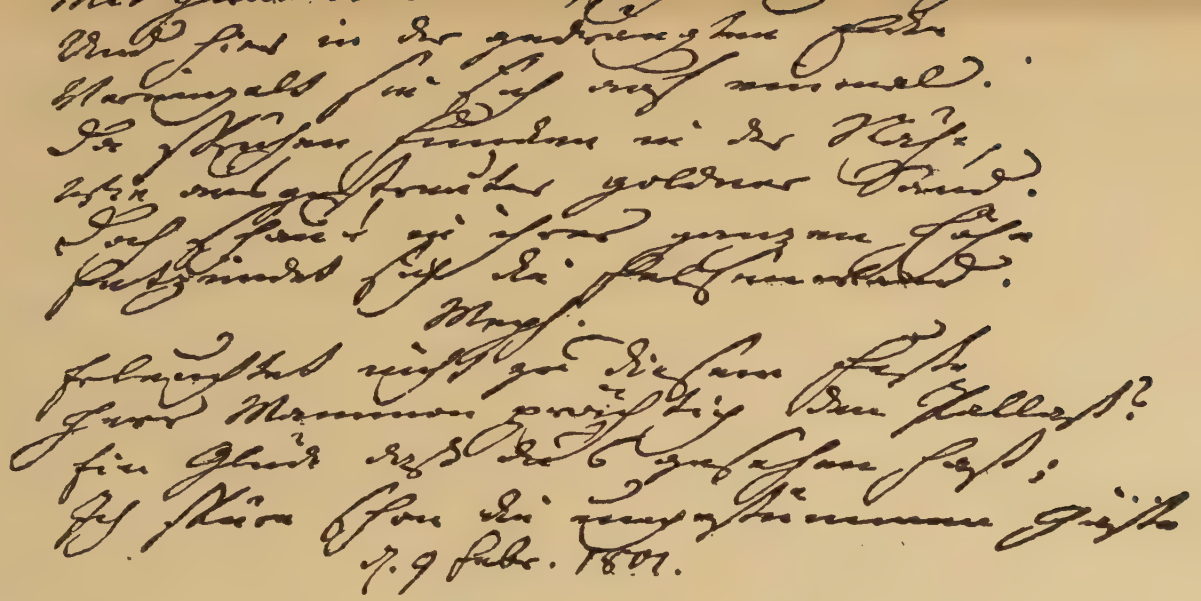
Aber es ist vergeblich. Im Dom klingen ihr die Orgeltöne wie des Gerichtes Posaunen, und der böse Geist treibt den Stachel ihres beladenen Gewissens noch tiefer ihr ins Herz. Auch ihr Verführer ist unglücklich. Mephistopheles sucht Fausts Gewissen durch eine Wanderung auf den Brocken in der Walpurgisnacht zu übertäuben; allein das wüste Treiben des Blocksberges kann die Qual seines Innern nicht hinwegnehmen. (Beil. 13.) Und nun kommt dazu die Kunde, daß Gretchen ihr Kind ermordet habe und im Kerker von des Wahnsinns Dunkel umnachtet schmachte, den Tod durch Henkershand erwartend. Faust ist außer sich; wild wütet er gegen Mephistopheles, der ihm das Gräßliche verheimlicht hat, und verlangt von ihm die Rettung der Eingekerkerten. Auf schwarzen Zauberpferden brausen sie dem fernen Gefängnis zu. Faust eilt hinein, seine Geliebte zu befreien, aber sie erkennt ihn nicht, sie versteht ihn nicht; als sie endlich des „Freundes Stimme" unterscheidet, kann sie sich doch nicht entschließen, mit ihm zu fliehen, und als vollends Mephistos widerliches Gesicht durch die Tür blickt, um zur Eile zu mahnen, übergibt sie sich lieber dem Gericht Gottes, als daß sie unter solchem Schutze flieht. „Dein bin ich, Vater! Rette mich!" fleht sie und findet Er-

Faust.

Hebe weiter meinen Fittich!
Hier ist es mit Mühe schwer,
Ist erst mit Hexenmeister Recht
Und ein Zauber Brennen gleich.

Faust.

Wie schön der nackte Leib glimmet durch die Gründe
Ein wunderlich trübe Feuer!
Und selbst durch die finstre Glieder
Der Abgrund erhellet wie Feuer.
Es streift mir Frucht, Lust, Leichen Gestalten,
Ein Lustig Gelüst und Freud und Schmerz,
Denn Gleichnis sie wie mir zerteilt finden,
Ein Gleichnis wie mir Quell Feuer.



Die dritte Seite aus
Goethes eigener Handschrift der Brockenscene im Faust
(„Walpurgisnacht. Harzgebirg. Gegend von Schierke und Elend").
Fragment im Besitz der k. Bibliothek zu Berlin. Geschenk Friedrich Wilhelms IV.
Genaue Nachbildung.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

hörung. Trotz Mephistos Hohnwort: „Sie ist gerichtet“ ruft die Stimme der Gnade aus der Höhe: „Ist gerettet.“ Faust dagegen wird weiter getrieben; er ist an Mephisto gebunden, der ihn mit den Worten „Her zu mir!“ mit sich fortreißt. Doch klingt es ihm noch liebevoll mahnend, warnend nach aus der Geliebten Munde: „Heinrich! Heinrich!“ — Damit schließt der erste Teil.

Im zweiten Teil herrscht die Allegorie, das Symbolische, das Lehrhafte vor. Faust II.
Goethe selbst gesteht, daß er da viel „hineingeheimnißt“ habe; bei der gewaltigen Gedankenfülle treten uns oft Abstrakta anstatt individueller Menschen von Fleisch und Blut wie im ersten Teil entgegen. — Faust, in der Natur zu neuem Leben erwacht, schlägt an der Hand des Mephistopheles neue Bahnen und Wege ein. Im ersten Akt erscheinen beide am Hofe des Kaisers, dessen Reich sich in elendem Zustande befindet, gerade in dem Augenblick, als die Staatsschuld bis ins Ungeheure gestiegen ist. Der Mummenschanz im kaiserlichen Palast wird aber trotzdem nicht ausgesetzt, weil Mephisto Hilfe in der Not zu schaffen weiß, indem er das Papiergeld erfindet, wodurch ein großer Reichtum ins Reich strömt. Zu hohen Ehren gekommen, müssen die beiden Genossen nun auch dem Kaiser dienen und ihn amüsieren. So hat Faust, auf Mephistos Macht bauend, dem Kaiser auf dessen Verlangen Helena und Paris zu zeigen versprochen. Mephisto hat über das Heidenvolk keine Gewalt, aber er ist Faust behilflich, zu den „Müttern“, d. h. den ewigen unwandelbaren Urbildern aller Dinge, niederzusteigen und die beiden Gestalten des klassischen Altertums herbeizuholen. Er führt sie dem Hofe vor Augen, und während die Zuschauer ihre faden Bemerkungen machen, wird Faust selbst von dem Ideal der Schönheit, das er in Helena gefunden, so hingerissen, daß er nach dem Schattenbilde greifen will. Da „gehen die Geister in Dunst auf“, Faust stürzt zu Boden, Mephisto nimmt ihn auf die Schulter und trägt ihn in sein ehemaliges Studierzimmer.

Im zweiten Akt wird, während Faust schläft, von Wagner der Homunculus geschaffen, d. h. wie Hettner es deutet: „das Verlangen des noch Ungestalteten nach Gestalt, das Seufzen des noch bloß Gedachten nach Dasein und Wirklichkeit“. Dadurch sollen das innere Leben Fausts und seine Entwickelung versinnbildlicht werden. Endlich erwacht er aus seiner Bewußtlosigkeit auf griechischem Boden in der „klassischen Walpurgisnacht“, in welcher die Kommentatoren „die allegorische Darstellung der Urgeschichte“ erkennen wollen. Als die ersten großen Erd- und Geschichtsrevolutionen zu festem, maßgebendem Abschluß gekommen, zerfließt leuchtend der Homunculus. Faust aber, dem Lärm und Glanz des Kaiserhofes entronnen, jagt weiter dem Ideal der Schönheit nach.

Dieses findet er im dritten Akt in Helena, die sich vor ihrem Gatten auf seine Burg rettet. Helena wird mit Faust vermählt, worunter verstanden ist, daß „das Hellenentum im deutschen Geist und Gemüt eine schützende, liebevolle, geschirmte Stätte findet“, oder eine „Verschmelzung der antiken mit der mittelalterlichen Poesie“. Aus diesem Bunde entsprießt ein Sohn Euphorion, in welchem Goethe dem englischen Dichter Byron als Träger des modernen Kunstgeistes ein Denkmal setzen wollte. In jugendlicher Rastlosigkeit vernichtet sich aber Euphorion selbst. Auch das griechische Ideal verschwindet wieder: Helena kehrt in das Schattenreich zurück und läßt Faust nur ihr Gewand, Kleid und Schleier, die schöne Form des Lebens, die „ihn über alles Gemeine rasch am Äther hinträgt“.

Nachdem Faust so nirgends Genüge gefunden, sehen wir ihn im vierten Akt bemüht, in eifriger Arbeit für das Gemeinwohl sich Befriedigung zu schaffen; „dieser Erdenkreis,“ meint er, „gewährt noch Raum zu großen Taten. —

Erstaunenswürdiges soll geraten,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.“

Er beginnt, „das herrische Meer vom Ufer auszuschließen", das so gewonnene Land fruchtbar zu machen, er hilft dem Kaiser eine Schlacht über seine Feinde gewinnen, er legt Kolonien an, sendet Handelsschiffe aus, kurz er macht sich in segensreicher Weise um Handel und Industrie verdient. Wie der dritte Akt eine „allegorisierende Naturgeschichte des Kunstlebens", so soll der vierte Akt eine „allegorisierende Naturgeschichte des Staatslebens" sein. Nach Heinrich v. Treitschkes Auslegung „weist der siegreiche Kampf des alten Faust mit dem Meere zugleich zurück auf König Friedrichs II. friedliche westpreußische Eroberungen und deutet vorwärts in die große Zukunft des arbeitsfrohen neuen Deutschlands, dem das freie Meer den Geist befreien soll."

Was Faust zu leisten erstrebt, das hat er im fünften Akt größtenteils vollbracht. Er hat ein sehr hohes Alter erreicht und wohnt in einem Palast. Aber doch ist er nicht völlig befriedigt — was ihm den Besitz beschränkt, ärgert ihn, darüber wird er ungerecht und grausam. Nun nahen vier graue Gestalten, der Mangel, die Schuld, die Sorge, die Not, der verschlossenen Palasttür, aber nur die Sorge vermag durchs Schlüsselloch hineinzuschlüpfen, sie haucht ihn an und läßt ihn erblinden. Im Abziehen sehen die Grauen von ferne den herannahenden Bruder, den Tod.

Doch noch ist Fausts Kraft ungebrochen. Er ruft seine Knechte zu neuer Arbeit, zur Trockenlegung eines Sumpfes am Gebirge, auf — das Klirren der Spaten ergötzt ihn, und er wähnt, es sei die Menge, die ihm front, aber es sind die Lemuren (abgeschiedene Seelen der Verstorbenen), die sein . . . Grab graben! In völliger Selbsttäuschung sieht er im Geiste das Erstrebte schon vollendet und viele Millionen, die

Nicht sicher zwar, doch tätig frei da wohnen,

ein großes Volk, von Gefahren rings umgeben, das Leben und Freiheit täglich erobern muß, aber beide dadurch verdient. Er ruft:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Es ist sein letztes Wort; kaum hat er es vollendet, so sinkt er zurück, die Lemuren heben ihn auf und legen ihn auf den Boden.

Mephistopheles ruft triumphierend: „Er fällt, es ist vollbracht."

Um jedoch seine Beute ja nicht einzubüßen, beruft er das höllische Heer und heißt es, sich der fliehenden Seele zu bemächtigen. Aber die Engel eilen herbei, streuen Rosen und verdrängen dadurch die Teufel. Selbst Mephistopheles kann ihnen auf die Länge nicht widerstehen:

„Die Wetterbuben, die ich hasse,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor!"

Er wird völlig berauscht, und als er wieder zu sich kommt, merkt er, daß die Himmlischen mit seiner Beute himmelwärts entflogen sind, daß sie „Faustens Unsterbliches" entführt haben.

„Mir ist ein großer, einz'ger Schatz entwendet!
Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
Die haben sie mir pfiffig weggepascht,"

jammert der arme Teufel.

Die Engel aber singen:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen!"

„In diesen Versen," sagte Goethe zu Eckermann (6. Juni 1831), „ist der Schlüssel zu Faustens Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende (?) göttliche Gnade."

Geheimnisvoll vieldeutig schließt das Ganze mit dem Chorus mysticus:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es getan:
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Ausdeutung des Faust.

An dem Sinne des Faust, besonders des zweiten Teiles, ist von zahllosen Kommentatoren herumgedeutet worden, und dennoch wird schwerlich je alles gefunden werden, was der Dichter unter den dunklen Rätseln hat verbergen wollen. Goethe selbst hat sich über die Faustdeuter aufgehalten, wie er denn einmal zu Eckermann sagte: „Die Deutschen machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Da kommen sie und fragen, welche Ideen ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selbst wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Das wäre zur Not etwas, aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender guter Gedanke; aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im besonderen zu Grunde liegt."

Jahrzehntelang galt allein der erste Teil des „Faust" für aufführbar: am 3. und 4. Juli 1880 sind beide Teile (als „Mysterium in zwei Tagewerken") unter Otto Devrients Leitung zum erstenmal in Berlin (nach vorheriger Aufführung in Weimar im Mai 1876) würdig und erfolgreich in Szene gegangen und seitdem an anderen großen Bühnen in verschiedenen Bearbeitungen aufgeführt worden.

In völliger Rüstigkeit des Körpers und Heiterkeit des Geistes hatte Goethe den zweiten Teil des „Faust" vollendet. Der öffentlichen Feier seines 83. Geburtstages, zu welchem Frankfurter Verehrer ihm eine Kiste mit 83er Rüdesheimer übersandten, wünschte er sich aber doch zu entziehen. In einem Briefe an seinen Berliner Freund Zelter vom 4. September 1831 erzählt er, wie er sechs Tage, und zwar die heitersten des ganzen Sommers, in Ilmenau zugebracht habe. Er fährt dann fort: „Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder rekognoszierte ich die Inschrift vom 7. September 1780 (vgl. S. 38), des Liedes, das Du auf den Fittichen der Musik so lieblich in alle Welt getragen hast: ‚Über allen Gipfeln ist Ruh'." Erheitert und erfrischt kehrte er nach Weimar zurück und vollendete zu Ende 1831 noch den vierten Teil von „Dichtung und Wahrheit".

Wenige Monate darauf — am 22. März 1832 — wurde Goethe nach kurzer Erkrankung aus der Mitte der Lebenden abberufen. Seine letzten verständlichen Worte waren an den Diener gerichtet: „Mach doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme." Um halb zwölf Uhr mittags drückte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes in die linke Ecke des Lehnstuhls und schlummerte sanft ein, um nicht wieder zu erwachen.

Eckermann sah ihn auf dem Totenlager. Er erzählt davon: „Auf dem Rücken ausgestreckt ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhabenen edlen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz, und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen." So sah ihn auch der Maler Friedrich Preller (1804—1878) und zeichnete das im Tode noch lebende Haupt. (S. Beilage Nr. 14.) Am 26. März wurde der Sarg mit großem Trauergefolge nach der großherzoglichen Totenkapelle auf dem neuen Friedhof geführt und in der Fürstengruft neben dem Sarge Schillers beigesetzt.

Goethe-Gesellschaft.

Gar manches Denkmal ist dem größten deutschen Dichter in deutschen Städten aus Erz und Marmor errichtet worden. Seine Werke und sein Leben immer gründlicher kennen zu lernen ist eine große Schar von Forschern beflissen, die seit 1880 die Ergebnisse ihrer Studien in dem von Ludwig Geiger herausgegebenen „Goethe-Jahrbuch" niederlegen. Das beste Denkmal ist aber die auf Grund des ursprünglichen Wortlautes der im Goethe-Archiv befindlichen Handschriften veranstaltete authentische Ausgabe seiner Werke, welche auch nach der sehr verdienstlichen im Hempelschen Verlage zu Berlin 1869—79 erschienenen ein Bedürfnis geblieben, erst im Jahre 1887 hat zu erscheinen anfangen können. So lange sie lebten, hatten nämlich die beiden Enkel Goethes, Wolfgang und Walther, das Archiv seines Hauses der Benutzung der Forscher unerbittlich verschlossen gehalten. Als 1885 in Walther von Goethe der letzte Nachkomme des Dichters unter fremdem Dach in Leipzig starb, öffneten sich die Pforten seines Vaterhauses; denn in seinem Testament hatte er die Großherzogin Sophie von Sachsen († 1897) zur Erbin des gesamten Goetheschen Familienarchivs eingesetzt. Unter dem Protektorat des Großherzogs von Weimar und dem Vorsitz des Dr. von Simson wurde nun die „Deutsche Goethegesellschaft" gegründet. Die kritische Ausgabe der Werke wurde drei Gelehrten, G. v. Loeper († 1891), Wilh. Scherer († 1886) und Erich Schmidt, anvertraut, welche die Grundsätze aufstellten, nach denen verfahren werden sollte, und welche die erforderlichen Mitarbeiter dazu wählten. Erich Schmidt wurde zugleich zum Direktor des Goethe-Archivs (jetzt zu einem Goethe- und Schiller-Archiv erweitert) berufen, und als er, ein Jahr darauf, dem in der Blüte seines Mannesalters und Gelehrtenwirkens scheidenden Scherer auf dessen Lehrstuhl in Berlin folgte, trat an seine Stelle Bernhard Suphan, der rühmlichst bekannte Herausgeber der Werke Herders (I, 431). Die rasch fortschreitende „Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachsen", die sogen. „Sophienausgabe", richtiger „Weimarische Ausgabe", bildet übrigens nur ein Glied in einer Reihe anderer literarischer Unternehmungen, unter denen eine umfassende Goethe-Biographie den Hauptplatz einnehmen wird. Eine sehr wichtige Vorarbeit dafür hat Freiherr von Biedermann in seinem großen Werke „Goethes Gespräche" geliefert, die Gustav v. Loeper „die schönste Goethe-Biographie" nannte, „die existiere und sobald nicht würde übertroffen werden." Unter den neueren Goethebiographien ist die sinnigste die von Albert Bielschowsky, die ‚modernste' die von R. M. Meyer. Daneben sind die von Lewes, Schäfer, Förster, Viehoff, Herm.

Sophien-Ausgabe.

Goethe im Tode.

Am 23. März 1832, einen Tag nach Goethes Tode, von Friedrich Preller in Weimar gezeichnet. (Zu S. 138.)

Verlag von Velhagen & Klasing Bielefeld und Leipzig.

Grimm, Heinemann zu erwähnen. Goethes Briefe bilden die vierte Abteilung der „Sophienausgabe".

Ein großes Verdienst um die Goethekenntnis hat sich das 1859 gegründete Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. durch den Ankauf und die sorgfältige Wiederherstellung des Goethehauses wie durch die Anlage einer Goethebibliothek erworben. Sehr wertvoll sind die literarischen Ausstellungen, welche das Hochstift in den letzten Jahren veranstaltet hat. So im Jahre 1892 eine Werther-Ausstellung, welche in ziemlicher Vollständigkeit alles enthielt, was sich auf Goethes Werther, sein geschichtliches Vorbild 2c. bezog. 1893 versuchte darauf die Faust-Ausstellung, d. h. eine Ausstellung von Handschriften, Druck- und Tonwerken, wie Bildern zur Faustsage und Faustdichtung, „ein klar erkennbares Bild des tiefgehenden Einflusses zu geben, den die sagenumwobene, von der Dichtung verherrlichte Gestalt des Faust jahrhundertelang auf das geistige Leben unseres Volkes geübt hat". Der aus diesem Anlasse von dem Schriftführer des Hochstiftes Dr. O. Heuer verfaßte Katalog ist eine Arbeit von bleibendem bibliographischen Wert. Vortrefflich sind die beigefügten Tafeln, auf welchen seltene Titelblätter, Theaterzettel, Abbildungen 2c. zum erstenmale wiedergegeben sind, darunter auch das einzige urkundliche Zeugnis über Faust. Es ist dies eine unlängst entdeckte Eintragung in einem Bamberger Rechnungsbuche, wonach am 12. Februar 1520 dem Doktor Faustus für „ein nativitet oder Indicium" zehn Gulden zur Verehrung geschenkt wurden. Hochstift in Frankfurt.

---

5. Dramatische Dichter der Goethe- und Schillerzeit.

Goethes „Götz" hatte nicht nur zahlreiche Ritterromane (S. 65 f.), sondern auch viele Ritterschauspiele heraufbeschworen, ebenso wie anderseits Lessings „Emilia Galotti" und Schillers „Kabale und Liebe" das soziale bürgerliche Drama und die dramatisierten Familiengemälde in Aufnahme brachten. Diese meist in Prosa geschriebenen Stücke niederer Gattung sagten dem Geschmack des Durchschnittspublikums viel mehr zu als die klassischen Vorbilder, die sie nachzuahmen bestrebt waren. Die meisten Schaubühnen brachten bereitwillig dieses dramatische Mittelgut zur Aufführung, da es gewöhnlich mit großer Bühnenkenntnis und theatralischer Wirksamkeit abgefaßt war und am besten ihre Kassen füllte. Ritterdramen.

Das **Ritterdrama** wurde am erfolgreichsten vertreten durch Joseph August Graf von Törring (1753—1836) und Joseph Marius Babo (1756—1822). Das vaterländische Trauerspiel: „Agnes Bernauerin" (1780) des ersteren und das Ritterstück: „Otto von Wittelsbach" (1782) des zweiten waren beliebte Zugstücke dieser Gattung. — Aus dem bürgerlichen Trauerspiel, wie es durch Lessings „Sara Sampson" eingeführt war, wurde bald das **bürgerliche** und **Familienschauspiel**, das nach Goethes Urteil „den Wert des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemütlichen Anschauung brachte und das große Publikum entzückte." Nächst dem Freiherrn von Gemmingen (1755—1836), der durch sein Schauspiel: „Der deutsche Familiendrama.

Hausvater" der neuen Richtung Bahn brach, hat Schröder, von dem als Theaterleiter schon des öfteren (I, 383. II, 75) die Rede war, als Dichter das bürgerliche Drama gefördert.

Schröder. **Friedrich Ludwig Schröder**, am 3. November 1744 in Schwerin geboren, gilt als der größte Schauspieler Deutschlands. Als Bühnenleiter hat er erfolgreich an der sittlichen und gesellschaftlichen Hebung seines Standes gearbeitet, ausgezeichnete Schüler und Schülerinnen herangebildet, das Theater von Frankreichs Einfluß befreit und durch die geistesverwandten englischen Dramen, besonders Shakespeares, bereichert. Nach dem Tode seines Stiefvaters Ackermann übernahm er die Leitung der Hamburger Bühne (1771—1780), deren Glanzzeit er heraufführte, und zu der er auch nach längerer Unterbrechung durch Gastreisen 1786 zurückkehrte. Nachdem er 1798 die Direktion niedergelegt, unterbrach er seine ländliche Zurückgezogenheit 1811 und trat noch einmal ein Jahr lang als Direktor auf. Am 3. September 1816 starb er auf seinem Gute Rellingen bei Hamburg. — Schröder hat eine sehr große Reihe fremder Stücke (besonders englischer und spanischer) übersetzt oder nachgeahmt. Seine beste eigene Dichtung ist das Lustspiel: „Das Porträt der Mutter oder: Die Privatkomödie" (1786). Sein Leben und Wirken hat zuerst sein vertrauter Freund Professor F. L. W. Meyer beschrieben u. d. T. „Fr. L. Schröder. Beitrag zur Kunde des Menschen und Künstlers" (1819). Derselbe war ihm auch behilflich gewesen zu seiner letzten kurzen Direktortätigkeit neue Kräfte für das Hamburger Theater zu gewinnen, wie aus folgendem Schriftstück hervorgeht:

Abb. 80. Friedrich Ludwig Schröder.
Nach dem Stiche von K. M. Ernst.
Aus der Zarnckeschen Sammlung.

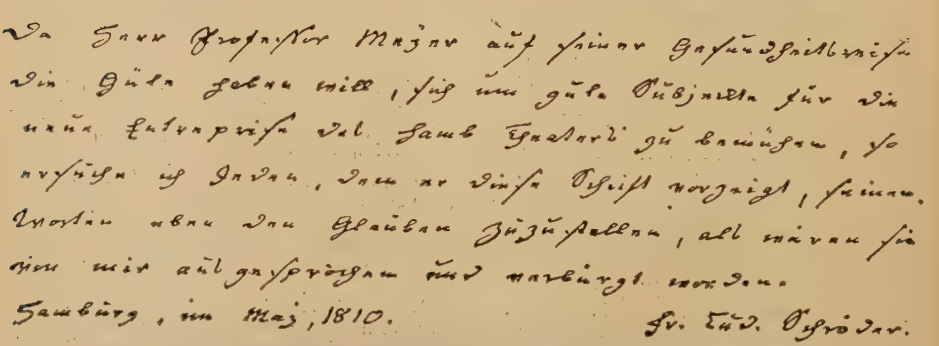


Abb. 81. Bevollmächtigung Schröders für seinen Freund Professor F. L. W. Meyer.
Nach der Originalhandschrift in der Stadtbibliothek zu Hamburg.

Ein anderer Vertreter des Familiendramas war **Iffland**, dessen Stücke zwei Menschenalter das Publikum anzogen und fesselten, ja von denen einzelne noch heute, etwas gekürzt und gut dargestellt, ihre Anziehungskraft nicht ganz verloren haben.

Iffland.

August Wilhelm Iffland, geboren am 19. April 1759 zu Hannover, fühlte von Jugend auf Lust zur Schauspielkunst und verließ, um ihr sein Leben zu widmen, heimlich das Elternhaus (1777), zeichnete sich bald auf der Bühne zu Gotha, wohin ihn der Ruf des berühmten Eckhof gelockt hatte, aus, ging dann nach Mannheim, wo er Schiller kennen lernte, sich die Gunst des Freiherrn von Dalberg und den Beifall des Publikums erwarb und auch für das Theater zu dichten begann. Nach manchen Wanderungen wurde er 1796 zum Direktor des königl. preuß. Nationaltheaters, später zum Generaldirektor der Königlichen Schauspiele zu Berlin ernannt und starb als solcher am 22. September 1814. — Durch Lessings „Sara Sampson" war er als Knabe einst zu Tränen gerührt und zu dem Wunsche angeregt worden, eines Tages etwas Ähnliches zu schaffen. In Mannheim bewegte ihn Schillers drittes Stück, dem er selbst den Namen „Kabale und Liebe" (S. 70 f.) gab, aufs tiefste. Ihm entnahm er häufig seine Motive.

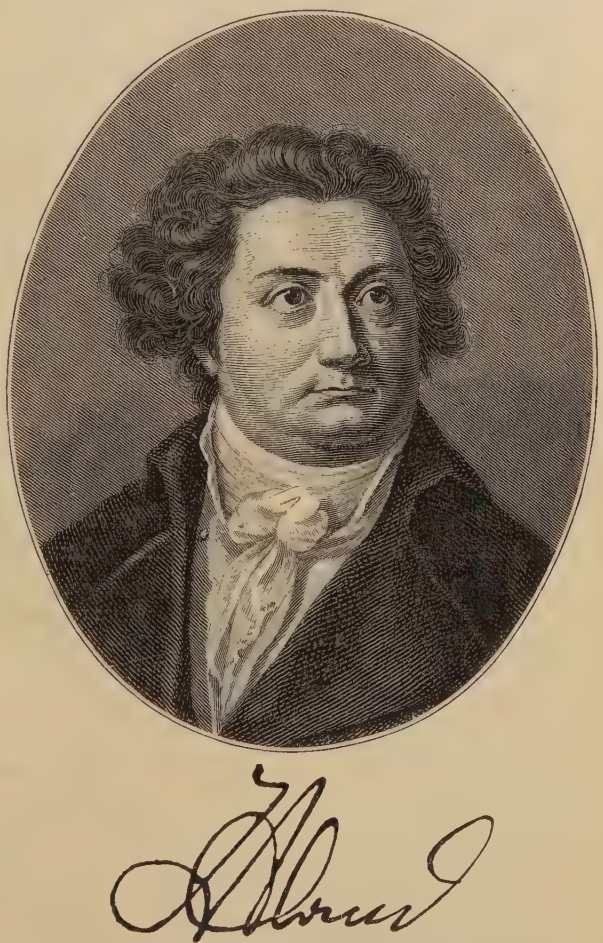


Abb. 82. Aug. Wilh. Iffland.
Nach einem Stiche von Bolt (1798.)
Unterschrift eines Briefes (5. 11. 1799) im Besitz von † W. Künzel.

Aber er griff nicht die Fürsten, sondern nur die Amtleute, Kammerjunker, überhaupt, wie Goethe sagt, „die Bösewichter aus den höheren Ständen" an, um den Sieg des Guten über das Böse zu zeigen. — Sein lebendigstes und noch heute lebensfähigstes Stück „Die Jäger" nannte er „ein ländliches Sittengemälde in fünf Aufzügen". Der Inhalt ist folgender: Der alte biedere, aber heftige Oberförster Warberger hat seine

Nichte Friederike zur Erziehung in ein städtisches Pensionat geschickt, um sie von seinem Sohne Anton zu entfernen, der in sie verliebt ist. Gegen diese Verbindung ist besonders die Frau Oberförsterin trotz ihrer gutmütigen Schwäche sehr eingenommen; denn sie will ihren Anton mit der Tochter des reichen, aber boshaften Amtmanns v. Zeck verheiraten. Das führt zu häuslichen aufgeregten Szenen — Vater und Sohn geraten heftig aneinander — die Folge ist, daß Anton fortläuft, um sich zum Soldaten werben zu lassen. Ehe er aber seinen Vorsatz ausführen kann, bekommt er mit des Amtmanns Diener Mathes Streit, und als man später diesen Diener schwer verwundet findet, wird Anton als Mörder verhaftet. Doch seine Unschuld kommt an den Tag, und der brave Anton führt die gute Friederike als Braut heim. — Mehr Idee und Handlung war in allen fünfzig Stücken Ifflands nicht; es waren photographisch getreue Kopien des gewöhnlichsten bürgerlichen Alltagslebens, dazu voll weichlicher Sentimentalität und breiter Moralpredigt über den Text vom „guten Herzen", von den Schändlichkeiten böser Menschen u. s. w. Eine höhere sittliche Welt in künstlerischer Gestaltung, eine ideale Natur sucht man vergeblich unter den zahlreichen, meist zum Verwechseln ähnlichen Figuren, die sich nur dadurch unterscheiden, daß sie entweder sehr brav und edelherzig oder sehr böse und niederträchtig sind. Goethe nannte „Die Hagestolzen" (1793) Ifflands bestes Stück und „das einzige, in dem er aus der Prosa ins Ideelle geht". Charakteristisch ist die Widmung dieses Lustspiels: „Ihro Majestät Friedrich Wilhelm dem Zweiten, König von Preußen, dem Deutschen, dem tapferen, menschlichen Krieger, dem Vater seines Volkes, dem Verehrer sanfter Haustugenden, widmet diesen Versuch, Hausglück zu befördern, der Verfasser."

Während aber durch Ifflands Stücke ein ernst sittlicher Zug hindurchgeht, kann man das von dem fruchtbarsten Theaterdichter der Neuzeit, **Kotzebue**, nicht behaupten. Seine Stücke waren zwar ebenso hausbacken und zum Teil sentimental rührsam, aber durch einen starken Zusatz von Frivolität gewürzt und dadurch für das Durchschnittspublikum um so wirksamer.

Kotzebue.

August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue, geb. 3. Mai 1761 zu Weimar, besuchte bis zum 16. Jahre das dortige Gymnasium, gründete als siebzehnjähriger Student in Jena ein Liebhabertheater und schrieb dafür Trauer- und Lustspiele. Nach gut bestandenem juristischen Examen ging er nach Rußland, wo er rasch Carriere machte und geadelt wurde. Auch dort lebte er vorwiegend für das Theater, dort schrieb er (1787) sein berühmtes und berüchtigtes Stück „Menschenhaß und Reue", das „ihm mit einem Schlage einen Ruf durch die Welt verschaffte und ihn zum Beherrscher der Bühne machte". (Ein Herr von Mainau, sehr edel und tugendhaft, wird zum Menschenhasser, als seine Gemahlin Eulalia ihm untreu wird und eines Tages mit einem Offizier davonläuft. Ihrerseits aber von ihrem Verführer verlassen, beschließt sie voll Reue, sich eine Buße aufzuerlegen und in einem fremden Hause als Wirtschafterin zu dienen. Zufällig kommt nun Herr von Mainau nach einiger Zeit ganz in ihre Nähe, hört bald von der tugendhaften, wohltätigen, herzensguten Frau Müller, ohne zu ahnen, wer sie ist, und ohne sich nach ihr weiter zu erkundigen. Endlich erblickt er sie und erkennt sein treuloses Weib — die Kinder bewirken die Versöhnung der Eltern.) Dieses tränenreiche Stück wurde in alle möglichen Sprachen übersetzt, auf allen Theatern stürmisch beklatscht und von den Damen so bewundert, daß „Eulaliahauben" eine beliebte Mode wurden. In Weimar allein wagte man Opposition gegen dieses Allerweltsurteil zu machen; Schiller spottete in seiner Parodie: „Shakespeares Schatten":

Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch —

und in einem noch spezieller darauf gemünzten Epigramm:

Menschenhaß? Nein, davon verspürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

Das deutsche Publikum war anderer Meinung. Kotzebues wie Pilze emporschießende, lüstern pikante Lustspiele wurden allerorten mit unermüdetem Beifall begrüßt. Durch Schillers Ruhm gestachelt wagte er sich auch an das Trauerspiel und trat zuerst mit „Johanna von Montfaucon" auf, der er ein Trauerspiel mit Chören „Die Hussiten vor Naumburg" folgen ließ. So elend diese Stücke waren, sie gingen in glänzender Ausstattung über alle Bühnen und erhielten sich erfolgreich auf denselben neben Schillers Tragödien. Auch Romane („Die Leiden der Ortenbergischen Familie"), historische Novellen 2c. schrieb er in großer Zahl; 1818 gab er zwei Bände „Gedichte" heraus, von denen eines: „Trost beim Scheiden" („Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond") noch heute in unseren Kommersbüchern sich erhalten hat. Sein weiteres Leben war unruhig bewegt und unstet: bald in Rußland, bald in Wien, bald in seiner Vaterstadt Weimar, wo er vergeblich Schiller und Goethe zu entzweien und dadurch ihren Einfluß zu brechen suchte, dann in Berlin, dann in Paris u. s. w. Im Jahre 1817 zog er wieder nach Weimar, wo er „im literarischen Wochenblatte den herzlosen Spötter über die patriotischen Bestrebungen der Zeit und den geflissenen Liebediener des Absolutismus spielte". Man sah daher in ihm einen russischen Spion, und bald fand er es für gut, seinen Wohnort nach Mannheim zu verlegen. Dort

Abb. 83. August Friedrich Ferdinand von Kotzebue.
Gemalt von Friedrich Tischbein, gestochen von J. P. Bitthäuser (1809).
Verkleinerter Ausschnitt.
Unterschrift eines Billets Kotzebues an den Kammerdirektor Ridel zu Weimar.
Aus der Autographensammlung des † Georg Kestner.

ereilte ihn die Hand des fanatischen Schwärmers stud. theol. Sand, der in ihm das Prinzip des Despotismus zu treffen meinte; von Sands Dolch tödlich getroffen starb er am 23. März 1819.

Die meisten seiner 211 Stücke sind heute verschollen und vergessen — nur hier und da belebt ein angesehener Schauspieler, dem diese oder jene Hauptrolle zusagt, das eine oder das andere seiner Stücke, wie z. B. „die beiden Klingsberg", die in ihrer Leichtgeschürztheit, ihrem gewandten Dialog und vor allem ihrem prickelnden Sinnenreiz noch immer ein dankbares Publikum finden. Auch seine „deutschen Kleinstädter", eines seiner harmlosesten Stücke, dem wir den geflügelten Ausdruck „Krähwinkel" verdanken, geht noch hier und da über eine deutsche Bühne.

Unter dem Titel: „Das Drama der klassischen Periode" hat Adolf Hauffen in drei Bänden die am meisten charakteristischen Stücke der genannten Schauspieldichter herausgegeben und mit biographisch-literarischen Einleitungen begleitet.

6. Humoristen.

Humoristen.

Von Hamann und Herder angeregt und zum Teil aus den Wogen der Sturm- und Drangperiode geboren sind auch die **Humoristen** dieser Zeit. Während die Kraftgenies mit Ungestüm wider alles Bestehende in Staat, Kirche, Gesellschaft, Literatur zu Felde zogen und aus dem Drange nach dem Urwüchsigen und Urnatürlichen eine wild aufschäumende und chaotisch gärende Poesie schufen, trieb andere dieselbe Unzufriedenheit mit der Welt zu der halb spöttischen, halb mitleidigen Auffassung der Dinge, welche das Grundwesen der Humoristik bildet. Jenen war Shakespeare das Ideal, diesen der Engländer Sterne, der Dichter von „Tristam Shandy" und „Yoriks empfindsamer Reise", die schon Thümmel (vgl. I, 396 f.) in seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" nachgeahmt hatte. Schon durch Hamanns Schriften blitzten zuweilen humoristische Streiflichter, aber wie er es nie vermochte, irgend ein Werk zum Abschlusse zu bringen und ein Ganzes zu schaffen, so wurde auch sein Humor nie zu der behaglich leuchtenden und wärmenden Flamme, die bei dem echten Humoristen so wohltut. Näher diesem Ziele kam der Hamann geistesverwandte **Hippel**, ein Schüler des Philosophen Kant.

Hippel.

Theodor Gottlieb von Hippel, am 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, der Sohn des Schulrektors, zeigte schon frühe bei mannigfaltiger geistiger Begabung Neigung zur Poesie und Musik. Fünfzehnjährig bezog er die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, warf sich aber bald ausschließlich auf die alten Klassiker und die Philosophie. Durch den Umgang mit dem holländischen Justizrat Woyt gewann er Lust zur Rechtsgelehrsamkeit und erwählte dieselbe zu seinem Lebensberufe, nachdem er einen jungen russischen Offizier nach Petersburg begleitet und erkannt hatte, daß er auf keinem anderen Wege weder seiner dort erwachten Begierde zum Großleben Genüge tun, noch die Hand eines leidenschaftlich von ihm geliebten, aber an Stand und Vermögen weit über ihm stehenden Mädchens erlangen könne. Sein erstes Ziel erreichte er durch rastlosen Fleiß und langjährige Entbehrungen aller Art: Würden, Rang (den vergessenen

Adel seiner Familie ließ er erneuern) und Reichtum wurden ihm nach Wunsch zu teil, aber nicht die Hand der Geliebten, so daß er sein Leben lang ehelos blieb. Als Oberbürgermeister von Königsberg starb er am 23. April 1796 und hinterließ ein Vermögen von 140000 Talern. Alle seine Schriften waren anonym erschienen, und so gut hatten er und einige besonders vertraute Freunde das Geheimnis seiner Autorschaft gewahrt, daß erst nach seinem Tode der Schleier davon gelüftet wurde. (Sein Neffe, Gottl. Theod. von Hippel [† 1843] war der Verfasser des Aufrufes „An mein Volk" vom 17. März 1813.)

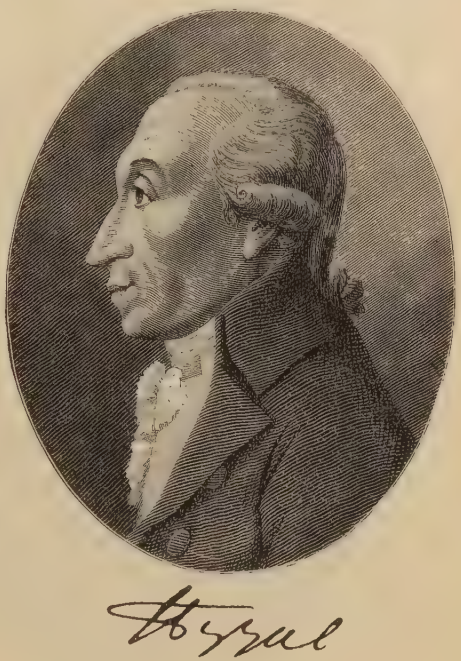


Abb. 84. Theodor Gottlieb von Hippel. Nach einem Bildnis von Fr. Bolt 1802 gestochen. Unterschrift eines Briefes aus Königsberg vom 1. 9. 1763 an den Legationssekretär Großmann in Danzig. Aus † Georg Kestners Autographensammlung.

Lebensläufe.

In seinem ersten und bedeutendsten Roman „Lebensläufe nach aufsteigender Linie", der 1778 mit Illustrationen von Chodowiecki erschien, wollte er zunächst sein eigenes Leben, dann das seines Vaters, zuletzt das seines Großvaters beschreiben — er ist aber über das eigene nicht hinausgekommen, das er „zu einem romanhaften Gebilde" verarbeitete. In breitester Umständlichkeit und in einer aller künstlerischen Komposition Hohn sprechenden Formlosigkeit erzählt er seine Jugendgeschichte, die er nach Kurland in ein Pastorat verlegt, seine Jugendliebe und deren tragisches Ende, seine Kriegsabenteuer bis zu seiner (erdichteten) Verheiratung. Der Genuß dieses Buches, das reich an echtem Humor, an rührenden idyllischen Schilderungen, trefflichen Porträts (besonders der frommen Mutter und des „Professor Großvaters", d. h. Kants u. a.) ist, wird durch die Einmischung der vielen trocken-lehrhaften Partien und unzusammenhängenden Einfälle aller Art gestört. Dennoch lohnt es der Mühe, sich durch das wunderliche Buch hindurchzuarbeiten — es ist trotz aller Mängel ein echtes Dichterwerk. Wer sich an das Original nicht wagen mag, der lese die mit liebevoll schonender und doch energischer Hand gekürzte und redigierte Ausgabe der „Lebensläufe", welche der berühmte Dorpater Theologe Alexander v. Oettingen 1878 als „Jubelausgabe" veröffentlicht hat. — Weniger bedeutend ist Hippels zweiter Roman „Die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z", der in noch verwirrterer Weise und durch noch zahlreichere Abschweifungen unterbrochen, den Helden durch allerlei Lächerlichkeit des Ahnen- und Adelsstolzes, durch die Abgeschmacktheiten der Freimaurerei hindurchführt, bis er endlich zur Natur und zur Wahrheit der Empfindung zurückkehrt und in einer glücklichen Ehe Frieden findet. — Von Hippels anderen Schriften enthalten seine Bücher „Über die Ehe" und „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber" in humoristischer Fassung manche noch heute beherzigenswerte Wahrheiten.

Nächst Hippel war **Lichtenberg** einer der angesehensten Vertreter des englischen Humors, wenn auch seine Hauptwerke nur in kleinen Aufsätzen und Aphorismen bestehen.

Lichtenberg.

Georg Christoph Lichtenberg, ein Pfarrerssohn, geboren am 1. Juli 1742 in dem Dorfe Ober-Ramstadt bei Darmstadt, studierte in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften, die er dann ebendaselbst von 1770 bis an seinen Tod, den 24. Februar 1799, als Professor behandelte. Seine mehrfachen Reisen nach England gaben ihm Gelegenheit zu einer gründlichen Kenntnis der Humoristen Swift und Sterne, wie zu einer eingehenden Beobachtung des dortigen Volkslebens, die er in seiner meisterhaften „Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche" auf das geistvollste verwertet hat. Zu dem Spiegel der menschlichen Leidenschaften, welchen der englische Künstler (William Hogarth, 1697—1764) in seinen Zeichnungen darbot, lieferte er in dieser „Erklärung" ein beschreibendes Geleitwort in so leichtem und klarem Stil und von so schlagender Wirkung, wie es kaum seines Gleichen weder in der englischen noch in der deutschen Literatur hat. — Anderseits fanden manche seiner Arbeiten einen ebenbürtigen Illustrator an dem unermüdlichen Chodowiecki, der u. a. die Kupfer zu Lichtenbergs witziger „Abhandlung über die Bedienten" lieferte. — Die Originalgenies bekämpfte Lichtenberg auf das unerbittlichste in seiner Schrift „Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind". Adolf Wilbrandt hat eine Auswahl von Lichtenbergs Schriften herausgegeben.

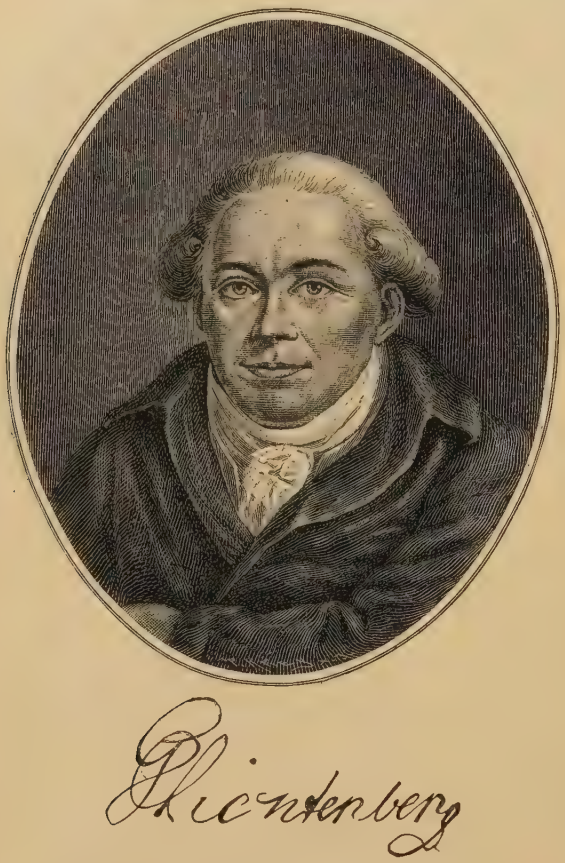


Abb. 85. Georg Christoph Lichtenberg.
Nach dem Stich von Riepenhausen sen.
Unterschrift eines Briefes (28. 9. 1786) im Besitz von W. Künzel.

Zu den Humoristen gehört auch **Musäus**, dessen „Volksmärchen der Deutschen" noch immer gern gelesen werden, wenn auch seine Romane vergessen sind.

Musäus.

Johann Karl August Musäus, geb. am 29. März 1735 in Jena, studierte daselbst Theologie, gab sie aber später auf und wurde zuerst Pagenhofmeister, dann Professor

am Gymnasium zu Weimar, in welcher Stellung er am 28. Oktober 1787 starb. Zwei humoristische Romane von ihm hatten für die damalige Zeit eine gewisse Bedeutung, weil der eine, „Grandison der Zweite", gegen die durch Richardsons Roman „Grandison" auch nach Deutschland verpflanzte Weinerlichkeit, der andere: „Physiognomische Reisen", nicht nur gegen Lavaters physiognomische Träumereien, sondern auch gegen die Übertreibungen und Lächerlichkeiten des Genieswesens zu Felde zog. Sein Hauptwerk sind aber die „Volksmärchen der Deutschen" (1782—87). Angeregt durch Herders Hinweisung auf das Volkslied ging er den alten Sagenstoffen unseres Volkes nach und suchte sie neu zu beleben. Doch hat er darin den „echten Märchenton" nicht getroffen, vielmehr die naiven Erzählungen zu sehr modernisiert, Hettner meint „wielandisiert". Als die Brüder Grimm vierzig Jahre später zu den von ihnen gesammelten „Kinder- und Hausmärchen" ihre Anmerkungen herausgaben und die einschlägige Literatur beleuchteten, bezeichneten sie als „Märchen in dem Sinne ihres Buches" unter den Musäusschen nur folgende: „Die drei Schwestern", „Richilde", „Rolands Knappen", „Ulrich mit dem Bühel" und „Die Nymphe des Brunnens". Aber auch in diesen Stücken, welche — wenn man noch die Legenden von „Rübezahl" dazu rechnet — wohl die besten seines Buches sein dürften, ist der wunderbare Hauch der unbefangenen Natürlichkeit, der phantasiefrischen und prunklosen Reinheit durch die Bearbeitung abgestreift.

Volksmärchen.

Abb. 86. Johann Carl Aug. Musäus.
Nach einem gleichzeitigen Stich von Lips.

Die Doppelnatur des Humors, der „mit einem Gesichte lacht und mit dem anderen weint", kam zur vollen Geltung und Vollendung in einem Dichter, der auch ein Kind der Sturm- und Drangperiode genannt werden kann, in **Jean Paul**, dem „ewigen Jüngling unter unseren Dichtern", wie ihn Eichendorff charakterisiert.

Jean Paul.

Johann Paul Friedrich Richter — so lautet der deutsche Name des in der Literaturgeschichte nur unter dem von ihm selbst französierten Vornamen „Jean Paul" bekannten Humoristen — wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge als der älteste Sohn des Organisten und dritten Lehrers (Tertius) an der

dortigen Bürgerschule geboren. Seine Jugendjahre verlebte er in der ländlichen Stille der Pfarrhäuser zu Joditz (an der Saale, nördlich von Hof), wohin sein Vater 1775 als Pfarrer befördert war, und zu Schwarzenbach (südlich von Hof), der zweiten Stelle des Vaters (1776). Nach dieser träumerisch arbeitsamen Zeit ging sein Sehnen, so lange er lebte, zurück; dort bekam er, wie er selbst erzählt, „eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen" — die Eindrücke dieses ländlichen Idylls wurde er nie müde, unter den mannigfachsten Einkleidungen immer aufs neue zu schildern, und nichts ist ihm so gut gelungen wie diese anmutige Kleinmalerei des Selbsterlebten. Nach zweijährigem Besuche des Gymnasiums in Hof kam er 1781 auf die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studieren. Die bittere Not des Lebens, die er schon in Hof kennen gelernt, als der Vater starb und die Seinigen in den bedrängtesten Verhältnissen zurückließ, sollte er dort erst recht auskosten, und auch davon spiegelt sich die Erinnerung in allen seinen Werken ab. Mehr aber als dieser äußere Druck hinderte ihn seine wunderliche Studiermethode an einer ruhigen, steten Fortbildung. Schon als Gymnasiast hatte er mit einem unersättlichen Wissensdurste gelesen, was er sich nur von Büchern verschaffen konnte, und die Frucht davon in den umständlichsten und weitschweifigsten Auszügen niedergeschrieben. Das setzte er nun in Leipzig, wohin er bereits 11 große Quartbände Excerpte mitbrachte und später noch 16 Jahre lang fort; er las theologische und philosophische, juristische und staatswissenschaftliche, medizinische, naturwissenschaftliche und historische Werke mit gleichem Interesse und brachte aus dieser bunten Lektüre eine ganze Bibliothek von Excerpten zusammen, ohne doch irgend ein Studium quellenmäßig und gründlich zu betreiben. Sein Lieblingsschriftsteller war

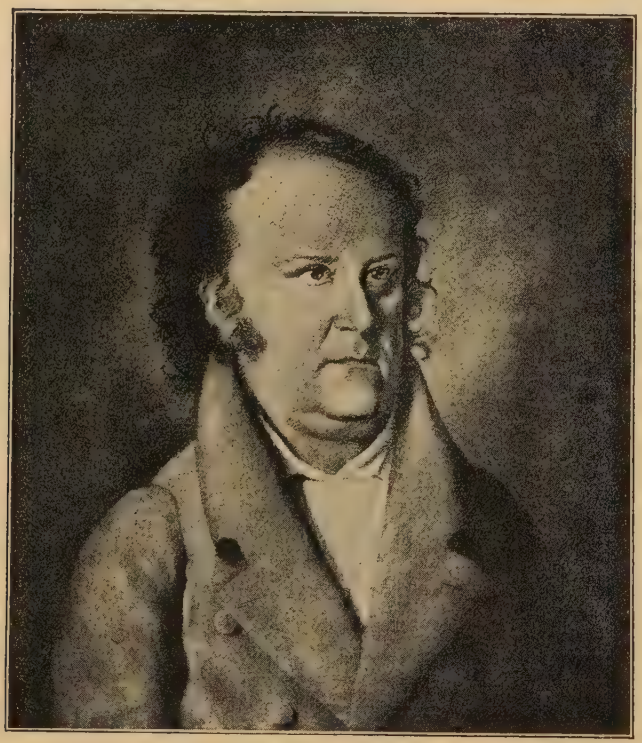


Abb. 87. Johann Paul Friedrich Richter (Jean Paul).
Nach dem Ölgemälde von Fr. Mayer (1811).
Unterschrift eines Briefes aus Baireuth vom 25. 8. 1808.
Aus † Georg Kestners Autographensammlung.

Rousseau, demnächst begeisterten ihn die englischen Humoristen. Darüber war die Theologie längst in den Hintergrund getreten, und als die Not seiner Lage aufs höchste stieg, gab er den Gedanken an jedwede amtliche Wirksamkeit vollends auf und beschloß, sich durch die Feder sein Brot zu verdienen. Damit begann der langjährige Kampf ums Dasein, der es leicht verständlich macht, daß „jenes tiefe grüblerische Weh" — um mit Hettner zu sprechen — „über den tragischen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen den Forderungen des überquellenden warmen Herzens und der undurchbrechbaren Enge und Kälte der widerstrebenden Weltverhältnisse, das der Grundton der gesamten Zeitstimmung war, auch für ihn der Grundton seines innersten Denkens und Empfindens wurde".

Nachdem er für seinen ersten schriftstellerischen Versuch „Lob der Dummheit" keinen Verleger gefunden, trat er zunächst vor das Publikum mit dem aus verschiedenen satirischen Skizzen bestehenden Werkchen „Grönländische Prozesse", die sich über Schriftsteller, Ahnenstolz, Stutzer, Verhältnis zwischen Genie und Regel 2c. ergingen. Unbeachtet oder von der Kritik wegwerfend behandelt ermutigte diese Erstlingsarbeit ihn zu keiner Fortsetzung; als er eine solche dennoch versuchte, fand er keinen Verleger dafür, und da das dürftige Erstlingshonorar längst aufgezehrt war, mußte er von seinen Gläubigern — um zwanzig Taler willen — nach Hof fliehen, wo ihn bei seiner armen Mutter, die noch vier andere unversorgte Söhne hatte, erst recht ein Hungerleben erwartete. Er selbst erzählt von dieser Zeit, es sei ihm dabei schlimmer ergangen, als einem Gefangenen bei Wasser und Brot, da er oft nur das erstere gehabt habe. Endlich nahm er eine Hauslehrerstelle an, da seine Bemühung, durch Herder oder Wieland einen Verleger zu finden, gänzlich erfolglos blieb. Nach zwei Jahren war er der unleidlichen Verhältnisse, unter denen er zu arbeiten hatte, so überdrüssig, daß er zu seiner Mutter nach Hof zurückkehrte. Inzwischen hatte ihm auch ein Buchhändler die Fortsetzung seiner Satiren für ein kleines Honorar abgekauft. 1789 erschienen sie unter dem Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren". Auch dieses Buch, in dem er seinem „Ekel an der tollen Maskerade und Harlekinade, die man Leben nennt, an der Erde, die nur eine Sackgasse in der großen Stadt Gottes, nur eine dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogener Bilder aus einer schöneren Welt ist," einen barocken und tiefverbitterten Ausdruck gab, blieb völlig unbeachtet.

Grönländische Prozesse.

Teufels Papiere.

Mit dem Jahre 1790 ging ein innerer Wandel mit ihm vor, der auch bald eine günstige Wendung seines äußeren Geschickes zur Folge hatte. Im Frühling dieses Jahres hatte er aufs neue ein Lehramt in Schwarzenbach an einer Privatschule übernommen. Nun fing er an, sich in die gesellschaftlichen Formen zu schicken, warf die phantastische Tracht ab die er bisher getragen und die in Hof großen Anstoß gegeben, und gab sich mit ganzem Eifer seinem Lehrberufe hin. Unter dieser Arbeit entstanden bereits die ersten Grundzüge zu seinem pädagogischen Werke, der „Levana".

Merkwürdig war ihm ein Tag dieses Jahres, der 15. November, wo er in den Anblick des Todes sich versenkend für alle Zukunft sich über das Leben zu erheben beschloß. In seinem Tagebuch bemerkt er darüber: „Wichtigster Tag meines Lebens! denn ich empfand den Gedanken des Todes. An jenem Abend drängte ich mich an mein künftiges Sterbebett durch dreißig Jahre hindurch. Du kommst ja, du letzte Traumnacht, und da das so gewiß ist, und da ein verflossener Tag und dreißig verflossene Jahre eins sind, so nehme ich jetzt von der Erde und von ihrem Himmel Abschied 2c." 35 Jahre später wurde er an dem Vorabend dieses Tages aus der Zeitlichkeit abberufen.

Seit diesem merkwürdigen Jahre war die „satirische Essigfabrik", wie er sich ausdrückte, geschlossen. Die reizende Idylle: „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal" bezeichnet den Anbruch eines neuen

Maria Wuz.

Lebens, seine Blütezeit. Diese kleine humoristische Dichtung war aus seinen eigensten Erfahrungen herausgewachsen — sie stellte, wie er selbst sagt, „das Vollglück in der Beschränkung" dar, ein abgeschlossenes Bild heiteren Frohsinns in den ärmlichsten Verhältnissen. „Maria Wuz" erschien übrigens als Anhang seines ersten Romanes: „Die unsichtbare Loge", durch den er mit einem Schlage seinen Ruf begründete und die Aussicht auf ein sorgenfreies Leben gewann.

Unsichtbare Loge.

Der Rittmeister v. Falkenberg läßt seinen Sohn Gustav, um ihn vor den Verzerrungen des Lebens zu schützen, in den ersten zehn Jahren in einem unterirdischen Raume des Schloßgartens von einem Herrenhuter erziehen und auf den Tod vorbereiten. Eines Tages wird ihm dann gesagt, er sei gestorben, und damit wird er an das Licht der Welt geführt, die ihm nun wie der Himmel erscheint. Dort genießt sein überströmendes Herz die Freuden der Erde; er findet einen Freund in dem schönen blinden Bettelknaben Amandus, der aber bald dahinsiecht, und eine Geliebte in Beata, einer „hohen Jungfrau", die ihn auf Amandus' Grabe eingeschlafen findet. An den Hof gekommen unterliegt er aber schnell den sündhaften Verlockungen eines buhlerischen Weibes. Durch einen Geheimbund, „die unsichtbare Loge", soll dann der Held innerlich geläutert und erzogen werden. Damit bricht die Geschichte ab, „eine gebrochene Ruine" nach des Dichters eigenem Ausdruck.

Durch einen Freund hatte Jean Paul einen Verleger für diesen Roman gefunden. An einem Spätabend des Jahres 1793 unter Sternenschein eilte der Glückliche von Schwarzenbach nach Hof, um seiner Mutter, die er am Spinnrad in ihrem ärmlichen Stübchen fand, das Honorar — 100 Dukaten — zu bringen. Doch nicht lange war ihm die Freude vergönnt, seiner Mutter das Leben zu erleichtern und sie an seinem Ruhme teilnehmen zu lassen. Schon im folgenden Jahre wurde sie ihm durch den Tod entrissen.

Hesperus.

Unterdes hatte er bereits einen neuen Roman begonnen: „Hesperus oder 45 Hundsposttage", der — 1795 in vier „Heftlein" erschienen — die kleine Gemeinde von Verehrern, die sich um Jean Paul zu sammeln begonnen hatte, beträchtlich vergrößerte und vor allem ihm die Herzen der Frauen im Sturm gewann.

Der Titel dieses Romans ist charakteristisch für Jean Pauls Dichtungsmanier. „Hesperus" wird das Buch genannt, weil es „abgeblühten Lesern zum Abendstern, aufblühenden zum Morgenstern werden" soll. Die Nachrichten von den im Roman auftretenden Personen werden dem Dichter durch einen Hund überbracht — daher der zweite abgeschmackte Titel. Auch in diesem Werk bildet der Kampf zwischen Ideal und Leben im Menschenherzen das Motiv der Fabel. Viktor, der Held des Romans, „ein reiferer Gustav," ist der Pflegesohn des erblindeten Lord Horion. Um ihn zu heilen, ist Viktor Augenarzt geworden, und es gelingt ihm auch, die Operation zum glücklichen Ende zu führen. Durch seines Pflegevaters Vermittelung wird er nun Leibarzt des kleinen deutschen Fürsten Jenner von Flachsenfingen, an dessen Hof er die Ideale seiner jugendlichen Begeisterung zu verwirklichen strebt. Aber er erreicht sein Ziel nicht und „flüchtet zurück in seine überquellende Gefühlsinnerlichkeit"; sein Glück findet er nun in der Liebe zu der „hohen" Klotilde, einer „gleichgesinnten ätherischen Mädchenseele", die von dem blinden Emanuel, einem überschwenglichen Gefühlsmenschen, erzogen ist. Seiner Liebe steht die Nebenbuhlerschaft eines abgefeimten Höflings Mathieu im Wege. Durch alle Hindernisse und allen Versuchungen zum Trotz erreicht Viktor sein Ziel: der blinde Emanuel segnet den Bund ihrer Herzen ein, aber erst nach seinem Tode, der im Blumenduft und bei dem Flötenspiel eines seiner Zöglinge eintritt, werden die Liebenden miteinander verbunden.

Seit dem Frühjahr 1794 lebte Jean Paul wieder in Hof, machte aber von dort aus mehrere kleine Reisen und erweiterte dadurch seinen geistigen Blick und

seine Bildung. Auch nach Weimar kam er: Herder, Wieland, die Frauen, vor allem die Herzogin Amalia begrüßten ihn begeistert — Schiller und Goethe verhielten sich kühl. Inzwischen war seine Feder nicht müßig gewesen. Zunächst (1796) hatte er eine dem „Wuz" ähnliche, aber umfangreichere Idylle: „Das Leben des Quintus Fixlein", herausgegeben, die zu dem anmutigsten gehört, was aus Jean Pauls Feder hervorgegangen ist.

Quintus Fixlein.

Sie erzählt vom Kandidaten Fixlein, der Quintus, d. h. fünfter Lehrer, dann Konrektor an einer Stadtschule, endlich Pfarrer wird, was ihn in den Stand setzt, ein armes adeliges Fräulein, die bescheidene Thinette, die er bei seiner alten Mutter auf einer Ferienreise kennen gelernt, zu heiraten, und gewährt zuletzt einen Blick in den Ehestand und das Familienleben des jungen Paares.

Außer mehreren kleineren Sachen, die er „Anhängsel" nannte, erschien in demselben und dem folgenden Jahr noch ein Werk, halb Idylle, halb Roman, unter dem wunderlichen Titel: „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs", dessen Schluß auf einer traurigen Verwirrung der sittlichen Begriffe beruht.

Siebenkäs.

Der Armenadvokat Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel, ein poetisch sentimentaler, geistig unruhiger Mensch, erträgt seine Armut mit innerer Seelenheiterkeit, kann aber nicht die beschränkte Wirtschaftsnatur seiner Lenette verstehen, welche das höhere Streben ihres Mannes wiederum nicht begreift und ihn durch eine unleidliche Reinigungsmanie zur Verzweiflung bringt. Dazu wird die Not immer größer, und Lenette ist außer sich, als er ganz harmlos ein Stück Möbel nach dem anderen verkauft. So quälen sie sich gegenseitig. Was er ganz leicht nimmt, ist für sie das Drückendste; was sie ganz unbefangen tut, macht ihn toll. Soweit ist alles meisterhaft und echt humoristisch durchgeführt; auch die Huldigungen zweier Hausfreunde, namentlich die des gemessenen, pedantisch ehrwürdigen Schulrats Stiefel, die nicht ohne Eindruck auf Lenette bleiben, sind vortrefflich gezeichnet. Nun aber wird die Wendung durch ein Mittel herbeigeführt, das aller Sittlichkeit Hohn spricht und die ärgsten Verirrungen der Sturm- und Drang-Periode noch überbietet. Eines Tages entflieht Siebenkäs seiner trübseligen Häuslichkeit und besucht seinen Busenfreund Leibgeber. Dort lernt er die geistreiche, arme und stolze Natalie Aquiliana kennen und verliebt sich in sie. Da weiß es ihm Leibgeber als eine Pflicht der Selbsterhaltung vorzustellen, seine gute treue Lenette aufzugeben und „befreit von ihr ein neues erhöhtes Dasein an Nataliens Seite zu beginnen". Das führt er durch ein die Ehe frevelhaft verspottendes Possenspiel aus. Heimgekehrt stellt er sich, als rühre ihn der Schlag, dann stirbt er zum Scheine und läßt einen leeren Sarg begraben; nun heiratet er Natalien an einem entfernten Orte und hält sich noch für sehr edel, weil er es der scheinbar verwitweten Lenette möglich gemacht, dem alten Hausfreund Stiefel die Hand zu reichen.

Kampanertal.

Nach seiner Rückkehr von Weimar nahm Jean Paul den schon früher gefaßten Plan, die der „Unsichtbaren Loge" und dem „Hesperus" zu Grunde liegende Idee in einem großen Roman fortzuführen und zu vollenden, wieder auf. Es war das Hauptwerk seines Lebens: „Titan". Doch kleinere Arbeiten wie die Idylle „Der Jubelsenior", „das Kampanertal oder über die Unsterblichkeit der Seele" u. a. kamen ihm dazwischen in die Gedanken, und er führte sie zunächst aus. Dann lenkte ihn die Bekanntschaft mit verschiedenen seiner Anbeterinnen, namentlich der Frau Emilie von Berlepsch, von aller Arbeit ab. Die letztere bestimmte ihn auch vorzüglich, vorübergehend nach Leipzig zu ziehen, wo er jedoch nicht lange Ruhe hatte, zumal die Liebe zu Herder, dem er seit ihrer ersten Bekanntschaft in aufrichtiger Bewunderung ergeben geblieben war, eine noch stärkere Anziehungskraft auf ihn ausübte.

So siedelte denn der Dichter schon im nächsten Jahre nach Weimar über, wo ihn allerdings der Verkehr mit Herder und seiner Gemahlin sehr glücklich machte, die übrigen Verhältnisse aber ihm wenig zusagten. Er ging deshalb wiederholt zu Besuchen an die Höfe von Gotha und Meiningen; 1799 gab ihm der Herzog von Sachsen-Hildburghausen den Titel „Legationsrat", bald darauf der Fürst Primas von Dalberg eine Pension, die nach der Auflösung des Rheinbundes vom König von Bayern übernommen wurde. Im Frühjahr 1800 ging er nach Berlin, wo er sich mit Karoline Meyer, der Tochter eines Geh. Obertribunalrats, verlobte, die er im nächsten Frühjahr heiratete. Mit seiner jungen Frau zog er nun zuerst nach Meiningen. Dort beendigte er im Sommer den „Titan", der die höchste Spitze seines Ideals verwirklichen sollte.

Titan.

Albano, der jüngere Sohn des Fürsten von Hohenflies, der sich für den Sohn eines spanischen Edelmanns hält, oder „Titan", wie er genannt wird wegen seines himmelstürmenden, schrankenlosen Gefühlslebens, ist, seiner fürstlichen Herkunft unkundig, auf dem Lande von einfachen, braven Leuten erzogen worden, um dadurch vor den Folgen des entnervenden Hoflebens bewahrt zu bleiben. Das Knabenleben des Helden, frisch und innig gezeichnet, bildet den Mittelpunkt eines freundlichen Dorfidylls, wie es zu entwerfen ja Jean Pauls Stärke war. Als seine Jugenderziehung vollendet, wird er nach der zauberischen Insel Isola Bella geführt, um dort seinen angeblichen Vater Don Gaspard wiederzusehen. Über den Anblick von der hohen Terrasse der Insel entzückt eilt der Jüngling voll hochgespannter Erwartung seinem Vater entgegen; aber er ist sehr enttäuscht, als er in ihm einen kalten, wenn auch sorglosen Mann findet, der ihn einem Hofmeister übergibt, mit dem er die Universität beziehen und an den kleinen Hof in Pestiz, der Residenz von Hohenflies, die er bisher nie betreten durfte, gehen soll. So kommt er mit einem Mal aus der Unverdorbenheit des Landlebens in die Misere der kleinen Höfe, aus der ihm nur ein Lichtbild entgegenstrahlt: die ätherisch zarte Liane, des Ministers Tochter. Liane erblindet plötzlich, gewinnt allerdings durch Wasserstaubbäder die Sehkraft wieder, trägt aber doch den Todeskeim in der zarten Brust. Nach langem Ringen entsagt sie Albano und verlangt von ihm, er solle nach ihrem Tode die schöne Gräfin Linda de Romeiro heiraten. Diese ist die Tochter Don Gaspards, der von jeher danach getrachtet, sein Kind dem Fürstensohne zu vermählen. Schon auf Isola Bella war ihr Bild ihm durch einen künstlichen Geisterspuk als das seiner ihm vom Schicksal bestimmten Braut vorgeführt worden. Aber Albano denkt so wenig an sie, die er nie in Wirklichkeit gesehen, daß er sie dem Bruder Lianes, dem genialen Wüstling Roquairol, der sie liebt, ohne weiteres überläßt und in die tiefste Verzweiflung fällt, als Liane stirbt. Er reist mit Don Gaspard nach Rom. Auf der Insel Ischia erblickt er zum erstenmal Linda, eine „hohe, genial starkgeistige Mädchenseele", eine „Titanide", zu deren Bilde die Frau von Kalb (vgl. S. 78) gesessen hat, die nach der unglücklichen Liebe zu Schiller für Jean Paul schwärmte. Sofort wird er von ihrer Schönheit und Genialität so hingerissen, daß es ihm Pflicht erscheint, Lianes letzten Willen zu erfüllen. Aber auch diese zweite Liebe endet unglücklich. Denn Roquairol ist außer sich darüber, Linda verlieren zu sollen, und durch teuflische Künste gelingt es ihm, sie zu verführen. Darauf erschießt er sich — Linda flieht; Albano aber findet nun endlich „sein eigenes höheres Selbst" in der Liebe zu der Prinzessin Idoine, die ihn zuerst durch ihre Ähnlichkeit mit Lianen anzieht. Sie ist die Tochter eines benachbarten Fürsten und bewohnt ganz zurückgezogen ein idyllisches Dorf, in dem sie unter den Bewohnern das Ideal des Glücks verwirklicht. Nun erst wird es offenbar, daß Albano ein Prinz ist. Er heiratet Idoine, vereinigt sein eigenes Land mit dem ihrigen und wird ein edler und weiser Fürst.

Noch ehe „Titan" vollendet war, hatte Jean Paul einen neuen Roman begonnen, an dem er in Coburg (1803) weiter arbeitete, und den er in Baireuth,

wo er im Sommer 1804 sich dauernd niederließ, zu einem fragmentarischen Abschluß brachte. Es waren „Die Flegeljahre", in denen er aus dem „Dunstkreis der Höfe" wieder in das kleinbürgerliche Leben, seine eigentliche Dichtersphäre, zurückkehrte. Flegeljahre.

In der kleinen Residenzstadt Haslau ist ein reicher Sonderling, Herr van der Kabel, kinderlos gestorben, und sieben weitläufige Verwandte sind geladen, um der Testamentseröffnung beizuwohnen. Sein schönes Haus in der Stadt soll erben, wer binnen einer halben Stunde nach der Vorlesung der Klausel die erste Träne weine. Dem armen Frühprediger Flachs gelingt das unter diesen Umständen nicht ganz leichte Kunststück. Als Universalerbe ist Gottwalt Harnisch eingesetzt, ein stiller, bescheidener Träumer, der sich aus seiner Landeinsamkeit hinaus in die Welt sehnt. Das Testament schreibt aber dem Jüngling schwere Bedingungen vor, die ihn zu einem langen Kampfe um das Vermögen mit den habsüchtigen und listigen Verwandten nötigen, den idealistischen Schwärmer dadurch ernüchtern und ihn zu einem praktisch tüchtigen Menschen machen sollen. „Es ist ein unvergängliches Bild echtester Poesie, das uns in Walt, dem Helden des Romans, entgegentritt. Eine Jünglingsgestalt, aus der tiefsten deutschen Gemütswelt gegriffen; hinreißend liebenswürdig in dem rührenden Widerspruche zwischen der unergründlichen Tiefe seines überströmenden Herzens und der arglosen Blödigkeit und Ungeschicklichkeit in allen Dingen." (Hettner.) Ihm steht sein Zwillingsbruder Vult (Quod deus vult = was Gott will) zur Seite, der Realist neben dem Idealisten, „ein Teil von der Doppelnatur des Dichters". Vult kennt schon die Welt — vor Jahren davongelaufen ist er als berühmter Flötenspieler zurückgekehrt und vermag nun seinen träumerischen, unpraktischen Bruder zu überwachen, damit derselbe seines Erbteils nicht verlustig gehe; ja, er wird geradezu sein Erzieher, oft ein recht scharfer und humoristisch herber, aber doch stets ein liebevoller, der für des Bruders Eigenart ein richtiges Verständnis hat und sich ihm in allem, was nicht die äußere Lebensklugheit angeht, sogar unterordnet. Die Aufgabe wird nicht ganz zu Ende geführt; ehe Walt die sämtlichen Klauseln erfüllt, verlieben sich beide Brüder in dasselbe Mädchen, und Vult räumt das Feld — mit seiner Flucht bricht der Roman ab. Aber ob auch die volle Lösung fehlt, man sieht, worauf der Dichter hinaus gewollt: nicht sowohl seinem Helden die Erbschaft verschaffen, als ihn bilden, läutern, hindurchführen zu den höchsten Zielen einer idealen und doch dem Realen genugtuenden Lebensauffassung. Freilich diese letzte Lösung kannte Jean Paul selbst nicht, er meinte, „erst hinter dem Grabe liege die Auflösung, und die ganze Weltgeschichte sei für uns nur ein unaufgelöster Roman".

In den „Flegeljahren" hatte Jean Paul sein Höchstes und Bestes geleistet: seine späteren Werke zeugen von keinem Fortschritt, ja zum Teil vom Sinken der schöpferischen Kraft. Wohl enthält „des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz" manchen idyllisch-anmutigen Zug, aber das Studierte und Erkünstelte herrscht noch darin vor; in dem „Leben Fibels" wird man dagegen an die besten idyllischen Dichtungen Jean Pauls, an „Wuz" und „Fixlein", angenehm erinnert. Dazwischen erschien noch „Dr. Katzenbergers Badereise", in welcher dem Helden, einem widrigen Cyniker, der in karikierter Weise den Realismus vertreten soll, ein süßlicher Schöngeist, Verfasser rührender Theaterstücke, als der Idealist gegenüber gestellt wird, was natürlich zu allerhand derb komischen Szenen Anlaß gibt. Etwas Mark erhält die Geschichte durch das Auftreten eines Hauptmanns, dessen naiv schlichtes, gesundes Wesen wohltuend berührt inmitten aller sonstigen Verzerrung der Geschichte. Feldprediger Schmelzle. Fibels Leben. Dr. Katzenbergers Reise.

Noch schwächer war Jean Pauls letzter Roman „Der Komet" oder „Nikolaus Markgraf", ein wunderlich wüstes Traumgebilde von einem Apotheker, der sich für den natürlichen Sohn eines Fürsten hält, durch Erfindung künstlicher Diamanten Komet

zu Reichtum kommt und nun auszieht, um seinen Vater und die wunderholde Prinzessin zu suchen, die er einst als Knabe gesehen und seitdem geliebt hat. Mitten in den wahnwitzig ausgeführten Irrfahrten des Helden bricht der Roman ab.

Levana. Außer den Romanen schrieb Jean Paul eine große Zahl anderer Schriften, unter denen seine „Levana“ oder „Erziehlehre“ eine Fülle von anregenden trefflichen Gedanken enthält, die ihr eine dauernde Beachtung für alle Zeiten sichern, wenn auch der Mangel an tieferer Erkenntnis der menschlichen Natur und an rechter Einsicht in das Wesen des Christentums sich darin noch mehr bemerkbar macht als in den Romanen.

In äußerlich behaglichen und gesicherten Umständen genoß der Dichter in dem ihm zur Heimat gewordenen Baireuth alle Freuden eines glücklichen Familienlebens, bis ihm 1821 sein einziger Sohn, der in Heidelberg Theologie studierte, durch den Tod entrissen wurde. Seitdem fing der bis dahin rüstige Mann zu kränkeln an, dennoch beschäftigte er sich eifrig mit den Vorbereitungen zur Herausgabe seiner sämtlichen Werke; er starb aber darüber — fast erblindet — am 14. November 1825.

Jean Paul wird heute ebenso unterschätzt, wie er zur Zeit seines Lebens und Dichtens überschätzt wurde. Vor allem die Frauen und Mädchen waren nach dem Zeugnis der Zeitgenossen noch 1812, ja noch später, „scharenweise ganz verliebt in ihn“. Aber auch die Mehrzahl der Männer bewunderte ihn, und auf den Reisen, die er bis wenige Tage vor seinem Tode nach verschiedenen Gegenden und Städten Deutschlands zu machen pflegte, feierte er allerorten glänzende Dichtertriumphe. In unseren Tagen liest ihn fast niemand mehr, aber jedermann hat ein fertiges Urteil über ihn, das irgend einer maßgebenden Literaturgeschichte entnommen und — wie es gewöhnlich bei solchen Entlehnungen zu gehen pflegt — noch um ein gut Stück schärfer gefaßt ist. Am gerechtesten und nüchternsten hat ihn Hermann Hettner in seiner „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ beurteilt. Er sondert schärfer als irgend einer vor ihm Jean Pauls Romane und Jean Pauls Idyllen. „Man kann sich,“ sagt er, „von den Romanen abgestoßen fühlen und sich doch an den Idyllen herzlich erquicken.“ In seinen Romanen stört eine gewisse Eintönigkeit und Schemenhaftigkeit der Hauptcharaktere. Dazu die Sprache, die ja reich an den berühmten „schönen Stellen“, doch nach wenig Seiten den Leser durch ihre weither geholten, oft ganz unverständlichen Bilder, Gleichnisse, Citate u. s. w. zur Verzweiflung bringen kann. Trotzdem sollte man sich nicht die Mühe verdrießen lassen, den einen oder den anderen Roman wieder zu lesen. Man wird viel Tiefes und Schönes in diesen wunderlichen Büchern finden und vielleicht zugestehen, daß Jean Paul noch immer ebenso „unwiderstehlich wie unausstehlich“ ist. Einen fast ganz ungestörten Genuß wird man aber von Jean Pauls Idyllen haben. „Maria Wuz“ und „Quintus Fixlein“ werden immer Perlen unserer Literatur bleiben.

Eine gute Auswahl von Jean Pauls Werken in sechs Bänden mit einer biographisch-literarhistorischen Einleitung hat Paul Nerrlich 1887 herausgegeben.

* * *

Chodowiecki. Vielleicht darf es als charakteristisch für Jean Paul gelten, daß seine Werke die Künstler fast gar nicht zur Illustration gereizt haben. Von dem großen Illustrator des 18. Jahrhunderts **Chodowiecki** gibt es nur ein einziges Bild dazu, ein Titelkupfer zum ersten Teil der „Unsichtbaren Loge“. Der Dichter hatte den Künstler zu dem Gegenstande desselben herausgefordert. Als sein Held, der schlafende Gustav (vgl. S. 150) aus seiner unterirdischen Behausung an das Tageslicht getragen und in den Schatten einer Rosenhecke gelegt ist, wo ihn Vater und Mutter

Abb. 88. Daniel Chodowiecki, der Hauptillustrator unserer klassischen Literaturepoche, am Arbeitstische in seinem Familienkreise. Von ihm selbst radiert im Jahre 1771.

liebevoll betrachten, fügt der Erzähler hinzu: „Wahrlich, wär' ich der zweite oder dritte Chodowiecki, so ständ' ich jetzt auf und stäche zu meinem eigenen Buche die Szene in schwedisches Kupfer, — wie unser herausgetragener blaßroter Liebling unter seiner Binde in einem gegitterten Rosenschatten schlummert ꝛc."

Seit der höchsten Blüte der Buchillustration im Reformationszeitalter, wo Männer wie Dürer, Hans Schäufelin, Burgkmair, Hans Holbein sie vertraten, hat es keine so hervorragende künstlerische Kraft für dieselbe wieder gegeben wie **Daniel Chodowiecki**, der im Kupferstich fortsetzte, was jene im Holzschnitt geleistet hatten. Am 16. Oktober 1726 zu Danzig geboren hatte er von seinem Vater, einem kunstsinnigen Kornhändler, den ersten Unterricht im Zeichnen erhalten, war dann aber — trotz seines früh hervortretenden Talentes — genötigt gewesen, als Lehrling in eine Spezereihandlung seines Geburtsortes zu treten und danach als Buchhändler in dem Geschäfte seines Oheims in Berlin zu arbeiten. Das Goethesche Wort: „Hat etwas Wert, es muß zu tage kommen" sollte sich an ihm bewähren. Durch unermüdliches Ausnützen seiner Mußestunden für Zeichnen und Emaillemalerei brach sich sein Genius Bahn. Sein Oheim unterstützte ihn in jeder Weise und stimmte 1754 seinem Entschlusse zu, die Handlung aufzugeben und sich ganz der Kunst zu widmen. Chodowiecki versuchte sich nun auch im Radieren und machte solche Fortschritte in der Komposition, daß im Jahre 1756 die Berliner Akademie der Wissenschaften ihm den Auftrag gab, für den von ihr herausgegebenen Kalender die Bilder zu zeichnen. Rasch stieg hierauf sein Künstlerruhm, und wenn auch seine Leistungen in Emaille- und Ölmalerei nie bedeutend waren, so nahm er doch als Zeichner und Kupferstecher bald den ersten Rang ein. Kein künstlerisch ausgestattetes Werk erschien, zu dem er nicht wenigstens eine Vignette lieferte: fast jeden bedeutenden Schriftsteller des 18. Jahrhunderts hat er in charakter- und seelenvoll eingehender Weise illustriert. So unglaublich groß war sein Fleiß, daß die Zahl der von ihm radierten Blätter sich auf 2075 beläuft. Ein Zug gesunden Humors und gutmütiger Schalkhaftigkeit war ihm eigen, darum leistete er auch in der Illustration humoristischer Werke das Bedeutendste. So hat er neben Gellert, Claudius, Pfeffel vor allem Hippel, Lichtenberg, Cervantes' Don Quixote illustriert, aber auch Lessings Minna von Barnhelm, Goethes Götz, Hermann und Dorothea und Werther, Schillers Räuber und Kabale und Liebe, Klopstocks Messias, ja selbst eine Reihe Shakespearischer Stücke. Am originellsten ist er jedenfalls in der Charakteristik des einfachen bürgerlichen Lebens, da zeigt er sich als unübertroffener Kenner des menschlichen Herzens und als trefflicher Sittenmaler. Einen Blick in sein eigenes glückliches Heimwesen gestattet uns eines seiner köstlichsten Bilder, das umstehend wiedergegeben ist. Da sitzt er selbst, der schon bejahrte Künstler, und zeichnet Frau und Kind für sein altes Mütterchen in Danzig, das so gern den ganzen Familienkreis wenigstens im Bilde kennen gelernt hätte. Die sich hier zeigenden Eigenschaften des tüchtigen Familienvaters und treuen Sohnes wurden durch sein schlicht frommes und unermüdlich mildtätiges Wesen zu dem Bilde eines Menschen ergänzt, der ebenso bedeutend war wie der Künstler. Hochgeachtet starb er am 7. Februar 1801 als Direktor der Berliner Akademie der bildenden Künste.

IV. Das neunzehnte Jahrhundert.

1. Die romantische Schule.

Noch ehe das vorige Jahrhundert zu Ende gegangen war, als Goethe und Schiller noch freudig zusammen wirkten, entstand in Jena die denkwürdige „poetisch-philosophische Gemeinschaft", welche unter dem Namen der **„Romantischen Schule"** berühmt geworden ist und mit der aus ihr hervorgegangenen Romantik mehrere Jahrzehnte die deutsche Poesie beherrschte, ja in ihren Ausläufern und Nachklängen bis in die neueste Zeit eine fortgehende Wirkung geübt hat. Romantik.

Das Wort „romantisch" wurde in früheren Jahrhunderten im Sinne von „romanhaft" gebraucht, von der Welt der Dichtung, wie sie im Roman (romant) auftrat, im Gegensatze zur nüchternen Wirklichkeit. So spricht man auch heute noch von einer romantischen Gegend und versteht darunter eine solche, die durch die Trümmer eines ehemaligen Ritterschlosses, eines verfallenen Klosters, eines efeuumsponnenen Kirchleins voll hundertjähriger Erinnerungen unser Gemüt in die Vergangenheit zurückversetzt und mit dem Zauber poetischer Empfindungen erfüllt. Romantisch wird dann aber auch schon vor der Schule, die diesen Namen trug, die wundergläubige poetische Lebensauffassung des katholischen Mittelalters im Gegensatz zum klassischen Altertum genannt. So hebt Wielands Oberon, der 1780 erschien, mit den Worten an: Romantisch.

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!"

In demselben Sinne nannte Schiller 1801 sein Drama, „Die Jungfrau von Orleans" eine „romantische Tragödie".

Zur vollen Geltung kam aber das Wort „romantisch" erst durch die dichterische Richtung, welche von den in Jena um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts vereinigten Männern, insbesondere den Brüdern Schlegel und Tieck, eingeleitet wurde. Außer ihnen lebten und wirkten damals auch die Philosophen Fichte, Schelling und Steffens an der durch Schiller und Goethe berühmt gewordenen Universität. Zu ihnen gesellte sich dann noch Novalis. Sie alle fühlten sich von dem einseitig-verstandesmäßigen, rationalistisch aufklärenden Geiste des 18. Jahrhunderts abgestoßen. Die Plattheit und Trivialität, wie sie in Kotzebues zahlreichen Komödien, in Iffflands moralischen Stücken, in Lafontaines weinerlichen Romanen sich breit machte, die sentimentale Naturbetrachtung einiger Lyriker wie Matthisson u. a. widerte sie an. Anderseits hielten sie auch das klassische Kunstideal, das Winkelmann aufgerichtet, und das Goethe und Schiller dichterisch ausgestaltet hatten, für eine Einseitigkeit, die bekämpft werden müsse.

So machte sich in ihnen der Drang geltend, auf die Ideale der alten deutschen Poesie die Blicke der Zeitgenossen zurückzulenken und „die Einheit der Poesie mit dem Leben" wieder zu erwecken. Da sie in diesem Bestreben

Romantisch und romanisch.

auch die romanische Poesie von Dante bis Tasso, von den alten spanischen Romanzen bis auf Cervantes durch Übersetzungen wieder ins Leben rufen wollten, hat man den Ausdruck „romantisch" direkt von „romanisch" ableiten wollen; aber es darf nicht vergessen werden, daß sie ebensosehr in Shakespeare einerseits und in der Märchenwelt des Orients anderseits die Verwirklichung ihrer Ideale suchten. Der Grundton ihrer Bestrebungen ist in ihrer schwämerischen Vorliebe für das Mittelalter mit allen seinen charakteristischen Erscheinungen zu suchen. „In den glänzenden Hervorbringungen des Mittelalters in Leben und Poesie" sah A. W. Schlegel die Wege, „auf denen der gottverlassene Vernunftkultus wiederum in den Tempel der wahren gotterfüllten Gemütsandacht zurückgeführt werden könnte." Und Heinrich von Treitschke gesteht zu, daß „die religiöse Innigkeit der Romantik dem selbstgefälligen Rationalismus, der so lange über die ‚Nacht des Mittelalters' vornehm gelächelt hatte, mit einem Schlage ein Ende machte!" Wenn sie solchergestalt das bis dahin unbekannte und noch mehr verkannte Mittelalter mit seinen reichen dichterischen Schätzen uns verständlich und zugänglich machten, so gingen sie doch in ihrer Schwärmerei dafür bald zu weit und übertrieben seine Bedeutung. In die Pracht und Schönheit des katholischen Kultus lebten sie sich so hinein, daß sie darüber die gesunde evangelische Nüchternheit und ein echtes, lebendiges Christentum einbüßten. Eine katholisierende Richtung machte sich in ihren Schriften geltend, so daß es nicht zu verwundern ist, daß zwei von ihnen, Friedrich Schlegel und Zacharias Werner, zur römischen Kirche übertraten. Über dem Trachten, die Literaturen aller Völker in ihren Gesichtskreis zu ziehen und aus allen neue Formen zu gewinnen, verloren sie oft den reinen Schönheitssinn und den gesunden Geschmack. Außerdem erzeugte der Einfluß der Fichte-Schellingschen Philosophie eine spielerische Neigung zum Symbolisieren und Allegorisieren, die in phantastischer Weise zum Ausdruck kam.

Goethe über die Romantik.

So gingen starke Schatten neben hellem Lichte durch die romantische Richtung. Ihre Übertreibungen waren es, welche Goethe das scharfe Wort entlockten: „Klassisch ist das gesunde, romantisch das Kranke." Es war das aber nur der Ausbruch einer vorübergehenden Verstimmung. Später gestand er zu: „Ich lasse mich nicht dadurch irre machen, daß unsere modernen, religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares zu Tage fördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung auch manches Unschätzbare ans Tageslicht." Er selbst war ja in seiner Jugend auf romantischen Pfaden gegangen. Wenn Treitschke sagt, daß „durch die romantische Schule sich das Auge der Menschen wieder für die feierliche Großheit der gotischen Kunst erschloß", so darf nicht vergessen werden, daß Goethe bereits in Straßburg als Student sich dafür begeisterte und in weiten Kreisen den Sinn dafür durch seine Denkschrift auf Erwin von Steinbach: „Von deutscher Baukunst" erweckte. Eben damals erwachte ja auch seine Liebe für die deutsche Vorzeit. Die Keime seiner beiden großen dramatischen Dichtungen, des Götz und des Faust, ent-

sprossen seinem Straßburger Aufenthalt. Seine herrlichsten Werke gingen allerdings aus seinem Verwachsen mit dem alten Griechentum hervor, aber der Faust begleitete ihn doch sein Leben lang, und sein Schluß war ganz im Geiste der Romantik ausgeführt.

Viele der von Goethe und Herder angeregten Ideen nahm die Romantik wieder auf, und sie tat es mit einer, wenn auch oft überspannten, doch warmen religiösen Innigkeit und mit einer glühenden patriotischen Begeisterung, welche Goethe fremd war.

Wirkung der Romantik.

Leider überwogen die kritischen und wissenschaftlichen Kräfte in der romantischen Schule die dichterisch schaffensfähigen. Aber wenn auch ihre eigenen poetischen Leistungen meist nicht bedeutend und zum großen Teile heute ganz vergessen sind, so haben sie doch auf allen Gebieten des geistigen Lebens nachhaltig anregend gewirkt. Auf dem Boden der romantischen Schule ist die deutsche historische Sprach- und Sagenforschung der Gebrüder Grimm erwachsen. Von der romantischen Schule stammt ein neuer Aufschwung der deutschen Geschichtsforschung; in ihr liegen die Keime der neuen deutschen Malerschule. Eine neue Richtung ging von ihr aus in der Musik. Ihr ausgesprochenster Vertreter war in dieser Kunst der Komponist des „Freischütz" und des „Oberon" Karl Maria von Weber. Vor allem haben endlich die Romantiker uns auch das Große der Poesie in den Zungen aller Völker erschlossen. Dante und Tasso, Calderon und Cervantes sind uns durch sie zu eigen gemacht, Shakespeare ist durch A. W. Schlegels Übersetzung bei uns ganz eingebürgert. Auch der Zug zu der hellenischen Dichtung findet unter den Romantikern neben den Brüdern Schlegel in dem tiefsinnigen Hölderlin einen reichbegabten Vertreter. Bis zu den Indiern und Arabern erstreckte sich ihr Suchen nach dichterischen Schätzen, und infolge dieser universalistischen Richtung entstand die „vergleichende Sprachwissenschaft", welche auch auf die gründlichere Kenntnis unserer eigenen Sprache und Literatur befruchtend gewirkt hat.

Abb. 89. Schelling.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Cäcilie Brandt.

Schelling.

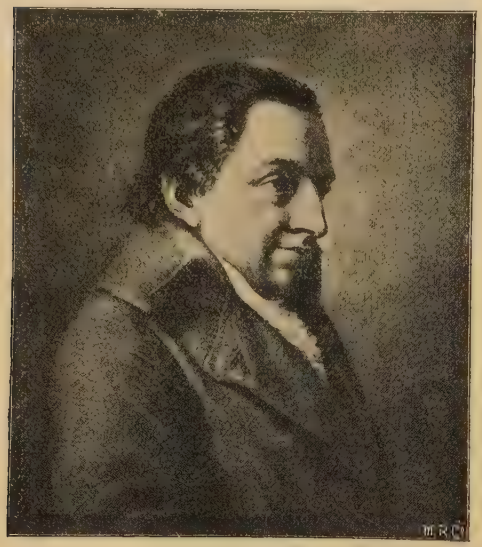
Unter den Philosophen der romantischen Schule war **Friedr. Wilh. Joseph Schelling** (geb. den 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg, 1798 Professor in Jena, danach in Würzburg, Erlangen, München, zuletzt in Berlin; † 20. August 1854 im Bade Ragaz in der

Schweiz) auch „ein Stück Poet", wie Heine sich spöttisch ausdrückt. Durch seine Philosophie ging ein dichterischer Zug. „Die Welt war ihm ein geniales Kunstwerk und die Philosophie eine Dichtung darüber" (Schröer). Unter dem Namen „Bonaventura" erschienen von ihm u. a. im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach für 1802 „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" in Terzinen.

Steffens.

Viel fruchtbarer war sein Schüler **Henrik Steffens** (geb. den 10. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen als Sohn eines deutschen Arztes, studierte in Kopenhagen Naturwissenschaften, 1798 in Jena, 1804 Professor der Philosophie in Halle, 1811 in Breslau; 1831 Professor in Berlin, dort † 13. Febr. 1845), der aus Begeisterung für seine neue Heimat die Freiheitskriege mitmachte und sich das eiserne Kreuz erwarb. Von ihm stammen eine Reihe Prosadichtungen, unter denen die Novellencyklen: „Die Familien Walseth und Leith" und „Die vier Norweger" ihrer Zeit sehr beliebt waren und es durch ihre meisterhaften nordischen Naturschilderungen auch wohl verdienten, die aber sonst durch das Vordrängen des Verfassers und durch seine langatmigen Darlegungen philosophischer, religiöser und politischer Ideen für uns Nachgeborene kaum noch genießbar sind. Seine weitschweifige Biographie: „Was ich erlebte" ist für die Entwickelungsgeschichte der Romantik und seine Stellung darin von Wert.

Fichte.



J. G. Fichte.

Abb. 90. Johann Gottlieb Fichte.
Nach dem von Bury gezeichneten, von A. Schultheis gestochenen Bilde. (Verkleinerter Ausschnitt.)

Johann Gottlieb Christian Fichte, geb. den 19. Mai 1762 zu Rammenau (Oberlausitz) in ärmlichen Verhältnissen, studierte in Jena Theologie, wurde daselbst im Jahre 1794 Professor und gab mit Niethammer das „philosophische Journal" heraus. Ein darin abgedruckter Aufsatz „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" (1798) machte ihn des Atheismus verdächtig und führte zu seiner Amtsentlassung. Er ging darauf nach Berlin, wo er im Winter 1807—8 im Akademiegebäude die berühmten „Reden an die deutsche Nation" hielt, welche in der Zeit der tiefsten Schmach den Patriotismus unseres Volkes erweckten und die Wiedergeburt desselben vorbereiteten. 1810 wurde er Professor an der neugegründeten Universität zu Berlin und starb dort am 29. Januar 1814 am Lazarettfieber. Eine Charakteristik seiner Philosophie wie ihres Einflusses auf die Hauptvertreter der Romantik hat R. Haym in seinem klassischen Werke über die romantische Schule gegeben.

Brüder Grimm.

Die beiden „Sprachgewaltigen", wie Goethe sie nannte, **Jacob Grimm** (1785 bis 1863) und **Wilhelm Grimm** (1786—1859) aus Hanau waren von Jugend auf innig miteinander verbunden. Sie wuchsen auf in dem Städtchen Steinau (zwischen Fulda und Hanau), wo ihr Vater Amtmann war, später nach dessen frühem Tode in Kassel. „Wir lebten in brüderlicher Gütergemeinschaft," erzählt

Jacob, „Geld, Bücher und angelegte Kollektaneen gehörten uns zusammen; es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten genau zu verbinden.“ Gemeinsam studierten sie die Rechte in Marburg. Beide wirkten als Professoren zu Göttingen. Beide unterschrieben die bekannte Protestation der „Göttinger Sieben“ gegen die Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes von 1833. Beide wurden um ihrer Überzeugungstreue und Charakterfestigkeit willen 1837 ihres Amtes entsetzt, aber 1840 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen, wo sie bis an ihr Lebensende blieben. Von den Romantikern wurden beide zu ihren Forschungen und zur Sammlung der alten Sagen und Mythen angeregt. Während Jacob die in der Wissenschaft bahnbrechenden Werke schuf: die deutsche Grammatik, die deutsche Mythologie, die deutschen Rechtsaltertümer, die Geschichte der deutschen Sprache, und Wilhelm eine Reihe klassischer Werke unseres Mittelalters (vor allem die deutsche Heldensage, sodann Freidanks Bescheidenheit, Rolandslied 2c.) herausgab, verdanken wir ihrer gemeinsamen Arbeit die Kinder- und Hausmärchen, die deutschen Sagen und das deutsche Wörterbuch. Als Brüder Grimm werden sie fortleben im dankbaren Gedächtnis unseres Volkes, dessen Seele sie in unserer Sprache erkannten und unserem Verständnis erschlossen. Am 18. Oktober 1896 wurde ihnen auf dem Marktplatz ihrer Vaterstadt Hanau eine vom Professor Eberle geschaffene bronzene Doppelstatue errichtet. Ein dritter Bruder Ludwig Emil Grimm hat sie im Jahre 1843 nach dem Leben liebevoll und gewissermaßen zu einer Persönlichkeit verschmolzen dargestellt. Die Geschwister hatten schon frühe ihre Eltern verloren, und die beiden älteren Brüder waren des Malers väterliche Freunde gewesen. Er blieb ihnen immer ein treu ergebener Bruder, und in den mit sicherem Blick für das Charakteristische einer Persönlichkeit

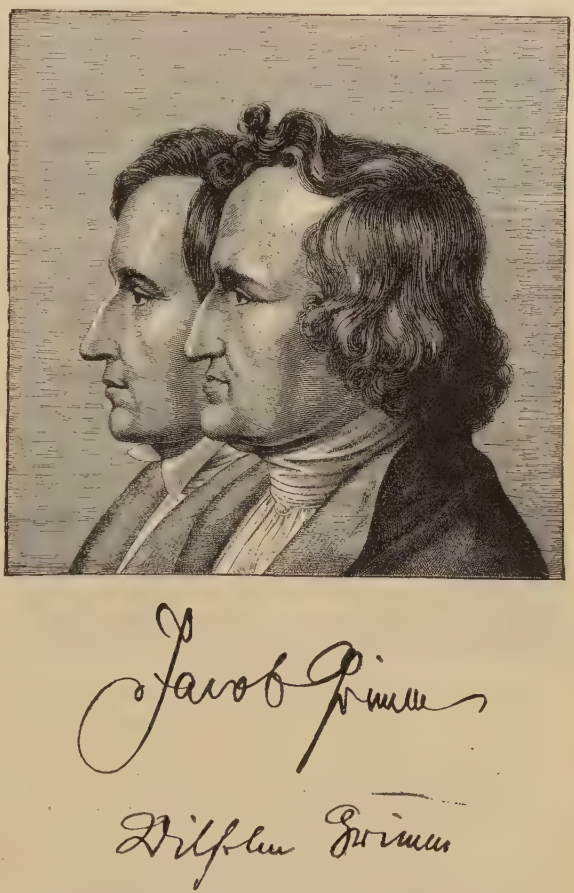


Abb. 91. Jacob und Wilhelm Grimm.
Nach der Zeichnung ihres Bruders Ludwig Emil Grimm. Unterschriften J. Grimms aus einem Briefe an Prof. Weber in Bremen (Göttingen, 12. 8. 1830) und W. Grimms an Konsul Kulenkamp in Lübeck (Berlin, 17. 3. 1847). Aus † Georg Kestners Autographensammlung.

aufgefaßten Bildnissen hat er seiner dankbaren Liebe einen schönen Ausdruck gegeben. (Abb. 91.)

Brüder Schlegel.

Die Begründer und Häupter der romantischen Schule sind die **Brüder Schlegel**. Sie stammen aus einem alten Dichterhause. Ihr Oheim, Johann Elias, wie ihr Klopstock engbefreundeter Vater Johann Adolf Schlegel hatten sich im Kreise der „Bremer Beiträger" (I, 320), der ältere als Dramatiker, der jüngere als Lyriker nicht ohne Erfolg versucht.

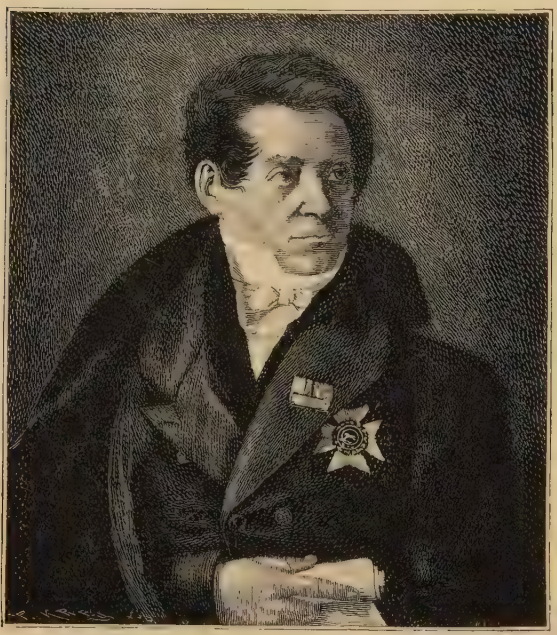


Abb. 92. A. W. v. Schlegel. Nach dem Gemälde von Hohneck. Unterschrift eines Briefes aus Göttingen vom 9. 8. 1790. († G. Kestners Sammlung.)

August Wilhelm Schlegel, geboren zu Hannover am 8. September 1767, studierte Theologie und Philologie in Göttingen, wo Bürger einen nachhaltigen Einfluß auf ihn übte und ihn, „seinen lieben Sohn in Apoll," in die literarische Welt einführte. Nachdem er 1791—1795 in Amsterdam Hauslehrer gewesen, habilitierte er sich als Privatdozent in Jena und heiratete 1796 die verwitwete Karoline Böhmer, geborene Michaelis (1763—1809), mit der er schon von Amsterdam aus in Briefwechsel gestanden hatte. Die reichbegabte Frau war seine schriftstellerische „rechte Hand", die ihm besonders rezensieren half. In vier Jahren (1796 bis 1800) schrieb er fast dreihundert Rezensionen. Die böse Zunge der geistreichen Karoline führte ihres Mannes Bruch mit Schiller herbei, der sie „Dame Lucifer" nannte, und hätte ihn fast mit seinem Bruder Friedrich auseinander gebracht. Da ihr das nicht gelang, hörte sie auf, ihren Mann zu lieben. 1803 wurde sie von ihm geschieden und heiratete Schelling. Seit 1798 Professor der Literatur gab Wilh. Schlegel in den folgenden drei Jahren die Zeitschrift „**Athenäum**" heraus, durch welche die romantische Schule gewissermaßen offiziell begründet wurde. 1801 ging er nach Berlin, wo er Vorlesungen hielt, und seit 1804 war er der Begleiter von Neckers Tochter, der Frau von Staël, welche Goethe an ihn empfohlen hatte. Er reiste mit ihr nach Italien, Dänemark und Schweden. Während der Kriege von 1813 und 1814 stand er als Sekretär im Dienste des Kronprinzen von Schweden, dessen Proklamationen er zumeist verfaßte. Nach dem Friedensschlusse mit Frankreich lebte er bis zu dem Tode der Frau von Staël (1817) auf deren Landsitz Coppet am Genfersee. Im folgenden Jahre wurde er an der neugegründeten Universität Bonn als Professor der Literatur angestellt, wo er bis an

seinen Tod den 12. Mai 1845 in vielseitigster Weise tätig war. Seit 1815 nannte er sich auf Grund eines seinem Urahn von Kaiser Ferdinand III. erteilten Adelsdiploms von Schlegel. In seinem Auftreten war seitdem etwas gesucht Vornehmes. Er ging selten über die Straße, meist ritt er und trug deshalb Sporen, oder er fuhr, sogar in das Kolleg, in seiner gelben, den Bonnern höchst auffälligen Kalesche Im modernsten Aufzuge mit Glacéhandschuhen bestieg er das Katheder, sein Diener in der „freyherrlichst Schlegelschen Hauslivree", wie Heine erzählt, schritt ihm mit zwei silbernen Armleuchtern, in denen Wachskerzen brannten, voraus und blieb während der Vorlesung zur Seite seines Herrn stehen, um die Lichter zu putzen. Auf seinen Adel legte er ein so großes Gewicht, daß er Briefe, deren Adresse das „von" nicht enthielt, nicht annehmen wollte.

Schlegels eigene Dichtungen (u. a. das nach dem Muster von Goethes Iphigenie gedichtete Schauspiel „Ion", die Romanze „Arion") zeichnen sich durch große Formvollendung aus, sind aber meist ohne tieferen poetischen Gehalt. Dagegen hat er Großartiges als Übersetzer (vgl. S. 169 f.) geleistet, und wenn auch sein eitler Selbstruhm in einem seiner Sonette darin fehlgreift, daß er sich als Dichter — „aller, die es sind und waren, Besieger" nannte, so ist doch der Schluß zutreffend, so wünschenswert es auch gewesen wäre, daß er anderen dieses Urteil überlassen hätte. Er sagt: Dichtungen.

„Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel."

So viele Vorzüge man neueren Übersetzern des großen Briten, insbesondere Otto Gildemeister und Bodenstedt, zuerkennen muß, August Wilhelm Schlegel hat doch die Bahn für die Kunst der Übersetzung gebrochen, und seine Shakespeare-Übersetzung (Romeo, Sommernachtstraum, Cäsar, Was ihr wollt, Sturm, Hamlet, Kaufmann, Wie es euch gefällt, K. Johann, Richard II., Heinrich IV., V., VI., Richard III.; vgl. S. 169) wird stets eine klassische genannt werden müssen. „Was Shakespeare in voller Unabhängigkeit geschaffen," sagt Karl Goedeke, „schuf der von ihm völlig abhängige Übersetzer mit der Kraft und Gewalt, der Anmut und Laune eines ursprünglichen Dichters nach. Die mühsamste Arbeit, wenigstens an den ersten, mit größter Sorgfalt gefertigten Stücken, erschien wie freier Erguß und leichtes Spiel. Mit vollem Recht nannte er sich den Schöpfer und das Bild der Regel. Und beides war er auch bei Dante und Calderon, von deren Wesen vor ihm noch keines deutschen Übersetzers Kunst eine Ahnung gehabt hatte." Wertvoll waren auch seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" und seine Sanskritstudien („Indische Bibliothek"). Übersetzungen.

Friedrich Schlegel, geb. den 10. März 1772 in Hannover, war fünf Jahre jünger als sein Bruder August Wilhelm. Erst im sechzehnten Lebensjahre kam er zum Bewußtsein seiner wissenschaftlichen Bestimmung und zum Studium, nachdem er bis dahin in einem Leipziger Handelshause die Kaufmannschaft erlernt hatte. In kurzer Zeit holte er die ihm fehlenden Schulkenntnisse nach und studierte darauf in Göttingen und Leipzig Philologie und Geschichte. Darauf ging er nach Jena, wo er in dem „Athenäum" seines Bruders die Grundsätze der romantischen Schule mit so persönlichem Eintreten verfocht, daß man ihn oft als ihr eigentliches Haupt bezeichnet hat. Das Ideal der Romantiker, „daß die Poesie vom Leben nicht getrennt werden, vielmehr das ganze Leben in Poesie gleichsam eingetaucht werden müsse," suchte er in seinem Roman „Lucinde" (1799) durch eine Verherrlichung des griechischen Hetärentums, d. h. der „freien Liebe" auf Kosten der „prosaisch- Friedrich v. Schlegel.

philiströsen Ehe" zu verwirklichen. Dieser unvollendet gebliebene künstlerisch höchst mangelhafte Roman, der einen raffinierten Kultus der Sinnlichkeit predigt, und in dem sich, wie Haym nachweist, sein eigenes Leben vielfach widerspiegelt, fand damals in vielen Kreisen großen Beifall.

Schleiermacher.

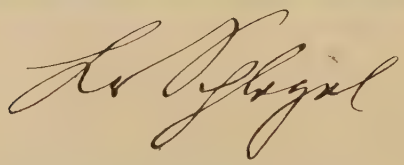


Abb. 93. Friedrich von Schlegel.
Nach der Zeichnung von Auguste von Buttlar; gestochen von J. Axmann. (Ausschnitt.)
Unterschrift eines Briefes aus der Autographensammlung † Georg Kestners.

Selbst der berühmte Berliner Prediger **Friedrich Schleiermacher**, der um dieselbe Zeit seine von den Romantikern wie ein neues Evangelium begrüßten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" herausgab, nahm das sittlich wie ästhetisch gleich widerwärtige Buch in seinen anonym erschienenen „Vertrauten Briefen über die Lucinde" in Schutz, was sich zum Teil daraus erklärt, daß er damals mit Schlegel im freundschaftlichsten Verkehr lebte und von der neuen Schule ganz bezaubert war. Am 21. November 1768 zu Breslau geboren war Schleiermacher in der Brüdergemeinde zu Niesky und auf dem Gymnasium zu Barby erzogen, hatte in Halle Theologie studiert und war nach mehreren Zwischenstationen als Prediger an der Charité in Berlin angestellt. Neben den „Reden über die Religion" griffen die ein Jahr später erscheinenden „Monologen, eine Neujahrsgabe dargebracht dem neuen Jahrhundert" (1800) tiefbewegend in die Zeit ein. Von 1804—1806 wirkte er als Professor und Universitätsprediger in Halle, danach kehrte er wieder nach Berlin zurück. 1809 wurde er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, hielt daneben patriotisch-zündende Vorlesungen vor einem größeren

Publikum und übernahm 1810 eine Professur der Theologie an der neugegründeten Universität Berlin. Er starb daselbst den 12. Februar 1834.

Friedrichs Bruder hatte ihm den Druck der „törichten Rhapsodie“ aufs ernstlichste widerraten. Am schärfsten sprach sich Schiller dagegen aus. Er erklärte den Roman „für den Gipfel moderner Unform und Unnatur“ und meinte, „das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht“. — Schlegel selbst mochte wohl später ähnlich denken; von der Gesamtausgabe seiner Werke hat er das anstößige Buch ausgeschlossen. Die Doktrin der „Lucinde“ fand übrigens nicht nur Zustimmung, sondern auch praktische Befolgung innerhalb und außerhalb der romantischen Schule. Friedrich Schlegel selbst übertrug sie in das Leben, indem er die an den jüdischen Kaufmann Veit verheiratete Tochter Moses Mendelssohns, die seine Grundsätze teilte, vermochte, 1802 ihren Mann und ihre zwei Söhne zu verlassen und mit ihm nach Paris zu gehen. Sie war dort seine Studiengenossin und entschloß sich, ein Jahr nach ihrer Entführung mit ihm in Köln zur katholischen Kirche überzutreten. Einige Jahre später ging er nach Wien, wo er Sekretär bei der Hof- und Staatskanzlei wurde. Im Jahre 1809 wurde er dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl beigegeben und entwarf dort die vortrefflichen österreichischen Proklamationen gegen Napoleon. Neben seinen diplomatischen Geschäften hielt er in Wien Vorlesungen über die neuere Geschichte und über die Geschichte der älteren und neueren Literatur. Sein Haus bildete damals den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Wien. Die Seele des sich dort versammelnden Kreises war seine geistreiche Frau Dorothea, die auch als Schriftstellerin mit einem Roman „Florentin“ hervortrat und sich bei der von ihrem Manne herausgegebenen Sammlung von romantischen Dichtungen des Mittelalters beteiligte. Eichendorff, der damals auch in Wien lebte und ihr zuerst seinen Roman: „Ahnung und Gegenwart“ im Manuskripte vorlegte, erzählt von ihr, daß sie in späteren Jahren der literarischen Tätigkeit ganz entsagt habe. Als jemand, der sie einst emsig Hemden nähend antraf, ihr deshalb einen Vorwurf machte, erwiderte sie lächelnd: „Es gibt schon zu viele Bücher in der Welt, aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viele Hemden gäbe.“ Nach dem Kriege wurde

Lucinde.

Abb. 94. Daniel Friedrich Schleiermacher.
Nach der Zeichnung von H. Lips.

Schlegel 1815 zum österreichischen Legationsrat ernannt und als solcher der österreichischen Gesandtschaft beim Frankfurter Bundestage beigegeben. 1819 kehrte er in seine frühere Stellung in Wien zurück und nahm daneben seine Vorlesungen wieder auf. Im Winter 1828 hielt er in Dresden, wohin ihn Privatangelegenheiten geführt hatten, Vorlesungen über die „Philosophie des Lebens", wurde aber inmitten derselben vom Schlage gerührt, infolgedessen er am 11. Januar 1829 starb.

Fr. Schlegels Dichtungen.

Auch Friedrich Schlegels Bedeutung lag nicht in seinen Gedichten; ja er war gar kein Dichter. Sein ungeheuerliches Trauerspiel „Alarcos", das — von Goethe auf die Weimarer Bühne gebracht — von dem Publikum durch ein schallendes Gelächter verurteilt wurde, ist dafür ebensosehr ein Beweis wie „Lucinde". Einige ganz ansprechende lyrische Gedichte („Bei der Wartburg" — „Gelübde" — „Im Spessart" u. a.) können dieses Urteil nicht umstoßen. Dagegen ist er durch sein Werk: „Über die Sprache und Weisheit der Indier" ein Bahnbrecher für das Sanskritstudium geworden, und durch seine „Vorlesungen über die Geschichte der Literatur" hat er den ersten Grund gelegt zu der neuen Wissenschaft der Literaturgeschichte.

Weit bedeutender als die beiden Schlegel war der Berliner **Ludwig Tieck**, ein glänzendes Talent, wenn auch kein großer, schöpferischer Dichter, der gewöhnlich als das Haupt der romantischen Schule angesehen wird.

Tiecks Leben.

Ludwig Tieck, der Sohn eines Seilermeisters, wurde am 31. Mai 1773 in Berlin geboren. Auf dem Gymnasium schloß er mit Heinrich Wackenroder einen innigen Freundschafts- und Gesinnungsbund, beschäftigte sich auf der Universität Göttingen vorwiegend mit der neueren Literatur, besonders mit der englischen. Aus diesen Studien ging damals die Bühnenbearbeitung des „Sturm" von Shakespeare hervor. Nachdem er dann einige Zeit in Berlin und Hamburg gelebt und durch zahlreiche Schriften, vor allem durch seinen Roman „William Lovell", sich einen Namen gemacht hatte, heiratete er 1798 die Tochter des Hamburger Pastors Alberti, eines Hauptgegners des Pastors Goeze (I, 405 f.). Vom Herbst 1799 bis zum Juni 1800 lebte er zu Jena im traulichen Verkehr mit den Brüdern Schlegel, den Philosophen Schelling und Fichte, und Novalis. Es war die Glanzzeit der neueren Schule, die in Tieck ihren Führer sah und ihn in der Herausgabe des „Poetischen Journals" unterstützte. Die nächsten Jahre verlebte er

Abb. 95. Ludwig Tieck.
Nach der Natur gezeichnet von Gießmann.

in Dresden; 1804 unternahm er mit seiner Schwester Sophie, die sich an seinen literarischen Unternehmungen beteiligte und auch einen Roman „Evremont" im Sinne der Schule schrieb, seinem Bruder Friedrich, dem Bildhauer, und dem später als Kunsthistoriker und Novellist bekannt gewordenen Freiherrn von Rumohr eine Reise nach Italien, wohin er jedoch, durch Krankheit in München aufgehalten, erst im Sommer 1805 gelangte. In Rom studierte er mittelhochdeutsche Dichtungen in den Handschriften des Vatikans. Ein Ergebnis dieser Studien war u. a. die Herausgabe des „Frauendienstes" von Ulrich von Lichtenstein (vgl. I, 155 f.). Im Herbst 1806 nach Deutschland zurückgekehrt genoß er lange die Gastfreundschaft des Grafen Finkenstein auf dessen Gut Ziebingen bei Frankfurt a. O. und ging dann nach Wien, wo sein Freund Friedrich Schlegel eine einflußreiche Stellung gewonnen hatte. Da er aber nicht wie jener zur katholischen Kirche übertreten mochte, eröffneten sich ihm dort keine Aussichten, und er mußte sein bisheriges Wanderleben fortsetzen. So finden wir ihn denn bald darauf in München, dann in Prag, endlich 1817 in London, wo er Quellenstudien über das altenglische Theater und Shakespeare machte. Nach der Rückkehr aus England ließ er sich 1819 dauernd in Dresden nieder, wo er, Goethe nachfolgend, sich vorzüglich auf die Novellendichtung legte und seine weitberühmten Vorlesungsabende eröffnete. 1825 wurde er mit dem Titel Hofrat zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt. Nachdem er siebzehn Jahre in dieser Stellung gewirkt hatte, berief ihn 1841 der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der „Romantiker auf dem Throne", nach Berlin, zunächst um als bühnenkundige Autorität die Einstudierung der „Antigone" zu überwachen. Zugleich wurde ihm eine ansehnliche Pension und der Titel eines Geh. Hofrates bewilligt. Im Sommer zog er seitdem mit seinem Könige regelmäßig nach Potsdam, und zwar in einer Kutsche, weil ihm der Dampfwagen verhaßt war. Hier bewohnte er das ihm von seinem königlichen Freunde in der Obeliskenstraße angewiesene Haus, das an dem Steinbilde einer Muse über dem Eingang kenntlich ist. Trotz seines schwächlichen Körpers und der ihn seit seinem 30. Jahre heimsuchenden Gicht erreichte Tieck ein hohes Alter; er starb am 28. April 1853 zu Berlin, fast achtzigjährig.

Tiecks Werke.

In vollen sechzig Jahren (1790—1849) hat Ludwig Tieck eine ungemein fruchtbare Schriftstellertätigkeit entfaltet. 1790 debütierte er mit einem Idyll „Almansur"; 1849 ließ er sein letztes Werk erscheinen, einen „Epilog zur 100jährigen Geburtstagsfeier Goethes". Und doch war er kein eigentlich produktives Dichtergenie, sondern nur ein reiches Talent, das sich in die verschiedensten Zeiten und Geister hineinzuleben und daraus ein Neues zu gestalten verstand. So ist gleich als eines seiner Hauptverdienste voranzustellen, daß er die alten Sagen und Märchen zu neuem Leben erweckt hat. Bald in Prosa, bald in Versen, meist dramatisiert, hat er die Erzählungen von Blaubart und Rotkäppchen, vom kleinen Däumling, von Fortunat und Melusine u. s. w. in neue kostbare Gewande gekleidet und sie im „Phantasus" vereint herausgegeben.

Genoveva.

Der Charakter der romantischen Schule tritt besonders in seinem Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva" hervor. Darin waltet eine durchaus katholische Weltanschauung. Gleich im Eingange erscheint „der wackere Bonifacius" und ruft Deutschland in den Schoß der römischen Kirche zurück. Genoveva ist die Kirchenheilige, von der es am Schlusse heißt:

„Nun beten Fromme, wann sich Wetter türmen,
Im harten Kampfe mit dem alten Drachen:
Ora pro nobis, sancta Genoveva!"

In allen dramatischen Stücken Tiecks, die zur Aufführung durchweg ganz ungeeignet sind, herrscht ein ironisch-polemischer Charakter vor; mit einer trefflichen Komik kämpft er darin gegen das Philistertum in Leben und Poesie; so in dem „Blau-

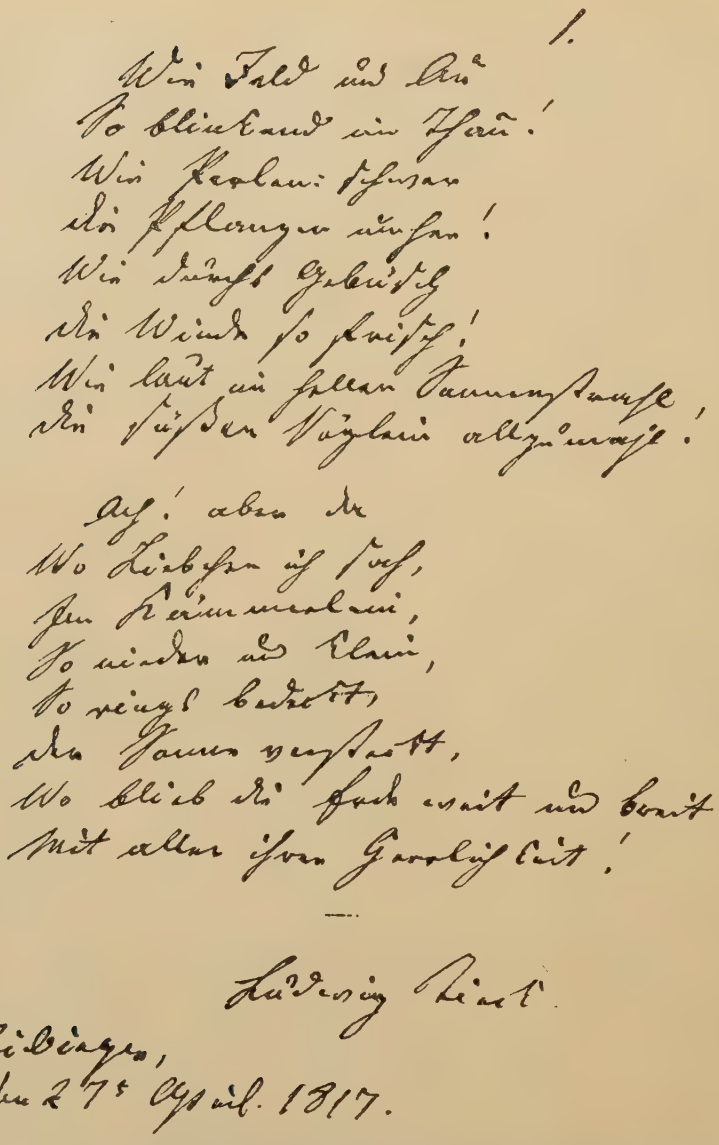


Abb. 96. Ludwig Tiecks eigenhändige Abschrift eines Gedichtes von F. G. Jacobi (vgl. I, 337), Nach dem Autograph im Besitz der Verlagsbuchhandlung.

Gestiefelter Kater.

bart" gegen die Ritterromane, so in dem „Gestiefelten Kater", in welchem der König das ancien régime vor der Revolution, der Popanz die kurze Volksherrschaft, Gottlieb die moderne Regierungsweise und der Kater den Genius des Fortschritts darstellt. Daneben wird das theatralische Unwesen der Zeit, insbesondere Iffland und Kotzebue, verspottet.

„Prinz Zerbino" ist eine Fortsetzung des „Gestiefelten Katers". Gottlieb ist König geworden, den Kater hat er zum Minister gemacht. Gottliebs Sohn Zerbino, eine krankhafte Natur, unternimmt eine Reise nach dem guten Geschmack, den er nirgends findet, bis er in den Zaubergarten der Poesie gelangt. Aber sein eigener Hund, der ihm entsprungen und heimgekehrt ist, wird Unterrichtsminister und rottet als solcher allen alten romantischen Aberglauben, auch den an die Poesie, aus. Als der Prinz endlich anlangt, wird er für verrückt erklärt und so lange eingesperrt, bis er alle Poesie abschwört. Dieses Lustspiel kam zusammen mit den erzählenden Sagen: „Vom getreuen Eckart" und vom „Tannhäuser" unter dem von ihm mit vollster Unbefangenheit gewählten Titel: „Romantische Dichtungen" noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts heraus; das wurde die Veranlassung, daß der Jenaische Kreis hinfort „romantische Schule" genannt wurde. Zerbino.

Nach dem bekannten Volksbuch hat Tieck den „Kaiser Octavianus" dramatisiert, der als „der Gipfel der romantisch-phantastischen Dichtung" gilt. In dem Vorspiel dazu, „der Aufzug der Romanze", erzählt die „Romanze" von ihrem Vater, dem Glauben, und ihrer Mutter, der Liebe, und gebietet dann: Octavianus.

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!"

Danach wird in einer Überfülle von Personen in der neubelebten Legende die ganze Geschichte des Christentums vorgebildet —: die Trennung der heidnischen Völker und ihre Vereinigung zu einer einigen Gemeinde durch die Kirche. In einer sehr verworrenen Weise und unglaublichen Stoffanhäufung erstrebt der Dichter eine allegorisch-symbolische Verherrlichung des Mittelalters. Das lyrische Element herrscht durchaus vor: Julian Schmidt meint, das Ganze sähe aus „wie eine Sammlung lyrischer Gedichte". Aber soviel Schönheiten man in diesem Stück auch herausfinden mag, es ist doch weit über Gebühr und Verdienst gepriesen worden und erscheint uns jetzt kaum noch lesbar. Das dreimal im Prolog wiederholte Wort von der „mondbeglänzten Zaubernacht" ist zum Losungswort für und wider die Romantik geworden. Uhland, der übrigens selbst daraus hervorgegangen, hat ihre Übertreibungen in seiner Glosse: „Der Romantiker und der Rezensent" über dieses Tiecksche Motto sehr ergötzlich verspottet.

Auch Tiecks Lyrik ist überschätzt worden. Es ist ja nicht zu leugnen, daß häufig innige und melodische Töne daraus erklingen und ein stiller Friede darin atmet, aber es ist in den meisten seiner Lieder doch zu wenig Gehalt und zu viel Getändel mit dem Wohllaut. Was er einmal singt: „Süße Liebe denkt in Tönen, denn Gedanken stehn zu fern" tritt nur zu oft darin hervor. In seiner Glosse „der Rezensent" macht sich Uhland darüber lustig: Lyrische Gedichte.

„Schönste, du hast mir befohlen
Dieses Thema zu glossieren;
Doch ich sag' es unverhohlen:
Dieses heißt die Zeit verlieren,
Und ich sitze wie auf Kohlen.
Liebet ihr nicht, stolze Schönen,
Selbst die Logik zu verhöhnen,
Würd' ich zu beweisen wagen,
Daß es Unsinn ist, zu sagen:
‚Süße Liebe denkt in Tönen'" 2c.

Unter seinen Romanzen kommt „Der getreue Eckart" der edlen Einfalt mittelalterlicher Epik am nächsten. Tiecks Übersetzung der Minnesänger ist, wie die seiner Vorgänger Gleim, Hölty und Voß, längst überholt worden, aber es ist sein unbestreitbares Verdienst, eine richtigere Würdigung dieser Poesie angebahnt zu haben, wie sein „Deutsches Theater" eine Reihe älterer Stücke von Hans Sachs u. a. aus der unverdienten Vergessenheit herausriß. Ebenso hat er uns mit dem altenglischen Theater bekannt gemacht und im Verein mit A. W. Schlegel uns das Verständnis für Shakespeare eröffnet (S. 163). Allerdings ist sein Anteil an der berühmten Übersetzung kaum nennenswert. Nachdem A. W. Schlegel Übersetzungen.

innerhalb der Jahre 1797—1810 siebzehn Dramen Shakespeares (vgl. S. 163) übersetzt hatte und der Arbeit müde war, übernahm — nach langwierigen Unterhandlungen — Tieck die Fortsetzung, aber er kam nicht zur Ausführung. Seine ungewöhnlich begabte, aber hierfür wenig ausgerüstete Tochter Dorothea entschloß sich für ihn einzutreten und übersetzte sechs Stücke, darunter Coriolan und Macbeth.

Baudissin. Zu ihrer Hilfe kam der Freund des Hauses **Wolf Graf Baudissin** (geb. 1789 zu Rantzau, gest. 1878 zu Dresden) und übersetzte in weniger als drei Jahren zwölf Stücke (später noch ein dreizehntes, woran sie tätigen Anteil nahm). Abends wurde das am Tage Vollendete vorgelesen, dabei machte dann Tieck seine Bemerkungen, die oft recht einschneidender Art waren, übersetzte auch wohl eine Stelle eigenhändig neu — das war sein ganzer Anteil. Der großherzige Graf Baudissin aber überließ Tieck nicht nur die Ehre des Namens, sondern auch das Honorar, das er für seines Freundes Tochter bestimmte. Wie bereits früher (I, 114, 119) erwähnt, verdanken wir dem Grafen Baudissin auch mehrere treffliche Übertragungen aus unserer mittelhochdeutschen Poesie, und außerdem eine meisterhafte Verdeutschung des ganzen Molière. Dagegen ist die im ganzen noch unübertroffene Übersetzung

Quixote. des Don Quixote Tiecks eigenstes Werk.

Am meisten Anklang fand Tieck seinerzeit als Novellendichter. Als erzählender Dichter war er schon in den neunziger Jahren hervorgetreten mit „Peter Leberecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten", worin die Siegwart- und Werther-Romane verspottet werden, und mit „William Lovell", einem ziemlich unreifen Machwerk, das einen sentimentalen Don Juan zum Helden hat, der nach zahllosen Liebesabenteuern, an Leib und Seele verkommen, zuletzt im Duell erschossen wird. — Viel

Franz Sternbald. bedeutender war sein nächstes Werk, der Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen". Der Held dieser „altdeutschen Geschichte", der an sentimentaler Kunstsehnsucht förmlich krankt, hat bei Albrecht Dürer in Nürnberg die Malerei gelernt und geht nun auf die Kunstwanderschaft, zuerst in die Niederlande, dann nach Italien, um sich im Umgang mit den großen Meistern in seiner Kunst weiter auszubilden. Dort findet er seine Geliebte, die er vor Jahren flüchtig erblickt und nie vergessen, und darf sie sein nennen; dort gelangt er zu dem Ideal der Kunst, wie es die romantische Schule in ihren Grundsätzen von der religiösen Heiligung derselben aufstellte. Voll überschwenglicher Phantastik wird dieses Kunstthema durch das ganze Buch verfolgt, ja es wird gegen die Kirche der Reformation protestiert, weil sie das Schöne aus den Kirchen verbannt habe.

Der Keim zu „Sternbalds Wanderungen" liegt in dem Brief eines „jungen deutschen Malers in Rom an seinen Freund in Nürnberg", der in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" enthalten ist. Dieser Klosterbruder war aber niemand anders als Tiecks schwärmerischer Jugendfreund

Wackenroder. **Wilhelm Wackenroder** (1773—1798), der Kunst und Religion fast identifizierte, und unbestreitbar viel dazu beigetragen hat, die altdeutsche Malerei wieder in Aufnahme zu bringen und die deutsch-romantische Malerschule ins Leben zu rufen.

Tiecks Novellen. Die Haupttätigkeit Tiecks auf dem Gebiete der Novelle begann im Jahre 1821 mit der Erzählung „Die Gemälde", auf welche Jahr für Jahr eine große Reihe anderer folgten. Man hat diese Novellen soziale genannt, weil sie von allem Märchenhaften absehend ihre Stoffe dem wirklichen Leben, zumeist der Gegenwart entnahmen. „So führte derselbe Dichter," sagt Treitschke, „der sich einst am weitesten in den Zaubergarten der Romantik verloren hatte, jetzt eine ganz neue, ganz moderne Kunstgattung in Deutschland ein — er wollte wie die alten italienischen Novellendichter ein überraschendes, außerordentliches Ereignis aus der Wirklichkeit in spannender, rasch ansteigender Erzählung darstellen, aber zur klassischen Vollendung gelangte er auch hier nicht. Die Goethesche Ehrfurcht vor dem ‚Wirklichen', die epische Ruhe bleibt ihm fremd. Er konnte es nicht lassen, beständig selber aus dem Rahmen der Erzählung hervorzuschauen, so daß dem Leser die

geistreichen Bemerkungen des Dichters über Kunst, Religion, Gesellschaft oft wichtiger erschienen als die Novelle selbst — — — aller seiner Schrullen war der alte Romantiker dabei nicht Herr geworden. Immer wieder störte er den Lesern ihren Glauben durch willkürliche Einfälle und unmögliche Erfindungen oder gar durch den schlechthin unpoetischen Spuk des Tollhauses. Gleichwohl errangen diese Novellen, die uns heute so fremd anmuten, einen großen und berechtigten Erfolg; denn sie wiesen unserer erzählenden Dichtung ein neues Ziel, das der nationalen Empfindung zusagte."

In einigen seiner Erzählungen tritt eine sehr auffällige Leichtfertigkeit in sittlichen Dingen hervor; so in dem „Jungen Tischlermeister" und besonders in seiner letzten Novelle „Viktoria Accorombona" (1840), in der die Ehe und die soziale Stellung der Frau geradezu frivol behandelt wird. Dagegen verdienen andere noch heute gelesen zu werden, so das „Dichterleben", dessen Held Shakespeare ist, und das Gegenstück dazu, „Der Tod des Dichters", in welchem die unglückliche Liebe des portugiesischen Dichters Camoens zu Katharina de Attayde und sein tragisches Ende geschildert wird. Die historische Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen", in der das schwärmerische Treiben der Camisarden und ihr begeisterter Kampf gegen Ludwigs XIV. Kriegerscharen ergreifend und plastisch anschaulich dargestellt wird, ist leider unvollendet geblieben. Von den kleineren Erzählungen verdienen eine Auszeichnung „Die Gesellschaft auf dem Lande", die den Übergang von der alten zur neuen Mode und das Abschneiden des Zopfes sehr ergötzlich schildert, ferner „Musikalische Leiden und Freuden" und vor allem die allerliebste Geschichte: „Des Lebens Überfluß".

Eine Auswahl der dramatischen und novellistischen Werke Tiecks (einschließlich der von ihm und Wackenroder gemeinsam geschriebenen „Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst") hat Jakob Minor in drei Bänden in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" mit orientierenden Einleitungen herausgegeben.

Die ganze innere Geschichte der romantischen Schule, ihre Wahrheit und ihre Verirrung, spiegelte sich am deutlichsten in **Novalis** (von Hardenberg) ab, einem Dichter, der seinen Gesinnungsgenossen, auch vielen seiner Zeitgenossen überhaupt als der tiefste galt, und für den auch die moderne Welt noch am meisten Verständnis und zum Teil sogar aufrichtige Verehrung hat.

Hardenberg. **Friedrich von Hardenberg**, in der deutschen Dichtung unter dem Namen Novālis*) bekannt, wurde am 2. Mai 1772 auf dem Familiengute Oberwiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren. Von seinen Eltern, die der Brüdergemeinde nahestanden, erhielt er eine fromme Erziehung; in früher Jugend trat schon seine Neigung zur Poesie hervor. Im Herbst 1790 bezog er die Universität Jena, um Jura zu studieren. Fichte und Schelling gehörten dort zu seinen Lehrern; vor allem aber fühlte er sich von Schiller ergriffen, in dem er „den Erzieher des künftigen Jahrhunderts" erblickte. Schiller verdankte er auch die richtige Würdigung einer praktischen Lebenstätigkeit, der er sich dann in Leipzig und Wittenberg mit vollem Ernste hingab. 1794 trat er — nach ehrenvoll bestandenem Examen — zu Tennstädt bei Langensalza in die kursächsische Verwaltung ein. Der Ernst des Ge-

*) Nach Angabe der 1873 von einem Gliede der Familie auf Grund des Familien- Novalis. archivs herausgegebenen Biographie kommt der Name von einer Seitenlinie des Geschlechtes her, welche sich im 16. Jahrhundert de Novāli nannte. Vielleicht ist das Wort aber nur eine ungefähre Übersetzung des deutschen Namens Hardenberg; denn das lateinische novālis bezeichnet einen Neubruch, ein zum Acker umgepflügtes Waldland (Hard = Wald), und kann auch für einen umgeackerten „Waldberg" stehen, was die eigentliche Bedeutung von Hardenberg ist.

schäftslebens verhinderte ihn nicht, seinen Geist nach allen Seiten fortzubilden. Tiefer entwickelt wurde sein innerstes Wesen durch die Liebe zu der kaum dreizehnjährigen Sophie von Kühn, die im Frühjahr 1796 seine Braut, aber bereits am 19. März 1797 — zwei Tage nach ihrem fünfzehnten Geburtstage — ihm durch den Tod entrissen wurde. Der Schmerz über diesen herben Verlust, zu dem noch der eines ihm besonders nahe stehenden Bruders kam, brachte eine innere Lebenswandlung in ihm hervor, die in seinen „Hymnen an die Nacht" einen tiefpoetischen Ausdruck fand. Eine krankhafte Sehnsucht nach dem Tode sprach sich darin aus, aber auch der einfache Glaube seiner Kindheit kam darin wieder zu erneutem Leben. Die Wissenschaft half ihm die Todeslust überwinden. Im Herbst 1797 bezog er die Bergakademie zu Freiberg, um tiefer in die Naturwissenschaften einzudringen und einige für seinen Beruf nötige Fachstudien zu treiben. Seinen dortigen Lehrer, den genialen Mineralogen und Geologen Werner, hat er in dem „Meister" seines unvollendeten Romans: „Die Lehrlinge von Sais" verewigt. Dort erwachte eine neue bräutliche Liebe zu Julie, der Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, und er verlobte sich mit ihr. Die Jahre dieser zweiten Brautzeit 1799 und 1800, waren auch die Blütezeit seines poetischen Schaffens. Durch Friedrich Schlegel, der ihn von seiner Leipziger Studienzeit her kannte, kam er in die Gemeinschaft der Romantiker, für die er „durch seine innerste Natur vorherbestimmt" war. Im Herbst 1799 las er dem poetischen Freundeskreise in Jena seine „geistlichen Lieder" vor, von denen manche („Wenn alle untreu werden" — „Wenn ich ihn nur habe") in viele Gesangbücher christlicher Gemeinden übergingen, wie sie denn nur einzelne Teile eines Gesangbuches sein sollten, das er mit Tieck gemeinsam zu bearbeiten beabsichtigte. Neben einer tief innigen, wenn auch stark subjektiven Liebe zum Heiland tritt in einigen dieser Lieder ein mystisch-pantheistischer und daneben ein idealisierend katholischer Zug hervor, welche beide auch in seinen Prosaschriften oft merkwürdig zusammenklingen. An die Mariendichtung des Mittelalters erinnert es, wenn er ausruft:

Abb. 97. Friedrich von Hardenberg.
Nach dem Stich von Eduard Eichens. (Ausschnitt.)

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

Auf Tiecks Anregung folgte den geistlichen Liedern sofort der Entwurf eines großen Romans, in welchem Novalis seine gesamte Weltanschauung dichterisch darzustellen beabsichtigte. Es war dies der kaum zur Hälfte vollendete „Heinrich von Ofterdingen", in dem ein vollständiges Programm der romantischen Schule hervortritt. Poesie und Leben sollte darin als eines und die Poesie als Führerin zur himmlischen, weltverklärenden Weisheit erscheinen. Das wird dargestellt in der „sinnbildlichen Geschichte eines idealen Dichters, für welchen der sagenhafte Name des mittelalterlichen Heinrich von Ofterdingen (vgl. I, 150 ff.) den Rahmen, des Verfassers eigenes Lebensgeschick und Ideal den Inhalt hergibt. Willibald Beyschlag skizziert den Entwurf in folgenden Worten: „Der werdende Dichter geht zuerst, durch bedeutungsvollste Welteindrücke vorbereitet, dem höchsten Lebens- und Liebesglücke rasch entgegen, wird hierauf ins tiefste Leid hinabgetaucht und ein Genosse der Toten, um dann, gereift und geweiht durch die erfahrene Höhe und Tiefe des Herzenslebens, die Welt des objektiven Geistes, das Reich der Geschichte (Italien), der Kunst (Griechenland) und der Religion (Orient) zu durchwandern. Nachdem er so zur Vollendung durchgedrungen, wird er verklärt und löst nun in seiner Verklärung die Aufgabe, die ihm auf dem ahnungsvollen ersten Höhepunkte seines Lebens in Märchenform prophetisch vorgehalten war, die Aufgabe, das goldene Zeitalter der Weltvollendung herbeizuführen." Ein zweites Losungswort für die Romantik findet sich in diesem Roman. Es ist die „blaue Blume", welche Heinrich von Ofterdingens Sehnsucht erfüllt. Novalis hat sie der deutschen Sage entnommen. Jakob Grimm nennt sie in seiner Deutschen Mythologie — „die ungenannte blaue Wunderblume, welche dem Hirten, wenn er sie unversehens aufgesteckt hat, plötzlich die Augen öffnet und den bisher verborgenen Eingang zum Schatz entdeckt".

Heinrich v. Ofterdingen.

Einige der anmutigsten weltlichen Lieder von Novalis sind in diesem Romanfragment enthalten. Ich nenne zwei daraus. Das „Lied des Bergmannes" hebt an:

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt,

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh' ꝛc.

Ein anderes preist den Wein:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen;
Der zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß,
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt ꝛc.

Mitten aus seinem poetischen Schaffen sollte Novalis jäh herausgerissen werden durch den Tod. Seit 1799 arbeitete er in Weißenfels als Assessor bei

den kurfürstlichen Salinen; eine erledigte Amtshauptmannsstelle war ihm zugesagt, und die Hochzeit mit seiner Julie war bereits anberaumt, als die ersten Anzeichen eines schweren Brustleidens hervortraten. Dasselbe machte reißend schnelle Fortschritte und raffte ihn in der Blüte seiner Jahre, am 25. März 1801, im noch nicht vollendeten 29. Jahre fort aus der Mitte der Lebenden. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages ist ihm 1872 auf dem Kirchhofe zu Weißenfels ein Denkmal errichtet worden. Novalis' Schriften wurden zuerst 1802 von Tieck und Fr. Schlegel herausgegeben. Dem 1846 erschienenen dritten Bande war ein kurzes Lebensbild beigefügt. 1887 erschien ein ausführlicheres Lebensbild von A. Schubart, welches auf Grund der älteren und neueren Veröffentlichungen u. d. T. „Novalis' Leben, Dichten und Denken" den Zusammenhang zwischen dem Leben und Dichten des tiefsinnigsten der Romantiker darzustellen versucht.

In die Fußstapfen der Häupter der romantischen Schule traten seit 1802 verschiedene weitere romantische Kreise, teils in Heidelberg, teils in Berlin, teils auch in Dresden, die alle ihre Anregungen von der Schlegelschen Kunstlehre, der Novalis-Tieckschen Dichtung und der Fichte-Schellingschen Philosophie empfangen hatten, aber dieselben verschiedenartig entwickelten. So vor allem die leiblich und geistig verwandten Dichter **Clemens Brentano** und **Achim von Arnim**, dessen Frau **Bettina** erst nach Goethes Tode mit ihrem bekannten Buche: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" hervortrat.

Brentano.

Clemens Brentano, ein geborener Katholik und Enkel der Schriftstellerin Sophie von La Roche (I, 387 f.), geb. d. 8. September 1778 zu Thal-Ehrenbreitstein im Hause seiner Großeltern, bäumte sich gegen den ihm widerwärtigen kaufmännischen Beruf so energisch auf, daß sein Vater, ein aus dem Mailändischen eingewanderter reicher Frankfurter Kaufherr, der in zweiter Ehe Sophiens Tochter Maximiliane geheiratet hatte, ihn seinen literarischen Neigungen überließ. Nach des Vaters Tode ging er 1797 nach Jena, wo er sich den Romantikern begeistert anschloß. Einige seiner besten Lieder: „Die lustigen Musikanten", „Lorelei", stammen aus jener Zeit. Die „Lore Lay", wie Brentano sein (zuerst 1800 im „Godwi" auftretendes) Lied betitelte, ist übrigens eine vierundzwanzig Jahre vor Heines Gedicht von ihm selbständig erfundene Sage und stammt nicht aus alter Zeit. Die zahlreichen Lorelei-Dichtungen (von Heine, Eichendorff 2c.) sind erst nach der von Brentano entstanden. Das wilde Leben und Treiben, das er damals mit den romantischen Genossen führte, spiegelt sich ab in seinem ersten Roman: „Godwi", den er selbst einen „verwilderten Roman" nannte, und der in der Tat der „Lucinde" an innerer Gehaltlosigkeit und Unsittlichkeit nicht nachsteht. Nach einem höchst abenteuerlichen und unsteten Wanderleben am Rhein und an der Donau, während dessen er nach dem Tode seiner ersten Frau ein romantisches Ehebündnis geschlossen und wieder gelöst hatte, bekehrte er sich im Jahre 1817, bereute in leidenschaftlich lauter Weise seine früheren Verirrungen und zog sich zwei Jahre später ganz in das westfälische Kloster zu Dülmen zurück, wohin ihn das Interesse für die stigmatisierte „Heilige" Anna Katharina Emmerich zog, deren Betrachtungen er aufschrieb und später veröffentlichte. Nach ihrem Tode (1824) nahm er das frühere Wanderleben wieder auf, blieb jedoch stets im Verkehr mit gläubigen Katholiken und arbeitete überall im Interesse der Propaganda seiner Kirche. Nach längerer Kränklichkeit und in bereits beginnender Geistesumnachtung starb er am 28. Juli 1842 im Hause seines Bruders Christian zu Aschaffenburg.

Brentanos Dichtungen.

Zu dem Knaben Clemens hatte einst Goethes Mutter gesagt: „Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Tränen geben." Das Wort hat sich in seiner Poesie und in seinem

Clemens Brentano

Abb. 98. Clemens Brentano im 59. Lebensjahre.
Nach dem Leben gezeichnet von L. E. Grimm (1837).
Unterschrift eines Briefes aus Koblenz vom 10. 5. 1829. Aus † Georg Kestners Autographensammlung.

Leben bewahrheitet. Er war in der Tat ein Dichter, aber es fehlte ihm das Maß und die Zucht, die auch dem größten Genie unerläßlich sind — darum flatterte er hin und her zwischen Himmel und Erde, und seine Dichtung ist ein so seltsames Gemisch von Heiligem und Gemeinem, von Innigkeit und Verwilderung, daß sie im großen und ganzen einen abstoßenden Eindruck macht, der noch durch die Kenntnisnahme von seinem Leben vermehrt wird, das er selbst vor jedermann nur zu offen dargelegt hat. Dennoch werden einige seiner Dichtungen immer einen verdienten Ehrenplatz in unserer Literatur behaupten, so die ergreifende „Geschichte des braven Kasperl und des schönen Annerl", die — obgleich nicht ganz frei von den Exzentrizitäten des Verfassers — doch durch ihre Naivetät und idyllenartige Einfachheit eines tiefen Eindruckes auf jedes für Poesie empfängliche Gemüt nie verfehlen wird. Freiligrath pries sie als ein Vorbild deutscher Dorfgeschichten:

. . . . . Wie mit Blutestropfen
Schrieb er sein Annerl in gewalt'gen Zügen!
Der wußt' es wohl, wie niedre Herzen klopfen
Und wie so heiß des Volkes Pulse fliegen!
Der warf zuerst aus grauer Bücherwolke
Den prächtigen Blitz: die Leidenschaft im Volke!

Unter seinen Märchen ist das berühmteste die Hühnergeschichte: „Gockel, Hinkel und Gackeleia"; es verdient auch seinen Ruhm, denn es ist trotz aller Längen und mancher kindischer Trivialitäten doch eine Dichtung von wahrer Tiefe und Innigkeit (s. Beilage Nr. 15). Auch unter seinen Liedern sind neben vielen krankhaften einige unvergleichlich schöne, so das „Lied der Spinnerin" („Es sang vor langen Jahren wohl auch die Nachtigall"), die Romanze „Die Gottesmauer", und vor allem das Lied „An eine Kranke", das tröstend anhebt:

Bleib nur stille,
Gottes Wille
Hat auch dich ja ausersehn;

Alle Armut, alle Fülle
Wird an dir vorübergehn — —

Des Knaben Wunderhorn.

Das Bedeutendste aber, was Brentano für unsere Literatur geleistet, ist sein Anteil an der mit seinem Schwager Achim von Arnim 1806—1808 herausgegebenen Sammlung von alten deutschen Volksliedern **„Des Knaben Wunderhorn"** in drei Bänden. (Die Beilage 16 gibt den Titel des ersten, Goethe gewidmeten Bandes, der 210 Lieder enthielt, wieder.) Hierdurch wurde Herders Bemühen, das Volkslied wieder zu Ehren zu bringen, vollends gekrönt. Wohl kann die Sammlung vor der heutigen Wissenschaft nicht mehr bestehen — die Texte sind häufig nicht echt, da die Herausgeber das Überlieferte vor allem in einer jedermann ansprechenden Form zu geben bedacht waren, um es für Gegenwart und Zukunft zu retten. Aber ihr Verdienst ist es, dem Volksliede für immer einen Platz in der Literatur und im Herzen unserer Nation erobert zu haben. Für die wissenschaftlich strengere Sichtung und Herstellung der ursprünglichen Texte hat dann insbesondere Ludwig Uhland gesorgt (I, 179 f.); alle nachwachsenden Dichter aber haben aus diesem lange verschütteten Born echter Poesie geschöpft.

Görres.

Der dritte in ihrem Bunde, nach Novalis' Tod eine Hauptsäule der Romantik, war **Johann Joseph v. Görres** (geb. zu Koblenz d. 25. Jan. 1776, † als Professor zu München am 29. Jan. 1848), der von 1806—8 in Heidelberg Vorlesungen (u. a. eine „über die altteutsche Literatur", die erste in ihrer Art, die an einer deutschen Hochschule gehalten wurde) hielt, mit Arnim und Brentano die „Zeitung für Einsiedler" herausgab und vornehmlich sich durch Sammlung und Neubelebung der „teutschen Volksbücher" (1807) ein großes Verdienst um unsere Literatur erwarb, wie es auch Jakob Grimm anerkannt hat.

Titel der ersten, 1838 bei Schmerber in Frankfurt erschienenen Ausgabe von **Brentanos „Gockel, Hinkel, Gakeleia“.**

Des Knaben Wunderhorn

Alte deutsche Lieder

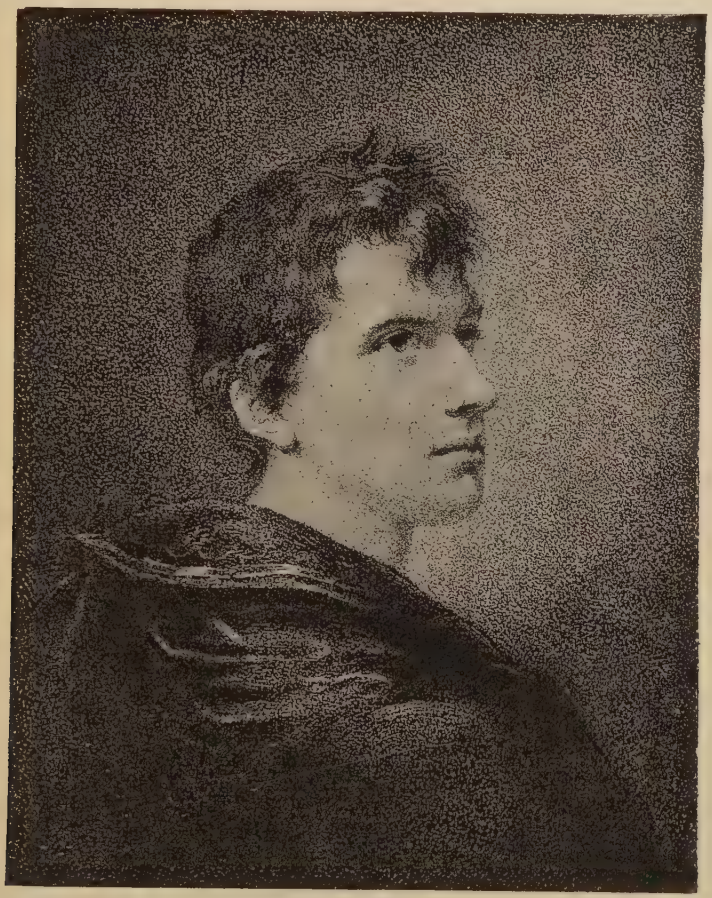
Ludwig Achim v. Arnim. Clemens Brentano.

Heidelberg, bey Mohr u. Zimmer.
Frankfurt bey J. C. B. Mohr.
1806.

Titel des ersten Bandes der ersten Ausgabe von des „Knaben Wunderhorn“ (1806).

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Den ersten Anstoß zu dem von Goethe freudig begrüßten „Wunderhorn" hatte übrigens **Arnim** gegeben, der auch sonst nächst Tieck der bedeutendste Dichter und einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule war.



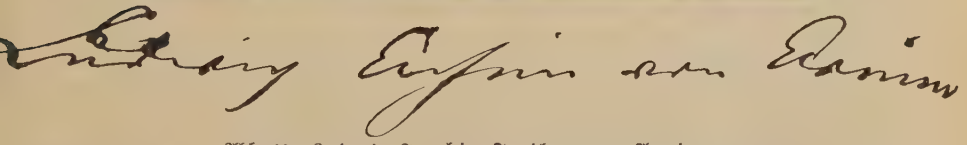


Abb. 99. Ludwig Joachim Freiherr von Arnim.
Gemalt von E. H. Strehling; gestochen von C. Funcke. Das Originalgemälde im Besitz des Enkels Freiherrn v. Arnim-Bärwalde in Wiepersdorf.
Unterschrift aus einem Briefe aus Berlin vom 24. 4. 1824 an Professor Blumenbach zu Göttingen. Aus † Georg Kestners Autographensammlung.

Ludwig Achim (Joachim) v. Arnim, geboren am 26. Juni 1781 zu Berlin, Arnim.
studierte in Halle und Göttingen Naturwissenschaften, aber schon früh überwog in ihm die Neigung zur Poesie. So durchwanderte er denn nach der Universitätszeit Deutschland die Kreuz und die Quer, später auch die Schweiz und Oberitalien,

wobei er Volkslieder, Sagen und Märchen sammelte und mit einigen Romantikern, namentlich mit Brentano bekannt wurde. Brentano hatte auch in derselben Richtung gesammelt — nun arbeiteten sie in Heidelberg miteinander an der Ordnung und Bearbeitung ihrer Schätze für das „Wunderhorn". Im Jahre 1811 heiratete Arnim seines Freundes Schwester Elisabeth (Bettina) und lebte seitdem in behaglicher Muße seinen Studien, abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mark, wo er am 21. Januar 1831 an einem Schlagfluß starb.

Arnims Dichtungen.

Nach Eichendorffs Urteil hat Arnim die Romantik „am reinsten und gesündesten repräsentiert" durch „die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung, die ihn weit über die anderen erhebt". Er charakterisiert ihn treffend noch weiter: „Männlich schön, von edlem, hohem Wuchse, freimütig, feurig und mild, wacker, zuverlässig und ehrenhaft in allem Wesen, treu zu den Freunden haltend, wo diese von allen verlassen, — war Arnim in der Tat, was andere durch mittelalterlichen Aufputz gern scheinen wollten: eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne." Eichendorff möchte aus ihm auch gern einen Vertreter katholischer Ideen in seiner Dichtung machen, es gelingt ihm das aber nicht. Arnim war im Leben wie im Dichten ein frommer Protestant, dem das „Gebet" in den „Kronenwächtern" aus eigenster Seele quoll:

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich, Herr, der Erde tue kund,
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut;
Gib Kinder mir, die aller Liebe wert,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand;
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt!

Das Vaterländische, die Idee von Kaiser und Reich, und Luthers Reformation — das waren die Triebfedern seines Strebens, während sonst die Romantiker die hierarchische Form für das Höchste und Herrlichste hielten. So gab er auch die Predigten von Luthers Freunde Matheſius (I, 233) heraus, und wenn er in seinem übrigens ganz barocken Schauspiel: „Halle und Jerusalem" einen Reisenden „in alle Welt ziehen und vom Christentum in tausend Worten sprechen" läßt, dann aber hinzufügt: „Seine Worte haben keine Kraft des ewigen Lebens, weil seine Liebe ohne Tat ist, von ihm kommen alle neuen poetischen Christen, die nämlich, die es nur in ihren Liedern sind," so denkt er dabei gewiß an das Christentum vieler seiner Freunde. Leider fehlte es auch Arnim an der künstlerischen Gestaltungskraft — er besaß eine Fülle von Gedanken und poetisches Genie, aber ihm fehlte die Abrundung und rechte Verbindung. Das zeigt sich in seinen Romanen wie in seinen dramatischen Arbeiten. Der Grundgedanke seines ersten Romans: „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" ist sittlich ernst: die Heldin, eine Waise aus einem verarmten adligen Geschlecht, fesselt einen edlen Mann durch alle Künste der Koketterie an sich, um reich zu heiraten, wird ihm aber bald nach der Vermählung untreu: sie erkennt indes ihre Schuld und bereut sie und lebt nun ganz ihrem Manne und ihren Kindern jahrelang in ungetrübtem Glück, bis sie zuletzt durch allerhand wunderliche Fügungen doch von der Strafe ereilt wird, indem sie plötzlich an demselben Tage und in derselben Stunde stirbt, in der sie einst ihrem Manne die Treue gebrochen hat. In diese Geschichte sind nun aber so viele breitspurige Episoden locker eingeflochten, daß dadurch die Lektüre ungemein erschwert wird.

Dolores.

Kronenwächter.

Noch phantastischer ausschweifend sind die „Kronenwächter", unter denen ein mittelalterlicher mystischer Ritterbund verstanden wird, der auf einem verzauberten Schlosse die alte Krone des Hohenstaufengeschlechts verwahrt und die Aufgabe hat, einen geheimen Abkömmling desselben wieder auf den deutschen Kaiserthron zu setzen. Nur der erste Band, der des geheimnisvollen Kronprätendenten, „Bertholds

erstes und zweites Leben" erzählt, ist vollendet. Ungeachtet der romantisch verworrenen Darstellung bekundet aber dieser Roman nicht nur die tiefe Geschichtskenntnis Arnims, sondern enthält auch einzelne meisterhafte Kulturbilder aus dem 16. Jahrhundert.

Ganz neue Aufschlüsse bietet das von Reinhold Steig und Herman Grimm herausgegebene Werk: „Achim von Arnim und die ihm nahe standen", dessen erster Teil von Arnim und Brentano handelt.

Mehr von sich machte ihrer Zeit Arnims excentrische Gemahlin **Bettina**, Brentanos Schwester, die „Sibylle der romantischen Literaturperiode", reden.

Elisabeth von Arnim, geb. Brentano, am 4. April 1785 zu Frankfurt a. M. geboren, wurde nach dem frühen Tode ihrer Mutter, der schönen Maximiliane Bettina.

Abb. 100. Katharina Elisabeth von Arnim (Bettina), geb. Brentano. Radierung von Ludwig Emil Grimm aus dem Jahre 1809. (Ausschnitt.)

v. Laroche, in dem Nonnenkloster von Fritzlar (Kurhessen) erzogen. Das reichbegabte Kind neigte zu allerlei unweiblichen Sonderbarkeiten, die mit der Zeit zunahmen und eine krankhafte Nahrung in dem Umgange mit dem schwärmerischen Stift-

Günderode. fräulein **Karoline von Günderode** (geb. 1780) fanden. Als diese unglückliche Dichterin um verschmähter Liebe willen sich 1806 erdolchte, schloß Bettina sich der Mutter Goethes an und trat bald darauf auch dem großen Dichter nahe, der aber die Beziehungen zu ihr abbrach, als sie seiner Frau nicht mit der gebührenden Achtung begegnete. Im April 1811 heiratete sie Achim v. Arnim, den „ersten Menschen, dessen Ritterlichkeit und männliche Schönheit sie vor Jahren zuerst in Kassel gefesselt hatte." Auf seiner Besitzung in Wiepersdorf bei Dahme in der Mark, wo sie den größten Teil des Jahres zubrachten, führten die glücklichen Gatten mit ihren Kindern ein „idyllisches Gutsherrn- und Familienleben", ohne daß darunter Dichtung und Kunst zu kurz kamen. Aber erst vier Jahre nach Arnims Tode (1831) trat Bettina als Schriftstellerin auf und zwar zuerst mit dem einst vielgepriesenen Buche: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (vgl. S. 117). Wirkliche Erlebnisse und phantastisches Beiwerk schlingen sich in- und umeinander in ihren Büchern über die Günderode und über ihren Bruder Clemens („Clemens Brentanos Frühlingskranz"). Beide sind — trotz vieler Überschwenglichkeiten — echte Dichterwerke, reich an tiefgefühlten Naturschilderungen und entzückenden kleinen Genrebildern. G. v. Loeper, ihr begeisterter Biograph, nennt dieselben „stilistisch vollendete Literaturwerke", räumt aber zum Schluß seiner Charakteristik doch ein: „Oft muß man freilich einen Superlativ der Begeisterung, einen fast bacchantischen Taumel und eine im Nebel sich verlierende Phantasie mit in Kauf nehmen, so daß man mit jenem Manne in der ‚Günderode' ausrufen möchte: Das geht über alle Unmöglichkeit hinaus!" Nur ganz vorüberrauschend war die Wirkung ihrer Schriften: „Dies Buch gehört dem König" und „Gespräche mit Dämonen", in denen die romantische Dichterin für die Emanzipation der Juden, Aufhebung der Todesstrafe, Volkssouveränetät 2c. eintrat. Ihre darin sich aussprechende Liebe zum Volke war übrigens keineswegs nur theoretisch. Persönlich hatte sie das „Voigtland" in Berlin durchwandert und ohne Scheu vor ansteckenden Krankheiten Arme besucht und Kranke gepflegt. Auch ihren sieben Kindern ist sie stets eine treue Mutter gewesen. Am 20. Januar 1859 starb sie in Berlin. Das auf vorhergehender Seite von Ludwig Emil Grimm, dem Bruder der Sprachforscher, 1809 entworfene Bildnis war unter dreien, die er von ihr gemacht, dasjenige, welches Goethe am meisten zusagte.

Fouqué. An Arnim reiht sich am besten ein Mann an, der, bis in den Tod der Romantik getreu, einst hochgerühmt und dann arg verspottet, wenigstens in einer seiner Dichtungen noch heute mehr gelesen wird als die meisten seiner poetischen Genossen, der ritterliche **Fouqué**, den Eichendorff den „Don Quixote der Romantik" und Rückert „einen junkerlichen Romantiker", aber auch einen „Vorläufer Wilhelm Jordans in seiner Art" genannt hat, der aber trotz aller seiner französisch-mittelalterlichen Anwandlungen ein echt deutscher Mann und ein wahrer Dichter gewesen ist.

Friedrich Karl Heinrich Freiherr de la Motte Fouqué, aus einer französischen Emigrantenfamilie stammend, Enkel des im Dienste Friedrichs d. Gr. stehenden Generals F., wurde am 12. Februar 1777 zu Brandenburg a. d. Havel geboren und militärisch einfach erzogen. 1794 in das Kürassierregiment Herzog von Weimar eingetreten nahm er als Leutnant an dem Rheinfeldzug tapferen Anteil, zog sich aber danach aus Gesundheitsrücksichten zurück und lebte seit 1803 abwechselnd in Berlin und Nennhausen bei Rathenow, dem Gute seiner Frau, der auch als Roman-

dichterin bekannten Karoline von Rochow, geb. von Briest, ganz seinen poetischen Neigungen. A. W. Schlegel führte ihn in die Literatur ein; seine ersten Dichtungen erschienen unter dem Pseudonym „Pellegrin“. In den Freiheitskriegen trat er mit glühender Begeisterung in die Reihen der freiwilligen Jäger, konnte jedoch wegen seiner Kränklichkeit nicht ins Feld ziehen (vgl. „Der kranke Ritter“) und sang seine kecken Soldatenlieder, von denen eines „Frisch auf zum fröhlichen Jagen“ sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, der ihm aufs ehrenvollste mit dem Charakter eines Majors erteilt wurde. Als seine Gattin 1831 starb, zog er nach Halle, wo er Vorlesungen über Zeitgeschichte und Poesie hielt. 1842 rief ihn Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, wo er am 23. Januar 1843 starb.

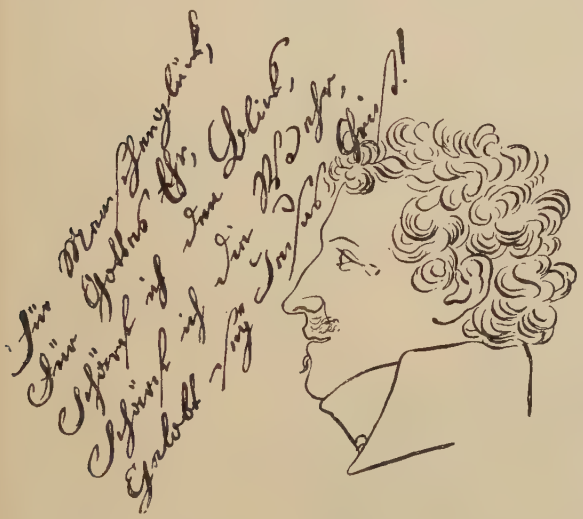


Abb. 101. Selbstporträt Friedrich de la Motte Fouqués. Die Schrift neben und unter demselben von der Hand seines Freundes Ferdinand Freiherrn von Schrötter. Original im Besitz des Verfassers.

Seinen Ruhm verdankt Fouqué den zahlreichen Ritterromanen und Heldenspielen, die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von der Leserwelt verschlungen wurden, um dann ebenso schnell wieder aus der Mode zu kommen. Nennenswert sind aus diesen Dichtungen „voll süßlicher Kraft und minniglicher Tugendhaftigkeit“ noch zwei, welche die längstverklungene Welt, in der er lebte, das ritterlich-feudale Mittelalter und das Nordlandsreckentum, neu zu beleben suchten: „Der Zauberring“ (1813) und „Die Fahrten Thiodulfs des Isländers“ (1815). Fouqués Dichtungen.

Im großen und ganzen tritt uns in diesen Romanen, so formlos und phantastisch sie auch sind, ein Konterfei der alten Ritterzeit aus dem Ende des 12. Jahrhunderts entgegen: aber es fehlt den Rittern und Recken doch die Lebensfrische und Lebenswahrheit. Aber wenn auch ein gewisser Don Quixotescher Zug durch sie hindurch geht, so sind sie doch unleugbar reich an warmer Empfindung, großen Ideen, anmutigen Bildern, und erfüllt von frommer Gesinnung und patriotischer Begeisterung, und es ist nicht zu verwundern, daß die verschiedenartigsten Geister, Friedrich Wilhelm IV. und der Historiker Heinrich Leo, der Freiherr v. Manteuffel und Emanuel Geibel, ja sogar manche Damen, die sonst von dem Spannungsbedürfnisse der Gegenwart keineswegs frei sind, den „Zauberring“ für ihr Lieblingsbuch erklärten, das sie wieder und wieder mit neuer Freude gelesen hätten. In den zahlreichen darauf folgenden Romanen lassen aber die Breite der Darstellung, die Manieriertheit des Stils, die fortwährende Unterbrechung durch Einschiebung neuer,

fernabliegender Episoden einen dauernden, ungestörten Genuß nicht aufkommen. Da aber alle die Geschmacksverirrungen in den Dichtungen Fouqués immer mehr stehende Manier wurden, ist es nicht zu verwundern, daß man sich daran müde las und daß zuletzt seine Werke kaum noch Aufnahme in den gewöhnlichen Almanachen und Taschenbüchern fanden. Unter seinen nicht minder zahlreichen, durchweg unaufführbaren Dramen ist „Sigurd, der Schlangentöter, ein Heldenspiel in sechs Abenteuern“ (der erste Teil der die Sigurd- und Brunhildsage der Edda [I, 62 ff.] behandelnden Trilogie: „der Held des Nordens“) das bekannteste. Bald war alles, was er geschrieben, vergessen; nur eines, die Krone seiner Dichtungen, erhielt sich in der Gunst des Publikums und wird noch immer aufs neue gedruckt und gelesen. Es ist das wunderliebliche Märchen **„Undine“** (1811).

Abb. 102. Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué. Im Jahre 1818 nach dem Leben gemalt von W. Hensel, gestochen von Fr. Fleischmann. (Verkleinert.)

Undine.

Undine, die Pflegetochter eines alten, braven Fischerpaares, ist eine Wassernixe und als solche seelenlos geboren. Nach alter Sage aber sollen diese Wesen eine Seele empfangen, sobald sie sich mit einem Manne vermählen. Der Ritter Huldbrand von Ringstetten verliebt sich in das kindlich-schalkhafte, lachende Mädchen und heiratet sie. Sofort wird das wilde und neckisch-launenhafte Geschöpf sanft und mild und dem ernsten Manne treu ergeben. Aber ihr Onkel, der alte Kühleborn, ein Waldbach, sucht sie in ihr Element zurückzulocken; dazu kommt Bertalda auf die Burg und sucht den ehelichen Frieden des jungen Paares zu stören. So lieb Huldbrand seine Undine hat — es zieht ihn doch von deren andersartigem Wesen zu dem ihm verwandten, menschlichen Bertaldas hin. Als eines Tages der alte Kühleborn auf einer Wasserfahrt Bertalda einen Goldschmuck raubt, schilt er Undine heftig, obgleich sie sofort reichen Ersatz für den Raub schafft, weil sie von ihrem alten Verwandten nicht lassen wolle. Da scheidet sie von ihm mit Tränen und kehrt in die Wellen zurück. Nun heiratet der Ritter Bertalda, aber am Hochzeitstage taucht aus der Tiefe des Elements

tiefverschleiert Undine hervor und tötet den Ritter mit einem Kuß. — Das alles ist so anmutig und sinnig erzählt, daß es trotz einzelner koboldartiger Stellen fesselt und seinen Zauber immer aufs neue übt.

Unter Fouqués geistlichen Liedern findet sich manches innige, schlicht fromme neben vielen manierierten; eines der ansprechendsten ist betitelt „Trost“: Geistliche Lieder.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last;
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt.

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft: —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Die große Schar der übrigen Romantiker ist längst der Vergessenheit anheimgefallen; ihre Namen hier aufzuführen liegt außerhalb meiner Aufgabe. Nur einige bedeutendere Dichter, in denen die Richtung der Schule nachklingt oder auch schon ganz ausklingt, will ich noch hervorheben. So nenne ich hier gleich **Ernst Schulze**, den Dichter der „bezauberten Rose“.

E. Schulze.

Abb. 103. Ernst Konrad Friedrich Schulze.
Gezeichnet von Opitz, gestochen von Coupé. (Verkleinert.)
Unterschrift eines Briefes vom 19. 12. 1813. Aus der Autographensammlung Georg Kestners †.

Ernst Konrad Friedrich Schulze, geb. am 22. März 1789 zu Celle, wuchs im Sande der Lüneburger Heide auf, die seine Phantasie mit Gestalten aus alten Ritterbüchern träumerisch belebte. In Göttingen, wo er Theologie und Philologie studierte und danach sich habilitierte, erwachte und entwickelte sich seine Dichtergabe, welche neue Nahrung in seiner schwärmerischen, aber nie ausgesprochenen Liebe zu Cäcilie Tychsen, einem schönen und geistreichen Mädchen, fand. Sein schon bei ihren Lebzeiten hochgespanntes Gefühl steigerte sich vollends in krankhafter Weise, als die Geliebte ihm in der Blüte ihrer Jugend durch den Tod entrissen wurde. An ihrem Sterbebette gelobte er, ihr ein dichterisches Denkmal zu setzen. Aus den Freiheits-

kriegen, an denen er als freiwilliger Jäger teilgenommen, zurückgekehrt ging er an sein romantisches Epos: „Cäcilie“ (1818), das er unter steigendem Brustleiden begeistert vollendete. Der Gegenstand dieses Gedichtes ist die Eroberung der alten heidnischen Hauptstadt Dänemarks Lethra durch die christlichen Deutschen unter Otto I. und stellt den Kampf des Evangeliums mit dem Götzendienste Odhins dar. Die zarte, bleiche Cäcilie erringt zum Schluß durch ihre Erscheinung den Sieg über die Heiden.

Bald nach Vollendung dieses Gedichtes folgte Schulze seiner vorangegangenen Geliebten. Am 29. Juni 1817 starb er in seiner Vaterstadt an der Schwindsucht. Nach seinem Tode erst erschien „Die bezauberte Rose“ in dem Taschenbuch „Urania“.

Bezauberte Rose.

Die „bezauberte Rose“ ist eine schöne Prinzessin Klotilde, die nur dann in die Menschengestalt zurückkehren soll, wenn der ihr würdige Gemahl ihr naht. Drei Kaiser werben um sie — die Rose bleibt verschlossen; da kommt der Sänger Albino, der sie schon vor ihrer Verwandlung gekannt hat, singt zur Harfe, — und die Rose tut sich auf und ist erlöst.

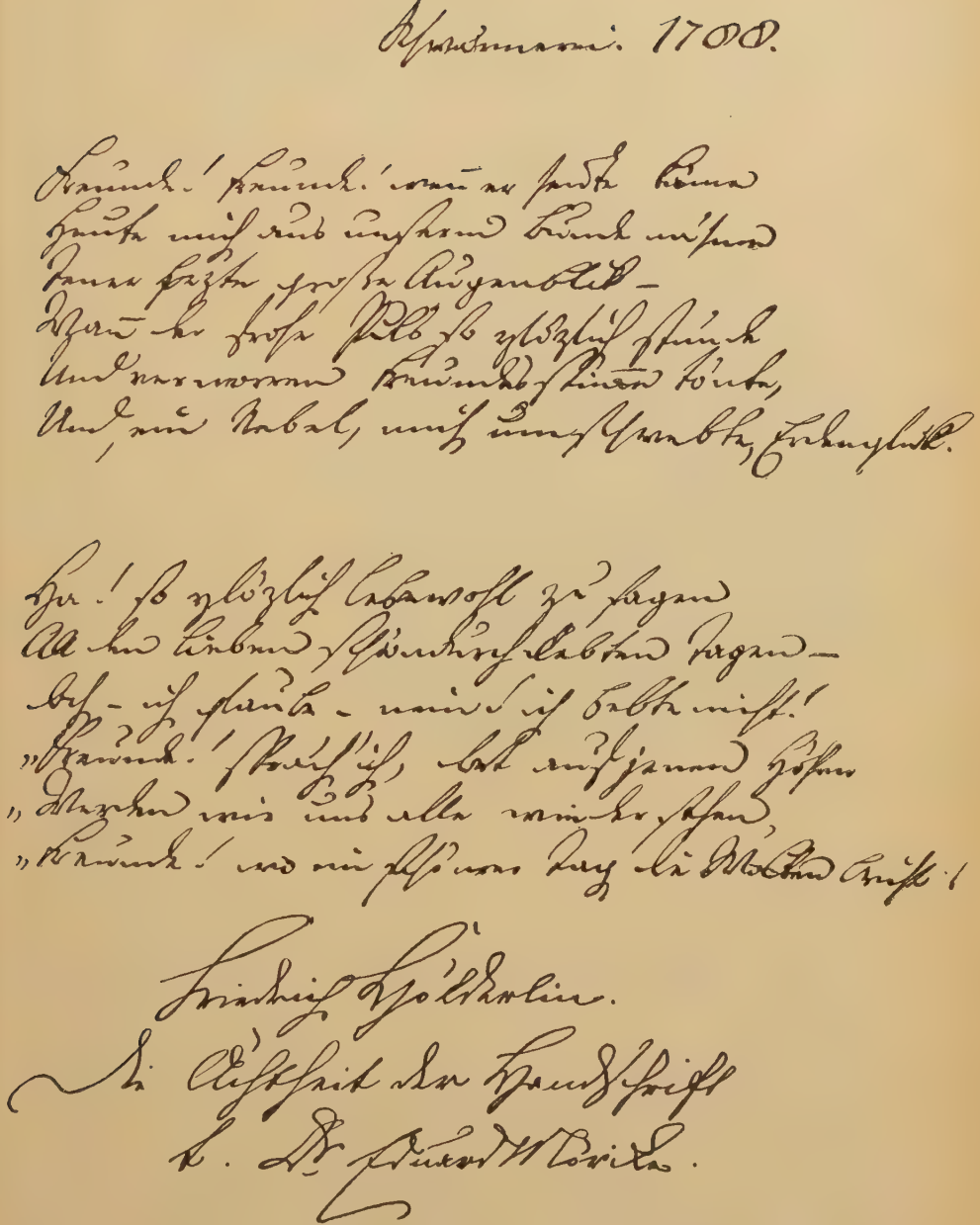
An künstlerischer Abrundung und Gestaltung übertreffen beide Werke Schulzes alle Epen der romantischen Schule; auch seine Verse (Ottave rime) sind von seltenem Wohllaut, aber eine krankhafte Weichheit und Empfindsamkeit herrscht darin vor, die den epischen Charakter ganz verwischt.

An Schulze reiht man nicht ohne Grund noch einen anderen geistesverwandten Dichter, dessen übrigens viel höhere Begabung frühzeitig in der Nacht des Wahnsinns unterging, den edlen **Hölderlin**, der, anfänglich zu Schillers Fahne schwörend, bald ganz in das Lager der Romantiker übertrat, von denen er sich nur dadurch unterschied, daß er in dem idealistisch gesteigerten Hellenismus die Verwirklichung seiner krankhaften Schönheitsideale suchte, die jene in der grauen Vorzeit und im mittelalterlichen Leben unseres Volkes verwirklicht wähnten.

Hölderlin.

Friedrich Hölderlin, geboren am 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar, trat 14 Jahre alt mit seinem Landsmann Schelling in das Seminar zu Denkendorf und bezog vier Jahre später das theologische Stift in Tübingen, wo u. a. der Philosoph Hegel sein Studiengenosse war. Von Jugend auf lag eine weichliche Unmännlichkeit wie ein Bann über ihm. Er war ein in sich gekehrter Knabe und selten mit seinen Gespielen froh. Einen Blick in sein inneres Leben und Streben gewähren seine Briefe und Jugendgedichte (vgl. Beilage Nr. 17). Die Klopstock-, Ossian- und Wertherstimmung klingt darin warm empfunden durch. Von ihr wandte er sich zur Anlehnung an die Göttinger und endlich an Schiller, den er 1793 kennen lernte und für den er seit lange schwärmte. Damals beherrschte ihn eine leidenschaftliche, durchaus romantische Liebe zum Hellenentum; er feierte es begeistert in seinen jugendlichen Gedichten, deren Gedankengang und Diktion oft an Schillers „Götter Griechenlands“ und „Künstler“ erinnern, und arbeitete an seinem Roman „Hyperion“. Schiller vermittelte ihm gegen Ende 1793 eine Erzieherstelle im Hause seiner Freundin, der Frau von Kalb (S. 78 f.), und nahm ihn liebevoll auf, als er 1795 nach Jena kam. Aus einer Dozentenstelle, auf die Hölderlin hinarbeitete, wurde indes nichts, und er mußte es für ein Glück achten, als man ihm in einem reichen Bankierhause in Frankfurt a. M. wieder eine Hofmeisterstelle verschaffte. Er fühlte sich dort anfangs sehr wohl. Seine kleinen Zöglinge hingen mit herzlicher Liebe an ihm, und durch die gemeinsame Sorge um die Erziehung, deren sich die Mutter ausschließlich annahm, während der Vater ganz in seinen kaufmännischen Interessen aufging, trat er zu der schönen, fein-

Jugendgedichte.



Anfangsstrophen eines Jugendgedichtes **Hölderlins** von 1788.

Nach der von Ed. Möricke beglaubigten Handschrift Hölderlins im Besitz von † W. Künzel in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig

gebildeten Frau des Hauses in nähere Beziehungen. Susette Gontard, geb. Borkenstein, war eine Hamburgerin von Geburt, deren Vater zu den Freunden Klopstocks gehört hatte. Sie machte einen tiefen Eindruck auf sein Herz und seine Phantasie, hat aber selbst wohl nie die Grenzen einer rein seelischen Zuneigung und idealen Freundschaft überschritten. Seine Gefühle dagegen steigerten sich immer mehr zur verzehrenden Leidenschaft, an der er allmählich zu Grunde ging. Diotima, unter welchem Namen er sie in seinem Roman und in seinen Liedern feiert, tritt ihm darin halb als unsäglich schönes, herrliches Weib, halb als sein Genius entgegen, den er anbetet. — „Du erschienst mit deinem Strahle, Götterbild, in meiner Nacht!“ Er war ganz erfüllt von der Idee einer zwischen ihnen bestehenden ewigen Wahlverwandtschaft: „Diotima! edles Leben! Schwester, heilig mir verwandt! Eh' ich dir die Hand gegeben, hab' ich ferne dich gekannt!“ Nach schweren inneren Kämpfen riß er sich endlich los und verließ mit höflich kaltem Abschied von Herrn Gontard Frankfurt. Damit war sein Lebensmut gebrochen, und wenn auch seine poetische Kraft gerade in den folgenden vier Jahren die schönsten Früchte zeitigte, zehrte doch ein immer zunehmender Tiefsinn an seiner Seele; er konnte auch in der Fremde der glühenden Liebe zu seiner Diotima nicht Herr werden. Unstet irrte er umher, da sein Plan, eine poetische Monatsschrift, ein „Humanistisches Journal“ zu gründen, sich zerschlug, und wurde im 31. Lebensjahr (1801) wieder Hauslehrer, zuerst in der Schweiz, dann bei einem Hamburgischen Konsul zu Bordeaux. Aber lange litt es ihn dort auch nicht; schon nach einem halben Jahre traf er plötzlich bei seiner Mutter in Nürtingen ein mit verwirrten Mienen und tobenden Gebärden, im Zustande des verzweifeltsten Irrsinns! Die Kunde von Diotimas Tode vollendete vielleicht seine Geistesumnachtung. Die Poesie zwar verstummte nicht in ihm — er hat bis an seinen Tod gedichtet — ja, man hoffte vorübergehend, daß er wieder genesen werde. Seit 1806 erlosch diese Hoffnung, — sein Irrsinn zeigte sich als

Diotima.

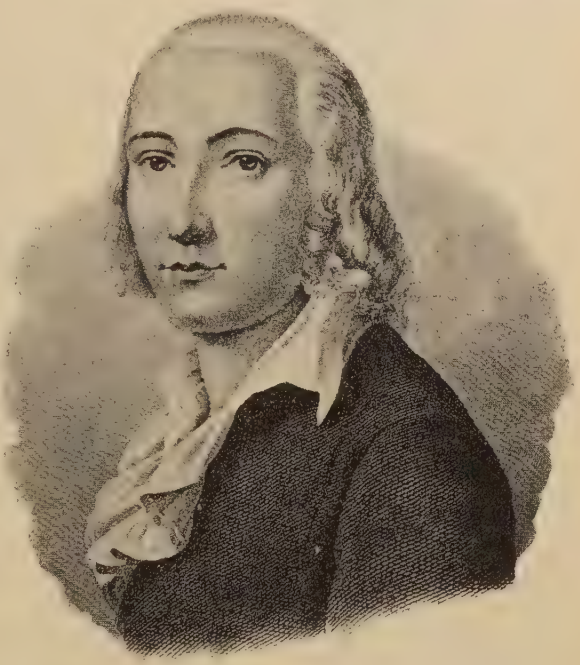


Abb. 104. Johann Christian Friedrich Hölderlin im 23. Lebensjahre. Nach dem Pastellgemälde von Hölderlins Jugendfreunde Hiemer. Gezeichnet 1792, gestochen von Luise Kellner 1850.

unheilbar. Man brachte ihn nach Tübingen, wo er in der Familie eines wackeren Tischlermeisters in stillem, durch lichte Augenblicke, die ihm zu dichten gestatteten, vorübergehend durchbrochenen Wahnsinn noch siebenunddreißig Jahre lebte, bis ihn der Tod am 7. Juni 1843 sanft erlöste.

Abb. 105. Hölderlin im 55. Lebensjahre. Gezeichnet 1825 zu Tübingen von G. Schreiner.

Das nebenstehend wiedergegebene kleine Profilbild des Dichters wurde im Jahre 1825 von dem Maler G. Schreiner, den der damalige Tübinger Student Eduard Mörike bei ihm einführte, entworfen. Mörike sagt darüber: „Es ist in hohem Grade ähnlich ausgefallen, besonders auch ist die Haltung, worin sich das Bemühen zeigt, einem subtilen Gedanken den gehörigen Ausdruck zu geben, sehr gut getroffen."

Hölderlins Roman **„Hyperion, oder der Eremit in Griechenland"**, an dem er über sechs Jahre gearbeitet hatte, ist sehr richtig bezeichnet worden als „ein romantisch verschleiertes Bild des Autors, der sich mit seinen Erlebnissen, Forderungen und Träumen nach Griechenland und zwar nach dem Griechenland des vorigen Jahrhunderts versetzt." Eine kurze Inhaltskizze wird diese Bezeichnung bestätigen.

Hyperion.

Der Held Hyperion ist der Sohn eines wohlhabenden Mannes auf der Insel Tina. Angeleitet von einem edlen Greis lernt er die Schöpfung des alten Hellas kennen und gelobt, so edler Vorfahren würdig sich auszubilden. In Smyrna gewinnt er in dem heroischen Alabanda einen Freund, der ihn mit Patrioten bekannt macht und seinen Geist auf die Leiden des Vaterlandes lenkt. Getrennt von ihm durch einen Streit, in welchem einer den andern verkennt, begibt er sich nach der Insel Salamis, von wo er — auf die Einladung eines Bekannten — einen Ausflug nach Kalaurea macht. Dort findet er das Ideal seines Herzens, Diotima, und lebt mit ihr im innigsten geistigen und poetischen Verkehr. Aus diesem Glückstraum erweckt ihn die Not des Vaterlandes. Alabanda, der sich ihm brieflich wieder genähert, bewegt ihn, nach Morea zu gehen und dort sich mit ihm an die Spitze der Patrioten zu stellen, die das türkische Joch abwerfen wollen. Das Patriotenheer zeigt sich aber als eine unbändige, räuberische Horde; der ideale Hyperion entflieht ihrer Gemeinschaft und sucht Schutz auf der russischen Flotte. Von den Wunden, die er in der Schlacht bei Tschesme davongetragen, wieder genesen, will er sich mit Diotima vermählen, als diese hinwelkt und stirbt, verzehrt von übermächtigem Geistes- und Gemütsleben. Hyperion reist nach Italien, hält sich dann einige Zeit in Deutschland auf, dessen Einwohner er als ein zerrissenes, für alles Schöne unempfindliches Volk schildert, kehrt deshalb bald nach Griechenland zurück, um in gänzlicher Hingebung an die Natur und ihre Schönheit Beruhigung und neues Leben zu finden, wie es Hölderlin selbst, nachdem er das Geliebteste verloren, auch zu der Zeit versuchte, als er den Roman vollendete.

Der dichterisch tief empfundene Roman ist, als Kunstwerk angesehen, durchaus verfehlt, aber er hat ein gewisses Interesse als Denkmal der damals herrschenden

poetisch-pantheistischen Weltanschauung und als romantisch-phantastischer Vorläufer der Gesänge, welche zu Ende der zwanziger Jahre zahlreiche Dichter zu Ehren des griechischen Freiheitskampfes ertönen ließen. Hölderlin war zu lyrisch beanlagt, um ein Werk zu schaffen, das epische Kraft erheischt. Als lyrischer Dichter wird er aber stets eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen. Seine älteren Lieder und odenartigen Gesänge zeichnen sich ohne Ausnahme durch äußere und innere antike Formvollendung aus. In vielen dringt auch der deutsche Charakter mächtig hervor. Wie schön malt er — um nur eine Stelle anzuführen — in dem Gedichte „Der Wanderer" seine schwäbische Heimat: Lieder.

Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn
Steigen am dunklen Gebirg Festen und Hütten hinauf;
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tageslicht:
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Tal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.

Einen würdigen Biographen hat Hölderlin 1890 in Karl J. T. Litzmann gefunden (Friedrich Hölderlins Leben in Briefen von und an Hölderlin), der auch 1897 seine gesammelten Dichtungen (Stuttgart) herausgab.

Romantisches Drama.

Den Häuptern wie diesen Gliedern der romantischen Schule ist es nicht gelungen, durch das Drama ihren Ideen nachhaltigen Ausdruck zu verschaffen, obgleich sie es alle versucht haben. Auch die Dramen der Wiener Brüder **Collin** und zumal die des Dänen **Oehlenschläger** sind längst vergessen.

Brüder Collin.

Heinrich Joseph von Collin (1771—1811) schrieb seine einst berühmte und hochpathetische Tragödie „Regulus" infolge einer Wette innerhalb sechs Wochen. Von seinen patriotisch warmen Gedichten ist heute fast nur die Ballade „Kaiser Max auf der Martinswand" bekannt. **Matthäus von Collin** (1779—1823) hielt die Oper „für den letzten Punkt, wohin das eigentliche Trauerspiel hinstrebt", und versuchte einen neuen, den „historischen Stil", dafür anzubahnen, in welchem er eine Reihe Dramen („Der Tod Friedrichs des Streitbaren", „Marius" 2c.) schrieb, die noch rascher in Vergessenheit geraten sind als die Stücke seines älteren Bruders. Von seinen Balladen ist „der Zwerg" durch Schuberts schöne Komposition in der Erinnerung erhalten geblieben.

Nur in einem Vertreter lebt das romantische Drama noch auf dem Theater von heute fort: in **Heinrich von Kleist**, dem größten dramatischen Genie seit Schiller.

Heinrich v. Kleist.

Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist, am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. O. geboren, trat im 16. Lebensjahre als jüngster gefreiter Korporal bei der Garde in die preußische Armee. Im Jahre 1794 machte er den Rheinfeldzug als Junker mit und hatte Gelegenheit, sich dabei auszuzeichnen. Unter seinen Kameraden, zu denen auch der gleichalterige Fouqué gehörte, galt er als „ein lebensfrischer, eleganter Jüngling, ausgezeichnet durch ein hervorragendes, obschon unausgebildetes Talent zur Musik". Als Fähnrich kehrte er im folgenden Jahre nach Potsdam zurück. 1797 rückte er zum Sekondeleutnant vor. Ohne eigenen Antrieb Soldat geworden wurde er des Garnisondienstes bald überdrüssig und lebte mehr den Wissenschaften als seinem Dienste. Trotz des Einspruches seiner Familie nahm er 1799 seinen Abschied und kehrte in seine Vaterstadt zurück, um an der dortigen Hochschule nach

eignem Plane zu studieren. Er arbeitete, wenn auch ziemlich planlos, doch mit solchem Eifer, daß er selbst später glaubte, in jener Zeit den Grund zu der Zerrüttung seiner Nerven gelegt zu haben. Dabei quälte ihn ein Drang, gleich auch selber zu lehren. Statt an dem Studentenleben teilzunehmen, bemühte er sich um die Bildung seiner Schwestern und um die ihrer Freundinnen. Am meisten Verständnis fand er bei seiner Stiefschwester Ulrike und bei einer seiner Schülerinnen Charlotte Wilhelmine, der ältesten der sieben Töchter des Generalmajors von Zeuge, mit der er sich bald darauf verlobte, und mit der er, obgleich Haus an Haus mit ihr wohnend, in eifrigem Briefwechsel stand, den er bis 1802 fortsetzte. In den uns erhaltenen Briefen an seine Braut (1884 vollständig herausgegeben von Karl Biedermann) schlägt der zärtliche Ton des Liebenden häufig in den einer pedantischen Lehrhaftigkeit um. Er wollte sie „des höchsten Glückes des Menschen", das nach seiner Auffassung die Bildung gewährt, teilhaftig machen. So handelt ein Brief ausführlich „von der Bestimmung des Weibes"; ein anderer verbreitet sich über das Thema: „Welcher von zwei Eheleuten verliert am meisten bei dem Tode des anderen?" Um sie heiraten zu können, entschloß er sich, wohl auf den Wunsch ihrer Eltern, nach Berlin zu gehen, um sich auf eine künftige Anstellung vorzubereiten. Aber er hielt es dort ebenso wenig aus wie an verschiedenen anderen Orten, die er in seinem unruhigen und unklaren Streben aufsuchte. Endlich faßte er den Plan „nach Paris zu gehen und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land zu verpflanzen". Mit solcher Hast betrieb er seine Abreise, daß er sich nicht einmal persönlich von seiner Braut verabschiedete. Zum Troste schickte er ihr sein Miniaturbild, welches der damals sehr geschätzte Maler und Kupferstecher August Krüger gemacht hatte. „Es liegt etwas Spöttisches darin," schrieb er dazu an sie, „das mir nicht gefällt; ich wollte, er hätte mich ehrlicher gemalt. Dir zu Gefallen habe ich fleißig während des Malens gelächelt, und so wenig ich auch dazu gestimmt war, gelang es mir doch, wenn ich an Dich dachte."

Abb. 106. Heinrich von Kleist.
Bildnis eines unbekannten Künstlers im Museum zu Leipzig.

Kleists Reisen.

In Begleitung seiner Lieblingsschwester Ulrike führte er seinen abenteuerlichen Plan aus. Bald überkam ihn aber in der französischen Hauptstadt eine tiefe Verstimmung. Alle Gelehrsamkeit und Wissenschaft wurde ihm gründlich zuwider; nun wollte er in die Schweiz flüchten, um dort „im eigentlichen Verstand ein Bauer zu werden".

Dieser neue Plan, über dem es zur Auflösung seines Verlöbnisses kam, erwies sich natürlich erst recht nicht als durchführbar. Aber die Reise in die Schweiz war

in anderer Beziehung für ihn entscheidend. In Bern lernte er Heinrich Zschokke und Ludwig Wieland, den Sohn des Dichters, kennen, und im Umgang mit ihnen erwachte mit einem Mal sein schlummerndes poetisches Talent. In der Schweiz entstanden seine ersten Dramen: „Die Familie Schroffenstein" und „Der zerbrochene Krug". Aber die beständigen Gemütsaufregungen warfen ihn auf ein schweres Krankenlager. Ulrike, die inzwischen nach Hause gereist war, kam wieder zu ihm, pflegte ihn und geleitete den Genesenen im Herbst 1802 zurück in die Heimat, wo er vor allem Schiller und Goethe in Weimar aufsuchte. Kleists Dramen.

Allein auch hier kam seine Seele zu keiner Ruhe. Sein inzwischen gedrucktes Drama: „Die Familie Schroffenstein" blieb im Publikum fast unbeachtet. Es trieb ihn wieder hinaus in die Fremde. So ging er in die Schweiz, nach Mailand, endlich aufs neue nach Paris. Diese Reisen verzehrten das kleine Vermögen des Dichters. Als er wieder heimgekehrt war, gesellte sich zu der unterwegs immer häufiger hervortretenden Seelenverstimmung die peinlichste materielle Not. Im Winter 1804/5 erhielt er eine Stellung als Diätar der Domänenkammer in Königsberg, von der er kümmerlich sein Leben fristete. Die Amtsgeschäfte waren ihm überdies zuwider, und „die Poesie selbst (es entstanden um diese Zeit seine ersten Novellen) war nicht stark genug, seine Brust zu befreien." Die Unruhe trieb ihn endlich wieder hinweg, was ihm durch eine Pension aus der Privatschatulle der Königin Luise „zur Begründung einer unabhängigen Existenz und zur Aufmunterung in seinen literarischen Arbeiten" ermöglicht wurde. Nach der Schlacht von Eylau (7. Febr. 1807) wanderte er mit ein paar Freunden zu Fuß nach Berlin. Da begegnete es ihm, der ohne Paß war, daß er von den Franzosen angehalten und, da man seinem Austritt aus dem Heere mißtraute und ihn für einen Spion hielt, ohne weiteres gefangen genommen und nach dem Fort de Joux bei Pontarlier hoch im Jura, wo einst Mirabeau die wildesten Stunden seiner Jugend verlebt hatte, abgeführt wurde. Einige finstere Wochen, die ihm eine Ewigkeit däuchten, trugen nicht dazu bei, seine ruhelose Seele zu stillen. Im April führte man ihn nach Chalons, endlich wurde er freigelassen.

Zurückgekehrt versuchte er es auf alle Weise, sich durch Herausgabe von Blättern („Phöbus" — „Berliner Abendblätter") und Aufführung seiner Dramen Anerkennung zu schaffen, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Auch seine drei bedeutendsten Dramen: „Das Käthchen von Heilbronn", „Die Hermannsschlacht" und „Prinz Friedrich von Homburg", fanden in der trüben Zeit, die über Deutschland gekommen war, keinen Beifall; die beiden letzteren konnte er weder zum Druck noch zur Aufführung bringen. Immer unheilvoller zogen sich die düsteren Schatten über dem unglücklichen Dichter zusammen: alle seine Versuche, sich eine Existenz zu begründen, waren fehlgeschlagen. Das Elend des Vaterlandes wie das Elend seines zerrissenen Innern nagten gleicherweise an seinem Herzen. Da machte er in Berlin eine Bekanntschaft, die ihn vollends in den Abgrund reißen sollte, die der musikalisch äußerst begabten Frau Henriette Vogel, die sich einbildete, an einer unheilbaren Krankheit zu leiden, und die schon seit langer Zeit den Todesgedanken als eine „Würze des geschmacklosen Lebens" betrachtete. Kleist hegte ähnliche Gedanken: hatte er doch sogar einmal gegen seine Schwester den verzweifelten Ausspruch getan: „Das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann." Ohne daß je ein leidenschaftliches Verhältnis zwischen ihm und Henriette Vogel bestanden, fühlten sie sich doch zueinander gezogen, und in einem Augenblick der Aufregung nahm sie ihm das feierliche Versprechen ab, ihr jeden Freundschaftsdienst zu leisten, den sie von ihm fordern werde. Im November 1811 bat sie ihn, mit ihr nach Potsdam zu fahren; da mahnte sie ihn an sein Wort und verlangte, daß er sie töten solle. Er erklärte sich bereit dazu. Nachdem sie beide die Nacht mit Briefschreiben zugebracht, begaben sie sich am 21. November an das Ufer des einsamen Wannsees Mißerfolge. Henriette Vogel.

Kleists Tod.

(einer Einbuchtung der Havel in der Nähe von Potsdam), und dort erschoß der Unglückliche erst sie und dann sich selbst. In einem Brief, den er kurz vorher nach Berlin geschrieben, sagt er: „Wie zwei fröhliche Luftschiffer erheben unsere Seelen sich über die Welt." Es war eine trübselige Tat der Verzweiflung an einer eigenen besseren Zukunft wie an einer solchen für Deutschland. In seinem „letzten Liede" hatte er gesungen:

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten;
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr;
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht von Tor zu Tor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier tränend aus den Händen.

Zu Füßen des abgestumpften Obelisken, der sich jetzt auf seinem Grabe in der Nähe des Wannsees erhebt, stehen auf dem zugeschrägten Marmorsteine unter seinem Namen die Verse:

Er lebte, sang und litt in trüber, schwerer Zeit,
Er suchte hier den Tod und fand Unsterblichkeit.

Erst die späte Nachwelt hat ihm die Unsterblichkeit zugesprochen, nachdem er von den Zeitgenossen kaum beachtet und auch lange nach seinem Tode vergessen oder abfällig beurteilt worden war.

Wie Kleists Leben, so war seine Poesie. Ungeachtet aller großen Vorzüge geht doch ein herber, düsterer, oft dämonisch leidenschaftlicher Zug durch die meisten seiner Dichtungen. So wird gleich in seinem ersten Drama: „Die Familie Schroffenstein", das den Kampf und Untergang zweier edler Häuser zum Gegenstand hat, „die Selbstzerstörung der düstersten aller menschlichen Eigenschaften, des Argwohns", schonungslos dargestellt. Dem einen der feindlichen Häuser ist der Sohn gestorben — es hält den Todesfall für einen Mord, den die andere Linie begangen, und schwört blutige Vergeltung. Als die Mutter des Knaben, vor dem Schwur zurückbebend, ausruft: „O Gott, wie soll ein Weib sich rächen?" erwidert ihr Gemahl: „In Gedanken. Würge sie betend!" Mit diesem gräßlichen, gotteslästerlichen Rate beginnt der Kampf um eines „selbstgemachten Phantoms" willen, und Schuldige wie Unschuldige gehen darüber zu Grunde.

Familie Schroffenstein.

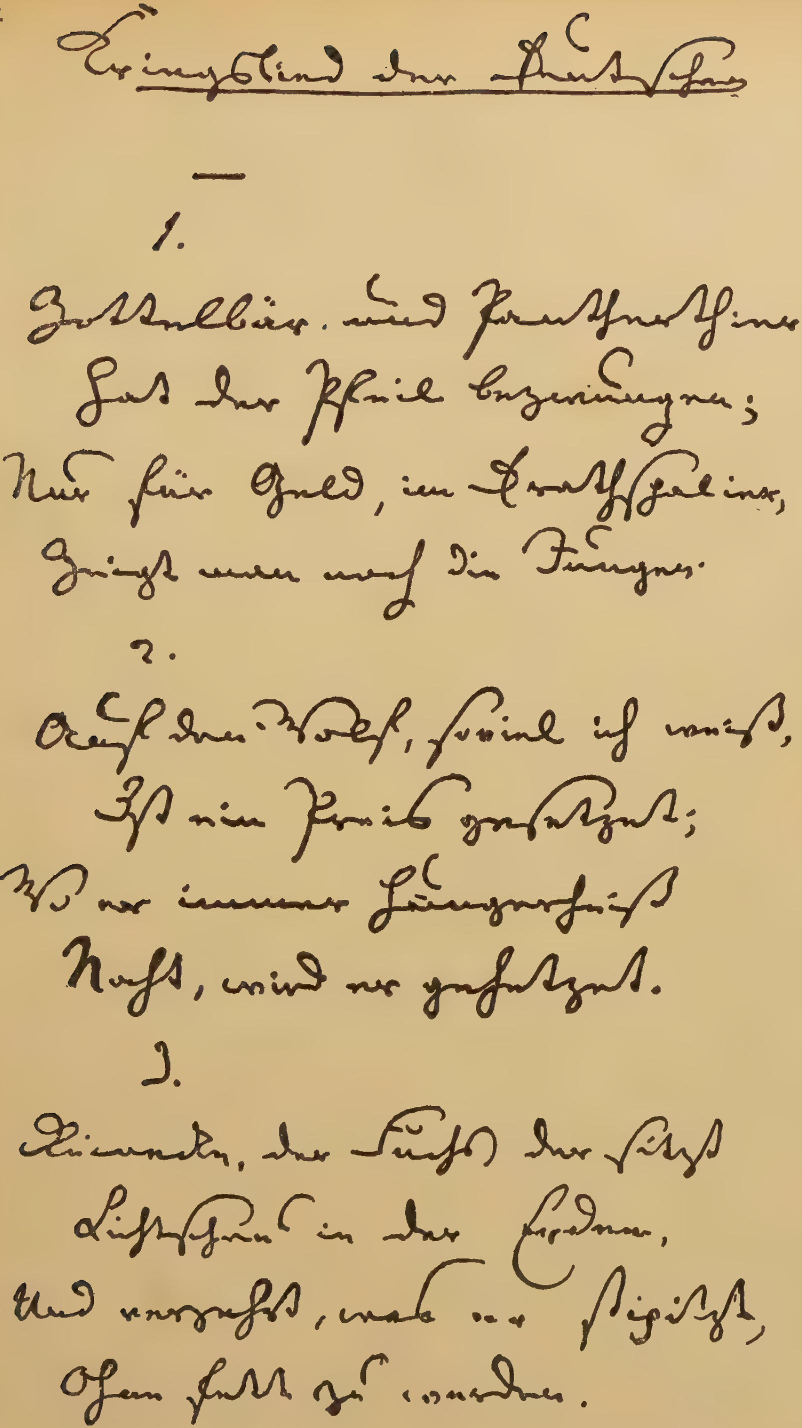
Penthesilea.

In einem anderen Trauerspiel „Penthesilea" schildert er in den glühendsten Farben diese entsetzliche Amazonenkönigin, wie sie zuerst in dem falschen Glauben, ihren geliebten Feind Achilles besiegt zu haben, sich ganz der berauschenden Freude darüber hingibt, wie sie aber in tigerartige Wut ausbricht, als sie erfährt, sie sei getäuscht worden und Achilles sei der Sieger gewesen. Dem geliebten Manne jagt sie, als er ihr arglos naht, einen Pfeil durch den Hals, überfällt ihn darauf wie ein wildes Tier und schlägt mit den Doggen um die Wette die Zähne in seine Brust, dann, zur Erkenntnis ihrer Tat gekommen und vernichtet durch das Gefühl der Reue, folgt sie ihm in den Tod. Es ist nicht zu verwundern, daß Goethe sich mit diesem Stücke nicht befreunden konnte. „Die Penthesilea ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden," schreibt er darüber an Kleist, der seltsamerweise an der Möglichkeit einer Aufführung dieses bizarren Stückes keinen Augenblick zweifelte.

Hermannsschlacht.

In dem Drama „Die Hermannsschlacht" macht der Dichter in überwältigender Weise seinem Ingrimm über das fremdländische Joch und über die schmachvolle Rheinbundwirtschaft Luft und entwirft ein Bild des von allen Patrioten ersehnten Befreiungskampfes, wie er ihn sich vorstellt, indem er die Vertreibung

Nr. 18.



Kriegslied der Deutschen

1.

Zottelbär und Pantherthier
Hat der Pfeil bezwungen;
Nur für Geld, im Drahtspalier,
Zeigt man noch die Jungen.

2.

Auf den Wolf, soviel ich weiß,
Ist ein Preis gesetzet;
Wo er immer hungerheiß
Naht, wird er gehetzet.

3.

Reinecke, der Fuchs, der sitzt
Lichtscheu in der Erden,
Und verzehrt, was er stibitzt,
Ohne fett zu werden.

Heinrichs von Kleists „Kriegslied der Deutschen“.
Nach der Niederschrift des Dichters im Kestner-Museum zu Hannover.

Verlag von Velhagen & Klasing Bielefeld und Leipzig.

4.

Aar und Geier nisten nur
Auf der Felsen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Schnee mag drücken.

5.

Schlangen sieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Greuelheer
Mit geschwollnen Bäuchen.

6.

Nur der Franzmann zeigt sich noch
In dem deutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Keule doch,
Daß er gleichfalls weiche.

Dresden, im März, 1809.

Pro… Hawthorne, N. Y.

der Römer durch den Cheruskerfürsten Hermann und die ersehnte Einigung Deutschlands meisterhaft darstellt. Freilich mischen sich in dieses Nachtgemälde so manche grelle, dämonische Züge, und die Mittel zur Befreiung machen keinen lauteren Eindruck; unwillkürlich lenkt man von dieser „großartigen Poesie des Hasses" den Blick auf die spätere Befreiung unseres Volkes und freut sich, daß sie edlere und großherzigere Wege eingeschlagen, als des Dichters ungestümer Geist ihr einst vorgezeichnet hatte. Dennoch hat Geibel nicht unrecht, wenn er den Tadlern dieses erschütternden Dramas zuruft:

Wollt ihr den Sänger Arminis mir trostlos schelten und bitter?
Scheltet die bittre Zeit, welche das Lied ihn gelehrt!
Gern als erquickender Tau auf Lilien wär' es gefallen,
Aber ins dürre Gezweig schlug es als Hagelgewölk.

Die „Hermannsschlacht" war 1808 vollendet worden. 1809, als der Krieg zwischen Frankreich und Österreich auszubrechen begann, entstanden Kleists mächtigste patriotische Lieder: „Kriegslied der Deutschen" (s. Beil. Nr. 18), „An Kaiser Franz", „Germania an ihre Kinder". Seine in der Hempelschen Ausgabe veröffentlichten politischen Aufsätze kennzeichnen ihn als patriotischen Schriftsteller ersten Ranges.

Einen ergreifenden Gegensatz zu der grausen Figur der Penthesilea bildet die Heldin des „historischen" Ritterschauspiels: „Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe". „Die Kehrseite der Penthesilea" nennt Kleist selbst die Heldin, „ihren anderen Pol, ein Wesen, das ebenso mächtig ist durch Hingebung wie jene durch Handeln". Rührend ist die Hingabe dieser zweiten Griseldis an den Grafen Wetter vom Strahl, dem sie sich durch ein wunderbares Traumgesicht unlöslich verbunden weiß. Der Graf, obgleich er sich einer innigen Neigung zu dem holden Geschöpf nicht erwehren kann, das trotz scheinbarer Zudringlichkeit, der ganze Zauber reinster, keuschester Jungfräulichkeit umfließt, kämpft ehrlich, wenn auch zuweilen etwas gewaltsam gegen sein eigenes Herz, da er die Unebenbürtige ja doch nicht heiraten darf. Ja, als sie vor dem Vater, der gekommen ist, sie aus Burg Strahl heimzuholen, angstvoll flieht und den Grafen fußfällig um Schutz anfleht, stößt er im Zorn über ihre törichte Anhänglichkeit mit dem Fuß nach ihr und hebt drohend die Peitsche. Er kann aber doch der Bitte nicht widerstehen, die sie durch den treuen Gottschalk an ihn richten läßt: „Den Zeisig littest du, den zwitschernden in den süß duftenden Hollunderbüschen: möchtst denn das Käthchen von Heilbronn auch leiden." Durch seine Verlobung mit der vielumworbenen Erbin Kunigunde, die aus altsächsischem Kaisergeschlecht stammt, sucht Graf Strahl seine Liebe zu überwinden und zugleich das Traumgesicht der Sylvesternacht zu erfüllen, das ihm eine Kaisertochter zur Gemahlin verhieß. Er erkennt aber noch zur Zeit, welchen wertlosen Kiesel er im Begriff steht, gegen den echten Edelstein umzutauschen. Schließlich offenbart sich die vermeintliche Waffenschmiedstochter in ihrem somnambulen Zustand als verloren gegangenes Kind des Kaisers, und der Graf heiratet sie. „Ein frischer Duft weht uns aus diesem Stücke an, wie Erdgeruch aus umgebrochenem Acker," sagt Treitschke von diesem jugendlichsten und anmutigsten der Kleistschen Dramen.

Käthchen v. Heilbronn.

Auch in seinem reifsten und vollendetsten Werke, dem vaterländischen Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg", in welchem vornehmlich die Gestalt des Großen Kurfürsten treffend gezeichnet ist, spielt das Schlafwachen eine etwas störende Rolle. Der Prinz, welcher, nach einem nächtlichen Anfall von Somnambulismus durch seine Liebe zu Natalie, der Nichte des Kurfürsten, und den Scherz der Freunde gestört, der Ordre de bataille nicht aufmerksam gefolgt ist, greift in der Schlacht von Fehrbellin gegen den ausdrücklichen Befehl vorzeitig an und wird deshalb, obwohl er den Sieg herbeigeführt hat, vom Kurfürsten vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Erst als er nach schweren inneren

Friedrich v. Homburg.

Kämpfen anerkannt hat, daß er das „heilige Gesetz des Krieges verletzt" und den Tod verdient hat, kann er, aus den obigen Gründen entschuldigt, von seinem Fürsten begnadigt und mit der Geliebten vereinigt werden. — Ungeachtet der nicht wegzuleugnenden Schwächen dieses Stückes besitzen wir in demselben ein noch immer nicht genug gewürdigtes dramatisches Meisterwerk und zugleich eine patriotische Dichtung edelster Art. Das preußische Soldatentum erfährt darin eine ideale und doch auf realster Basis beruhende Verherrlichung wie nirgend sonstwo in unserer Poesie. Julian Schmidt nennt es „das Gegenstück und gewissermaßen die Rechtfertigung der Hermannsschlacht"; und Tieck sagt: „Der Charakter des Kurfürsten ist ein Meisterstück: nur wenigen ist es gelungen, so überzeugend Majestät hinzustellen, in der sich Ernst, Kraft und Milde vereinigt, in jedem Moment groß und immer menschlich, ohne je in die leeren Reden und Bilder zu verfallen, mit denen schwächere Dichter so oft die Charaktere ihrer Fürsten ausmalen wollen."

Robert Guiskard.

Ein Lieblingswerk des Dichters, das gewaltig angelegte Trauerspiel: „Robert Guiskard, Herzog der Normänner" ist unvollendet geblieben. Aus dem zuerst 1808 im Aprilheft des „Phöbus" abgedruckten Bruchstück geht hervor, daß Kleist nach dem Vorgange des Sophokles im „Oedipus" eine alte Familienschuld und ihre schreckliche Sühne als Vorwurf im Auge hatte; denn der zwischen Robert Guiskard und seinem Vetter Abälard um den griechischen Kaiserthron drohende Streit ist deutlich vorauszusehen. Guiskard kämpfte für seine Tochter Helena, die Witwe des griechischen Kaisers, die Abälards Braut geworden ist, und ihre Kinder. Der eigentliche tragische Konflikt würde wahrscheinlich dadurch hervorgerufen worden sein, daß Robert auf den Plan der zwei Griechenfürsten, die ihm Konstantinopel heimlich übergeben wollten, wenn er selbst sich der Krone bemächtigte, eingegangen wäre. Später hätte er sich dann wohl in neue Schuld verwickelt und würde zur Strafe des Verrates an seiner Tochter und ihren Kindern schließlich von der Pest dahingerafft worden sein.

Der zerbrochene Krug.

Das geniale Lustspiel: „Der zerbrochene Krug" fiel in Weimar allerdings durch, hat aber später sich einen verdienten Platz auf der Bühne erworben und bis heute erhalten. „Mit der heiteren Kunst eines niederländischen Malers" entwirft Kleist darin das drastische Bild einer sehr ergötzlichen Gerichtsscene, in welcher der Richter durch seine Bemühungen, einem anderen seine Schuld aufzubürden, sich in das von ihm selbst begangene Verbrechen hineinexaminiert; beim Herausspringen aus dem Fenster eines von ihm verfolgten Mädchens hatte er einen Krug zerbrochen, um dessen willen sein Nebenbuhler verklagt worden war.

Kleists Novellen.

Kleists Novellen zeugen durchweg von einem hervorragenden Erzählertalent. Leider kommen in einigen die krankhaften Neigungen seines Wesens zur Geltung, so insonderheit in den Schauerstücken: „der Findling" und „das Bettelweib von Locarno". Dagegen sind „das Erdbeben in Chili" und „die Verlobung auf St. Domingo" entschieden „echte Novellen im Stil der alten Italiener". Die bekannteste und bedeutendste ist „Michael Kohlhaas", die Geschichte eines märkischen Roßkammes zu Luthers Zeiten, dessen Namen noch heute eine Brücke bei Potsdam trägt. Obgleich der Erzähler von der wirklichen Geschichte vielfach abweicht und durch das romantische Hineinmischen des Zigeunerhaften gegen den Schluß hin sein sonst meisterhaftes Werk schädigt, glaubt man doch ein Aktenstück aus jener Zeit zu lesen. Der Kern der Geschichte ist der folgende:

Michael Kohlhaas.

Dem Roßhändler Michael Kohlhaas sind unter nichtigen Vorwänden von einem sächsischen Junker zwei Pferde völlig verdorben und der zu ihrer Pflege von ihrem Herrn angestellte Knecht ist aufs abscheulichste mißhandelt worden. Von dem sächsischen und brandenburgischen Kurfürsten, denen beiden von den Verwandten des Junkers die Sachlage verheimlicht wird, mit seiner Klage abgewiesen faßt er den Plan, sich selbst Recht zu schaffen, und wendet dazu Mittel an, die viel schlimmer sind als das ihm widerfahrene Unrecht. Freilich schreitet er erst dazu, als seine

Frau, die selbst zum Kurfürsten von Brandenburg durchzudringen versucht hat, von einem Soldaten vor die Brust gestoßen heimkehrt und an den Folgen der Mißhandlung stirbt. Von hinreißender Leidenschaft sind die Scenen, die nun folgen: wie er den Junker durch alle Schlupfwinkel verfolgt, alles erschlägt und niederbrennt, was demselben Beistand und Zuflucht gewährt. Doch entkommt der Gegner nach Wittenberg, das Kohlhaas darauf dreimal in Brand steckt. Der Arm der Obrigkeit ist zu schwach: alle wider ihn ausgesandten Heereshaufen vermögen nichts auszurichten. Schon macht er sich daran, auch Leipzig einzuäschern, als ihn ein von Luther gegen ihn verfaßter Aufruf zur Umkehr bewegt. Nach einer Unterredung mit dem von ihm hochverehrten Reformator wird er äußerlich mit der Obrigkeit versöhnt. Auf Luthers Verwendung wird ihm Amnestie und Untersuchung seiner Sache zugesichert, aber die Folgen seiner Tat wenden sich doch wider ihn: es werden ihm Fallstricke gelegt, und er erliegt der List seiner Feinde. Obgleich ihn der Kurfürst von Brandenburg vor einem qualvollen Tode bewahrt, bestellt der Kaiser — vom sächsischen Kurfürsten aufgefordert — einen Ankläger, der Kohlhaas wegen Landfriedensbruches belangt. Nun wird ihm zwar völlige Genugtuung für die ihm vom Junker widerfahrene Unbill; für seine Übeltaten aber muß er den Tod durchs Schwert erleiden.

Von geringerer Bedeutung ist ein anderer Dramatiker der romantischen Schule, **Werner**, der Vater der Schicksalstragödie.

Zacharias Werner.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, am 18. Nov. 1768 zu Königsberg i. Pr. geboren, wurde nach dem frühen Tode des Vaters von seiner hochbegabten, aber sehr exzentrischen und religiösen Schwärmereien hingegebenen Mutter erzogen und sein Leben lang beeinflußt. Sechzehnjährig begann er auf der Universität seiner Vaterstadt das Studium der Rechte, trieb daneben Philosophie und dichtete; schon 1789 erschien eine Sammlung seiner Gedichte, unter denen eines über „Jesuiterei“ ganz im Geiste der „Aufklärichtperiode“ gehalten war. Er trat dann in den praktischen Dienst und bekleidete zwölf Jahre lang das Amt eines expedierenden Sekretärs zuerst in seiner heimatlichen Provinz, dann in Warschau; 1805 wurde er als Geheimsekretär nach Berlin versetzt und damit in die größere literarische Welt eingeführt, die ihn achtungsvoll aufnahm, da kurz zuvor sein erstes Drama: „Die Söhne des Tales“ erschienen war. Im Verlauf dieser zwölf Jahre hatte er nicht weniger als drei Ehen, die letzte mit einer Polin, noch ehe sie seine oder er ihre Sprache verstand, ebenso leichtfertig geschlossen als wieder aufgelöst. Nach seiner Berufung nach Berlin, am 24. Februar 1804, war ihm gleichzeitig sein liebster Freund Mnioch in Warschau und seine geliebte Mutter, die in den letzten Jahren sich für die Jungfrau Maria, ihren Sohn für den Heiland hielt, gestorben. In Berlin vollendete er seinen „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“, dessen Titelrolle von Iffland gespielt wurde. Da ihm nach der Schlacht von Jena durch die übermütige Franzosenherrschaft der Aufenthalt in Berlin verleidet wurde, folgte er seinem angeborenen Wandertriebe und ging auf Reisen. In Weimar verlebte er drei Monate im Verkehr mit Goethe und brachte dort seine romantische Tragödie „Wanda“ am Geburtstage der Herzogin Luise (30. Januar 1808) mit großem Beifall zur Aufführung. Dann ging er in die Schweiz, wo er sich längere Zeit bei Frau von Staël aufhielt und A. W. v. Schlegel sehr nahe trat, von dort nach Paris. Nach Deutschland zurückgekehrt gewann er die Gunst des Fürsten Primas von Dalberg, der ihm eine Pension von 1000 Gulden verlieh, die später der Großherzog von Weimar übernahm. Im November 1809 ging er nach Italien und „schwor in Rom seinen Irrglauben ab“. Am 19. April 1811 trat er zur katholischen Kirche über, studierte Theologie und empfing nach einem längeren Aufenthalt im Klerikal-Seminar in Aschaffenburg 1814 die priesterlichen Weihen. Vorher hatte er in „der Weihe der Unkraft“ eine poetische Buße für sein

Lutherstück geleistet. Seitdem lebte er mit kurzen Unterbrechungen in Wien ohne bestimmte Anstellung seinem priesterlichen Berufe, trat vorübergehend in den Redemptoristenorden, hielt Predigten und Fastenvorträge, schrieb auch noch ein Drama: „Die Mutter der Makkabäer“ und starb am 17. Januar 1823.

Werners Dramen.

Abb. 107. Zacharias Werner, die „Söhne des Tales“ vorlesend. Gezeichnet von seinem Freunde Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

In Zacharias Werner zeigt sich eine innere Zerrissenheit, die sein ganzes Leben erfüllt und auch nach seinem Übertritt nicht völlig überwunden worden ist. Seine tagebuchartigen unumwundenen Selbstbekenntnisse, seine Briefe und Gedichte beweisen, wie in ihm glühende Sinnlichkeit mit einem tiefen religiösen Gefühl um die Herrschaft rang, und „dieser Gegensatz und seine versuchte Lösung“, wie Eichendorff richtig urteilt, „ist der eigentliche Kern und Inhalt seiner Poesie“. Dieselbe hat deshalb durchweg etwas Unerquickliches und Unbefriedigendes.

Söhne des Tales.

In seinem Drama „Die Söhne des Tales“ sucht Werner, wie er an Chamisso schrieb, „die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammenzuklingeln“ oder mit anderen Worten: er wollte mittels der Symbole der Freimaurerei einem aufgeklärten Katholizismus die Bahn brechen; es war aber mehr „ein Hymnus auf die echte Maurerei“, wie er selbst gesteht. Zwei Mächte stehen sich darin gegenüber: der Tempelherrenorden und ein Geheimbund Auserwählter, „die Söhne des Tals“, welche die Templer stürzen wollen. Im Grunde sind die beiden vollkommen einverstanden, aber die Talbrüder unternehmen den Kampf, weil die Templer so dumm sind, „den Menschen die ganze Wahrheit zu geben, die nur für wenige höhere Geister gemacht und ganz unvereinbar ist mit einer auf Enthusiasmus

gegründeten Verbindung vieler". Denn was den höheren Geistern der Glaube an ihr Ideal, das ist dem Volk sein Heiland, gleichviel ob Christus oder Zeus oder irgend eine andere heidnische Gottheit. Mit anderen Worten: Werner verkündigt eine rationalistische, phantastisch aufgestutzte Geheimlehre für die Gebildeten, während er den uneingeweihten Massen eine Art von Freimaurerei oktroyieren will, die er „geläuterten Katholizismus" nennt.

Weihe der Kraft.

Unter seinen anderen Stücken verdient demnächst eine Erwähnung „Martin Luther oder die Weihe der Kraft". Abgesehen von einigen nüchternen, historisch gehaltenen Scenen hat er aus unserem großen Reformator einen „zerflossenen Fratzenschatten" gemacht, wie Jean Paul sich ausdrückt: „dafür hätt' ihm Luther seinen Band Tischreden an den Kopf geworfen". Am meisten verzerrt ist die wackere Katharina von Bora. Die will sich selbst ihren eigenen Heiland schaffen.

„Der mir gehört und doch im Geisterreich
Versöhnend herrsche, aller und doch mein auch,
Den möcht' ich fassen, mir ihn selbst gestalten."

Als sie dann Luther erblickt, dem sie kurz zuvor geflucht hat, ruft sie: „Mein Urbild" und „betet fortan zu ihm", läuft ihm überall nach, obwohl er sie keines Blickes würdigt, bis er sich überzeugt, daß er einer „Weihe seiner Kraft" bedürfe, die er dann in Katharinas Liebe erhält! „Es ist kein Schauspiel mehr, es ist die Parodie einer ernsthaften, heiligen Kirchenangelegenheit, die sich begreiflich machen will, indem sie sich profaniert," schrieb Goethe 1806 über dieses Stück an seinen Freund Zelter.

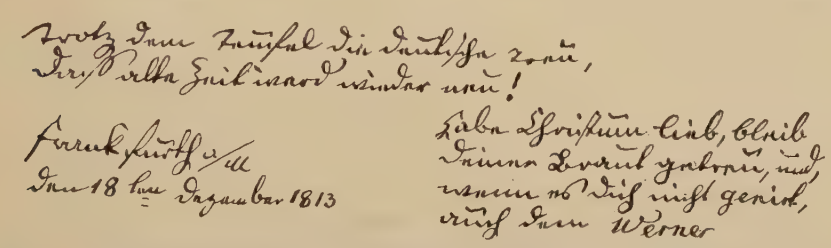


Abb. 108. Faksimile eines eigenhändig in das Album des Freiherrn Ferdinand von Schrötter geschriebenen Gedenkverses Zacharias Werners. Im Besitz des Verfassers.

Weihe der Unkraft.

Später tat Werner, wie schon vorhin bemerkt, für dieses Stück wie für seine früheren Verirrungen zumal, in dem lyrisch-allegorischen Gedicht „Die Weihe der Unkraft" feierlich Buße.

In der Literaturgeschichte ist Zacharias Werner indes nicht durch die vorerwähnten Dramen berühmt geworden, sondern hat einen Namen allein durch ein Stück erhalten, welches die einst so sehr beliebten und nunmehr berüchtigten Schicksalstragödien eröffnete. Es ist das Trauerspiel: „Der vierundzwanzigste Februar", das 1809 in Weimar entstand, wie Hitzig in seinem Nekrolog erzählt, „in einem projektierten Wettkampf mit Goethe zur Dichtung eines sogen. Fluch- und Segengemäldes in dem begrenzten Raum von einem Akte." Ein Jahr später — an „seinem Tage" 1810 ließ es Goethe aufführen; im Druck erschien es erst 1815.

Der 24. Februar.

Auf der Grimsel lebt der Bauer und Wirt Kunz Kuruth mit seiner Frau Trude, einer Pfarrerstochter, die er einst wider den Willen seines Vaters geheiratet,

in den dürftigsten Umständen. Der Fluch des Vaters lastet auf ihrem Ehebunde; denn als der alte Mann einst die ihm widerwärtige Frau mißhandelte, hatte Kunz nach ihm ein scharfes Messer geworfen. Obgleich es nicht traf, hatte es dem Vater doch einen tödlichen Schrecken eingejagt. Mit dem Fluche: „Des Mörders Mörder seid!" war er zusammengebrochen und hatte den Geist aufgegeben. In grauser Weise erfüllte sich der Fluch. Der erste Sohn, den Trude gebar, „brachte das Kainszeichen schon auf dem linken Arm mit auf die Welt — 'ne Sense blutig rot." Als er zum Knaben herangewachsen, schneidet er seinem zweijährigen Schwesterchen mit dem nämlichen Messer, das Kunz nach seinem Vater geworfen, im Spiel den Hals ab. Unter den gräßlichsten Verwünschungen verstoßen eilt der Unglückliche hinaus in die weite Welt, irrt lange umher, erwirbt ein Vermögen und kommt an dem verhängnisvollen Tage der bisherigen Mordtaten, dem 24. Februar, nach vielen Jahren unerkannt heim ins Elternhaus. Da mordet ihn der eigene Vater in der Nacht, um durch sein Geld sich vor der Pfändung zu retten. Sterbend gibt sich der Sohn zu erkennen. Der Vater überliefert sich den Gerichten. — Alle diese Mordtaten, die im Buche des Schicksals vorherbestimmt sind, geschehen am 24. Februar, demselben Tage, an dem einst 1804 Werners Mutter und sein intimer Freund Mnioch gestorben waren.

Schicksals-tragödien.

Dieses Wernersche Schauerstück machte damals ein um so größeres Aufsehen, als es, dramatisch höchst wirkungsvoll, die inneren Mängel vergessen ließ und wie eine Gespenstergeschichte auch nüchterne Gemüter erschütterte. So forderte es denn die Nachahmung mächtig heraus und wurde die Mutter der berüchtigten **Schicksalstragödien**, die bis in die neueste Zeit auf unseren Bühnen gespukt haben.

Das allen diesen Stücken gemeinsame Charakterzeichen ist das blinde, zufallsartige Walten eines tückischen, eisern unerbittlichen Schicksals, das sein vorherbestimmtes Opfer — gleichviel ob schuldig oder unschuldig — widerstandslos in das Verderben reißt; oder mit anderen Worten jene „dämonisch-fatalistische Naturanschauung", die man mit Recht ein „Kind der Romantik" genannt hat. Denn dem Bemühen Schillers gegenüber, die antike Schicksalsidee in der „Braut von Messina" neu zu beleben und sie zur Hauptträgerin einer tragischen Handlung zu machen, erscheinen die Schicksalsdramen der Romantiker wie fratzenhaft plumpe Zerrbilder.

Adolf Müllner.

Durch Werner angeregt schrieb zuerst **Adolf Müllner** (geb. am 18. Oktober 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, 1798 Advokat in Weißenfels, seit 1815 ganz der Poesie lebend, † den 11. Juni 1829) im Jahre 1812 ein einaktiges gespenstiges Schauspiel: „Der neunundzwanzigste Februar", das die Schicksalstragödie vollends in die Mode brachte und trotz des energischen Protestes Ludwig Tiecks zehn Jahre lang die Bühne beherrschte. Nach Müllners Auffassung sollte die Schicksalstragödie „die unsichtbaren Fäden, durch welche das Erdenleben mit einer höheren Weltordnung zusammenhängt, dem inneren Sinne sichtbar werden lassen und das Ahnen dieser höheren Weltordnung zu lebendiger Empfindung steigern."

Der 29. Februar.

Walter Horst hat am 29. Februar ein Mädchen geheiratet, ohne zu ahnen, daß es seine Schwester ist. Von ihren zwei Kindern ist eines, ein Mädchen, am 29. Februar ertrunken, das andere, ein Knabe, noch am Leben. Sein Vater, der wider die Ehe war, hat ihn deshalb verflucht. An dem verhängnisvollen 29. Februar erscheint Walters Bruder, der bisher im Ausland gelebt, und klärt die Ehegatten

über ihre Schuld auf. Als Sühnopfer ersticht Walter seinen Sohn, der einen dahin zielenden Traum gehabt und sehnsüchtig gebeten hat, sterben zu dürfen. Nach vollbrachtem Morde liefert Walter sich den Gerichten aus. Seine Frau verspricht ihm, der Hinrichtung beizuwohnen, damit ein Traum erfüllt werde, in welchem sie sein blutiges Haupt zu ihren Füßen habe rollen sehen. — Der Theaterzensur zu Liebe machte Müllner später die Geschwisterehe zu einer bloß vermeintlichen und des Sohnes Ermordung zu einer unbeabsichtigten. In Leipzig wurde aber das Stück in seiner ursprünglichen Fassung ohne Anstand aufgeführt und beifällig aufgenommen.

Auf Ifflands Rat machte Müllner sich noch in demselben Jahre an eine größere Tragödie, „Die Schuld", die im April 1813 auf dem Wiener Burgtheater zuerst aufgeführt wurde und dann eine siegreiche Runde über alle Bühnen machte. Schiller hatte seine „Braut von Messina" mit den bekannten, ergreifenden Worten geschlossen: Die Schuld.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht —
Der Übel größtes aber ist die Schuld!

Es war kein Zufall, daß das letzte Wort den Titel von Müllners Tragödie bildete. Aber die Ahnung der höheren Weltordnung, welche sein Stück nach Schillers Absicht gewähren sollte, verlor sich in der Tragödie Müllners in ein schwächliches und banges Gruseln.

Don Valeros, Grande von Kastilien, hat zwei Söhne, Carlos und Otto. Vor Ottos Geburt hat ein altes Bettelweib seiner Gemahlin prophezeit, daß der Sohn, den sie unterm Herzen trage, einst seinen älteren Bruder ermorden solle. Um dies unmöglich zu machen, hat die Mutter Otto bald nach der Geburt in eine fremde Familie nach Norwegen gegeben, ohne zu ahnen, daß sie gerade dadurch das geweissagte Unheil heraufbeschwört. Als Sohn jenes nordischen Hauses, unter dem Namen „Hugo, Graf von Örindur", wächst Otto auf, geht dann auf Reisen und verliebt sich in Spanien aufs leidenschaftlichste in Donna Elvira, seines Bruders Frau, ohne das nahe Verwandtschaftsverhältnis zu kennen. So wird die im Fluche angedrohte Tat herbeigeführt: Otto ermordet seinen Bruder Carlos unentdeckt auf der Jagd, nimmt Elvire zur Frau und zieht mit ihr nach dem Norden. Alles dieses ist vor Beginn des Stückes geschehen. In völliger Zurückgezogenheit leben nun die Ehegatten, äußerlich glücklich, innerlich ohne Frieden. Eines Tages — es ist der Jahrestag des Brudermordes — erfüllen beide bange, düstere Ahnungen. Das blutige Gespenst des Ermordeten erschreckt sie — wie! wenn Carlos jetzt aus dem Grabe stiege und zwischen sie träte? Da öffnet sich die Tür, und herein tritt — Don Valeros, der in der ganzen Welt umherzieht, um den Mörder seines Sohnes Carlos ausfindig zu machen. Durch ein hinter der Scene betrachtetes Bild erkennt der alte Mann, daß Hugo sein Sohn Otto und des ermordeten Carlos Bruder ist (Akt III, Scene 3). Daher der zum geflügelten Worte gewordene „Zwiespalt der Natur" (zwischen Haß und Liebe) in Valeros' Innern, von dem er vorher zu Örindur (Hugo) zu dessen Entsetzen gesprochen, nachdem er ihm seine düsteren Erlebnisse mitgeteilt. Die oft falsch citierte Stelle lautet wörtlich im II. Akt, Scene 5:

(Und) erklärt mir, Örindur, | Bald möcht' ich im Blut sein Leben
Diesen Zwiespalt der Natur! — | Schwinden sehn, bald — ihm vergeben.

Der Allgewalt des Schicksals bindet Örindur nun seine Schuld auf. „Ich bin bös nicht von Natur," meint er, „wahrlich nicht! Allein das Schicksal führt auf böse Wege mich!" und weiterhin: „Der Mensch tut nichts, es waltet über ihm verborgener Rat, und er muß, wie dieser schaltet." Dennoch glaubt er, nicht länger leben zu dürfen, denkt zuerst daran, sich hinrichten zu lassen, was er

für sehr effektvoll hält; als aber Elvire im Gefühl ihrer Mitschuld, da sie schon bei Lebzeiten ihres ersten Gemahls mit Hugo im Einverständnis gewesen, sich den Dolch ins Herz stößt, ahmt er ihr Beispiel nach.

Grillparzer. In Müllners Fußstapfen trat zunächst der Österreicher **Franz Grillparzer** mit seiner ersten dramatischen Arbeit, der Tragödie: „Die Ahnfrau", die am 31. Januar 1817 im Theater zu Wien aufgeführt wurde und die — trotz des verschrobenen Grundgedankens — durch ihre prachtvolle, leidenschaftlich glühende Sprache und die hinreißend schnell fortschreitende Handlung die vorigen weit übertraf und rasch die Herzen aller Theaterfreunde in ganz Deutschland eroberte.

Ahnfrau. Durch ihre Eltern ist Gräfin Berta, die **Ahnfrau** des Borotinischen Grafenhauses, einst gezwungen worden, einem ungeliebten Manne ihre Hand zu reichen. Als sie ihm die Treue bricht, ermordet er sie und spricht zugleich den Fluch über sie aus: sie solle als Gespenst ruhelos umherwandeln, bis der letzte des aus der Sünde erwachsenen Geschlechtes den Tod gefunden habe. Grausig erfüllt sich der Fluch zum Unheil ihrer Nachkommen. Einer derselben hat zwei Kinder: Berta, der Ahnfrau in Gestalt und Zügen täuschend ähnlich, und Jaromir, der als dreijähriges Kind von einem Räuber gestohlen, selbst Räuber geworden und endlich als Hauptmann einer gefährlichen Bande die Gegend um das Schloß seines Vaters unsicher macht. Als eines Tages seine Genossen Berta entführen, jagt er ihnen die Beute ab und führt die Schwester, in die er sich ahnungslos verliebt, zu dem Vater zurück, unter dem Vorgeben, selbst vor den Räubern geflüchtet zu sein, und hält um ihre Hand an. Sie wird ihm gewährt, aber gleich darauf kommt es zu einem Kampfe zwischen der vom Grafen aufgebotenen bewaffneten Macht und Jaromirs Genossen. Im Dunkel der Nacht ersticht der Unglückliche seinen eigenen Vater mit demselben Dolche, mit dem einst die Ahnfrau ermordet worden war. Noch ehe er erfahren, wen er getötet und wer seine Braut ist, hat er sich mit den oft citierten Worten (Akt III):

„Ja, ich bin's, du Unglückselge, —
Bin der Räuber Jaromir!"

(zwischen welchen zwei Zeilen übrigens drei andere im Texte liegen) zu erkennen gegeben, aber als er es gehört, weist er doch den Vorwurf des Vatermordes mit den Worten zurück:

„Unsre Taten sind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht —
Ob sie frommen, ob sie töten?
Wer weiß das in seinem Schlaf?
Meinen Wurf will ich vertreten,
Aber das nicht, was er traf!
Dunkle Macht, und du kannst's wagen,
Rufst mir: Vatermörder! zu?
Ich schlug den, der mich geschlagen,
Meinen Vater schlugest du!"

In seiner Verblendung will er auch Berta nicht aufgeben und geht, sie aufzusuchen. Aber statt Bertas, die Gift genommen, erscheint ihm die Ahnfrau, zeigt ihm die tote Geliebte im Sarge und erdrückt ihn in tödlicher Umarmung. Dann spricht sie:

„Scheid in Frieden, Friedenloser!
Nun, wohlan! es ist vollbracht!
Durch der Schlüsse Schauernacht
Sei gepriesen, ew'ge Macht!
Öffne dich, du stille Klause,
Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause!"

Dieses Stück, das der damals 25jährige Dichter innerhalb sechzehn Tagen niederschrieb, ist trotz seiner späteren Rechtfertigungsversuche ganz entschieden eine Schicksalstragödie. Nicht die freie Tat des Helden, sondern tief verhüllte finstere

Mächte führen darin das tragische Verhängnis herauf. Aber im Gegensatze zu Müllners Schauer- und Rührstücken kennzeichnet es sich doch als ein echtes Dichterwerk. Wer es einmal in einer guten Aufführung gesehen hat, wird sich davon überzeugt haben, daß es nicht ohne poetische Wirkung ist. Das Stück war für den Dichter selbst übrigens verhängnisvoll. Daß sich sein gesunder Sinn schon ein Jahr danach aus den Fesseln der Müllnerschen Vorbilder losriß, daß er seitdem eine große Reihe der bedeutendsten dramatischen Dichterwerke geschaffen, das blieb infolge dessen lange in Deutschland unbeachtet. Unter seinen engeren Landsleuten werden wir ihm in einem späteren Abschnitte wieder begegnen und ihn genauer kennen lernen.

Zu den zahlreichen, meist völlig verschollenen Schicksalstragödiendichtern wird auch **Houwald** gerechnet, obgleich seine Dramen eigentlich mehr den Namen der „Schauer- und Rührstücke" verdienen.

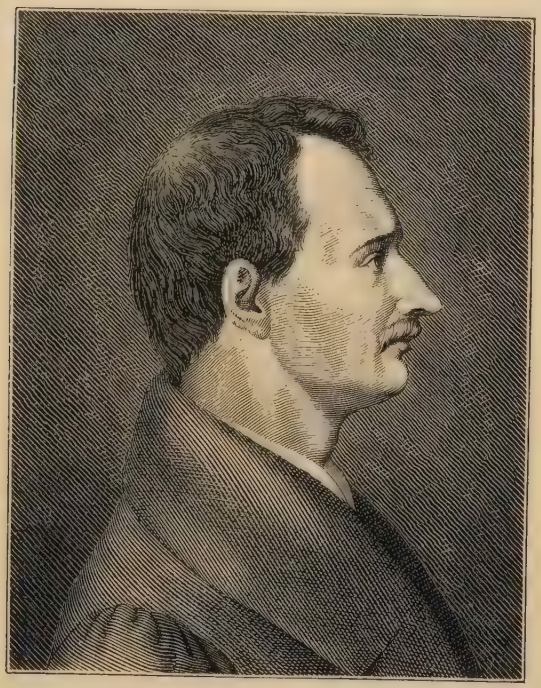
Christoph Ernst Freiherr von Houwald, am 29. November 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz geboren, als Landsyndikus der niederlausitzischen Stände den 28. Januar 1845 in Lübben gestorben, schrieb außer mehreren Erzählungen eine Reihe von Tragödien, von denen zwei: „Das Bild" und „Der Leuchtturm" am meisten in der Mode waren. Houwald.

Zu den romantischen Dramatikern gehört endlich noch **Karl Immermann**. Seine Stücke, die bei ihrem Erscheinen bereits wenig oder keinen Erfolg hatten, sind heute freilich schon völlig vergessen, und sein Name hat nur auf dem Gebiete des Romans einen dauernden Platz in unserer Dichtung; aber er mag doch hier eingereiht werden, weil er als Dramatiker den größten und bedeutendsten Gegner der romantischen Schule **Platen** heraufbeschwor.

Karl Leberecht Immermann, am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren, sehr streng erzogen, bezog 1813 die Universität Halle, um Jura zu studieren, konnte — durch Krankheit verhindert — erst 1815 ins Feld gehen, wo er bei Belle-Alliance mitkämpfte und am Einzuge in Paris teilnahm. Als Offizier entlassen, kehrte er zu seinen Rechtsstudien zurück, trat in den Staatsdienst und war 1827 bis zum Landgerichtsrat in Düsseldorf aufgerückt. 1832—1837 war er Leiter des dortigen Stadttheaters. Schon vor Übernahme desselben hatte er eine ganze Reihe Dramen geschrieben. Auf einige Lustspiele, welche dem Gebiete der bürgerlichen Komödie angehörten, hatte er einige andere („Die Prinzen von Syrakus" 2c.), die er romantische Lustspiele nannte, folgen lassen. Noch deutlicher bekundete er seinen Zusammenhang mit der Romantik in seinen Trauerspielen, deren erstes sich auf die von Friedrich Schlegel eröffnete altfranzösische Poesie gründete. Es war „das Tal von Ronceval", das in die alte Rolandsage eine Liebe des karolingischen Helden zu einer maurischen Prinzessin, die sich taufen läßt, hineindichtete. In dem darauf folgenden Trauerspiele: „König Periander und sein Haus" erscheint er als Genosse der Schicksalstragöden und zwar der schlimmsten Art. Mit Recht ist Melissa, die Tochter des schuldbeladenen korinthischen Herrscherhauses, welche eine Hauptrolle darin spielt, eine „umgekehrte Iphigenie" genannt worden. Aus Immermanns unseligem Verhältnis zu Elisa von Lützow-Ahlefeld ging das fünfaktige Trauerspiel „Cardenio und Celinde" hervor, dessen etwas wüster Stoff bereits Andreas Gryphius in einer dramatisierten Novelle und Achim von Arnim in dem eigenartigen Drama „Halle und Jerusalem" (S. 178) behandelt hatten. Wie großes Talent dieses Stück auch offenbarte, es konnte doch niemand befriedigen und erregte überall ein unbehagliches Gefühl. Auch die historischen Stücke, an die sich Immermann darauf machte, errangen nur einen mäßigen Erfolg. Selbst das „Trauer- Immermann. Dramen.

spiel in Tirol" (später umgearbeitet und gekürzt u. d. T. „Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer" erschienen), welches in die Geschichte des Tiroler Helden allerhand Wunderbares, „Träume, Engelserscheinungen" u. dgl. hineinmischte, aber immerhin „ein bedeutender Versuch, ein wirklich das Volk ergreifendes, vaterländisches Geschichtsdrama zu schaffen" genannt werden kann, befriedigte nicht. In seiner ersten Form rief es einen Angriff hervor, der mit Verzerrung seines Namens (in Nimmermann) Immermanns ganze Bühnendichtung auf das unbarmherzigste verspottete. Es war der Graf Platen, welcher gegen ihn in die Schranken trat, nachdem er seine Vorgänger bereits scharf angegriffen hatte.

Platen.



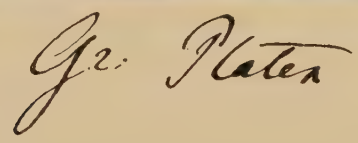


Abb. 109. Graf August von Platen.
Stahlstich von C. Barth. Ausschnitt.
Unterschrift eines Rekognitionsscheines vom 22. Januar 1834.
Aus Georg Kestners † Autographensammlung.

Karl Georg August Graf von Platen-Hallermund (aus einem alten pommersch-schwedischen Geschlecht) wurde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren, empfing eine soldatische Erziehung und machte als Leutnant den Feldzug von 1815 mit, studierte dann in Würzburg und Erlangen Sprachen und Philosophie und lebte seit 1826 meist in Italien, wo er am 5. Dezember 1835 zu Syrakus starb. Nachdem Platen, wie er selbst urteilt, „viel zu frühe in die Zeit mit Ton und Klang getreten war" und 1821 mit den Goethe gewidmeten „Ghaselen" (einer aus dem Persischen stammenden Dichtungsform) begonnen hatte, schloß er sich in einer seiner ersten dramatischen Dichtungen, „Der gläserne Pantoffel", einer Verschmelzung der Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen, der romantischen Schule an, wurde dann aber durch die Schicksalstragödien derselben bald ganz entfremdet und machte schon in seinem Lustspiel: „Der Schatz des Rhampsinit" dagegen Front. Auf Müllner bezog sich das darin vorkommende Wort: „Die Schuld ist eine Mißgeburt der Zeit." Doch was hier nur gelegentlich hervortrat, wurde zur ausgeprägten Satire in seinen zwei dem Aristophanes nachgebildeten Komödien: „Die verhängnisvolle Gabel" und „Der romantische Ödipus". Die erstere hat folgenden Inhalt:

Verhängnisvolle Gabel.

Salome, die „Familienahnfrau", ist die unschuldige Ursache des Todes ihres Mannes. Als sie einst vor einer Spinne bei Tische laut aufschrie, stach sich

ihr Mann vor Schreck eine Gabel in den Schlund, wodurch er elendiglich umkam. Dafür muß sie nach ihrem Tode als Gespenst umgehen und kommt nicht eher zur Ruhe, als bis die zwölf pausbäckigen Kinder ihres Urursohnes Mopsus und dieser selbst von der verhängnisvoll spukenden Gabel durchbohrt sind. — Die Verspottung der Schicksalstragödiendichter durch die Fabel dieses Stückes gipfelt aber in den „Parabasen", d. i. satirischen Ansprachen an die Zuschauer, mit denen in der alten griechischen Komödie der Chorführer als Vertreter des Dichters zum Schluß jedes Aktes auftrat. Hier war es, wo Platen schonungslos die geistlose Dramenfabrikation Kotzebues in den oft citierten Versen verspottete:

Er schmierte, wie man Stiefel schmiert,
vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit
wie Calderon und Lope.

Als seine Nachfolger, „des Edlen Hintersassen", bezeichnet er dann Müllner und „ähnliche Gesichter",

Die klein wie er als Menschen sind und groß wie er als Dichter!
Wir sehen einen solchen Knirps nach Lorbeerzweigen schielen,
Weil er geborgt ein Trauerspiel aus zehen Trauerspielen,
Indes er auch nur Scheußliches und Niegeschehnes zollte,
Das man, und wär' es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte.

Hatte Platen so den „Advokaten in Weißenfels" als den Hauptrepräsentanten der Schicksalstragöden aufs Korn genommen, obgleich er es entschieden in Abrede stellte, ein „Pasquill auf Müllner" beabsichtigt zu haben, so wählte er im „Romantischen Ödipus" sich Immermann zur Zielscheibe, in dessen Person er zugleich die gesamten Verirrungen der Romantik geißeln wollte. Veranlaßt war er wohl zu dieser Wahl durch ein boshaftes Xenion, das Immermann in Heines „Reisebildern" gegen Platens „Ghaselen" losgelassen hatte:

„Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Ghaselen."

Durch den „westöstlichen Divan" angeregt hatte Platen 1821 eine Sammlung „Ghasele" herausgegeben, die er an Goethe mit den folgenden Versen sandte:

Dein Name steht zu jeder Frist
Statt eines heiligen Symboles
Auf allem, was mein eigen ist,
Weil du mir Stern des Dichterpoles,
Weil du mir Schacht des Lebens bist.

Der Orient sei neu bewegt,
Soll nicht nach dir die Welt vernüchtern;
Du selbst, du hast's in uns erregt:
So nimm hier, was ein Jüngling schüchtern
In eines Greisen Hände legt.

Unter Ghasel versteht man eine den Persern entlehnte Dichtgattung: ein Gedicht von bald vier, bald acht, bald zwanzig Zeilen mit einem durchgehenden Reimklange, den die ersten Zeilen angeben und sämtliche darauf folgende gradzahlige Zeilen wiederholen. Viele hielten diese Ghasele für eintönige Reimspielformen, aber Goethe rühmte sie als „wohlgefühlte, geistreiche, dem Orient vollkommen gemäße sinnige Gedichte". Dennoch übten sie keine große Anziehungskraft und wurden vielfach verspottet.

Die derbe Antwort auf Immermanns nicht eben feinen Angriff war der Held des „Romantischen Ödipus", der „schwulsteinpöklerische Musensohn", der „Romantiker" Nimmermann, von dem es in dem Stücke heißt:

— Gesalbt zum Stellvertreter hab' ich dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft,
Die auf dem Hackbrett Fieberträume phantasiert
Und unsre deutsche Heldensprache ganz entweiht.

Der romantische Ödipus.

Nimmermann lebt unter den Heidschnucken in der Lüneburger Heide, die dem Dichterheros voller Ehrfurcht dienen. Dort empfängt er den Besuch des Herrn Publikum, der als Reisender ihn aufsucht. Nachdem beide sich begrüßt, eröffnet der romantische Dichter seinem Gaste, daß er damit beschäftigt sei, den von Sophokles ganz verpfuschten Ödipus umzudichten. Publikum ist entzückt darüber, das neugeschaffene Meisterstück anhören zu dürfen — auch der allen Deutschen überlästige, aus Berlin in die Heide verbannte Verstand wird als Zuschauer zugelassen. Es folgt nun Nimmermanns Umdichtung: „Der romantische Ödipus", d. h. eine Verzerrung der herrlichen antiken Tragödie nach dem Rezept der Romantiker, eine geistreiche Parodie der zu jener Zeit beliebtesten Dramen eines Müllner, Houwald, Raupach u. a. Publikum findet die „blutige Tragödiendichtung" — „zum Entsetzen meisterhaft, zum Fressen schön!", der Verstand protestiert dagegen und beharrt auch dabei, als sich „der Stolz des Weltalls", Nimmermann, naht, ja dringt auf ihn mit vernichtend scharfer Kritik ein. Aber ohne Erfolg — ja, der romantische Dichter, in seiner Selbstbespiegelung sich immer mehr steigernd, schnappt zuletzt ganz über, worauf auch Publikum sich von ihm abwendet und ihn ins Tollhaus führt!

So geistreich das alles durchgeführt ist, so vollendet die Form, so anregend die Auslassungen über das wahre Wesen echter Poesie, welche sich durch den tollen Spuk hindurchflechten, unleugbar sind, — es berührt doch peinlich, das hoffärtige Gebaren Platens und seine persönliche Erbitterung auf den Gegner überall unverhohlen durchblicken zu sehen. Mochte er deshalb in seiner „Grabschrift" auch rühmen dürfen:

„Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen,"

was hat er, und was haben wir dadurch gewonnen? Als literarische Kuriosa liest man noch heute die zwei polemischen Komödien — alle anderen dramatischen Stücke aber, die Platen gedichtet, sind ebenso spurlos verschwunden und vergessen wie die seines Gegners. Beider dauernde Bedeutung liegt auf anderem Gebiete.

Platens Verdienst.

Vor allem hat Platen sich in der Tat ein Verdienst um die Sprache erworben, er konnte mit Recht von sich rühmen: „Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge." Auch Jacob Grimm bezeugt es von ihm, daß er „sorgsam auf Reinheit und Frische des deutschen Ausdrucks" gehalten habe, und hebt seine tadellosen Reime anerkennend hervor. Platen war aber mehr als ein Meister der Form, er war in der Tat ein Dichter, dessen vollen Herzschlag man noch heute in manchen seiner Lieder herausfühlen kann. Wer wird nicht von Versen wie die folgenden mächtig ergriffen:

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht,
in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen.
Die Gassen verließ ich, vom Wächter
bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Tor mit dem gotischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen
Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in
acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke 2c.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß in sehr vielen seiner Dichtungen der innere Zwiespalt und Lebensüberdruß, an denen seine Seele ebenso sehr krankte wie an dem unbefriedigten Ruhmesdrange, auf die Poesie ertötend wirkte, daß er anderseits den für unsere neueste Literatur so „verhängnisvollen Kultus der äußeren Technik und des phrasenhaften Ausputzes" begründete; aber wer die Mühe nicht scheut, wird doch — außer den Prunkstücken aller Lesebücher: „Der Pilger von St. Just",

— „Das Grab im Busento“ — „Sonette auf Venedig“ 2c. 2c. — noch manchem tief und rein empfundenen Klang begegnen, der sich dem oben mitgeteilten Liede ebenbürtig anreiht. Auch sein Märchengedicht: „Die Abbassiden“, das — nach „Tausend und eine Nacht“ — verschiedene Abenteuer der Söhne des Kalifen Harun al Raschid in fünffüßigen Trochäen behandelt, ist eine anmutige Dichtung, die man mit ungetrübtem Behagen genießt. Abbassiden.

Platens Gegner, der von ihm so arg verhöhnte Immermann, antwortete auf den „Ödipus“ in einer weit über das Ziel hinausschießenden Schrift: „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier“, von der Platen gar keine Notiz nahm. Da auch Immermanns demnächst erscheinende Dichtung: „Tulifäntchen“, die ebenfalls auf den Grafen gemünzt war, ihres Zweckes gänzlich verfehlte und von dem Publikum nur als ein harmloses, scherzhaftes Epos aufgefaßt wurde, fand der unerquickliche Streit ein Ende, und Immermann, der über die 1828 herausgegebenen Gedichte Platens sich bereits sehr anerkennend geäußert hatte, sagt nach dem am 5. Dez. 1835 in Syrakus erfolgenden Tode desselben geradezu: „Der Graf von Platen kommt in die Walhalla (die vom König Ludwig von Bayern unweit Regensburg erbaute Ehrenhalle für ausgezeichnete deutsche Männer), und er gehört auch hinein, trotz aller seiner Torheiten und Mißgriffe.“ Welch tiefen Eindruck Platens Dichtung auf manchen Zeitgenossen machte, hat Geibel in seinem Gedichte: „Platens Vermächtnis“ ausgedrückt, und Ernst Curtius, der mit ihm in Athen war, als es entstand, stimmt ihm ganz bei und bekennt sich mit ihm als seinen Schüler. Immermanns Tulifäntchen. Platens Tod.

Ungeachtet des dürftigen Bühnenerfolges seiner Stücke schwärmte Immermann doch so sehr für das Theater, daß er für ein Jahr sich von seinem Amte beurlauben ließ, um eine ganz von ihm geleitete Bühne einzurichten. Trotz seines Eifers und seiner Begeisterung scheiterte aber das Unternehmen gänzlich, wohl zum Teil durch seine Vorliebe für die romantischen Dramen, und er mußte es bald wieder aufgeben. Auch die nach dem Streite mit Platen verfaßten Dramen wie die Trilogie: „Alexis“, in der er „den Untergang der künstlichen und unnatürlichen Schöpfung Peters des Großen“ darstellen wollte, errangen sich keine Anerkennung. Ein tiefsinniges Gedicht „Merlin“ (in welchem er die Faustidee mit der Gralsage zu verschmelzen suchte) blieb unverstanden. Nun machte er sich an einen Roman. 1836 erschienen „Die Epigonen“. Immermann. Merlin.

Im Goetheschen Stil und nach Goetheschem Muster führt Immermann uns darin eine neue Auflage des Wilhelm Meister vor. Hermann, der Sohn eines Bremer Senators, läßt sich vom Zufall führen und erlebt dabei allerlei Abenteuer mit interessanten Frauen: mit Fiammetta (Flämmchen), in welcher Mignon neu erstanden ist; mit Johanna, einer unehelichen Schwester des Herzogs, die sich später als seine eigene Schwester entpuppt (wie er ein unehelicher Bruder desselben ist) und die ihm die schöne und reiche Kornelie als Braut zuführt. Von Kornelies Pflegevater, einem kinderlosen Bruder des Senators, dem die Güter des Herzogs verpfändet sind, erbt er diese zum Schluß und heiratet Kornelie. — So modern die ganze Geschichte auch ist, ihr Grundzug ist doch ein wehmütiger Rückblick in die Vergangenheit. So heißt es an einer Stelle: „Der Fluch des gegenwärtigen Geschlechtes ist, sich auch ohne besonderes Leid unselig zu fühlen. Ein ödes Wanken und Schwanken, ein lächerliches Sich-ernststellen und Zerstreutsein, ein Haschen, man weiß nicht wonach? Eine Furcht vor Schreckniſſen, die um so unheimlicher sind, da sie keine Gestalt haben! Man muß noch zum Teil einer anderen Periode angehört haben, um den Gegensatz der Zeiten ganz empfinden zu können. — — Wir sind, um in einem Wort das ganze Elend auszusprechen, Epigonen (Nachgeborene), und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt.“ Der Kampf der neuen Zeit mit der alten, der weniger zu einem Siege als zu kühler Ergebung führt, findet seinen lebhaften Ausdruck in zahlreichen Epigonen.

eingestreuten Gesprächen und Bemerkungen über sittliche, soziale, ökonomische, literarische und politische Zustände, die oft die Handlung in störender Weise hemmen.

Münchhausen.

Um so bedeutender war Immermanns zweiter Roman, „eine Geschichte in Arabesken", wie er ihn nannte, **„Münchhausen"**, der 1838 erschien. — Auf Schnick-Schnack-Schnurr, dem baufälligen Schlosse seiner Ahnen, lebt der alte Baron von Schnuck-Puckelig-Erbsenscheucher, der allmählich sein Vermögen verwirtschaftet, in der gewissen Hoffnung, jeden Tag als Geheimer Rat in das höchste Kollegium eintreten zu können, und dann nach dem Scheitern dieser Hoffnung dieselbe doch als fixe Idee noch immer nährt, mit seiner ebenfalls bejahrten, sentimental-prüden Tochter Emerentia und einem Schulmeister, dem die neubefohlene Lautierlehre den Verstand verwirrt hat, so daß er seinen Namen Agesel in Agesilaos umwandelt, weil er sich einbildet, von Spartas Königen abzustammen. In dieses merkwürdige Kleeblatt mehr oder weniger hirnverbrannter Menschen schneit eines Tages der Enkel des berühmten Lügen-Münchhausen hinein und bringt neues Leben in die wunderliche Gesellschaft. Seine endlosen Geschichten, die in geistreich satirischer Weise die sozialen, politischen und literarischen Zustände der Zeit geißeln, ermüden aber zuletzt die anfangs ganz hingerissenen Zuhörer in solchem Maße, daß der Lügenschmied, um seinen Einfluß zu behaupten, den Plan einer Luftverdichtungsaktienkompagnie erschwindelt, von deren Verwirklichung er dem Baron die fabelhaftesten Erfolge verheißt. Da der alte Herr die Sache aber ganz ernsthaft nimmt und sein Freund nun nicht aus der selbstgelegten Schlinge heraus kann, kommt es darüber zwischen beiden zum Bruche. Münchhausen verschwindet auf rätselhafte Weise; der alte Schloß-

Abb. 110. Karl Leberecht Immermann.
Nach dem Leben gezeichnet von C. F. Lessing.

herr, der in gesteigertem Wahnsinn sein Haus zum Einsturz gebracht, und Agesel kommen wieder zu Verstande. Emerentia, die in ihrer wahnwitzigen Schwärmerei sich in Münchhausens sehr materiell gesinnten Diener Karl Buttervogel verliebt, weil sie ihn für einen verkleideten Fürsten hält, dem sie einst als junges Mädchen in Nizza ihr Herz geschenkt, wird endlich enttäuscht und gewahrt, daß Münchhausen selbst der einstige Jugendgeliebte ist. Karl Buttervogel, der ganz unverfroren dem Baron die Absicht kund gibt, seine Tochter zu ehelichen, wird hinausgeohrfeigt und sucht das Weite. — In dieses Zerrbild aus dem Leben des heruntergekommenen Adels ist nun eine ganz reizende, urwüchsig-frische westfälische Dorfgeschichte so lose hineingewebt, daß sie wiederholt unter dem Titel: **„Der Oberhof"** hat besonders herausgegeben werden können. In dem Hause des Hofschulzen, eines kernhaften westfälischen Bauern, dessen Leben und Treiben mit Meisterhand gezeichnet sind, begegnen wir Lisbeth, der Pflegetochter des Barons, die durch ihre Energie und Umsicht seit Jahren allein das Schloß und seine Insassen vor dem Untergang bewahrt hat, ohne zu ahnen, daß sie Emerentias und Münchhausens Kind ist. Auf ihren Fahrten durchs Land, um Zinsen für den Baron einzutreiben, findet sie auf dem Oberhof stets gastfreundliche Aufnahme und guten Rat bei dem Hofschulzen. Dorthin kommt nun auch ein junger schwäbischer Edelmann Oswald auf einer abenteuerlichen Fahrt zur Verfolgung Münchhausens, der in einer seiner vielfachen Verkleidungen ihn und seine Cousine schwer beleidigt hat. Ehe er den Schwindler aufgefunden, trifft er mit Lisbeth in seltsamer Weise zusammen — auf der Jagd erreicht sein Schuß sie anstatt eines Rehes, auf das er gezielt hat; aber die Wunde ist ungefährlicher als die folgende Herzenswunde, welche die beiden jungen Leute bald zu inniger Liebe verbindet. Den Münchhausen läßt er laufen, als er erfährt, in welchem Verhältnis derselbe — ohne es zu wissen — zu Lisbeth steht; aber Lisbeth führt er heim als sein Weib ins schwäbische Land. Oberhof.

Dieses Oberhofidyll wird für alle Zeiten ein poetisch wie kulturhistorisch gleich bedeutendes Erzeugnis unserer Literatur bleiben, während die damit so locker verknüpfte Münchhauseniade in dem Maße an Wert verliert, als sie wegen ihrer zahlreichen Beziehungen auf längst vergessene Zustände und Personen immer unverständlicher wird. Heinr. v. Treitschke bemißt seinen Wert sehr hoch: „Ihm bleibt der Ruhm," sagt er, „daß er in seinen beiden Romanen seinem Zeitalter den Spiegel vorhält, wie vordem Goethe in Wilhelm Meister und nachher Freytag in Soll und Haben; nur wer diese Zeitromane kennt, versteht den inneren Zusammenhang der drei Epochen unserer Geschichte." — Um die Zeit, da dieses bedeutendste Werk Immermanns vollendet wurde, hatte auch er selbst noch in vorgerücktem Alter ein langersehntes Liebesglück gefunden. Durch die Verheiratung mit einer Enkelin des Kanzlers Niemeyer löste er das Verhältnis zu der geschiedenen Gemahlin des Generals v. Lützow (des Führers der nach ihm benannten Freischar), das ihn viele Jahre in unnatürliche Fesseln geschlagen hatte. Aber nur kurze Zeit sollte er das neugegründete Heimwesen genießen; ehe er sein Gedicht „Tristan und Isolde" vollenden konnte, starb er am 25. August 1840 am Nervenfieber in Düsseldorf.

Hatten die Schicksalstragöden die Romantik im Drama auf die Spitze getrieben, so tat es ein anderer Jünger derselben, E. T. A. Hoffmann, im Roman.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (mit seinem Taufnamen Ernst Theodor Wilhelm) wurde am 24. Januar 1776 zu Königsberg i. Pr. geboren und erwuchs dort zum Manne. Von seinen in unglücklichster Ehe lebenden Eltern ganz vernachlässigt wurde er von einem wunderlich pedantischen Oheim erzogen, meist aber E. T. A. Hoffmann.

sich selbst überlassen und unglücklicherweise als ein Wunderkind und frühreifes Genie von der ganzen Familie angestaunt. Er zeichnete und musizierte vortrefflich, machte aber auch in den Wissenschaften gute Fortschritte, so daß er schon sehr jung auf die Universität kam, wo er die Rechte studierte, dabei seine musikalischen und malerischen Talente ausbildete und im 19. Jahre sein Auskultatorexamen bestand. Im Jahre 1800 kam er als Regierungsassessor nach Posen, wo er sich von dem wilden Strudel der leichtfertigen polnischen Wirtschaft ganz willenlos mit fortreißen ließ und — wie er sagte — „aus Grundsatz liederlich" wurde. Seine angeborene Neigung zum Karikaturenzeichnen, wodurch er verschiedene hochgestellte Personen auf das empfindlichste beleidigte, wurde seiner Carriere nachteilig; eine zweijährige Verbannung nach Plozk war die Folge davon. Erst 1804 kam er als Regierungsrat nach Warschau, „wo ihm eine neue Welt aufging: prachtvolle Paläste neben schmutzigen, baufälligen Hütten, Mönche und Nonnen, Kamele und Tanzbären, slavischer Kaftan neben dem modischen Pariser Frack". Hier führte ihn sein späterer Biograph Hitzig bei Zacharias Werner ein. Bald schwärmte er für die romantische Schule, insbesondere für Tieck, musizierte, komponierte, malte und führte bei gewissenhafter Amtsführung ein völlig sorgenloses Künstlerleben, worin er sich durch die Nachrichten von der Jenaer Schlacht nicht im geringsten stören ließ. Nach dem Einmarsche der Franzosen seines Amtes beraubt beschloß er, ganz Musiker zu werden. Nachdem er lange vergeblich eine feste Anstellung gesucht hatte, erhielt er eine solche als Musikdirektor am Theater zu Bamberg. Nun wurde sein Leben vollends unstet. Von Bamberg, wo auch seine literarische Carriere mit den „Kreisleriana" begann, ging er in ähnlicher Stellung nach Dresden und Leipzig. Von den großen Begebenheiten seiner Zeit blieb er ganz unberührt. Im Jahre 1813, mitten im Getümmel des Krieges, arbeitete er an den „Phantasiestücken in Callots Manier", für die Jean Paul ein empfehlendes Vorwort schrieb. Nach Callot, einem französisch-lothringischen Maler des 17. Jahrhunderts, der durch seine phantastischen und grotesken Radierungen berühmt ist, hat man ihn häufig „Callot-Hoffmann" genannt. Die „Phantasiestücke" sind eine Reihe von Kunstnovellen und Kunsterörterungen, die im ganzen die Schranken dichterischer Gestaltung noch innehalten und namentlich an maßgebenden Urteilen über Musik reich sind. Die Kunsturteile sind meist einem verrückten

Abb. 111. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.
Selbstporträt aus seinem Nachlasse.

Phantasiestücke.

Musiker Johannes Kreisler in den Mund gelegt. Die großen Tonkünstler Beethoven, Mozart, Gluck, selbst der klassisch strenge Bach werden in den „Kreisleriana" dem größeren Publikum verständlich gemacht und die Schäden des dilettantischen Musiktreibens gegeißelt.

Endlich wurde durch einen Freund für Hoffmann der Wiedereintritt in den Staatsdienst vermittelt; zunächst als unbesoldeter Rat, dann mit vollem Gehalt trat er 1814 in Berlin beim Kammergericht wieder ein und blieb in dieser Stellung bis an sein Lebensende. Hier traf er seinen Warschauer Freund Hitzig als Kollegen wieder an und wurde durch ihn mit Fouqué, Chamisso und anderen Dichtern, die bei ihm zu sogenannten „Serapions-Abenden" zusammenkamen, bekannt und befreundet. Am Abend eines Tages, der nach dem von Hoffmanns Frau herbeigebrachten polnischen Kalender den Namen des heil. Serapion erhielt, war dieser Kreis eingeweiht und nach jenem Heiligen benannt worden. Die „Serapionsbrüder" befleißigten sich der höchsten Mäßigkeit; der geistige Austausch war die Hauptsache. Wenn man aber dort die Literatur ernstlich und eifrig gepflegt hatte, brachte Hoffmann die Nächte im Weinhause von Lutter und Wegener zechend zu. Dort war er in seinem eigentlichen Elemente; von dem genialen Schauspieler Ludwig Devrient unterstützt war er die Seele des tollustigen Kreises, dessen Traditionen noch heute fortleben. Dort „verpuffte er allnächtlich", wie Eichendorff etwas scharf, aber nicht unwahr urteilt, „seine Feuerwerke von Witz und Phantasie und trieb zuletzt die Kunst, mit Hintansetzung seiner tieferen Intentionen, nur noch als Erwerb für die Weinkosten; er schrieb, um zu trinken, und trank, um zu schreiben." Auch sein Biograph Hitzig gibt zu, daß in diesen Zechnächten die Quelle von Hoffmanns „nachmaligem körperlichen und leider auch geistigen Verfall" zu suchen ist. Serapionsbrüder.

So wurde denn unter dem Einfluß dieser wüsten Orgien der Hang zum Dämonischen in ihm immer stärker; er beschwor förmlich die unheimlichen Gewalten herauf und arbeitete sich in seiner Studierstube, wenn er aus dem Weinhause zurückgekehrt war, in eine solche Aufregung hinein, daß er die Zerrbilder und Spukgestalten seiner Phantasie leibhaftig vor sich zu sehen glaubte und seine schon schlafende Frau zum Schutz herbeirief, die in ihrer großen selbstverleugnenden Liebe sofort aufstand, sich ankleidete, mit dem Strickstrumpf sich geduldig an seinen Schreibtisch setzte und ihm Gesellschaft leistete, bis er fertig war.

Auf diese Weise entstanden die in gesteigertem Maße schaurigen Geschichten, zuweilen von helleren und anmutigeren Erzeugnissen unterbrochen, die bewiesen, was sein seltenes Erzählertalent im Verein mit reicher Phantasie, Geist und Witz hätte leisten können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich und seine Gaben in Zaum und Zucht zu halten.

Das Problem der „Elixiere des Teufels" z. B. ist ein psychologisch bedeutendes und dichterisch dankbares: der Kapuziner Medardus berauscht sich wider das Gebot in altem köstlichen Wein aus einer unter den Reliquien seines Klosters aufbewahrten Flasche, die nach der Überlieferung ein Teufelselixir enthält, und wird dadurch zur Sünde verlockt. Seitdem gerät er aus einer groben Verirrung in die andere, fällt immer tiefer und wird sogar zum Mörder. Endlich kommt er zur Erkenntnis seiner Irrwege, tut Buße und errettet seine Seele. Statt nun dieses Problem künstlerisch zu lösen, benutzt Hoffmann es nur, um dem Leser durch Häufung alles möglichen Grauenvollen ein Gruseln einzujagen. Und er erreicht auch sein Ziel nicht nur bei schwachen Gemütern — selbst stärkeren Geistern wird leicht wirr im Kopf und fieberhaft aufgeregt zu Mute, wenn sie etwa in einer sturmvollen Nacht bei matter Beleuchtung diese Spukgeschichten lesen oder sie von einem geschickten Vorleser anhören. Teufelselixiere.

Noch mehr des Schauders ist in den „Nachtstücken" (1817) angehäuft, so gleich in dem „Sandmann", einer grausen Spukgeschichte, in welcher Wahnsinn Nachtstücke.

und Wirklichkeit wild durcheinander wirbeln. Dem Helden der Geschichte, der zuletzt in Raserei sich von einem Turm zu Tode stürzt, werden darin als Knaben von einem unheimlichen Menschen, den er für den Sandmann hält, die Hände und Füße abgeschraubt und wieder eingesetzt. Später verliebt er sich in ein Mädchen, die nichts anderes als eine Automatenfigur ist u. s. w. — Ebenso spielen Hexenmeister, Doppelgänger, Nachtwandler, Wahnsinnige eine Hauptrolle in den meisten übrigen Erzählungen dieser Sammlung. Die beste, wenn auch ebenfalls sehr aufregende darunter ist „Das Majorat", wozu Erinnerungen aus der ersten Jugendzeit den Stoff geliefert haben.

Ungeachtet des Nachtschwärmens vernachlässigte Hoffmann keine seiner Dienststunden und schrieb dazu Bücher über Bücher. Alles edleren Umganges entschlug er sich immer mehr und mehr — der Serapionskreis hatte sich aufgelöst, nur mit Hitzig verkehrte er noch und beriet mit ihm seine literarischen Entwürfe und Pläne. 1819 erschien das wunderlich-wüste Märchen: „Klein-Zaches genannt Zinnober", die Ausführung eines fieberhaften Einfalles. Der Held ist ein abschreckend häßliches, kleines Scheusal, das von einer Fee die Gabe erhalten hat, daß alles Treffliche, was andere tun, ihm zugerechnet wird, während seine Verbrechen und Vergehen Unschuldigen zum Verderben gereichen. Endlich wird der Zauber gebrochen, und das häßliche Alräunchen kommt elend um.

Klein-Zaches.

In demselben Jahre erschienen die ersten Bände der in Journalen und Taschenbüchern verstreuten Erzählungen Hoffmanns in einer Einkleidung, die dem obenerwähnten Serapionsbunde entnommen war, und deshalb auch unter dem Titel: „Die Serapionsbrüder". Ein fortlaufender Dialog, der ein möglichst treues Bild des alten Freundeskreises geben sollte, dient zur Einrahmung der Erzählungen. Diese Sammlung enthält die trefflichsten und anmutigsten Leistungen des Dichters, so u. a. „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen" (eine kulturhistorische Novelle aus Nürnbergs alten Tagen, die uns wie ein altdeutsches Gemälde anmutet); „Der Artushof" (eine in Danzig spielende Malergeschichte); „Das Fräulein von Scudery" (eine spannende historische Erzählung aus Ludwigs XIV. Zeit, voll Poesie) und andere, die noch immer den alten Reiz ausüben und stets zu den besten Erzählungen unseres Volkes gehören werden. Wenig beachtet, aber interessant ist der Umstand, daß Hoffmann, obwohl ein Ostpreuße, doch der erste Berliner Dichter genannt werden darf. Die Physiognomie der künftigen Reichshauptstadt hat er treu und richtig geschildert, u. a. in „des Vetters Eckfenster*), und einzelne Typen aus der Berliner Gesellschaft, wie z. B. den Kommissionsrat, hat er mit realistischer Naturwahrheit gezeichnet.

Im Jahre 1820 erschienen die unvollendet gebliebenen „Lebensansichten des Kater Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern". Hitzig erzählt, daß sein Freund zu der äußeren Form dieses Buches durch einen außerordentlich schönen Kater veranlaßt worden sei, den er aufgezogen hatte und der ihm wirklich mehr als gewöhnlichen Tierverstand zu haben schien. Der eigentliche Held der Dichtung ist aber der aus den „Phantasiestücken" schon bekannte Johannes Kreisler, den Hitzig „eine Personifizierung des humoristischen Ichs Hoffmanns" nennt, „weshalb auch in keinem seiner Werke so viel auf Wahrheit gegründete Beziehungen auf sein eigenes Leben zu finden sind, als in diesem." Die Erlebnisse des Katers und Kreislers schlingen sich durcheinander. Murrs Geschichte bricht alle Augenblicke mitten im Satze ab, und es folgen Fragmente aus der Biographie Kreislers. Wer

Kater Murr.

*) Mit der von ihm dazu gemachten Zeichnung abgedruckt in Kochs „Auswahl aus Hoffmanns Schriften". (In Kürschners deutscher Nationalliteratur.)

sich durch diese Ineinanderschachtelung und manche Längen nicht stören läßt, wird das von Humor oft übersprudelnde und an geistreich satirischen Schlaglichtern auf Erziehungsmethoden, Studententreiben, Poesie, Musik 2c. überreiche Buch noch immer mit Genuß lesen.

Durch ein Heft Originalzeichnungen Callots, das Hoffmann geschenkt erhielt, wurde er zu dem Capriccio „Prinzessin Brambilla“ angeregt. Es ist eine launige, aber buntverwirrte römische Komödianten- und Karnevalsposse, die selbst Hitzig seinem Freunde gegenüber streng rügte. Auf Hitzigs Rat las Hoffmann den „Sterndeuter“ („Guy Mannering“) Walter Scotts und war entzückt davon. Sein letztes Werk, das Märchen: „Meister Floh“, zeigt indes nicht gerade einen Einfluß der empfohlenen Lektüre.

Brambilla.

Meister Floh.

Abb. 112. Hoffmanns Zeichnung des wahnsinnigen Kreisler, die auf die Rückseite des Umschlags zum dritten Bande von Kater Murr kommen sollte. Aus seinem Nachlasse.

Bald danach erkrankte Hoffmann; die Rückenmarksschwindsucht raffte ihn nach entsetzlichen Leiden im besten Mannesalter dahin. Dabei blieb sein Geist immer rege, oft konnte er heiter, ja ausgelassen lustig sein, doch kamen ihm auch ernste Gedanken der Reue. Sein Testament zeugt davon, wie auch von dem glücklichen Ehebunde, in dem er — trotz seiner Verirrungen — zwanzig Jahre mit seiner treuen, selbstlosen Frau gelebt hatte. Bis kurz vor seinem Tode diktierte er noch in einsamen Tages- und schlaflosen Nachtstunden einige kleine Dichtungen, so „Meister Wacht“ u. a. Die allerletzte, „Der Feind“, ist unvollendet geblieben; er starb darüber am 25. Juni 1822. Auf dem Jerusalemer Kirchhofe zu Berlin errichteten ihm Freunde ein schlichtes Denkmal, auf dem sie zu seinem Namen hinzufügten: „Ausgezeichnet im Amte, als Dichter, als Tonkünstler, als Maler.“ Sein Freund **Jul. Ed. Hitzig**, zu Berlin 1780 geboren, 1849 als pensionierter Kriminalrat gestorben, lange der lebendige Mittelpunkt der in seiner „Mittwochsgesellschaft“ vereinten Dichterwelt Berlins, setzte ihm noch ein dauerhafteres Denkmal in dem Buche: „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß.“ Georg Ellinger gab 1894 eine eingehende Monographie: „E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke“ heraus.

Während Hoffmanns Dichtungen von Loève-Veimars ins Französische übersetzt in Frankreich einen entscheidenden Einfluß auf die durch Viktor Hugo u. a. vertretene Neuromantik übten, arbeitete sich **Chamisso**, ein Dichter französischen Blutes und Ursprunges, aus den Irrwegen der Romantik zu deutscher Einfachheit und Gemütstiefe heraus. Er steht an der Spitze der **Jungromantiker**, welche, wie Eichendorff sagt, das verbrauchte mittelalterliche

Rüstzeug abgelegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich herüber gerettet haben.

Chamisso. **Adelbert von Chamisso** (oder Louis Charles Adelaide de Chamisso, wie er eigentlich hieß) wurde am 30. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren. Unvergleichlich schön hat er der Erinnerung an diese Heimstätte als bejahrter Mann (1827) in den uns von Jugend auf vertrauten Versen einen dichterischen Ausdruck gegeben:

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt.

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor u. s. f.

Abb. 113. Adelbert von Chamisso als Leutnant. Nach einer Lithographie im Besitze der Frau Oberst von Chamisso.

Er war ein neunjähriger Knabe, als die Stürme der Revolution seine Eltern aus ihrem der Erde gleichgemachten Stammsitze völlig verarmt heraustrieben. Nach mancherlei Irrfahrten fand die unglückliche Familie endlich ein festes Asyl in Berlin. Adelbert, 1797 unter die Pagen der Königin Luise aufgenommen, besuchte das französische Gymnasium und trat dann als Fähnrich in preußische Dienste. Mit zwanzig Jahren wurde er Leutnant im Regiment v. Goetze. Als solchen stellt ihn in der wenig geschmackvollen Uniform der nachfridericianischen Zeit eine Lithographie dar, die mir sein letztüberlebender Sohn Oberst Ernst v. Chamisso „der Kuriosität wegen" kurz vor seinem Tode (1894) zuschickte. Fünf Jahre unerquicklichsten Gamaschendienstes folgten nun, an die ihn noch viele Jahre später unfreundliche Träume erinnerten. „Aber, Herr Leutnant, in drei Teufels Namen!" glaubte er im Schlafe aus dem Munde seines Obersten zu hören, wie er es oft auf der Parade gehört, wenn er ohne Degen dorthin gekommen war, oder seine Kompagnie nicht hatte finden können. Dazu kam das Fremdgefühl und die Vaterlandslosigkeit, zuletzt die schmachvolle Kapitulation von Hameln. Und doch, was hat er als Leutnant alles literarisch geleistet! Auf der Wachtstube am Brandenburger- und am Potsdamer Tore studierte er den Homer, sammelte die Freunde,

Varnhagen, Hitzig, Theremin u. a. um sich, versuchte sich in eigener Produktion, erst in französischen, dann in deutschen Versen. Durch die Bekanntschaft mit den Freunden wuchs die Schaffenslust und damit auch der Wunsch, sich gedruckt zu sehen. 1803 erschienen seine ersten romantischen Versuche zusammen mit denen der Genossen als Musenalmanach auf das Jahr 1804, der — ominös genug — nach der Farbe seines Umschlages das „grüne Taschenbuch" genannt und auf Kosten des blutarmen Leutnants gedruckt wurde. Diese jugendlich grünen Erstlinge waren ihm später oft eine Quelle der Belustigung; fast nichts davon hat er in seine gesammelten Gedichte aufgenommen. Zwei Jahrgänge folgten dem ersten, ohne vom Publikum sonderlich beachtet zu werden. So unreif das Unternehmen auch war, es lenkte doch die Aufmerksamkeit der hervorragenden Romantiker auf die jungen Dichter. A. W. Schlegel bekundete offen sein Interesse für sie. Fichte würdigte insonderheit Chamisso seiner väterlichen Freundschaft. Ebenso hatte E. T. A. Hoffmann Freude an dem rührigen Kreise.

Musenalmanach.

Abb. 114. Adelbert von Chamisso im 25. Lebensjahre. Gezeichnet von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann 1805.

Im Jahre 1805 entwarf er das vorstehende Bildnis Chamissos, der ihm besonders sympathisch war. Später traten auch Arnim und Fouqué dem Kreise näher, aus welchem zuletzt ein Dichterbund: „Der Nordstern" erwuchs, der auch fortdauerte, als mehrere der Mitglieder zeitweilig Berlin verließen.

Im Oktober 1805 mußte er ins Feld rücken; mit seinem Regiment machte er den Weserfeldzug mit und erlebte den schmachvollen Tag von Hameln im Jahre 1806, nachdem er vergeblich mit seinen Kameraden gegen die Übergabe der preußischen Festung protestiert hatte. Den Schimpf, den die Auslieferung dieser Stadt auf den deutschen Namen heftete, empfand er tief. Auch in diesem traurigen Jahre war er im Zauberbanne der Romantik geblieben. Von der Hauptwache in Hameln sandte er an seine Freunde ein dort entstandenes allegorisches Märchen: „Adelberts Fabel", von dort aus hatte er mit Fouqué einen Freundschaftsbund geschlossen und durch diesen angeregt ein größeres Gedicht: „Fortunatus' Glücksäckel und Wunschhütlein" zu schreiben begonnen. Schon längst hatten seine Eltern, die inzwischen nach Frankreich zurückgekehrt waren, ihn dringend gebeten, zu ihnen zu kommen; er hatte aber seinen Abschied nicht erlangen können. Jetzt

auf Ehrenwort kriegsgefangen erhielt er einen Paß nach Frankreich und eilte nach Paris. Es war zu spät; beide Eltern waren inzwischen gestorben. Es war ihm wehe ums Herz. „Wo ich auch bin," klagte er, „entbehre ich des Vaterlandes." Dasselbe Gefühl hatte er in Berlin, wohin er im Herbst 1807 zurückkehrte. „Ohne Stand und Geschäft, gebeugt, geknickt, irr' an mir selber," schreibt er, „verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit." Zwei endlos scheinende Jahre schlichen ihm so hin. Dann kam ein Ruf an ihn als Professor am Lyceum in Napoléonville (jetzt Pontivy am Kanal von Nantes nach Brest), allein die Sache zerschlug sich. Enttäuscht blieb er in Paris, wo er mit A. W. Schlegel und Uhland viel verkehrte und durch ersteren bei Frau von Staël eingeführt wurde. Im Frühjahr 1811 folgte er der geistreichen Dame nach Coppet. Aber auch dort kam er zu keinem rechten Behagen. Endlich brach in ihm wie nie zuvor die Überzeugung durch: „Nur im protestantischen Deutschland kann ich gedeihen!" Und ebenso wurde es ihm klar, daß er ein Berufsstudium wählen müsse, und daß er nichts anderes als die Naturwissenschaften wählen könne. So verließ er denn die Schweiz, und am 27. Oktober 1812 wurde er 32 Jahre alt als Studiosus der Medizin an der unlängst gegründeten Universität Berlin immatrikuliert.

So eifrig er sich aber auch in die Botanik vertiefte, das Jahr 1813 bereitete ihm doch eine unsagbare Aufregung. Seine Liebe zu Deutschland und seine Empörung über Napoleons Despotismus drängten ihn, sich als Freiwilliger in die Reihen der Kämpfer aufnehmen zu lassen; und doch mußte er seinen Freunden recht geben, die ihn davon zurückhielten, gegen sein altes Vaterland den Degen zu ziehen und etwa als Verräter erschossen zu werden. Er liebte ja noch immer sein eigenes Vaterland und sein Volk, und der trotzige Hohn, der oft über den von ihm trotz alledem bewunderten Kaiser und über seine Landsleute von den erbitterten Preußen ausgegossen ward, schnitt ihm tief ins Herz. „Die Zeit hat kein Schwert für mich! Nur für mich keins! Ich habe ja kein Vaterland mehr, oder noch keins!" seufzte er in seiner Zerrissenheit. In solcher Stimmung schrieb er auf dem Landgute Cunersdorf, wo ihm die Gastfreundschaft der Itzenplitzschen Familie ein erwünschtes Asyl bereitet hatte, „Peter Schlemihls wundersame Geschichte", angeblich, wie er selbst erzählt, um sich zu zerstreuen und die Kinder Hitzigs zu ergötzen.

Peter Schlemihl.

Peter Schlemihl (aus Schelunirl, einem der hebräischen Gaunersprache entnommenen Worte, das soviel wie „Pechvogel", nach anderen aus Schlumiel [4. Mos. 1, 6], das Gottheil bedeutet), ein armer Bursch, verkauft dem Bösen, der in der Gestalt eines gefälligen ältlichen Herrn auftritt, seinen Schatten um ein unermüdlich Gold spendendes Fortunatussäcklein. Aber seine Ruhe ist damit von ihm geschwunden — sein Reichtum kann ihn nicht vor dem Hohn und Abscheu der Menschen schützen, die mit einem Schattenlosen nichts zu tun haben wollen. In den Besitz seines verlorenen Gutes kann er aber nur gelangen, wenn er dem „grauen Manne" dafür seine Seele verschreibt. Das will er indes nicht tun; sein ewiges Heil gilt ihm mehr als irdische Glückseligkeit. So schleudert er denn den Wunderbeutel fort und zieht arm in die weite Welt. Durch einen Zufall erhandelt er für sein letztes Geld ein paar Siebenmeilenstiefeln und beherrscht durch sie nun die ganze Erde, die er wandernd durchforscht und immer gründlicher kennen lernt, und findet darin Ruhe und Ergebung.

In fast alle Sprachen Europas übersetzt, in England geradezu volkstümlich geworden und von Cruikshanks Meisterhand illustriert reizte das Buch zu allerhand „kuriosen Hypothesen" über die Bedeutung des Schattens. Chamisso selbst hat alle und jede Tendenz seiner Dichtung in Abrede gestellt. In einem Briefe an seinen Freund, den Staatsrat Trinius in Petersburg, erklärte er die Entstehung des Schlemihl sehr einfach so: „Ich hatte auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué frug: ob ich nicht auch meinen Schatten verloren hätte? Wir malten uns das

Schicksal aus. Ein anderes Mal ward in einem Buche von Lafontaine geblättert, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde, — und ich meinte, wenn man dem Kerl ein gutes Wort gäbe, so zöge er auch noch Pferde und Wagen aus der Tasche. Nun war der Schlemihl fertig, und wie ich einmal auf dem Lande Langeweile und Muße genug hatte, fing ich an zu schreiben."

Und dennoch hat er — vielleicht ohne es bestimmt zu wollen — den eigenen Schmerz, das Weh der Vaterlandslosigkeit, im Schlemihl poetisch zum Ausdruck gebracht. Es liegt das ja so nahe anzunehmen. Sein Herz war geteilt zwischen seiner angeborenen und seiner neuen Heimat bei den Kämpfen um Deutschlands Befreiung. Wie Schlemihl hatte auch er Trost in den Naturwissenschaften gefunden; wie Schlemihl sehnte auch er sich aus seinem unbefriedigten Zustande heraus und trachtete danach, die Welt zu durchwandern. Darum begrüßte er es als eine Erlösung, als er im Jahre 1815 sich der von Graf Romanzoff ausgerüsteten Entdeckungsexpedition um die Erde als Naturforscher anschließen konnte. „Nun," jubelt er, „war ich wirklich an der Schwelle der lichtreichsten Träume, die zu träumen ich kaum in meinen Kinderjahren mich erkühnt, die mir im Schlemihl vorgeschwebt hatten — 2c."

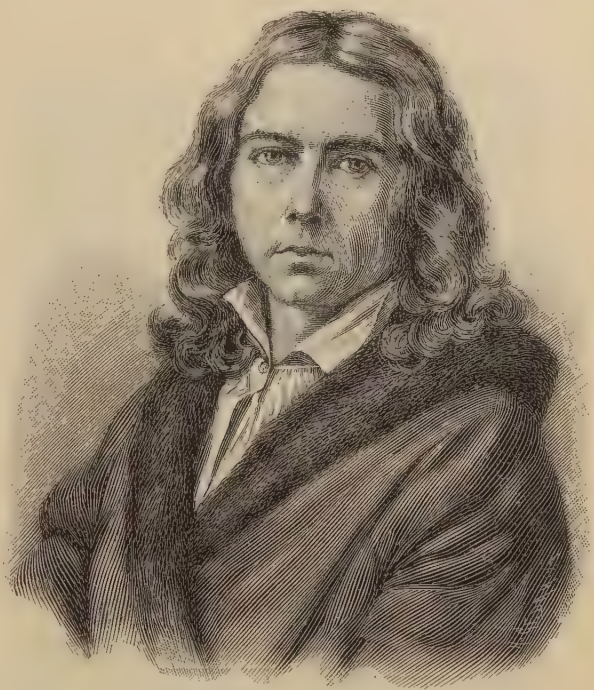


Abb. 115. Adelbert von Chamisso im 49. Lebensjahre.
Nach einer Zeichnung von Rietschel vom Januar 1829.
Im Besitz der Frau Oberst von Chamisso.

Chamissos Heimkehr von seiner Weltumseglungsreise, die er in einem noch heute lesenswerten Tagebuche ausführlich beschrieben hat, bezeichnet einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben. Nun faßte er Wurzel in seinem zweiten Vaterlande wie noch nie zuvor. Von Swinemünde begrüßte der Wanderer in tiefbewegten Versen die langentbehrte deutsche Heimat:

Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen!

Jetzt kam für ihn noch eine bessere Lösung, als er sie für seinen Schlemihl ausgedacht. Im Frühling 1819 ernannte ihn die Universität Berlin zum Doktor der Philosophie. Gleichzeitig erhielt er das Amt eines Adjunkten am botanischen Garten. Bald darauf führte er die anmutige Antonie Piaste als sein Weib heim

an den endlich gegründeten häuslichen Herd. Jetzt fühlte er sich „am festen Ziele schwanken Strebens", nun sang er ein Jahr darauf:

„Ich habe nicht gehofft, gestrebt vergebens,
Mir blühen Weib und Kind so hold und traut."

Später wurde er Vorsteher der königlichen Herbarien und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als Dichter wurde er lange ebensowenig anerkannt, wie er sich selbst als solchen anerkannte.

„Ich singe noch ein Lied, wenn es mir grade einfällt," schreibt er 1822 an seinen Freund de la Foye, „und sammle sogar diese Zeitrosen zu einem Herbario für mich und meine Lieben auf künftige Zeit; aber es bleibt unter den vier Pfählen, wie es sich gebührt." Die von Hitzig 1824 gestiftete „Mittwochsgesellschaft" (S. 207), welche bald der lebendige Mittelpunkt „der wirklichsten Dichter und vorzüglichsten Geister Berlins wurde", wie Chamisso sagte, gab auch ihm einen neuen Anstoß zu poetischem Schaffen. Er wagte sich sogar an ein kleines Lustspiel: „Die Wunderkur", in dem er den Mesmerismus verspottete, das aber beim Publikum keinen Anklang fand. Im Jahre 1827 entstanden außer „Schloß Boncourt" noch „die Löwenbraut", „Lord Byrons letzte Liebe" und einige andere Gedichte, die als Anhang einer zweiten Ausgabe des Schlemihl beigegeben wurden. Aber uoch immer glaubte Chamisso nicht an seinen Dichterberuf, und im Publikum glaubte man auch nicht daran. Da erschien 1829 in dem von A. Wendt herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach" die unvergleichlich schöne poetische Erzählung: „Salas y Gomez" und hatte einen so durchschlagenden Erfolg in ganz Deutschland, daß Chamisso selbst davon überwältigt wurde und alle weiteren Zweifel fahren ließ.

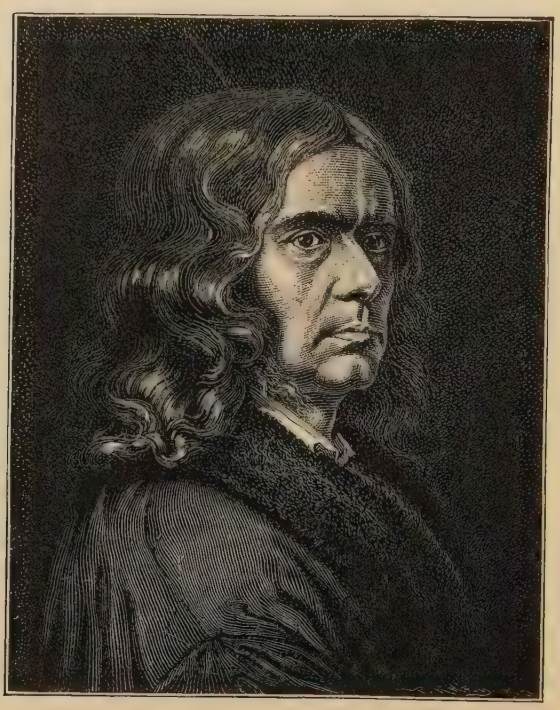


Abb. 116. Adelbert von Chamisso.
Nach einer Zeichnung von Robert Reinick.
Unterschrift aus Chamissos Hausbuch. Im Besitz der Frau Oberst von Chamisso in Polkritz (Altmark).

Und nun ging es mit raschen Schritten auf der Bahn des deutschen Dichters vorwärts. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens bezeichnet den Höhepunkt seiner Poesie. Die Gesamtausgabe seiner Gedichte, die 1831 herauskam, erlebte rasch Auflage auf Auflage. Der Musenalmanach, dessen Redaktion er 1832 in Gemein-

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldenes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein

Ich hatt' ihn ausgeträumet
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich verloren
Im öden unendlichen Raum

Du Ring an meinem Finger,
Da hast du mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Werth.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldenes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein

Viertes Lied des Cyklus „Frauen Liebe und Leben“ von A. v. Chamisso.
Eigenhändige Niederschrift des Dichters,
entnommen dem im Nachlass des ältesten Sohnes, Oberst von Chamisso (†)
befindlichen Hausbuche (S. 62—63).

rlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

22

Sie

Geschmückt mit frischem Laub die Bahre dort — .
O meine Kinder! es wird hergetragen,
Der unser Vater war und unser Hort,
Sein Herz hat ausgeschlagen.

Heb' auf das Tuch, du bist sein einz'ger Sohn
Dem Sohne wird die Wunde dieses Helden,
Was Mannestugend sei, und was ihr Lohn,
Gar unvergeßlich melden.

Den Namen habe, den er sich erwarb,
Sollst trachten du dereinst nach gleichem Adel
Und sterben, muß es sein, so wie er starb,
Stets ohne Furcht und Tadel.

Du, Auge meiner Freude, siehest zu,
Dich, süßes Kind, verschließest mit meinen Sehnen.
Ja, weine, meine Tochter, weine du,
Ich habe keine Thränen.

Letztes Lied des Cyklus „Lebens Lieder und Bilder" von A. v. Chamisso.
Eigenhändige Niederschrift des Dichters,
entnommen dem im Nachlass des ältesten Sohnes, Oberst Ernst von Chamisso (†)
befindlichen Hausbuche (S. 166).

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

schaft mit Gustav Schwab übernahm, mehrte die Zahl seiner Freunde. Aber während sein Dichterruhm von Jahr zu Jahr stieg, verwüstete eine chronische Bronchitis langsam seine Gesundheit. Sieben Jahre kämpfte er mit dieser Krankheit, gegen die sich alle Heilmittel vergeblich erwiesen. Den letzten schwersten Stoß erhielt er 1837 durch den plötzlichen Tod seiner noch jugendlichen, heißgeliebten Frau. Bald darauf schrieb er an Schwab: „Ich warte nun in Geduld meine Zeit ab und trage mit Geduld mein Kreuz, das mir am Ende gerecht und paßlich scheint, und bete: Herr, dein Wille geschehe!" Fünf Vierteljahre später schlug auch seine Stunde. Nachdem er vier Tage im Fiebertraum gelegen und in seiner Muttersprache beständig phantasiert hatte, vereinigte ihn am 21. August 1838 ein sanfter Tod mit seiner geliebten Antonie. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages hat die Reichshauptstadt, in welcher er seine zweite Heimat gefunden, das Haus in der Friedrichstraße (Nr. 235), das er die letzten zehn Jahre bewohnt und wo er gestorben, mit seinem charakteristischen Bildnisse geschmückt. 1888 ist ihm auf dem Monbijouplatz ein noch schöneres Denkmal, eine von Julius Moser aus weißem carrarischen Marmor gemeißelte Kolossalbüste, gesetzt worden.

Hausbuch.

Chamissos Freund Hitzig gab seine Werke und seine Briefe mit einem Lebensabrisse heraus. Als einen köstlichen Schatz bewahren seine Nachkommen aber das „Herbarium", von welchem der Dichter in seinem Briefe an de la Foye sprach, oder, wie sie es nennen, „das Hausbuch", in welches er die meisten seiner Gedichte mit seiner zierlichen Handschrift für sich und die Seinigen eingetragen hat. Dieses altväterische Buch mutet den Beschauer ganz romantisch an. In verblaßten moosgrünen Saffian gebunden zeigt es auf dem Vorderdeckel eine Eule auf weißem Grunde und in den Ecken je ein Rosensträußchen, während auf der Rückseite ein Schmetterling und in jeder Ecke den Rosen entsprechend eine goldene Leier gestickt ist. Durch die Liebenswürdigkeit des ältesten Sohnes, des Obersten a. D. Ernst von Chamisso († 1894), habe ich zwei der schönsten Lieder daraus entnehmen dürfen, welche in den Beilagen Nr. 19 und 20 treu nachgebildet vorliegen.

Wenn Chamisso auch bis an seinen Tod unsere Sprache ganz korrekt weder sprechen noch schreiben lernte, ist er doch im vollsten Sinne ein deutscher Dichter gewesen. „Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten," schrieb ihm der Kronprinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. am 16. Mai 1836, „sind keine welsche, sondern echt nationale, und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht!" Aus echt deutschem Liederquell entströmte seine Poesie:

„Was mir im Busen schwoll, mir unbewußt,
Ich konnt' es nicht verhindern, ward Gesang;
Zum Liede ward mir jede süße Lust,
Zum Liede jeder Schmerz, mit dem ich rang."

Frauenliebe.

Einem deutschen Gemüte entstammt sein reizender, durch Schumanns seelenvolle Musik und Paul Thumanns anmutige Bilder uns erst recht zu eigen gemachter Liedercyklus: „Frauen-Liebe und Leben", der mit dem ersten Erwachen der jungfräulichen Liebe anhebt und mit der Liebe der Großmutter schließt. Wer, der es nicht wüßte, würde ahnen, daß ein geborener Franzose Verse geschrieben hat wie diese:

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,

Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein 2c.

Und klingt es nicht urdeutsch, wenn er in dem schönen Cyklus: „Lebenslieder und Bilder" sein Töchterlein besingt:

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldnes Töchterlein,

Und träumt von deiner Mutter
Und singt und wieget dich ein.

Und wenn er den Liederkreis schließt mit dem Bilde des trauernden Weibes am Sarge ihres Mannes, der den Heldentod fürs Vaterland erlitten, ergreift uns ihre edle einfache Größe, wenn sie den Sohn mahnt, in die Fußstapfen des Vaters zu treten:

Des Namens Erbe, den er sich erwarb,
Sollst trachten du dereinst nach gleichem Adel
Und sterben, muß es sein, so wie er starb
Stets ohne Furcht und Tadel.

und unser Auge wird feucht bei den Schlußworten an die Tochter:

Ja, weine meine Tochter, weine du,
Ich habe keine Tränen!

Wer könnte seine „Alte Waschfrau“ ohne Rührung lesen? Wie schlicht und einfach ist das in treuer Pflichterfüllung sich abwickelnde Leben der Greisin geschildert! Wie wehmütig und doch wie tröstlich klingt es, wenn erzählt wird, daß sie in ihrer Einsamkeit sich selbst das Sterbehemd mit fleißiger Hand gefertigt und nun dem Tode still harrend entgegensieht:

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz,
Es ist ihr erstes und ihr letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Noch viel mehr könnte ich aus Chamissos Liedern anführen, das zu den edelsten und anmutigsten Blüten unserer neueren Lyrik überhaupt gehört, aber auch in seinen epischen Dichtungen vermisse ich nicht den „wahrhaft warmen dichterischen Herzschlag“, den Goedeke unbegreiflicherweise seinen Poesien überhaupt abspricht. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß in manchen seiner Balladen und poetischen Erzählungen sich eine gewisse „Vorliebe für düstere und grelle Stoffe“ ausspricht, in anderen ein „herber Beigeschmack“ die beabsichtigte Wirkung auf unser Mitgefühl vernichtet. Grause Nachtstücke, wie „das Mordtal“ — „die Giftmischerin“ — „das Kruzifix“ — „die Löwenbraut“ u. a., anderseits Lieder wie „der Invalid im Irrenhaus“ — „der Bettler und sein Hund“ sprechen für diese doppelte Verirrung. Chamisso hat das später selbst eingesehen; in zwei Briefen vom Jahre 1836 warnt er den dahin nur zu sehr neigenden Freiligrath vor der „Klippe — die Poesie im Gräßlichen zu suchen“. Es sind aber solcher Sensationsgedichte, wie man sie heutzutage nennen würde, doch nur wenige: in den meisten, die hierher gehören, hat er sich zu mäßigen und sich des grell austönenden Schlusses zu enthalten gewußt. So ist seine vollendetste Dichtung: „Salas y Gomez“ ein tief erschütterndes Seelengemälde, aber es endet in durchaus wohltuender Weise. Der auf jenem kahl und bloß aus den Fluten der Südsee emporragenden Felsen gescheiterte Unglückliche hat Jahrzehnt um Jahrzehnt sein elendes Leben von den zahllosen Eiern der Wasservögel gefristet, bis ihm das Haar „den hagern Leib mit Silberglanz umwallt“. Einst hat er Gott und sich verflucht, als ein Schiff, das ihm die langersehnte und heiß von Gott erflehte Rettung zu bringen schien, gefühllos vorüberfuhr, ohne von seiner Not etwas zu ahnen. Drei Tage und drei Nächte liegt er so verzagend, bis er endlich Tränen findet und sich in sein grauses Schicksal ergibt. Auch die Träume, die ihn nachts in seine Heimat zurückversetzen, vermag er zu verscheuchen, durch Gott überwindet er und bittet ihn, nur sterben zu dürfen, ehe Schiff und Menschen sein hartes Felsenlager erreichen:

Salas y Gomez.

Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt:
Doch fremd zu wallen in der Heimat, nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.

Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

Was dieses meisterhafte Gedicht vor allem auszeichnet, der tief psychologische Zug, — zeigt sich ebenfalls in vielen anderen Schöpfungen Chamissos, so in „Abdallah", in der „Kreuzschau", in „Die Sonne bringt es an den Tag" u. s. f. Chamisso ist ein Meister der poetischen Erzählung, die er zu neuem Leben erweckte, nachdem sie lange in unserer Poesie vergessen war. Aber auch die Volkssage und die Legende hat er mit Geschick behandelt, so im „Riesenspielzeug" und im „Heiligen Martin". Trefflich steht ihm der Humor, wie er besonders in seiner höchst ergötzlichen „Tragischen Geschichte" („'s war einer, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing") hervorsprudelt.

Mit Gaudy gab Chamisso eine „freie Bearbeitung einer Liederauswahl von Béranger" heraus, die seine ungewöhnliche Gewandtheit in der Behandlung unserer Sprache in ein besonders helles Licht setzt.

Franz von Gaudy.

Franz Freiherr von Gaudy, geb. den 13. April 1800 in Frankfurt a. O., erhielt seine Gymnasialbildung in Berlin und Schulpforte. Auf des Vaters Wunsch Offizier geworden quittierte er 1833 den ihm nie sehr sympathischen Dienst, um ganz seinen dichterischen Neigungen zu leben. Gedicht um Gedicht und Novelle um Novelle entstanden in Berlin unter seiner fleißigen Feder, dazwischen bereiste er Italien („Mein Römerzug" — „Venetianische Novellen"). Als er am 6. Februar 1840 an einem Schlagflusse starb, umfaßten seine Werke nicht weniger als 24 Bände. — Gaudys Dichtung ist durchweg frisch, anmutig, humoristisch, aber meist leichte Ware; bald klingt sie an Heine, bald an die Romantiker, dann wieder an die Franzosen an. Ein gewisses Aufsehen machten in politisch stiller Zeit die „Kaiserlieder", in welchen der ehemals preußische Offizier den Sohn der Revolution und den Dränger unseres Vaterlandes gleich Heine und Zedlitz verherrlichte!

Kaiserlieder.

Als der „jüngste Sohn der scheidenden Romantik" wird gewöhnlich **Eichendorff** bezeichnet. Schon frühzeitig mit der romantischen Schule in volle Fühlung gekommen übertrifft er an seelenvoller Wahrheit und tiefer Innerlichkeit alle Dichter des älteren Zweiges derselben, und seine volkstümlichen Lieder werden noch heute geliebt und viel gesungen.

Eichendorff.

Joseph Freiherr von Eichendorff, der Sproß eines alten katholischen, seit mehreren Jahrhunderten in Schlesien ansässigen Adelsgeschlechtes, wurde am 10. März 1788 auf dem hochgelegenen väterlichen Schlosse Lubowitz unweit Ratibor geboren. In dem gesegneten Frieden des Elternhauses, welchen die aus Paris nur langsam eintreffenden Revolutionsberichte nicht zu stören vermochten, verlebte er mit seinem nur zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm seine glücklichen Knabenjahre. Von dem Vater, einem praktischen, ehrenfesten Manne, und der Mutter, einer geistvollen, schönen Frau, mit liebender Sorgfalt erzogen, von einem würdigen Geistlichen und mehreren Hauslehrern unterrichtet entwickelte sich sein lebhafter, reichbegabter Geist sehr früh zu selbständigem Denken und Dichten. Lange beschäftigte ihn eine Naturgeschichte, die er selbst niederschrieb und mit kolorierten Abbildungen von Tieren und Pflanzen illustrierte, und in seinem zehnten Jahre wagte er sich an ein Trauerspiel, dessen Stoff der römischen Geschichte entnommen war. Daneben verschlang er mit Heißhunger und bunt durcheinander, was die Bücherei seines Vaters nur darbot: Reisebeschreibungen, Romane aus dem Französischen und Englischen übersetzt, vor allem die alten deutschen Volksbücher, deren

ungeschickte derbe Holzschnitte seiner Phantasie „einen frischen unendlichen Spielraum eröffneten."

Ahnung und Gegenwart.

In seinem Romane: „Ahnung und Gegenwart", der zu großem Teile aus Selbsterlebtem hervorgegangen, schildert Eichendorff sehr anschaulich diese Jugendeindrücke. Da erzählt er auch, wie ihm zuletzt die geliebten Bücher endlich weggenommen wurden. „Aber Gott sei Dank, das Wegnehmen kam zu spät. Meine Phantasie hatte auf den waldgrünen Bergen, unter den Wundern und Helden jener Geschichten gesunde, freie Luft genug eingesogen, um sich des Anfalls einer ganzen nüchternen Welt zu erwehren. Ich bekam nun dafür Campes Kinderbibliothek; da erfuhr ich denn, wie man Bohnen steckt, sich selber Regenschirme macht, wenn man etwa einmal wie Robinson auf eine wüste Insel verschlagen werden sollte, nebstbei mehrere zuckerbackene, edle Handlungen, einige Elternliebe und kindliche Liebe in Scharaden. Mitten aus dieser pädagogischen Fabrik schlugen mir einige kleine Lieder von Matthias Claudius rührend und lockend ans Herz. Sie sahen mich in meiner prosaischen Niedergeschlagenheit mit so schlichten, ernsten, treuen Augen an, als wollten sie freundlich tröstend sagen: ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen!'" — Entscheidender für sein Leben war das Neue Testament, das ihn bis zu Tränen rührte und das sein ganzes Wesen fortan mit neuem Geiste erfüllte und durchdrang.

So träumerisch alle diese Eindrücke den Knaben auch oft stimmen mochten, so wenig Neigung hatte er doch zum Stubenhocken und zum Kopfhängen. Zu Fuß durchstreifte er mit seinem Bruder die schöne waldreiche Umgegend, begleitete seinen Vater auf anstrengenden Jagdzügen und war schon früh ein geübter Schwimmer, Reiter und Tänzer.

Schulzeit.

Im Oktober 1801 kam er mit seinem Bruder auf das katholische Gymnasium und ein damit verbundenes Konvikt zu Breslau. Von den Klassikern zog ihn dort Homer am meisten an, so daß er dem Verbot zum Trotze oft bis tief in die Nacht darin las. Die zeitgenössische Dichtung und die Musik lernte er im Schauspielhause kennen. Mozarts Tonwerke, Schillers und Goethes Dramen machten einen gewaltigen Eindruck auf den heranwachsenden Jüngling. Daneben beteiligte er sich an den theatralischen Schüleraufführungen im Konvikte und erntete namentlich in weiblichen Rollen durch sein anmutiges Spiel großen Beifall. In eine von Gymnasiasten geschriebene „Wochenzeitung" lieferte er seine ersten dichterischen Ergüsse.

Sein ganzes Herz hing an der Heimat. Die dort verbrachten halbjährlichen Ferien bezeichnet er in seinem Tagebuche als „Lubowitzer Jubelperioden", an denen er jedesmal auch gern einige Schulkameraden teilnehmen ließ. Am 20. April 1805 heißt es im Tagebuche: „Ein quälendes Erwachen — traurig öffneten sich meine Blicke zum letztenmal allen den umgebenden Schönheiten Lubowitzens, um sie anderthalb Jahre lang desto schmerzlicher zu vermissen." Die Brüder zogen nach Halle auf die Universität, um die Rechtswissenschaft zu studieren.

Studentenzeit.

In Halle kam der junge Rechtsstudent sofort in Berührung mit der Romantik. Der Naturphilosoph Steffens führte ihn durch seine hinreißenden Vorträge gleichsam in die Vorhalle der neuen Dichterschule. Novalis' Schriften erschlossen ihm eine träumerische, ahnungsvolle Welt, und in Tiecks Roman „Sternbalds Wanderungen" vertieft verschwärmte er manchen herrlichen Sommermorgen auf dem sagenberühmten Giebichenstein. Darüber vernachlässigte er Goethes Dichtungen nicht, und es war ihm eine Freude, den großen Mann häufig im Theater des nahen Badeortes Lauchstädt „auf das Entzücken, welches die von den Weimarer Schauspielern aufgeführten Kinder seines Geistes verbreiteten, herabblicken zu sehen."

Aber erst in Heidelberg, wohin die Brüder im Frühjahre 1807 gingen, um unter „des herrlichen Thibauts" Leitung ihr Rechtsstudium zu vollenden, kam Joseph von Eichendorff in die volle Fühlung mit der romantischen Schule. An der dort unter badischem Regimente frischerblühenden Universität lehrte damals Joseph

Görres (S. 176). Der phantastische geniale Mann war ganz gemacht, ein junges Dichtergemüt wie das Eichendorffs zu fesseln. Ohne Thibauts „Institutionen" zu versäumen, ja ohne dem grimmigen Feinde der Romantik, dem alten Voß, aus dem Wege zu gehen (er hörte bei ihm ein Kolleg über Xenophon), besuchte er doch mit Vorliebe „das himmlische Kolleg" des „einsiedlerischen Zauberers" Görres über Ästhetik, und durch ihn wurde er mit Achim von Arnim und Clemens Brentano, die sich zu Görres „wie fahrende Schüler zum Meister verhielten", bekannt und befreundet. Dennoch zeigte er seine dichterischen Erstlingsgaben nicht ihnen, sondern nur einem anderen, ihm rasch nahe getretenen Manne des romantischen Kreises, dem Grafen Löben. Dieser begeisterte sich so für den jugendlichen Poeten, daß er für ihn den Dichternamen Florens (der Blühende) wählte und unter demselben den Abdruck einiger seiner Lieder in Friedrich Asts zu Landshut erscheinender „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" vermittelte.

In Paris.

Im Frühjahr 1808 verließ Eichendorff die schöne Neckarstadt, die, für seine Dichtung allezeit reichbefruchtend, von ihm noch in einer seiner letzten Schöpfungen, dem kleinen Epos „Robert und Guiscard" (1855), warm und innig gefeiert worden ist, und ging mit seinem Bruder nach Paris. Während ihres mehrmonatlichen Aufenthaltes in der Weltstadt vertieften sie sich täglich in die unermeßlich reichen, aus allen Ländern der Erde zusammengeraubten Schätze des Louvre und verglichen daneben in der Kaiserlichen Bibliothek auf Görres' Wunsch mehrere altdeutsche Handschriften für dessen Ausgabe der Volksbücher.

Brautzeit.

Im Spätsommer langten sie wieder im heimischen Lubowitz an, nachdem sie auf der Rückreise noch Frankfurt, Nürnberg und Wien besucht hatten. Über zwei Jahre blieben sie nun zu Hause, um den alternden Vater in der Bewirtschaftung seines Gutes zu unterstützen. Die stählende und erfrischende Arbeit, welche die Erfüllung dieser Sohnespflicht mit sich brachte, war von wohltätiger Wirkung auf die Entwickelung des Dichters. Außer dem größeren Teile seines Romanes: „Ahnung und Gegenwart" entstanden in diesen stillen Jahren viele seiner schönsten Lieder, die zum Teil so in den Volksmund übergegangen sind, daß der Name ihres Verfassers manchen, die sie singen, völlig unbekannt ist. „Das zerbrochene Ringelein" („In einem kühlen Grunde"), „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben" u. a. gelten als Volkslieder und sind es auch. Aber auch manches geistliche Gedicht und die ernsten „Zeitlieder", welche dem Schmerze über Deutschlands langdauernde Schmach einen beredten Ausdruck geben und eine neue, tatenreiche Zeit der Befreiung heraufbeschwören, entstanden in diesen Jahren der Zurückgezogenheit. Damals lernte er auch Luise von Larisch kennen und sang ihr, die er erst nach fünfjährigem Harren heimführen durfte, Lied um Lied voll Anmut, Frische und Wohlklang, von denen die meisten in der Sammlung seiner Gedichte (u. d. T.: „Frühling und Liebe") Aufnahme gefunden haben.

In Wien.

Aber auf die Länge genügte den Brüdern doch das ländliche Stillleben nicht, um so mehr als die politische Schwüle der Zeit schwer auf ihren Gemütern lastete. Durch einflußreiche Freunde und Verwandte in Österreich veranlaßt gingen sie deshalb im Herbste 1810 nach Wien, um in österreichische Staatsdienste zu treten, wie es Friedrich von Schlegel schon vor ihnen getan hatte. Beim Abschiede von Lubowitz entstand das durch Mendelssohns Komposition weitbekannte Lied: „O Täler weit, o Höhen" (vgl. Beilage Nr. 21). Glänzend bestanden sie die österreichischen Staatsprüfungen, aber zur Erreichung ihres Zieles gelangten sie nicht. Die literarischen Kreise, zu denen — um den Altmeister der Romantik geschart — Männer wie Wilh. von Humboldt, Friedrich von Gentz, Theodor Körner u. a. gehörten, nahmen ihr ganzes Interesse in Anspruch. Unter dem Einflusse Dorothea Schlegels (vgl. S. 165), die dem Romane den Titel gab, reifte „Ahnung und Gegenwart" zur Vollendung heran, blieb aber im Manuskripte bis 1815 liegen. Auch zahlreiche Lieder — Lieder der bräutlichen Liebe und des patriotischen Zornes — entstanden

in jenen Tagen. Das von der Familie mir freundlichst mitgeteilte Bildnis, welches den jugendlichen Dichter, das Haupt von reichem glänzend-braunem Lockenhaar umwallt, in spanischer Tracht darstellt, stammt aus dieser Zeit.

So war das Jahr 1813 herangekommen. Endlich schien sich dem Dichter eine sichere Aussicht auf eine feste Anstellung im österreichischen Staatsdienste und damit auf die langersehnte Vermählung mit seiner Braut zu eröffnen, da erreichte ihn der Aufruf seines Königs vom 3. Februar. Ohne Zögern eilte er, während sein Bruder zu seinem Schmerze in Wien blieb, nach Breslau, meldete sich sofort im Gasthofe: „Zum Goldenen Zepter", wo die Lützower ihren Werbeplatz aufgeschlagen hatten, und wurde dem Bataillon des Turnvaters Jahn zugewiesen.

Im Freiheitskriege.

Abb. 117.
Joseph Freiherr von Eichendorff im 23. Lebensjahre.
Nach einem Porträt im Besitz der Familie vom Jahre 1811.

Leider aber geschah in dem ganzen Feldzuge seiner Kampfeslust kein Genüge. Zuerst mußte er das Mißgeschick der mehr poetisch als kriegerisch berühmten Lützowschen Freischar teilen, und als er im Juli 1813 sie verließ und als Offizier in ein schlesisches Regiment eintrat, wurde er zum trostlosen Festungsdienste in dem durch die Belagerung schrecklich verwüsteten Torgau kommandiert, wo er bis zum Abschlusse des ersten Pariser Friedens blieb. Nun nahm er seinen Abschied, heiratete endlich seine Luise, ging mit ihr nach Berlin, wo er besonders viel im Hause Savignys verkehrte, korrespondierte mit Fouqué über die Herausgabe seines Romanes: „Ahnung und Gegenwart" und eilte dann wieder ins Feld, als Napoleon, von Elba entflohen, 1815 aufs neue die Welt beunruhigte. Aber auch diesmal war es ihm nicht vergönnt, an der großen Entscheidungsschlacht teilzunehmen, da sein Regiment zu spät anlangte. So blieb ihm nur die Verfolgung des Feindes nach Frankreich übrig, wobei es zu mehreren kleinen Scharmützeln kam, und am 7. Juli 1815 zog er mit den siegreichen Truppen in Paris ein, wo er — wie schon zuvor in Lüttich — dem General Gneisenau als diensttuender Offizier beigegeben wurde.

Auf die militärisch belebte Zeit in Paris folgte für den Dichter aufs neue ein langwieriger, leidiger Besatzungsdienst in Frankreich, und erst im Januar 1816 konnte er in die oberschlesische Heimat zurückkehren, wohin seine Frau mit dem inzwischen geborenen Sohne ihm vorausgegangen war. Sobald er seinen Abschied erhalten, meldete er sich zum Staatsdienste, und gegen Ende des Jahres trat er als Referendar bei der Königlichen Regierung zu Breslau ein.

Ahnung und Gegenwart.

Während der Kriegsjahre war endlich sein Roman: „Ahnung und Gegenwart" mit einem Vorworte von Fouqué erschienen. Noch in Paris hatte Gneisenau, der ein lebhaftes Interesse an dem Dichter nahm, ihm diese Nachricht mitgeteilt. Der Zeitpunkt der Veröffentlichung war so ungünstig als möglich. Überdies lag Eichendorffs Stärke nicht auf dem Gebiete des Romanes. Als solcher ist auch dieses Erstlingswerk — trotz vieler einzelner poetischer Schönheiten — verfehlt zu nennen. Allerdings ist dasselbe, wie Fouqué in seinem Vorworte richtig bemerkt, „ein getreues Bild jener gewitterschwülen Zeit, in welcher das deutsche Volk das ihm zum Teil aufgedrungene, zum Teil von ihm freiwillig aufgenommene fremde Element zu bewältigen und sich dadurch gleichsam selbst wiederzuerkennen suchte, daß es sich in die verschwundenen größeren Zeiten zurückversetzte"; aber die Begebenheiten sind verworren, die Darstellung entbehrt der plastischen Anschaulichkeit,

An den Hasengarten.

O schöner Grund, o Höhen
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtger Aufenthalt!
Da draußen stets betrogen
Saust die geschäftige Welt,
O schlag die kühlen Wogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen
Daß dir das Herz erklingt,
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit.

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Thun und Lieben
Und was des Menschen Hort:
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich Dich verlassen,
Fremd in die Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn,
Und mitten in dem Leben
Wird Deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Du giebst nicht Ruhm, noch Namen,
Was ich hier dacht' und litt;
Die Lieder, wie sie kamen,
Schwimmen im Strome mit.
So rausche unverderblich
Und stark viel' hundert Jahr!
Der Ort bleibt doch unsterblich,
Wo Einer glücklich war.

Jetzt folgt: „der Jäger Abschied" (Jägerlied), dann: das kleine: „Wie d. [illegible] etc." dann: „Künstlertrost", dann: Sonett an Brentano", dann: „Ich kann wohl manchmal singen etc.", dann: „der Kranke", dann: Sonett: „[illegible]", dann d: d. Folge bei d. Gedichte: „[illegible]".

„O Thäler weit, o Höhen" in der ersten Niederschrift Joseph von Eichendorffs.

(Vgl. das Gedicht: „Abschied" in der Gesamtausgabe der Werke von 1883.
Band I, S. 126, das mit der vierten Strophe schliesst.)

Nach dem Original im Besitz der Freifrau Margarete Sedlnitzky geb. Freiin v. Eichendorff
(Grosstochter des Dichters) in Wischkowitz.

Verlag von Velhagen & Klasing. Berlin und Leipzig.

und die Gestalten grenzen sich nicht gehörig ab. Dazu liegt etwas Unbefriedigendes in dem Ausgange: der Held des Romans, Graf Friedrich, der die Tiroler Kämpfe mitgemacht hat, geht nach mancherlei Wanderungen und Abenteuern in ein Kloster; Romana, die ihn bis zum Wahnsinn geliebt, ohne Erwiderung zu finden, erschießt sich, nachdem sie ihr Schloß in Brand gesteckt; Rudolf, Friedrichs Bruder, ergibt sich der Magie und geht nach Ägypten, „dem Lande der alten Wunder"; auch Friedrichs bester Freund Leontin zieht mit seinem jungen Weibe über das Meer, um „sich die Ehre und die Erinnerung an die vergangene große Zeit sowie den tiefen Schmerz über die gegenwärtige heilig zu bewahren und dadurch der künftigen besseren würdig zu bleiben".

Eichendorffs dichterische Meisterschaft lag in der Lyrik: davon zeugen auch einige wertvolle Nachklänge der Kriegserlebnisse, die zum Teil bereits in Torgau entstanden waren. So die Soldatenlieder: „Was zieht da für schreckliches Sausen!" — „Mein Gewehr im Arme steh' ich hier verloren auf der Wacht" und das Lied: „An die Lützowschen Jäger" („Wunderliche Spießgesellen, denkt ihr noch an mich?"). Lyrik.

In den drei Jahren, die der Dichter zurückgezogen, nur in regem Verkehre mit Friedrich von Raumer und Holtei, in Breslau verlebte, entstand eine seiner poetisch stimmungsvollsten Novellen: „Das Marmorbild", eine sinnige Umschreibung der alten Volkssage vom Venusberge mit einer im christlichen Sinne versöhnenden Lösung, die in Fouqués „Frauentaschenbuch für 1819" zuerst veröffentlicht wurde. Novellen.

Im Jahre 1818 traf Eichendorff ein herber Schmerz. Sein Vater starb ganz unerwartet, und mit seinem Tode brach der Glanz des alten Hauses zusammen. Als vier Jahre darauf auch die Mutter heimging, kam das alte, ihm so liebe, erinnerungsreiche Lubowitz in fremde Hände. Um so eifriger warf er sich seitdem auf die Arbeit seines Berufes.

Nachdem er 1819 vor der Oberexaminationskommission zu Berlin die große Staatsprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, rückte er rasch in seiner amtlichen Laufbahn empor. Bereits 1821 begegnen wir ihm als Regierungsrat in der alten Hansastadt Danzig, wo er mit dem geistvollen Bischof von Ermland Prinz Joseph von Hohenzollern, mit dem altlutherischen, literarisch und musikalisch hochgebildeten Pastor Dr. Kniewel und mit dem Oberpräsidenten von Schön — drei sehr verschieden gearteten und religiös sehr verschieden denkenden Männern — bald in nahe freundschaftliche Beziehungen kam. Mit Schön insbesondere führte ihn ein beiden gemeinsames Interesse näher zusammen: die Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg. Eichendorff, der dem Weiterbau des alten Schlosses u. a. den ganzen Ertrag seines Dramas: „Der letzte Held von Marienburg" zuwandte, erwarb sich auch weiterhin solche Verdienste um denselben, daß die dankbare Schloßverwaltung seinem Andenken in einem der Remter ein Fenster widmete, welches in leuchtenden Farben des Dichters Namen und Wappen trägt. In Danzig. Dramen.

Sein amtlich sehr tätiges Leben war von der Poesie fortwährend durchflochten. In seiner anmutigen Sommervilleggiatur Silberhammer bei Danzig entstand das satirisch-witzige Spiel: „Krieg den Philistern!", ein echt romantisches Produkt im Genre des Tieckschen Zerbino, und sein reizend frisches Idyll: „Aus dem Leben eines Taugenichts", das trotz aller seiner Unwahrscheinlichkeiten und Abenteuerlichkeiten doch die köstliche Stimmung seines leichtherzigen, träumend singenden und geigenden Helden dem Leser mitteilt und ein Liebling von jung und alt geblieben ist und bleiben wird. Wie lustig wandert es sich mit dem Müllerssohn hinaus in die Fremde! Wie stimmt man unwillkürlich ein, wenn er zur Geige singt: Taugenichts.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld ꝛc.

Zwei stolz daherfahrende Damen sind so entzückt von seinem Spiel und Sang, daß sie ihn auf ihr Schloß mitnehmen. Erst Gärtnerbursch, dann Zolleinnehmer durch ihre Vermittelung geworden behagt es ihm doch in beiden Stellen nicht — nur eines fesselt ihn, die Liebe zu der jungen Gräfin, so hoffnungslos sie auch ist. Als er sie endlich in der Gesellschaft eines Mannes erblickt, den er für ihren Bräutigam hält, läßt er Zollhaus und Zollamt im Stich und pilgert weiter hinaus in die Welt. So kommt er nach Italien und endlich nach vielen Abenteuern wieder zurück, wo es sich herausstellt, daß seine Geliebte gar keine Gräfin, sondern des alten Schloßportiers Nichte ist und daß sie keinen anderen Mann so gern hat wie — ihren Taugenichts, der nun mit ihr in ein Schlößchen zieht, das ihnen der Graf nebst Garten und Weinberg geschenkt hat.

In Königsberg.

Auf Veranlassung des Oberpräsidenten von Schön wurde Eichendorff 1824 als Oberpräsidialrat nach Königsberg versetzt, wo er im anregenden Verkehr mit geistig hervorragenden Männern wie dem Astronomen Bessel, dem Geschichtschreiber Johannes Voigt, dem Kunsthistoriker Schnaase u. a., vor allem mit seinem Freunde Schön lebte, aber so viel zu tun hatte, daß er seine poetische Tätigkeit sehr beschränken mußte. Trotzdem dichtete er in den Königsberger Jahren zwei Dramen: außer dem bereits erwähnten Trauerspiel: „Der letzte Held von Marienburg“ (Heinrich von Plauen) noch ein anderes: „Ezzelin von Romano“.

In Berlin.

Im Sommer 1831 folgte er dem Rufe nach Berlin, wo er bis 1844 als Rat im Kultusministerium das katholische Kirchen- und Schulwesen zu verwalten hatte. Zu den alten Freunden (Savigny, Raumer, Chamisso) fand sich dort noch ein neuer hinzu, der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen seelenvolle Musik seiner Dichtung so nahe verwandt war und der seine Lieder so meisterhaft komponiert hat, daß beider Namen im Liede fast zusammengewachsen erscheinen. Man erzählt, daß Mendelssohn-Bartholdy stets ein Exemplar der Gedichte seines Freundes bei sich führte. Seine letzte Komposition war die des Nachtliedes: „Vergangen ist der lichte Tag“. Es war sein Schwanengesang, den eine Freundin ihm noch am Sterbetage vortrug; und auf dem Grabsteine des Frühgeschiedenen stehen die von ihm selbst ausgewählten Schlußzeilen des „Reiseliedes“: „Gedanken gehn und Lieder fort bis ins Himmelreich.“

Romane.

Fast jedes Jahr des Berliner Aufenthaltes zeitigte auch eine mehr oder minder bedeutende poetische Frucht. Da entstand der phantastisch bunte und trotz mancher prächtiger Einzelheiten schwer genießbare Roman: „Dichter und ihre Gesellen“, worin eine ganze Schar allerhand fahrender Leute à la Wilhelm Meister „sich im tollen Treiben anziehen und abstoßen, kreuzen und fördern und wieder wie das Schattenspiel einer Sommernacht vorüberhuschen“.

Novellen.

Da entstand seine beste Novelle: „Das Schloß Durande“, ein psychologisch meisterhaft gezeichnetes, tragisch ergreifendes Stück Leben aus der Sturmzeit der französischen Revolution. Da entstand das von allem Phantastischen und Grotesken freie, frisch geschriebene Lustspiel: „Die Freier“, welches wohl nur wegen der etwas verbrauchten Motive der Verkleidungen, falschen Stelldicheins 2c. von der Bühne ausgeschlossen geblieben ist. Da entstand manches neue Lied, das mit den älteren bis dahin mannigfach zerstreuten lyrischen Poesien Eichendorffs 1837 zum erstenmale vereint in einer vollständigen Sammlung erschien.

Lieder.

Was ist darin für eine Fülle von meist sangbaren, gemüt- und seelenvollen Liedern, welche mit Recht „die reifste und schönste Frucht der Romantik“ genannt, doch zu großem Teil — unter Goethes und Uhlands Einfluß — über die enge Begrenztheit derselben hinausgewachsen sind! Den Grundton seiner Poesie hat er in seinem Zurufe „An die Dichter“ sehr schön ausgesprochen:

Den lieben Gott laß in dir walten,
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Aus frischer Brust nur treulich sing!
Das andre ist erbärmlich Ding.

Ein wunderbarer Wohlklang herrscht in seiner Poesie, die bald froh, bald trüb gestimmt alles umfaßt, was die deutschen Dichter von jeher gesungen: Wanderlust und Waldeseinsamkeit, Freude an der Natur und Liebeswonne, Erhebung zu Gott und Ewigkeitstrost im Leid des Lebens. Den tiefsten Einblick in sein innig frommes Dichtergemüt wie in sein treues Vaterherz gewährt uns der Liedercyklus: „Auf den Tod meines Kindes". Eine Perle unter seinen Naturliedern ist die

Winternacht.

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.
Der Wind nun geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seinen Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.
Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blütenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

Diese Gedichtsammlung gewann dem Dichter zahlreiche neue Freunde und stimmte selbst frühere Gegner günstig. In dem leidenschaftlichen „Manifest der Philosophie gegen die Romantik" von Echtermeyer und Ruge war er einst besonders scharf mitgenommen worden. Nun brachte der Echtermeyersche Musenalmanach für 1841 sogar Eichendorffs Bildnis und einige bisher ungedruckte Gedichte von ihm.

Marienburg.

Im Jahre 1843 erhielt Eichendorff von König Friedrich Wilhelm IV. den Auftrag, nach Westpreußen zu gehen, um eine Geschichte der Wiederherstellung des Schlosses Marienburg zu schreiben. Die Frucht dieser Reise: „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg", eine geistvolle, mit Liebe und Sachkenntnis geschriebene Monographie, gilt heute noch für eine wertvolle Arbeit. Unmittelbar danach wiederholte er sein früheres Entlassungsgesuch aus dem Staatsdienste, das ihm aber erst im Juni 1844 gewährt wurde.

Abb. 118.
Joseph Freiherr von Eichendorff im 69. Lebensjahre.
Nach einer von der Familie des Dichters zur Verfügung gestellten Photographie.

Feierabend.

Dreizehn Jahre waren dem alternden Dichter seitdem noch hienieden beschert. Ein schöner und reicher Lebensfeierabend, in körperlicher und geistiger Frische zugebracht und der Poesie wie literarhistorischen Studien in reger Tätigkeit gewidmet. Er verlebte diese Jahre zum größten Teil in Berlin, die Sommermonate stets bei seinen Kindern in dem ihm sehr lieben Sedlnitz in Österreichisch-Schlesien, wo noch heute eine wunderschöne Eiche („Josephseiche") am Waldessaume des sogenannten Erlenbusches, unter der er oft gesessen, geträumt und gedichtet hat, als sein Liebling bezeichnet wird. Als dann im Jahre 1855 seine geliebte Frau nach einundvierzigjähriger glücklichster Verbindung ihm genommen wurde, bezog er ein Landhaus in der Nähe von Neiße, dem Wohnorte seiner verheirateten Tochter. Von dort durfte er — zwei Jahre später — am 26. November 1857 seiner Lebensgefährtin in die ewige Heimat folgen. Das obenstehende Bildnis vergegenwärtigt uns den Greis ein Jahr vor seinem Tode.

Es scheint kaum glaublich, wie viel der Dichter in den Jahren des Alters noch geschaffen hat. Zu einer als „echt poetische Nachdichtung in reiner schöner Sprache“ anerkannten Übersetzung von zwölf geistlichen Schauspielen des spanischen Dichters Calderon kamen drei eigene erzählende Gedichte: 1853 „Julian“, in dem der letzte große Kampf zwischen Heidentum und Christentum mit jugendlicher Glut der Empfindung geschildert wird; 1855 „Robert und Guiscard“, dessen Vorwurf eine Episode aus der französischen Revolution bildet; 1857 „Lucius“, eine Erzählung aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen zu Rom.

Literaturgeschichte.

Endlich verfaßte Eichendorff eine Reihe literarhistorischer Schriften, deren letzte, die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ — ungeachtet des zuweilen etwas einseitigen Standpunktes — des geistvoll Anregenden viel enthält und zum Schlusse das verlangt, was er in seiner eigenen Dichtung selbst erstrebt: „eine der Schule entwachsene Romantik u. s. w.“ (Siehe S. 210.)

Schmidt v. Lübeck.

Die jüngeren Dichtertalente, welche um die Wende des Jahrhunderts auftauchten, wandten sich meist der Romantik zu, so unter anderen der nach seinem Geburtsort genannte **Schmidt von Lübeck** (1766—1849), von dem eine Anzahl Lieder in den Volksmund übergegangen ist.

Wir erinnern an des „Zitherbuben Morgenlied“ („Fröhlich und wohlgemut wandert das junge Blut“); den durch Schuberts Komposition bekannten „Wanderer“ („Ich komme vom Gebirge her“) 2c.

Mahlmann.

Einige Lyriker schlossen sich jedoch mehr an Schiller an. Dazu gehört der Leipziger **August Mahlmann** (1771—1826), von dem auch einige Liederzeilen noch als geflügelte Worte im Umlauf sind: „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust.“ — „Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage“ 2c.

Seume.

Auch den unermüdlichen Wanderer **Johann Gottfried Seume** (ein Bauernsohn, 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels geboren, 13. Juni 1810 in Teplitz gestorben) kann man hierher rechnen. Von seinen Liedern haben sich ebenfalls nur noch Bruchstücke in der Erinnerung erhalten.

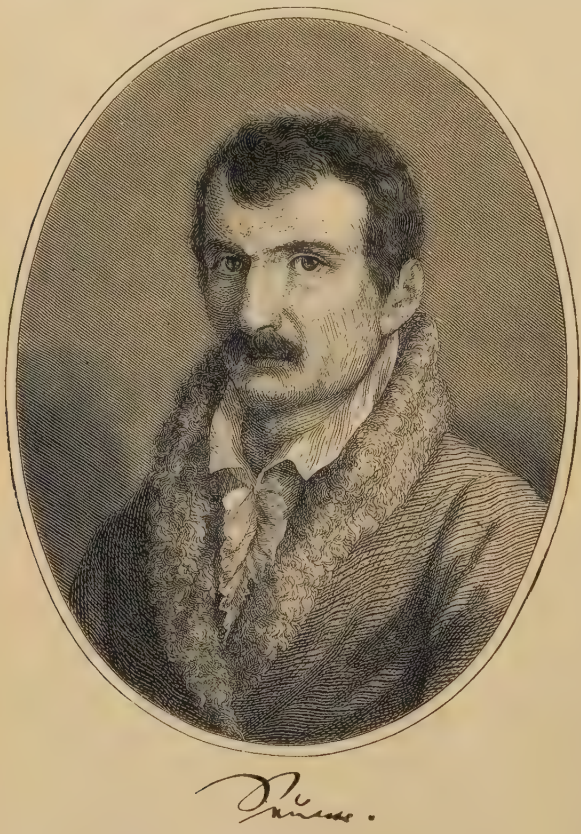


Abb. 119. Johann Gottfried Seume.
1809 von Hans Veit Schnorr von Carolsfeld gezeichnet.

So stammt aus seinem Gedichte: „Die Gesänge" das mannigfach veränderte biedermännische Wort: „Wo man singet, laß dich ruhig nieder" 2c. So lange es noch an ernsteren ethnographischen Studien fehlte, wurde auch die innerlich unwahre, im Sinne der Rousseauschen Naturvölkerschwärmerei gemachte Erzählung: „Der Wilde" vielfach mit gerührtem Pathos deklamiert. Jetzt sind daraus der jüngeren Generation fast nur „Europens übertünchte Höflichkeit", der komische Trumpf: „Wir Wilden sind doch beßre Menschen" und der besonders gelungene Schluß: „Und er schlug sich seitwärts in die Büsche" bekannt.

Seumes autobiographische Schriften: „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802", „Mein Sommer 1805" und „Mein Leben" sind von einem gewissen zeit- und kulturgeschichtlichen Interesse. Auch persönlichen Anteil wird man seinen Lebensschicksalen nicht versagen können. Der Bruch mit dem Glauben der Väter hatte ihn von Leipzig, wo er Theologie studierte, zum Kummer seiner verwitweten Mutter in die Fremde getrieben, aber hart war die Buße, die ihm dafür auferlegt wurde. Von hessischen Werbern ergriffen und an die Engländer verkauft mußte er — ein geschworener Tyrannenfeind — wider die sich befreienden Amerikaner, später ebenso im russischen Dienste wider die Polen kämpfen. Daraus erklärt sich die Bitterkeit seines Wesens, die in allen seinen Schriften, vornehmlich in den nach seinem Tode erschienenen „Apokryphen", einer Reihe teils seicht rationalistischer, teils polternd demokratischer, teils aber auch ganz tüchtiger Gedanken, zum Ausdruck kommt.

Fr. Adolf Krummacher.

Eines ganz anderen Geistes waren die Dichtungen des Pastors **Fr. Adolf Krummacher,** geb. am 13. Juli 1767 zu Tecklenburg in Westfalen, † in Bremen am 4. April 1845. Seine Enkelin Maria Krummacher hat u. d. T. „Unser Großvater" ein anziehendes Lebensbild von ihm entworfen.

In seinen „Hymnen" nahm Krummacher L. Tieck und Novalis zum Vorbilde; in seinen „Parabeln" folgte er Herder und vor allem der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments. Über das Wesen dieser Dichtungsart, die durch ihn berühmt geworden ist, äußert er sich dahin: „Sie ist das poetische Gleichnis in der Auffassung des Lebens und Webens des inneren Menschen als eines fortschreitenden Epos, welches aus dem Schauplatz und den Umgebungen der Handelnden die Bilder nimmt, um damit die Regung, Entwickelung und Fortschreitung des Geistigen und Übersinnlichen zu bezeichnen." Die meisten seiner Parabeln sind in prosaischer Form abgefaßt; doch hat er nach Goethes und Schillers Vorgang auch einige in Versen gedichtet. Sie alle belebt ein kindlich frommer Sinn und ein liebevolles Verständnis der Natur; die Darstellung ist meist sinnig und naiv-gemütlich, nur selten artet sie in einen süßlich-spielenden Ton aus.

---

2. Die Sänger der Befreiungskriege.

Am 6. August 1806 war das tausendjährige Reich Karls des Großen zu Grabe getragen worden; zwei Monate darauf ging auch Friedrichs des Großen Monarchie aus den Fugen. Sieben schwere Jahre der Knechtschaft, der Erniedrigung und Schmach folgten für das zu Boden liegende, von Napoleon zertretene deutsche Volk. Immermehr „bemächtigte sich", wie der große Prediger Schleiermacher bezeugt, „der Gemüter die trostlose Vorstellung, die lebendige geistige Kraft des Volkes sei ganz erschöpft und die

Stunde des völligen Unterganges da — — viele sannen nur noch, wie man sich am bequemsten fügen könne dem fremden Joche". Wohl fehlte es auch in dieser dunklen Zeit nicht an mutigen Zeugen, vor allem erhob Ernst Moritz Arndt seine machtvolle Prophetenstimme im „Geist der Zeit", und als er vor dem korsischen Tyrannen fliehen mußte, wurden andere Stimmen laut wie die von Steffens, Görres, der sich nach der Schlacht bei Leipzig an die Spitze des Volkssturms stellte und durch seinen „Rheinischen Merkur" (1814—1816) die Freiheitsbegeisterung schürte, und vor allem die

Fichtes Reden.

Fichtes in seinen begeisternden „Reden an die deutsche Nation", die er im Winter 1807/8 den französischen Spähern zum Trotz in Berlin hielt (vgl. S. 160 f.). Der in Königsberg unter Scharnhorsts Teilnahme und

Tugendbund.

unter Gneisenaus tätiger Mitwirkung entstandene „Tugendbund", der bald viele deutsche Vaterlandsfreunde auch außerhalb seiner Gründungsstätte in sich faßte, suchte den Mannesmut und die Manneszucht zu wecken und zu fördern und den Zorn wider den Reichsfeind zu schüren, und als er — auf Drängen der Franzosen — im Dezember 1809 durch königliche Kabinettsordre aufgelöst wurde, scharten sich seine Mitglieder in freier Weise um den Freiherrn vom Stein und Scharnhorst, um an Deutschlands innerer und äußerer Wiedererhebung zu arbeiten. Zur Tat schritten Hofer in Tirol, Dörnberg in Hessen, Schill in Preußen — aber es war verfrüht, alle drei scheiterten mit ihrem kühnen Beginnen. Endlich schlug Gottes Stunde. Sein Gericht traf den übermütigen Eroberer auf Rußlands Eisfeldern, und nun erhob sich Norddeutschland, Preußen an der Spitze, zur frischen Tat der Befreiung.

Das Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins im Jahre 1813 hatte im Geleit eine Erneuerung des religiösen Lebens, und beides gewann einen Ausdruck in dem neuerstehenden volksmäßigen Gesange. Freiherr Franz

Volkslieder der Freiheitskriege.

von Ditfurth († 1880) hat die **historischen Volkslieder** jener Zeit gesammelt, die im Bänkelsängerton von Mund zu Mund tönten. Da sang man:

Warte,
Bonaparte;
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte, warte, wir kriegen dich schon.
Ja der Ruff'
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß:
Im ganzen Kremmel
Nicht eine Semmel,
Und auf den Hacken
Immer nur Hunger und Kosaken,

Ja der Ruff'
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß.
Hin ist der Blitz
Deiner Sonne von Austerlitz.
Unterm Schnee
Liegen alle deine Corps d'Armée.
Warte,
Bonaparte,
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte, warte, wir kriegen dich schon.

Zahllos waren die „in diesem Jahre gedruckten" Lieder auf fliegenden Blättern, die meist der Sturm der Zeit verweht hat. Nicht zum Schaden der Literatur. Es war viel Spreu darunter; auch die besten waren nur — nach Gustav Freytags treffendem Ausdruck — „die Vorläufer der schönen Jünglingspoesie", welche kurz darauf von den in den Kampf ziehenden Scharen angestimmt wurde. Dieser jugendliche Freiheitssang riß darum alles Volk so mit sich, weil er

aus dem Geist und Herzen des Volkes geboren, ja im höchsten Sinne des Wortes Volksgesang war. Und doch war er auch ein Zweig der Romantik, der oft ebenso einseitig und ungerecht geschmähten, wie einseitig und übertrieben gerühmten, spätgeborenen Enkelin der mittelalterlichen Poesie. Beide Brüder Schlegel hatten ernst zur Pflege des historisch-nationalen Schauspiels und zu patriotischer Poesie gemahnt. Heinrich v. Kleist hatte in seiner „Hermannsschlacht" die Zorngeißel über die elende Rheinbundspolitik geschwungen und in dem Liede: „Germania an ihre Kinder" unser Volk zu den Waffen gerufen:

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

Sein 1809 niedergeschriebenes „Kriegslied der Deutschen" (S. 191, Beil. 18) kam erst im Jahre 1814 u. d. T.: „Kriegslied für die deutschen jungen Jäger. Eine Ahnung von H. v. Kleist" zum Druck. („Das erwachte Europa" I, 3. Heft.)

Clemens Brentano ließ ein gewaltiges „Sturmlied" durch die deutschen Lande brausen:

Auf, ihr Brüder, schließt die Glieder, stoßet nieder,
Wer nicht treu und fromm und bieder;
Dann kehrt uns die Freiheit wieder.

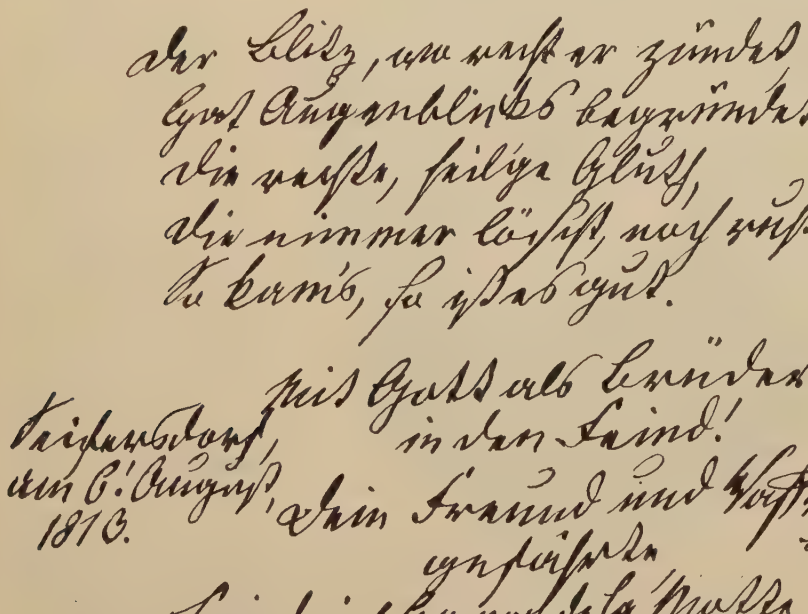


Abb. 120. Eigenhändige Niederschrift eines Gedenkverses Fouqués in dem Album des Freiherrn Ferdinand v. Schrötter. Original im Besitz des Verfassers.

Fouqué, dessen kecke Soldaten- und Jägerlieder bereits (S. 181) erwähnt wurden, stimmte begeistert in den vaterländischen Sang ein:

Wir wollen ein Heil erbauen | Im frohen Gottvertrauen
Für all das deutsche Land, | Mit rüstig starker Hand ꝛc.

Charakteristisch sind für den edlen Romantiker die (auf S. 227) abgedruckten Verse, die er einem Freunde und Mitkämpfer ins Album schrieb.

Der Lieder Josephs von Eichendorff aus der Zeit seiner Teilnahme am Befreiungskriege („An die Lützowschen Jäger" ꝛc.) ist oben (S. 221) bereits gedacht worden.

Schenkendorf.

Vor allem ist aber die Romantik in dem Sange der Befreiungskriege vertreten durch **Schenkendorf**, dessen Name mit denen Arndts und Körners den schönen Dreiklang bildet, der forttönen wird in den Herzen unseres Volkes, so lange die Erinnerung an jene begeisterungsvollen Jahre darin lebt, die ja selbst wie ein romantisches Traumbild den Nachgeborenen lange Zeit erschienen war, bis in den großen Tagen 1870/71 die Erfüllung anbrach.

Abb. 121. Max von Schenkendorf.
Nach einer Tuschzeichnung des ihm befreundeten Grafen Karl von Egloffstein-Arklitten. Im Besitz des Verfassers.

Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried von Schenkendorf, am 11. Dezember 1783 in Tilsit geboren, wuchs mit seinem Bruder Karl, der 1813 im Kampfe fürs Vaterland fiel, in herzlicher Liebe verbunden auf. Nach einer harten Jugendzeit wurde er kaum fünfzehnjährig Student in Königsberg; da aber seine Lebensführung den strengen Eltern nicht zusagte, gaben sie ihn auf zwei Jahre in das Haus des Pastors Hennig in Schmauch bei Pr. Holland, das ihm wenig bot, von dem aus er indes Verbindungen anknüpfte, die für seine ganze innere Entwickelung glücklich bestimmend waren. In diese Zeit fällt sein erstes Auftreten als Schriftsteller. Im Sommer 1803 hatte er eine Reise nach dem alten Residenzschlosse der deutschen Hochmeister in Marienburg unternommen. Die Gefahr, welche den Remtern desselben drohte, durch den Unverstand der unteren Behörden zu Magazinen umgestaltet zu werden, stachelte ihn zu dem Aufsatz: „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen" an, der, in der Berliner Zeitung: „Der Freimütige" abgedruckt, die Rettung des altehrwürdigen Kunstbaues zur Folge hatte. Bald danach ging er

trotz des väterlichen Widerspruches wieder auf die Universität, studierte fleißig Kameralia und brachte dann ein Jahr zur praktischen Übung auf dem Amte Waldau zu. Sein dichterischer Sinn fand hier Anregung und Ermunterung. Schillers „Wallenstein" begeisterte ihn damals so sehr, daß er sich seitdem „Max" nannte, während sein bisheriger Rufname Ferdinand gewesen war. Auch lernte er hier die Frau kennen, die nach langem Kampfe endlich die seinige wurde.

Nach Königsberg als Kammerreferendar zurückgekehrt fand er eine ihn in jeder Beziehung befriedigende Stellung in dem geistreichen Hause des Landhofmeisters von Auerswald. Weiteren Antrieb zu seinem dichterischen Schaffen erhielt er in dem poetischen Kreise, der sich in dem Hause des Kaufmanns David Barckley sammelte. Die Seele dieses von der Romantik ganz beherrschten Kreises war die „mit allen Reizen äußerer und innerer Schönheit und echt weiblicher Würde reich ausgestattete Hausfrau" Henriette Elisabeth, geb. Dietrich. Das Jahr 1806, das Preußens Königspaar in die alte Hauptstadt führte, regte ihn zu patriotischer Tätigkeit an. Eine von ihm in Gemeinschaft mit seinem Freunde Ferdinand Freiherrn von Schrötter ins Leben gerufene Zeitschrift, nach einem kurz

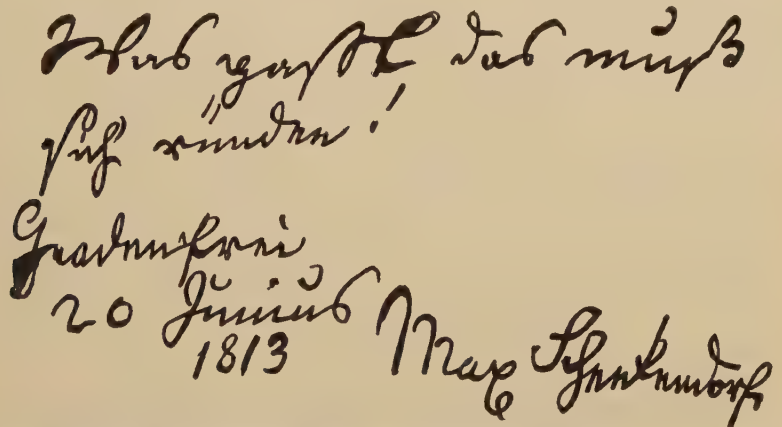


Abb. 122. Faksimile eines eigenhändig geschriebenen Gedenkverses im Album des Freiherrn Ferdinand v. Schrötter. Im Besitz des Verfassers.

zuvor entdeckten neuen Planeten „Vesta" benannt, erschien vom Juni bis Dezember Vesta.
1807; ihrer kühnen Sprache wegen wurde sie aber durch die französischen Gewalthaber unterdrückt. Um so eifriger gab er sich nun einem von ihm und Schrötter gestifteten Dichterbunde hin, welcher sich die Pflege der Poesie und der Wissenschaft zum Ziele gesteckt hatte. Aus diesem Stillleben schreckte ihn ein Pistolenduell mit einem alten General auf, in das ihn sein ritterlicher Sinn verwickelt hatte. Er erhielt einen Schuß in die rechte Hand, die fortan gelähmt blieb. Mit der linken schrieb er seinen Nachruf an die 1810 ihrem Gemahl und ihrem Volk entrissene Königin Luise:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Da mittlerweile der Kreis seiner nächsten Freunde sich immer mehr gelichtet hatte, verließ er Königsberg und zog der Frau Barckley, die nach dem Tode ihres Mannes seine Braut geworden und nach Baden übergesiedelt war, nach. Am
Trauung. 12. Dezember 1812 wurde ihre Trauung in Karlsruhe vollzogen; Jung-Stilling war einer der Zeugen. In entsprechendem Verkehr vergingen die Wintermonate dem Ehepaare — da rief ihn die preußische Erhebung auf das Feld der Ehren. Das Schwert in der Linken eilte er nach Schlesien, um sich seinem Könige zur Verfügung zu stellen. Im Hauptquartier fand er einen großen Kreis treuer Kameraden, darunter seine Freunde Schrötter und Fouqué. Von nun an klingt
Lieder. jedes Ereignis des Befreiungskampfes in seinen Liedern wieder. Aber nicht so sehr ist es die laute Kampf- und Siegesfreude als die Vaterlands- und Heimatfreude, die daraus hervortönt; und durchweg ist sie eine innerlich vertiefte und christlich geweihte Freude. So feiert er den Landsturm:

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt ꝛc.

Im Felde. Der Völkerschlacht von Leipzig wohnte der Dichter von Anfang bis zu Ende bei. Sein Pferd wurde getroffen, er selbst blieb unversehrt. Sein Freund Fouqué schrieb darüber: „Man durfte ihn wohl den Freiwilligsten aller Freiwilligen nennen, wenn er so fast waffenlos und wegen seiner gelähmten Hand so gut als wehrlos mit uns Gerüsteten und Rüstigeren, wenn auch nicht die Gefahren des Einhauens, so doch die des Kugelregens freudiglich teilte.“ Nach dem großen Siege stellte der Freiherr von Stein ihn bei der Zentralverwaltung der Kriegsbewaffnung in Frankfurt a. M. an. Auch seine Lieder kamen zur Anerkennung: Stein ließ 400 Exemplare davon zur Verteilung unter die Soldaten drucken. Von Frankfurt aus wurde der Dichter ins Hauptquartier der Verbündeten und zu Blücher geschickt. Durch einen Kabinettsbefehl Friedrich Wilhelms III. zum Offizier ernannt trug er seitdem Uniform, machte die Schlacht von Brienne mit und kehrte nach dem ersten Pariser Frieden zunächst auf seinen Frankfurter Posten zurück. Aber seine Gesundheit war erschüttert, und er mußte in Aachen Heilung suchen. Die Rückkehr Napoleons sah er als eine Züchtigung Gottes für die auf dem Wiener Kongreß zu Tage getretenen Verirrungen an. Mahnend rief er in dem „Frühlingsgruß an das Vaterland“:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.

Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust;
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust!

Mit der Wiedereroberung von Paris sieht er das alte Kaisertum für Deutschland gewonnen:

O sei dann endlich weiser,
Du Herde ohne Hirt,

Und wähle schnell den Kaiser
Und zwing ihn, daß er's wird!

Kaiser-herold. ruft er seinem Volke zu. Ein einiges Deutschland unter einem starken Kaiser ist ihm das heiß ersehnte Ideal für sein geliebtes deutsches Volk, in dem er die Krone aller Völker erblickt und das er in vollem Umfang — also auch das freventlich geraubte Elsaß eingeschlossen — äußerlich und innerlich frei zu sehen wünschte. Darum hat ihn Rückert auch als den „Kaiserherold“ gefeiert:

Das ist von Schenkendorf der Max,
Der sang von Reich und Kaiser:
Der ließ die Sehnsucht rufen so laut,

Daß Deutschland ihn, die verlaßne Braut,
Nennt ihren Kaiserherold.

Ernst Moritz Arndt nannte ihn den „Rheinhüter". Im „Lied vom Rhein" ruft Schenkendorf aus:

Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs neue schwören.
Wir müssen ihm, er uns gehören;
Vom Felsen kommt er frei und hehr,
Er fließe frei in Gottes Meer!

Die Verwirklichung seiner Wünsche sollte Schenkendorf nicht erleben, aber auch der volle Kelch der Enttäuschung, den seine Gesinnungsgenossen zunächst leeren mußten, blieb ihm erspart. Im Jahre 1815 war er Regierungsrat zu Koblenz geworden — bereits zwei Jahre danach, an seinem 34. Geburtstage, wurde er allem Erdenleid durch einen sanften Tod entrückt. — Aus den letzten Jahren seines Lebens stammen die meisten seiner geistlichen Lieder, unter denen manch innig empfundenes uns sympathisch anmutet, während viele mehr oder minder katholisierend sind, ja geradezu die Jungfrau Maria als „süße Königin und Mutter" feiern. — Sein „Leben, Denken und Dichten" hat August Hagen trefflich geschildert. In einer kürzeren Skizze hat Emil Knaake u. d. T.: „Max von Schenkendorf, der deutsche Reichsherold", sein Leben und seine Bedeutung dargestellt. Am 11. Dezember 1861 wurde am Rheinufer oberhalb Koblenz seine Bronzebüste feierlich enthüllt und eingeweiht. Am 21. September 1890 ist ihm, dank noch der Unterstützung Kaiser Wilhelms I., in seiner Vaterstadt Tilsit ein Standbild errichtet worden, das von der Hand eines Tilsiter Künstlers Martin Engelke in fast doppelter Lebensgröße ausgeführt ist. In Erz gegossen, in der einfachen militärischen Tracht der Freiheitskriege, den schweren Reitermantel zurückgeworfen, die Rechte zum Schwur erhoben, während die Linke eine Bücherrolle an die Brust drückt, steht er hochaufgerichtet da, ein prächtiges Bild jugendlicher Manneskraft.

Geistliche Lieder.

Die ganze Jugendlichkeit der vaterländischen Dichtung der Befreiungskriege erscheint gewissermaßen verkörpert in **Körner**, der sich in einem Frühling und Sommer durch sein feuriges Lied wie durch das freudige Dahingeben seines Lebens für immer ein Andenken im Herzen seines Volkes gesichert hat.

Theodor Körner.

Karl Theodor Körner, am 23. September 1791 in Dresden geboren, war der Sohn Chr. Gottfried Körners, des treuen Freundes Schillers (S. 72 f.), in der Begeisterung für diesen aufgewachsen und früh bestrebt, in seine Fußstapfen zu treten. Seine ersten dichterischen Versuche fallen in die Zeit seines Besuches der Kreuzschule. Zu einigen seiner Lieder erfand er selbst die Melodien; denn auch musikalische Begabung war ihm zu teil geworden. Früh spielte er die Geige,

Abb. 123. Eine eigenhändige Radierung Körners, nach dem Original im Körnermuseum zu Dresden. Auf dem Stein halblinks im Vordergrunde hat sich Körner noch mit C. K. bezeichnet: er hieß Carl Theodor, letzterer Name wurde erst später vorherrschend.

vertauschte sie aber bald mit dem damaligen Modeinstrument, der Guitarre, seiner „Zither" oder „Leier". Auch im Zeichnen und Radieren war er geschickt, wie die auf S. 231 stehende eigenhändige Radierung beweist. Auch war er ein tüchtiger Schwimmer und Fechter. Seinem würdigen Religionslehrer, dem aus Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" bekannten Pfarrer David Roller, verdankte er das feste Gottvertrauen und den innigen Gebetsgeist, die in allen seinen Dichtungen fühlbar, am mächtigsten in seinen patriotischen Liedern zum Ausdruck kommen. Die Liebe zur Poesie begleitet ihn auf die Freiberger Bergakademie, wohin ihn 1808 der verständige Vater schickte, weil er in den realistischen Studien ein unerläßliches Gegengewicht gegen den „überwiegenden Hang des Jünglings zu dilettantischer Kunstübung" erblickte. Ein paar bergmännische Gedichte, die der Siebzehnjährige nach Hause schickte, zeugen davon, daß die poetische Seite seines erwählten Lebensberufes ihn mehr fesselte als die trockenen Studien, welche derselbe mit sich brachte. Dennoch besuchte er regelmäßig die Vorlesungen, fuhr auch wie ein gemeiner Bergmann ein und arbeitete in den Silbergruben.

Zwei Jahre darauf machte er in Karlsbad, wohin er seine Eltern begleitet, die für seine weitere dichterische Tätigkeit bedeutungsvolle Bekanntschaft des Faustdichters selbst, den er als Knabe in Dresden bereits gesehen hatte. Kurz zuvor war eine Sammlung der von seinem Vater und ihm der Veröffentlichung wert erachteten Gedichte unter dem Titel „Knospen" in Leipzig erschienen, schwache Nachklänge der Schillerschen Muse, welche aber die Gabe verraten, wie sein Vater an Göschen schrieb, „seine Gefühle, deren er sich nicht zu schämen braucht, auf eine edle und gefällige Art auszusprechen".

Im Oktober 1810 bezog Theodor, der mit Zustimmung seines Vaters das Studium der Bergwissenschaften aufgegeben, die Universität Leipzig, wo er beim Corps „Thuringia" einsprang und sich gleichzeitig einer literarisch-geselligen Vereinigung „Makaria" anschloß. Nach kaum vollendetem Wintersemester nötigte ihn ein Duell, bei dem er an der Stirn verwundet wurde, Leipzig heimlich zu verlassen. Doch auch in Berlin, wohin er sich nun wandte, war seines Bleibens nicht, da die Relegation der Leipziger akademischen Behörden ihm dorthin auf dem Fuße folgte. Um ihn dem studentischen Leben ganz zu entziehen, veranlaßte ihn nun der besorgte Vater nach Wien zu gehen, wo er sich von dem Einflusse seiner alten Freunde Wilhelm von Humboldt und Friedrich von Schlegel eine gute Wirkung auf den jungen Brausekopf versprach. Zu ernsten Studien, namentlich zu Geschichtsstudien aus den Quellen, zu denen der Vater in allen seinen Briefen mahnte, kam indes der nunmehr Zwanzigjährige auch wenig in der lebenslustigen Stadt. Dagegen besuchte er sehr fleißig die Theater, die ihn bald zu eigener dramatischer Produktion anregten.

Am Weihnachtsabend 1811 schrieb Theodor seinen Eltern, daß er zwei kleine Lustspiele in Alexandrinern, „Die Braut" und „Der grüne Domino" für je ein Paar von Schauspielern gemacht und in sieben Stunden eine Oper, die „sich gewaschen hat", „Das Fischermädchen" zusammengeschrieben habe; und am 17. Januar 1812 konnte er ihnen berichten: „Soeben komme ich aus dem Hofburgtheater, wo meine beiden kleinen Stücke mit einem Beifall gegeben wurden, den ich mir als Anfänger nicht geträumt hatte." Auch Goethe äußerte sich günstig über diese Erstlingsstücke.

Der jugendliche Dichter glaubte jetzt seinen eigentlichen Beruf erkannt zu haben. Schnell folgte Stück auf Stück. Angeregt durch die reizende Schauspielerin Antonie Adamberger (geb. am 30. Dez. 1790 in Wien, † als Frau von Arneth den 25. Dez. 1867) entstand noch im Januar das dreiaktige Drama: „Toni", zu dem er den Stoff der Novelle Heinrichs von Kleist: „Die Verlobung in St. Domingo" entnommen hatte, und das im April einen durchschlagenden Erfolg erlebte. Den Seinigen in Dresden schrieb er darüber u. a.: „Der Adamberger gab der Gedanke,

daß ich das Stück für sie geschrieben hatte und daß es ihren Namen trägt (sie heißt selbst Toni), ungewöhnliches Feuer."

Seine Liebe zu der gefeierten Schauspielerin, die im Rufe der Unnahbarkeit stand und von den Wiener Lästerzungen ein „dragon de la vertu" genannt wurde, fand nach längerer Werbung endlich Erwiderung. Jubelnd teilte er seinem Vater sein Geheimnis mit: „Vater, treuer, treuer Freund," schrieb er ihm, „ich habe mein Ziel gefunden, Vater, ich liebe! . . . Du wirst sie sehen, und wenn dich ihr Anblick nicht ebenso ergreift wie mich, so ist es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Übereinstimmung und Harmonie unserer befreundeten Seelen geträumt hat." Und weiter rühmte er seiner Geliebten nach: „Sie hat mich aus den wilden Gesellschaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philister, natürlich gegen die Welt gemacht, meine keimende Lust an Trinkgelagen unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgescholten, wenn ich faul war, und mich geliebt."

Zriny.

Abb. 124. Antonie von Arneth, geb. Adamberger, als Körners Braut.
Nach dem Original eines Miniaturgemäldes von Monsorno auf Elfenbein gemalt.
Unterschrift eines Billets vom 7. 10. 40.
Beides im Körner-Museum zu Dresden.

Diesem Einflusse entsprechend, verließ der Dichter bald darauf die geräuschvolle Stadt und arbeitete in dem stillen, ländlichen Döbling an einem großen historischen Trauerspiele, mit dem er sein Glück verdienen und seinen dramatischen Ruf festigen wollte. Es war „Zriny", der im Theater an der Wien am 30. Dezember mit stürmischer Begeisterung begrüßt wurde, der aber erst nach seinem Tode sich über die deutschen Bühnen verbreitete. Den fremdländischen Zriny, der, unfähig seine Burg länger zu halten, sich todsuchend unter die Feinde stürzt, während seine hochsinnige Gemahlin sich mit der Burg in die Luft sprengt, feierte man seitdem fast wie einen vaterländischen Helden.

Eine große Zukunft schien sich dem Dichter zu öffnen. Der Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, ließ ihn in den ersten Tagen des Januar 1813 zu sich rufen und „sprach auf das gütigste und herzlichste mit mir", wie er nach Hause berichtete, „größtenteils über Literatur, zuletzt aber über Meinungen und Gesinnungen, wo mir das Herz gewaltig aufging und ich frisch von der Seele weg schwatzte, was ihn sehr zu freuen schien." Wenige Tage darauf erhielt Körner seine Ernennung zum K. K. Hoftheaterdichter mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden.

Der glänzende Erfolg seiner dramatischen Tätigkeit erfreute den Dichter um so mehr, als er noch im Sommer 1812 in Gegenwart und unter freudiger Zustimmung seiner ganzen Familie sich mit Toni Adamberger verlobt hatte. Was der Vater über die Braut seines Sohnes dachte, bezeugen die Worte, die er nach dem Tode desselben in seinem Lebensbilde niederschrieb; da nennt er sie „ein holdes

Abb. 125. Theodor Körner in der Uniform der Lützower Jäger.
Gezeichnet im April 1813 von seiner Schwester Emma Körner.
Unterschrift einer Quittung über ein für vier Manuskripte erhaltenes Honorar, ausgestellt zu Wien am 12. März 1813. Im Besitz des Herrn W. Künzel in Leipzig.

Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, das ihn durch Reize der Gestalt und der Seele fesselte".

Hedwig.

Und doch war der Dichter dem Ende seiner Bühnentätigkeit ganz nahe. Sein Drama: „Hedwig, die Banditenbraut" und die Tragödie: „Rosamunde", welcher die aus Percys Sammlung bekannte Ballade: „Fair Rosamond" zu Grunde lag, und die wohl als das reifste seiner Werke angesehen werden darf, waren bereits vor der Aufführung des „Zriny" gedichtet worden. Nur ein kleines Stück

noch dichtete er 1813. Schon in tiefster Seele bewegt von den Anfängen der preußischen Erhebung, über die er durch Humboldt genau unterrichtet war, und voll Begierde, an dem nahenden Befreiungskampfe seines Volkes teilzunehmen, schrieb er das patriotische Schauspiel: „Josef Heyderich", nach einer wahren Begebenheit aus dem unglücklichen italienischen Feldzuge der österreichischen Armee im Jahre 1800, ein Stück, das, wenn damals aufgeführt, in nicht mißzuverstehender Weise die Österreicher zum Kriege gegen Frankreich gemahnt haben würde. Damit war eine unglaublich fruchtbare dramatische Tätigkeit (16 größere und kleinere Stücke innerhalb 15 Monaten) zum Abschluß gekommen, die, wenn auch meist sehr geringschätzig beurteilt und zum größten Teil bereits verschollen, doch die Keime eines durch seinen Tod unentwickelt gebliebenen größeren Schaffens in sich barg. Dagegen sollte der Ruf des Vaterlandes zur Befreiung von der Fremdherrschaft in seiner Seele eine neue Poesie zeitigen, die ihm einen unvergänglichen Dichterlorbeer zugleich mit dem Eichenkranz des Helden um die Stirn gewunden hat.

Am 10. März 1813, noch ehe der Aufruf des Königs von Preußen erfolgt war, sprach der junge Dichter in einem Briefe, der selbst wie ein Gedicht lautet, seinen Entschluß aus, an dem großen Kampfe gegen Frankreich teilzunehmen. „Deutschland steht auf!" hieß es darin, „der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. — — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel

Abb. 126. Theodor Körners Grab bei Wöbbelin.
Nach einer anonymen Zeichnung, die offenbar am 27. September 1813, also vier Wochen nach Körners Tode angefertigt wurde.
(Siehe die Tafel am Baume.)

Unter der Zeichnung stehen die folgenden Verse:

Gar süß mag solch ein Schlummer sein,
In solcher Liebesnacht!
In kühler Erde schlief ich ein,
Von meiner Braut bewacht,

Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter schwellt,
So weckt sie mich mit edlem Stolz
Zur ew'gen Freiheitswelt.

nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? —"

Abschied von Wien.

Der Abschied von Wien wurde dem Dichter trotz seiner Begeisterung sehr schwer. Wohl hatte sein Vater, der als einer der ersten sich laut und mutig für die heilige Sache ausgesprochen und von seinem mäßigen Vermögen zur Ausrüstung der Freiwilligen bedeutende Geldopfer gebracht, den Entschluß seines Sohnes freudig genehmigt, wohl hatte die Braut sich stark und demütig gefügt, aber trotzdem war die Trennung von ihr tief schmerzlich. Bewegten Herzens sagte er Toni am 14. März ein letztes Lebewohl. Am folgenden Tage verließ er in aller Frühe die Kaiserstadt und fuhr mit Kurierpferden der schlesischen Grenze zu.

In Breslau.

Zwei Tage später traf er in Breslau ein und eilte sofort in den Gasthof „Zum Goldenen Scepter", wo das Werbebureau des Lützowschen Freicorps, das er als „Lützows wilde verwegene Jagd" unsterblich gemacht hat, aufgeschlagen war.

Die kurze Heldenlaufbahn Theodor Körners vom 21. März, wo er bei den Jägern zu Fuß in Zobten eintraf, bis zum 26. August 1813, wo eine feindliche Kugel auf der Straße zwischen Schwerin und Gadebusch ihn mitten ins Herz traf, lebt in seinen Gedichten und Liedern, die sein Vater unter dem Titel: „Leyer und Schwerdt" Anfang 1814 veröffentlichte, noch heute fort. Er selbst hat im April 1813 zwölf dieser Lieder als „zwölf freie deutsche Gedichte" herausgeben wollen, die aber erst im November erscheinen konnten. Das erste derselben ist die von mir im Faksimile der Handschrift (Beilage Nr. 22) mitgeteilte „Zueignung". Wie er den beginnenden Feldzug auffaßt, das hat er in seinem „Aufruf" gezeigt, in dem er seinem Volke zuruft:

Abb. 127. Theodor Körner, von seinem Waffengefährten Oltvier auf der Totenbahre unter der Eiche bei Wöbbelin gezeichnet am 26. August 1813.

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heiliger Krieg —

und nicht minder in seinem „Lied zur feierlichen Einsegnung des Freicorps":

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.

Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Derselbe religiöse Grundton klingt durch alle nun folgenden Lieder Körners (vgl. das in der Beilage Nr. 23 im Faksimile mitgeteilte „Gebet") bis auf sein letztes, kurz vor seinem Tode gedichtetes (gleich nach dem Kriege von Karl Maria v. Weber komponiertes) „Schwertlied", wo es zum Preise seiner guten Waffe heißt:

Laßt erst es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sicherlich die Braut.

Körners Tod.

Wenige Stunden danach erfüllte sich die oft aus seinem Sange hervorbrechende Todesahnung: bei der Verfolgung des Feindes streckte ihn eine Kugel zu Boden: kaum 22 Jahre alt mußte er sein Leben für das Vaterland lassen. Seine Waffenbrüder begruben ihn in der Nähe der Schwerinschen Sommerresidenz Ludwigslust bei dem Dorfe Wöbbelin unter einer hohen, mächtigen Eiche, unter der man später auch die Eltern und die Schwestern des Dichters zur letzten Ruhe bettete. (S. Abb. 126.)

Körners Dramen sind — außer etwa Zriny und ein paar Lustspielen — heute nahezu vergessen; aber seine Leier- und Schwert-Lieder leben noch im Munde des Volkes und sind 1870 und 1871 mit demselben Feuer gesungen worden wie 1813 bis 1815. Freilich nicht alle; denn in manchen herrscht ein rhetorisches Pathos vor, das sie zum volksmäßigen Gesange ungeeignet erscheinen läßt. Das gilt u. a. selbst von dem vielgerühmten Gebet: „Vater, ich rufe dich!“ trotz der darin ausgesprochenen tiefen Empfindung und inneren Herzenserfahrung.

Ein Hauptverdienst um das fortdauernde Andenken Theodor Körners hat sich Emil Peschel erworben. Ihm, einem Landsmanne des Dichters, gebührt der Dank unseres Volkes dafür, daß dem Lützower Jäger, der 1813 von der sächsischen Regierung als Deserteur betrachtet wurde, in seiner Vaterstadt Dresden am 18. Oktober 1871 ein ehernes, von Hähnel modelliertes Standbild errichtet und vier Jahre darauf in seinem Geburtshause ein Körnermuseum eröffnet wurde, welches außer den Körnerreliquien vieles enthält, das für die Kenntnis der ganzen Zeit der Befreiungskriege wie für die Beziehungen der Familie Körner und Schiller von dauerndem Werte ist. Darin befindet sich auch das in grüne Seide eingebundene und mit den ebenfalls in Seide gestickten Emblemen Leier und Schwert geschmückte Taschenbuch, welches die Baronin Henriette von Pereira-Arnstein dem Dichter schenkte, als er von Wien ins Feld zog, und das ihn bis an seinen Tod begleitete. Diese Brieftasche enthält außer interessanten Tagebuchnotizen die ersten Abfassungen der Leier- und Schwertlieder, darunter mehrere, die bisher noch nicht gedruckt worden sind. Unter den vielen Schriften, die aus Anlaß der von Deutschland mit Begeisterung begangenen Säkularfeier des hundertjährigen Geburtstages Körners im Jahre 1891 erschienen, verdient ein Buch besondere Erwähnung, welches Rudolf Brockhaus aus seiner reichen Autographensammlung u. d. T.: „Theodor Körner. Zum 23. September 1891“ veröffentlichte. Dasselbe enthält ein reiches urkundliches Material über Körner und seinen Kreis, mehrere Handschriftennachbildungen wichtiger Briefe des Dichters und seiner Braut, ferner andere ihn betreffende Briefe ꝛc.

Körnermuseum.

Eine quellenmäßige Biographie des Dichters hat Adolf Stern seiner dreibändigen kritischen Ausgabe der Werke Theodor Körners vorausgeschickt. Emil Peschel hat sein Tagebuch und die Kriegslieder aus dem Jahre 1813 nach der Originalhandschrift 1893 herausgegeben.

Die genannten Vaterlandsdichter aber überragt ein Mann, dessen Name noch heute jedes echten und rechten Deutschen Herz höher schlagen macht: **Ernst Moritz Arndt**, der vom achtzehnten bis ins neunzigste Jahr sich die Sangeskraft und Sangeslust lebendig erhalten hat.

Ernst Moritz Arndt.

Auf dem sagenreichen, schönen Eiland Rügen zu Schoritz wurde **Ernst Moritz Arndt** am zweiten Weihnachtsabend 1769 in einer deutschen Provinz unter schwedischem Scepter geboren; dort verlebte er seine glückliche Jugend im Angesicht des Meeres. „Seinen Reimen,“ meint er, „müsse man das Element des stürmischen Baltischen Meeres und die Rauhigkeit des Nordens abfühlen.“ Ernst und streng,

auf Gebet und Arbeit gegründet war seine Erziehung. Der frommen Mutter verdankte er seine Bibelfestigkeit, dem energischen Vater eine fast spartanische Abhärtung. Im Herbst 1787 kam er auf das Gymnasium zu Stralsund, aber ehe er die Universität bezog, brachte er noch zwei Jahre auf dem Landsitz seines Vaters zu, abwechselnd über den Büchern sitzend und im Freien seinen Leib abhärtend. Endlich bezog er — 22jährig — die Universität zu Greifswald, um Theologie zu studieren; von dort ging er nach Jena. Was damals Theologie hieß, konnte ihn wenig befriedigen, doch machte ihn auch die dort herrschende Vernunftweisheit nicht irre an seinem Glauben, und von Fichte empfing er manche tiefe Anregung. Auf die Studienzeit folgten „zwei behagliche Jahre" unter dem väterlichen Dach, wo er die Geschwister unterrichtete und — wie er selbst sagt — auch jezuweilen „mit Schall und Beifall" predigte. Aber es litt ihn nicht lange daheim, die fetten rügenschen Pfründen und die Art, sie zu erlangen, stießen ihn mehr ab, als daß sie ihn lockten, zudem drängte es ihn hinaus, die Welt zu sehen. Anderthalb Jahre pilgerte er „herrlich wie ein Bruder Sorgenlos" in Ungarn, Österreich und Oberitalien herum. Dann reiste er über Nizza und Marseille nach Paris, blieb dort einen ganzen Sommer und kehrte über Brüssel und Berlin wieder heim. Die Frucht dieser Lehr- und Wanderjahre legte er bald danach in seiner Schrift: „Germanien und Europa" nieder; zugleich aber schilderte er darin die Weltlage und „schüttete sein deutsches Herz aus", indem er offen von den Ursachen des Verfalls sprach und auf die Mittel zur Wiedererhebung hinwies. Nun machte er sich daran, den eigenen Herd zu gründen, ließ sich (1800) als Privatdozent der Geschichte in Greifswald nieder und führte seine „alte Liebe", des Professors Quistorp Tochter, als sein Weib heim; aber nicht lange sollte er sein Glück genießen. Im Sommer 1801 schenkte ihm seine Frau einen Sohn, der ihr das junge Leben kostete. Mannhaft überwand er den Schmerz und fuhr treu in seinem Lehramt fort; dazwischen machte er längere Reisen nach Schweden.

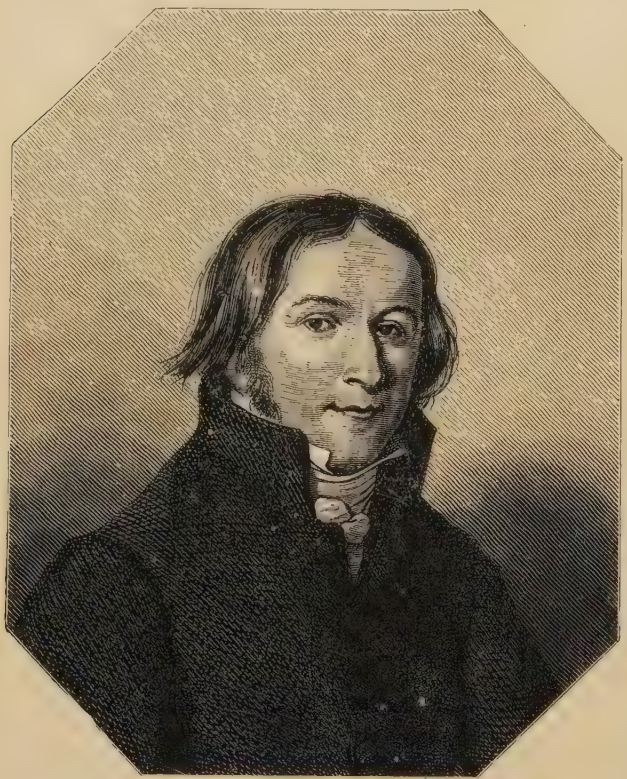


Abb. 128. Ernst Moritz Arndt im 48. Lebensjahre.
Nach einem Bildnis aus dem Jahre 1817.

Als dann „der welsche Hahn sein Viktoria auf den Trümmern der geschändeten deutschen Herrlichkeit krähte", da ließ er (im Herbst 1806) den ersten Teil seines Buches: „Geist der Zeit" erscheinen, das zündend durch die deutschen Lande flog und allerorten den gerechten Zorn wider den korsischen Eindringling wie die begeisterte Liebe zum Vaterlande weckte. Um jene Zeit war es auch, daß er in ein Duell mit einem schwedischen Offizier geriet, der das deutsche Volk verhöhnte. Er erhielt eine Kugel in den Leib und mußte zwei Monate lang in Stralsund das Bett hüten. Nun war seines Bleibens nicht länger in Deutschland. Durch seine kühnen Reden und Schriften war Napoleons Blick längst auf ihn gerichtet; ein ähnliches Schicksal drohte ihm, wie es der schmählich hingemordete Buchhändler Palm erlitten — um Weihnachten 1806 ging er deshalb nach Stockholm. Fast drei Jahre blieb er im Dienste der schwedischen Regierung. Als aber dort mit Gustavs IV. Sturze auch eine franzosenfreundliche Partei zur Herrschaft kam, eilte er nach Pommern zurück und zog nun vermummt als Sprachmeister Allmann umher, wagte sich sogar nach Berlin, wirkte auch vorübergehend wieder als Professor in Greifswald, bis das Jahr 1812 ihn in die wichtige, langjährige freundschaftliche Verbindung mit dem Freiherrn vom Stein brachte, die er als Greis (1858) in seinen Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein" so anregend geschildert hat.

Geist der Zeit.

Wanderungen mit v. Stein.

Stein, der — von Napoleon in Acht und Bann getan — in Petersburg dem Kaiser Alexander ratend zur Seite stand, hatte Arndt dahin berufen, um unter den dortigen Deutschen durch seine Flugschriften und Lieder Propaganda für den Krieg wider Napoleon zu machen und ihn sonst in seinen Arbeiten zu unterstützen. Dort schrieb er u. a. den „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll", der bald danach Deutschland von einem Ende zum anderen durchflog. Nachdem das göttliche Strafgericht Napoleon aus Rußland vertrieben, kehrten Stein und Arndt nach Deutschland zurück. Am 21. Januar 1813 langten sie in Königsberg an. Dort setzte Arndt seine patriotische Agitationsarbeit fort; zunächst schrieb er sein kleines Buch: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?", in dem er die Grundzüge für die Organisation des Volkskampfes wider die Vaterlandsfeinde entwarf und demselben das christliche Gepräge aufdrückte, das ihn durchweg gekennzeichnet hat.

Katechismus für den Kriegsmann.

Landsturm und Landwehr.

Im Dienste des Vaterlandes ging Arndt dann nach Breslau, Dresden, Reichenbach 2c., schrieb, redete, arbeitete mit und unter Stein, der mittlerweile an die Spitze der preußischen Zentralverwaltung getreten war. Da erschien ein zweiter Teil vom „Geist der Zeit"; da erklang Lied um Lied aus seinem treuen Mannesherzen als Echo der zahlreichen Kämpfe dieser Zeit bis auf Waterloo, und wohl darf man sagen, daß seit den Liedern von der Pavierschlacht solche Kriegsgesänge nie angestimmt worden waren. Niemand hat wie er den deutschen Volkston getroffen, darum sind so viele seiner Lieder echte Volkslieder geworden, so vor allem „Des Deutschen Vaterland", das uns seitdem von Jahr zu Jahr immer überzeugender ins Herz gesungen, was für ein großes und herrliches Vaterland wir haben; so das prächtige „Lied vom Feldmarschall Blücher", das gewaltige „Vaterlandslied": „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte —" und dann wieder solche, in denen sein tief ernster, frommer Sinn zum vollen Ausdruck kam und er darauf hinwies, was seinen lieben Deutschen vor allem not täte. 1813 charakterisiert er den deutschen Mann also:

Arndts Zeitlieder.

Wer ist ein Mann? Wer beten kann | Wann alles bricht, er zaget nicht;
Und Gott dem Herrn vertraut; | Dem Frommen nimmer graut 2c.

Auch ihm ist wie Körner der begonnene Krieg ein heiliger Krieg; er stimmt an:

Frisch auf, ihr deutschen Scharen,
Frisch auf, zum heiligen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg.

Burschenschaft.

So hat Ernst Moritz Arndt in seinen frischen Kriegs- und Wehrliedern den ganzen Kampf wider den Feind mitgefochten und zu der Rettung von dem fremdherrlichen Joche ebensoviel beigetragen wie die in Reih und Glied das Schwert führenden Männer. Als der Friede geschlossen war, ließ er sich am Rhein nieder, zuerst in Köln, später in Bonn. Dort baute er sich am Fluß angesichts des herrlichen Siebengebirges ein Haus und gründete mit Schleiermachers Halbschwester ein neues, langentbehrtes Heimwesen. Im Herbste 1818 wurde ihm an der neugegründeten Universität eine segensreiche Tätigkeit als Professor der neueren Geschichte eröffnet. Niemand war besser zum Führer der Jugend gemacht als er; aber das fürchteten eben damals die deutschen Regierungen, die in der am 18. Oktober 1817 gegründeten allgemeinen deutschen Burschenschaft Verschwörung und Umsturzpläne witterten.

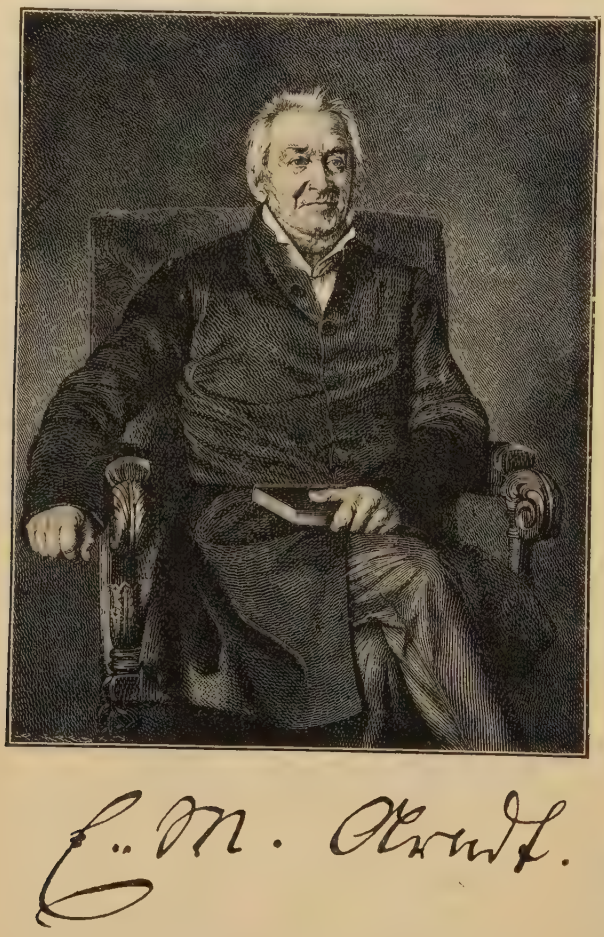
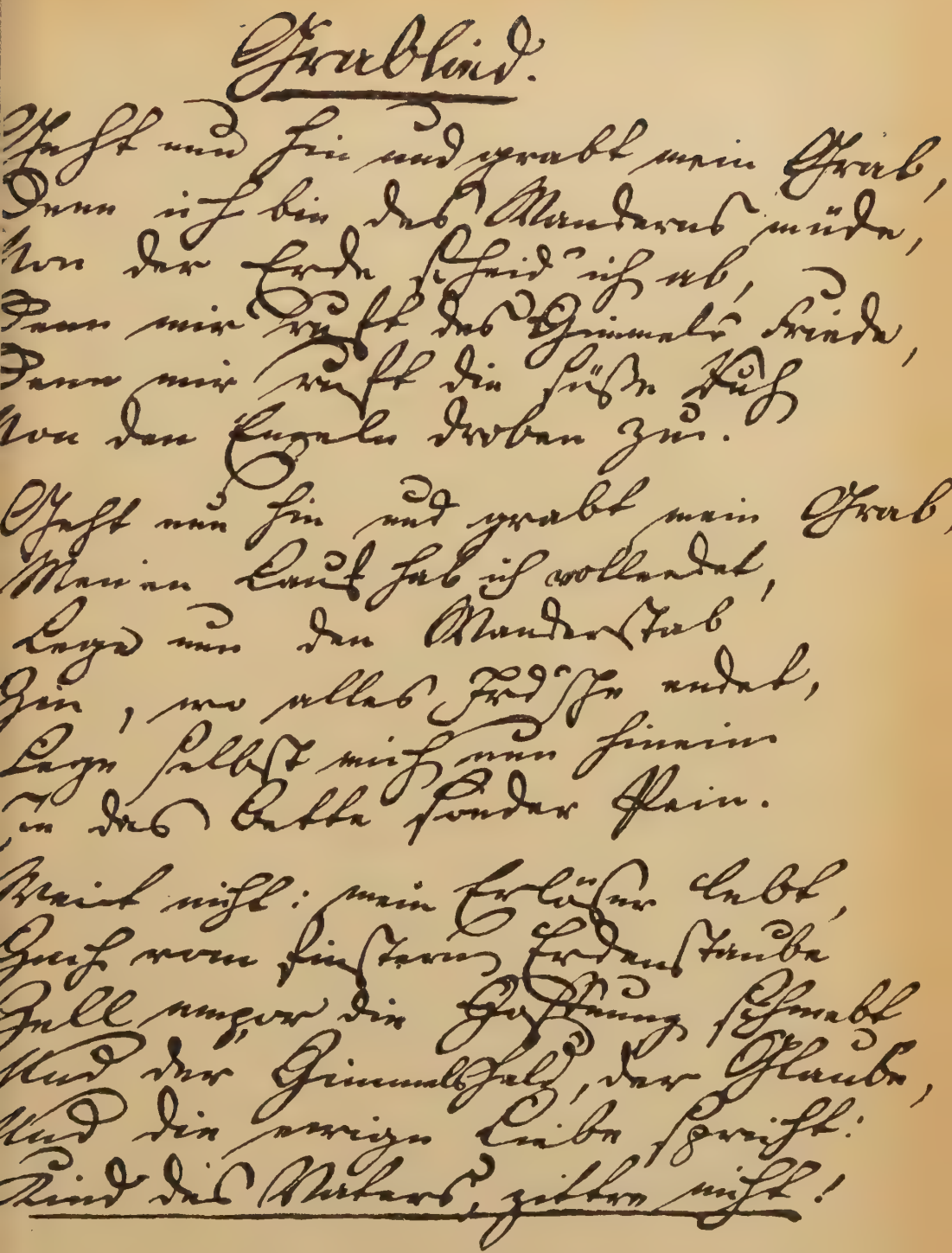


Abb. 129. Ernst Moritz Arndt in den letzten Lebensjahren. Nach dem Bilde von J. Rötting.

Gerade damals war der vierte Teil vom „Geist der Zeit“ erschienen, in dem er die kühne Sprache „erschreckender Wahrheit“, wie sie Stein einst genannt, gegen die Feinde im Innern richtete und den vollen Gewinn der Befreiungskriege auch für Deutschlands innere Entwicklung verlangte. Die Folge war eine plötzliche Haussuchung bei dem Verfasser, seine Papiere und Briefe wurden zusammengepackt und versiegelt mitgenommen. Und damit begnügte man sich nicht; im folgenden Jahre wurde er von seinem Amte suspendiert. Aber er feierte doch nicht ganz, sondern er war fleißig mit der Feder im Dienste des Vaterlandes und der Kirche. Der schon 1816 unierten Gemeinde Bonns diente er ohne Unterbrechung bis an seinen Tod als Ältester. In seinem trefflichen Büchlein: „Vom Wort und vom Kirchenliede“ wies er auf den herrlichen Schatz unseres dreihundertjährigen geist-



Ernst Moritz Arndts Grablied

Nach der Handschrift des Dichters aus seinem neunzigsten Jahre.

(Faksimile der ersten, zweiten und letzten Strophe).

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

lichen Gesanges hin und drang auf ein einheitliches Kirchengesangbuch für ganz Deutschland. Aus seinem kindlich warmen Glauben ging eine Reihe der schönsten geistlichen Lieder hervor, die in unseren evangelischen Gesangbüchern zum Teil bereitwillige Aufnahme gefunden haben. Charakteristisch darunter ist das „Grablied", welches er in vollster Manneskraft — zweiundvierzig Jahre vor seinem Tode — dichtete und in seinem neunzigsten Jahre nochmals mit kräftiger Hand für die letzte Sammlung seiner Gedichte niederschrieb. (S. Beilage Nr. 24.) Geistliche Lieder.

Siebzig Jahre alt schrieb Arndt seine „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben", ein ebenso mannhaftes wie wahrhaftes Selbstzeugnis zur Abwehr gegen die Verunglimpfungen der Feinde, das Muster einer Autobiographie, welche in seinen „Märchen und Jugenderinnerungen" und in seinen von Langenberg herausgegebenen „Briefen an eine Freundin" (Charlotte von Kathen, † 1850, Schleiermachers Schwägerin, eine fromme Sängerin) eine willkommene Ergänzung gefunden hat. Von Interesse ist es, aus diesen Briefen zu ersehen, daß Arndt, der geborene schwedische Untertan, trotz seiner Sympathie für das Nordland gerade während seines Aufenthaltes in Stockholm (1806—1809) seines deutschen Berufes erst recht sicher ward. Erinnerungen.

Bald danach — im Sommer 1840 — wurde ihm auch öffentlich Genugtuung zu teil; es war einer der ersten Regierungsakte Friedrich Wilhelms IV., den getreuen Eckart Deutschlands wieder in sein Lehramt einzusetzen und ihm die vor zwanzig Jahren weggenommenen Papiere zurückzugeben. In demselben Jahre antwortete der Sängerveteran auf das französische Kriegsgeschrei, das aufs neue nach dem Rhein begehrte, in seinem mächtigen Gedicht: „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran" mit dem 1870 erst recht zu seiner vollen Geltung gekommenen Refrain:

So klinge die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Als achtzigjähriger Greis wurde er noch einmal von seinem Volke auf einen Ehrenplatz gestellt durch die Berufung in die gesetzgebende Reichsversammlung des Jahres 1848 zu Frankfurt a. M. Da wollte er, der in guten und schlimmen Tagen zu Deutschland gestanden, „das gute, alte deutsche Gewissen vorstellen und als solches eine Stimme haben". Den Traum seiner Sehnsucht, ein einträchtiges starkes Deutschland unter einem deutschen Kaiser, der kein anderer als Preußens König sein durfte, konnte freilich jene Versammlung nicht erfüllen; mit getäuschten Hoffnungen kehrte er in sein Heim am Rhein zurück; den Mut verlor er darum nicht, mit jugendlicher Frische glaubte er an die Zukunft seines Volkes. In solchem Geiste ließ er noch im letzten Jahrzehnt seines Lebens mehrere Bücher herausgehen und dichtete manch schönes Lied. Das letzte war der fünfzigjährigen Gedächtnisfeier des Todes Schills gewidmet. Sein letztes Wort war ein Lebewohl an seine Freunde, das er einer neuen Sammlung seiner Gedichte vorausschickte. Bald darauf, nachdem er den neunzigsten Geburtstag noch in vollster Rüstigkeit gefeiert, ist er am 29. Januar 1860 gestorben. 1865 wurde ihm in Bonn auf dem „alten Zoll", der alten Festungsbastion am Rhein, nach Afingers Modell ein Bronzedenkmal errichtet, ein zweites erhebt sich auf dem Rugard, dem höchsten Punkte Rügens. 1848.

Noch ist unter den patriotischen Dichtern ein Süddeutscher zu nennen, der mit gewaltiger Stimme sich dem Sängerkampf wider den Erbfeind anschloß, dann aber — ohne je den vaterländischen Boden und das deutsche Herz einzubüßen — seine Poesie bis in die weitesten Fernen und Formen des Völkerlebens und Völkerdichtens schweifen ließ: **Rückert**, ein kosmopolitischer und doch ein echt deutscher Dichter. Rückert.

Friedrich Rückert, ein Franke, am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt a. M. in Unterfranken geboren, verlebte seine Jugend in der ländlichen Stille des in einem westlichen Ausläufer des waldreichen Haßberges gelegenen Pfarrdorfes Oberlauringen, wohin sein Vater als Verwalter des freiherrlich Truchseßischen Justiz- und Kameralamtes 1791 versetzt wurde, als er kaum vier Jahre alt war. In dem poetischen Cyklus: „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohnes" hat Rückert als Mann diese frohe Zeit mit prächtigem Humor wieder aufleben lassen. Über dem Umherstreifen in der freien Natur kamen die Bücher nicht zu kurz, und 1802 bezog er — von dem Ortspfarrer gut vorbereitet — das Gymnasium seiner Vaterstadt, auf welchem er so rasche Fortschritte machte, daß er drei Jahre später als Siebzehnjähriger zur Universität reif erklärt werden konnte. Das juristische Studium, das er auf seines Vaters Wunsch in Würzburg begann, war ihm indes bald verleidet, er wandte sich der Philologie zu, der er bis zum Schluß der akademischen Zeit (1809) treu blieb. Zwischen den gelehrten Studien fingen die dichterischen Keime an emporzusprießen; in den Ferien regte ihn besonders die Sagenwelt seiner Heimat zu dichterischer Gestaltung vielfach an. Dabei schlug sein Herz warm für das schwer bedrängte Vaterland und jubelte den Freiheitsregungen, die in Fichtes und Ernst Moritz Arndts Reden und Schriften sich kundgaben, begeistert zu. Endlich konnte er die Untätigkeit nicht länger aushalten. Da sein bayrisches Vaterland mit Napoleon verbündet war, machte er sich im Sommer 1809 auf, um — dem Aufrufe des Erzherzogs Karl folgend — in die österreichische Armee einzutreten. Schon war er bis Dresden gekommen, als ihn die erschütternde Nachricht von der Niederlage bei Wagram erreichte und zur Umkehr nötigte. So kehrte er denn ins Elternhaus zurück, um dort seine Studien fortzusetzen und sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. 1811 begann er in Jena Vorlesungen über allgemeine orientalische und griechische Mythologie zu halten. Aber nach zwei Semestern wandte er Jena wieder den Rücken; auch die ihm zugedachte Stelle am Gymnasium zu Hanau trat er nicht an und verließ die Stadt plötzlich, als die Nachricht von dem Gottesgericht, welches in Rußland über Napoleon hereingebrochen war, ihn erreichte. Sein heißer Wunsch, sich dem Feldzuge gegen die französischen Eindringlinge anzuschließen, wurde leider durch seine geschwächte Gesundheit vereitelt. So mußte er sich denn darauf beschränken, „sein Pfund zu benutzen" und „durch irdischeren Gesang in das irdische Getriebe" einzugreifen. Im Laufe des Jahres 1813 entstanden 52 seiner „Geharnischten Sonette" und eine Reihe der Kriegs- und Siegeslieder, mit welchen er seit dem Brande von Moskau die Heldentaten seines Volkes in allen einzelnen Zügen begleitete. Aber nur eines davon, das „Lied des fränkischen Jägers" („Um Pfingsten, wenn der Kuckuck ruft"), gelangte noch im Jahre 1813 in einer Würzburger Zeitschrift, der von Danziger herausgegebenen „Aurora", zum Druck. Alles andere erschien erst im Juni 1814 in Heidelberg unter dem Gesamtnamen: „Deutsche Gedichte", deren Verlag Abraham Voß, des Dichters Sohn, in Heidelberg vermittelte, wie dieser es auch war, der das von Rückert bescheidentlich gewählte Pseudonym Freimund Reimer in Reimar umwandelte. Die satirisch-politische Komödie: „Napoleon und der Drache" erschien 1815 bei Cotta in Stuttgart. Diese Daten beweisen, daß von einer unmittelbaren Einwirkung auf die Volkserhebung, wie sie zuweilen den Rückertschen Kriegsliedern zugeschrieben wird, nicht wohl die Rede sein kann. Damit sollen ihr Wert und ihre Bedeutung aber nicht beeinträchtigt werden. Die „Geharnischten Sonette" sind die geistvollsten poetischen Gedenkblätter der Befreiungskriege und werden es stets bleiben. Was er damit gewollt, drückt der Dichter folgendermaßen aus:

Jugenderinnerungen.

Geharnischte Sonette.

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte:
Nun denn, mein Geist, geh auch an dein Geschäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reihn sich stellend, heben ihre Schäfte;
So stell auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischte Sonette ein paar Dutzend!

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellt, wie Riesen aus des Stromes Bette,
Stellt euch in eure rauschenden Geschwader!

Schließt eure Glieder zu vereinter Kette
Und ruft, mithadernd in den großen Hader,
Erst: „Waffen! Waffen!“ und dann: „Rette! Rette!“

Recht volksbeliebt sind weder diese originellen, geistvollen, aber etwas gekünstelten Sonette noch Rückerts „Zeitgedichte“ geworden. Die Sonette waren ja auch in erster Linie an die höheren Bildungsschichten Deutschlands gerichtet, aber die Zeitgedichte — „kriegerische Spott- und Ehrenlieder“ — wollten und sollten nach des Dichters Absicht ins Volk dringen. Ein ernst sittlicher Ton zeichnet sie alle aus, zum Gewissen reden sie mächtig, unseres Volkes Siege preisen sie als Gottes Taten, aber selten treffen sie den Volkston wie sein Lied: „Auf die Schlacht bei Leipzig“; nur wenige sind singbar wie z. B. das folgende: Zeitgedichte.

O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich rasch mich dargestellt,
Alles andere, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar danach mich umgeschaut,
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

In seine zahlreichen Ehrenlieder zum Preise der Helden von 1813—1815 hat er verstanden, zahlreiche kleine Geschichten, mit neckisch liebenswürdigem Humor erzählt, hineinzuflechten, die sonst der Vergessenheit anheimgefallen wären.

Wohltuend berühren vor allem diejenigen seiner patriotischen Gedichte, welche Deutschlands Zerrissenheit beklagen und ein einiges Deutschland ersehnen. So klingt das Verlangen nach einem unter starker Kaiserhand geeinigten Vaterland hindurch in dem volksmäßig gehaltenen Liede: „Barbarossa“, auch in der „Straßburger Tanne“, die ihren jüngeren Waldgeschwistern den Tag für Elsaß prophezeit, „da wohnen wird und wachen Ein Fürst auf deutscher Flur“. Und in des „Rheinstroms Gruß“ heißt der alte deutsche Rhein die aus Frankreich heimkehrenden Scharen willkommen und gibt ihnen folgende Mahnung an ihre heimatlichen Flüsse mit:

Deutsche Flüss' in der Gewässer
Noch so stolzer Fläche!
Einzeln seid ihr doch nicht besser
Als die Wiesenbäche.
Aber wenn ihr, deutsche Flüsse,
Strömet eure Wassergüsse
In ein Bett, in eines,
Das ist groß, ich mein' es!

In den „drei Gesellen“ triumphiert das „Deutschland hoch!“ über die Sonderrufe: „Preußen hoch!“ und „Österreich hoch!“

So sehr nahm in diesen Jahren den Dichter die Erhebung seines Volkes in Anspruch, daß er „die Liebe, die zu zweien ruht unterm Dache der Myrten“, nicht singen mochte. „Es ist wie durch einen Zauberschlag,“ schrieb er damals an einen Freund, der ihn zu erotischen Dichtungen bewegen wollte, „die ganze romantische Feenwelt vor meiner Phantasie versunken und die der Wirklichkeit aufgestiegen. Ich kann nicht anders, ich muß der Zeit ein Opfer bringen. Ob sie mich dann vielleicht loslasse und der Romantik wieder überliefere, steht abzuwarten.“ Aber zum Weihnachtsfest 1813, das er bei den Eltern und Geschwistern verlebte, dichtete er doch die allerliebsten „Fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein“ („Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ 2c.), die noch heute die Lieblinge unserer Kinder sind.

In Stuttgart.

Die „Deutschen Gedichte“ hatten die Aufmerksamkeit der literarischen und buchhändlerischen Kreise auf den jungen Dichter gelenkt. Im November 1815 lud ihn Cotta nach Stuttgart ein, um seine Mitredaktion für das „Morgenblatt für gebildete Stände“ zu gewinnen. Um jene Zeit schildert ihn Gustav Schwab als „großen bleichen Jüngling, von Kopf zu Fuß schwarz altdeutsch gekleidet, lange schwarze Schulterlocken tragend, mit Augen nicht groß, aber tiefliegend, funkelnd und braun.“ So sah ihn auch sein Freund, der bekannte Künstler Karl Barth, der ihn 1818 in Rom porträtierte, wohin der Dichter schon Ende 1817 gegangen war, da „der mechanische Dienst mit seiner Gebundenheit“ ihm nicht länger zusagte. Der romantische Strom der Zeit hatte damals in der Siebenhügelstadt eine große deutsche Künstlerkolonie zusammengeführt, in welcher der altdeutsche Rock, das Barett und das lang herabwallende Haar reichlich vertreten waren. Dazu gehörten die Maler Schnorr, Cornelius, Veit, Overbeck, der Bildhauer Thorwaldsen, der Geschichtschreiber Niebuhr und sein Sekretär Bunsen, der dichtende Kronprinz Ludwig von Bayern, endlich auch ein Kranz geistreicher Frauen, Henriette Herz, Dorothea Schlegel u. a. Alle hießen den hochgewachsenen, mit seinem schwarzen Schnurrbart ganz martialisch dreinschauenden Dichter der „Geharnischten Sonette“ in ihrer Mitte willkommen.

In Rom.

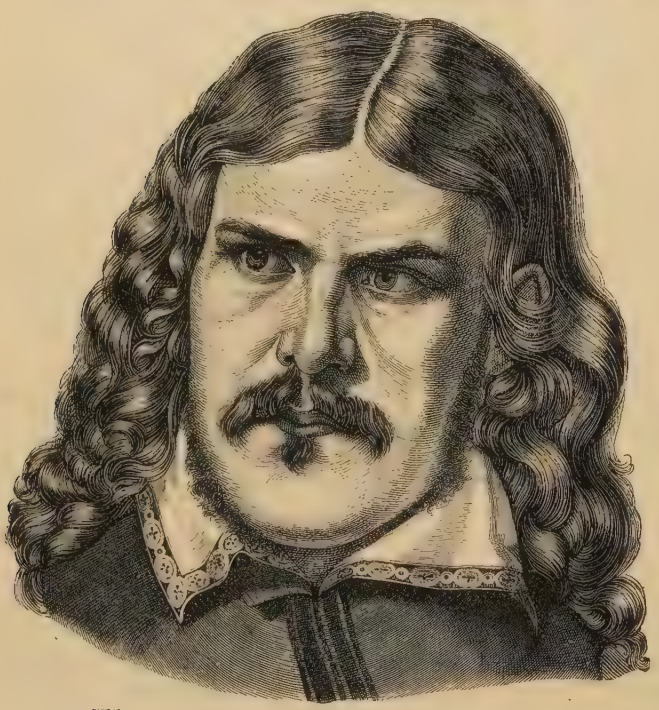


Abb. 130. Friedrich Rückert im 30. Lebensjahre.
Nach einer 1818 in Rom angefertigten Zeichnung von Karl Barth.

In Wien.

Nach einjährigem Aufenthalte in Italien ging Rückert nach Wien, wo er von dem berühmten Orientalisten Freiherrn von Hammer-Purgstall (1774—1856) in die arabische, persische und türkische Sprache und Literatur eingeführt wurde. Er lebte sich in den Geist dieser fernen Welt und ihrer Formen ganz hinein und war seitdem bemüht, die letzteren in Deutschland einzuführen.

Östliche Rosen.

In Koburg, wohin er 1820 übersiedelte, trieben die fortgesetzten orientalischen Studien eine Reihe poetischer Früchte. Goethes „westöstlicher Divan“ regte ihn zu den sinnlich-erotischen „Östlichen Rosen“ an, in denen vieles aus Hafis u. a. übersetzt, anderes nachgebildet ist; die Ghasele, in denen er Platens Vorgänger und Meister (vgl. S. 200 f.) war; und die „Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die **Makamen** des Hariri“. Die Form dieser dem Arabischen frei nach-

Makamen.

gebildeten Makamen ist ein Gemisch von gereimter Prosa und eingestreuten Gedichten, das in seinen endlosen Wort- und Klangspielen und in seiner übertriebenen Bilderfülle bald ermüdend wirkt. Das Wort „Makame" bedeutet eine literarische Zusammenkunft, bei der aus dem Stegreif erzählt wurde, dann auch Erzählung.

Während Rückert so eine wachsende Meisterschaft in der Kenntnis, Beherrschung und Verdeutschung der morgenländischen Sprachen und Dichtungen sich erwarb, hielt er sich doch Herz und Sinn offen für deutsches Lieben und deutsche Lieder. In diese Zeit seines Mannesalters fällt sein **„Liebesfrühling"**. Die unter diesem Namen bekannte und berühmte Liedernovelle schildert in fünf Sträußen die Geschichte seiner Liebe zu Luise Wiethaus-Fischer vom ersten Augenblicke des seligen Findens bis zur Vermählung. Hier kann man wohl sagen: „Das ganze Leben löste sich ihm in Poesie auf"; — denn in den über vierhundert Liedern, aus welchen sich dieses Werk zusammensetzt, ist keine Empfindung, ja kaum ein Atemzug und Herzschlag der Liebenden unbesungen geblieben, während es an Handlung und an Tatsächlichem fehlt, das sich in den beigegebenen Liedercyklen: „Agnes" und „Amaryllis" (zwei Jugendgeliebte) viel mehr findet. Es sind in dem „Liebesfrühling" gewiß viele zarte, seelenvolle Lieder, in denen sich das tiefste Herzensleben auf das ergreifendste offenbart. Ich brauche zum Belege dafür nur an die folgenden zu erinnern: „Dein Bild, Geliebte, möcht' ich haben" — „Mir ist, nun ich dich habe" — „Wenn die Rosen aufgeblüht" — „Der Frühling lacht von grünen Höhen" 2c. 2c. Und was kann es Naiveres und Anmutigeres geben, als das Hinaussehnen des jungen Mädchens: „O süße Mutter, ich kann nicht spinnen —". Wie tief gefühlt ist auch das Gebet vor der Hochzeit: „Herr, der du alles wohlgemacht!" Doch viel Mattes und Leeres findet sich daneben, und oft wirkt eine willkürliche Schwerreimerei und mühevolle Verskünstelei höchst störend. Neben geistreichen und tiefen Gedanken findet sich endlich viel Unbedeutendes und Triviales. So singt da einmal auf den Promenaden die Nachtigall:

Liebesfrühling.

Las't ihr eben, liebe Herren,	Nagt am Konversations-
Zeitungen vielleicht?	Lexikon ihr noch?
Das genügt dem Abendstern,	Bin ich dieses Lexikons
Daß er gleich erbleicht.	Kein Artikel doch!

Trotz alledem dürfte Paul Heyse recht haben, wenn er von Rückerts Lyrik überhaupt und vom „Liebesfrühling" insbesondere sagt:

„Nicht jedes Blatt ist eine Wunderblüte,
Doch nie ließ uns ein Geist in solcher Fülle
Des Lieb- und Liederfrühlings Zauber ahnen."

Durch König Ludwigs I. von Bayern Befürwortung erhielt Rückert im Jahre 1826 einen Ruf zum Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen, dem er gern folgte, da sein wachsender Hausstand ihm eine gesicherte Existenz wünschenswert machte. Seine fünfzehnjährige akademische Tätigkeit (1826—1841) war aber niemals sehr lebhaft, ja er suchte es meist so einzurichten, daß er nicht zu lesen brauchte, auch leistete er nichts Hervorragendes in gelehrt philologischen Arbeiten; seinen Hauptberuf erkannte er in der gründlichen Erforschung und poetischen Nachbildung orientalischer Dichterwerke. Darin brachte er es nun bald zu einer nie dagewesenen Meisterschaft. Ein geborenes Sprachgenie, durfte er wohl sagen: „Mir lebt jede Sprache, die Menschen schrieben"; denn er übersetzte nicht, er verdeutschte, was er aus den verschiedenen orientalischen Dichtungen für unser Volk auswählte, freilich oft auf Kosten des Charakters der Originale.

So opferte er in dem aus dem Sanskrit übertragenen „Nal und Damajanti", einer Episode aus dem althindostanischen Heldenepos „Mahabharata", wie Goedeke hervorhebt, „die ruhige, strenge Form und den epischen Ton des Originals

Nal und Damajanti.

einer lyrischen Weichheit auf". Aber freilich ist dadurch das Gedicht um so mehr ein deutsches geworden, wozu es der tief ethische Inhalt auch besonders geeignet erscheinen läßt: es ist ein Preis der ehelichen Frauentreue, die unter allen Mühsalen und Prüfungen unerschütterlich aushält. — Noch freier behandelt waren das chinesische Liederbuch „Schiking" und das dem persischen Königsbuche des Firdusi (I, 1) entnommene Epos „Rustem und Sohrab", das an unser Hildebrandslied (I, 11) mannigfach anklingt. Daran reiht sich das indische Lehrgedicht: „Die Weisheit des Brahmanen", das aus gnomenartigen Sprüchen, Fabeln und Parabeln in Alexandrinern besteht und in dem er seine eigne Philosophie und Lebensanschauung unter der Maske eines Brahmanen vorträgt.

Rustem und Sohrab.

Weisheit des Brahmanen.

Die „**Weisheit des Brahmanen**" erschien innerhalb der Jahre 1836—1839 in sechs Bänden und umfaßte zwanzig Bücher. Rückert wollte darin „ein Ganzes, das besteht aus tausend kleinen Ganzen", darbieten, und in der Tat muß man sein Werk nicht als ein eng zusammenhängendes auffassen und beurteilen; er selbst sagt:

Dies anspruchslose [Buch] macht die kurzen Gäng' euch leicht:
Denn wo ihr still stehn wollt, habt ihr ein Ziel erreicht.

Wenn man dies beherzigt, wird man hie und da hineingreifen und überall neben manchem Unbedeutenden, Trocknen eine Fülle geistreicher Gedanken finden, die anregend und befruchtend auf den Geist des Lesers wirken. Die mystisch-pantheistische Richtung, die auch in anderen Gedichten Rückerts wie z. B. in der „sterbenden Blume" hervortritt, spricht sich in diesem Lehrgedicht noch unverhüllter aus; so heißt es darin:

Der Unbedingte, der sein eignes Sein bedingt,
Selbst durch Hervorbringung der Welt hervor sich bringt.

Ein anderes Mal sogar:

O Sonn', ich bin dein Strahl; o Ros', ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf, o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft.

Anderseits macht er aber gegen den Materialismus als gegen eine blinde mechanische Weltanschauung entschieden Front, wenn er sagt:

Ich fühle mich kein Rad im blinden Radgetriebe,
Und unterbringen kann ich nirgends meine Liebe.

Und an anderer Stelle finden wir das folgende tiefsinnige Epigramm:

Die Natur ist Gottes Buch!
Doch ohne Gottes Offenbarung
Mißlingt daran der Leseversuch,
Den anstellt menschliche Erfahrung.

„Im tiefsten Grunde," urteilt Wilhelm Baur, „ist Rückert ein poetischer Verkündiger der ewigen Liebe, die in der Krippe zu Bethlehem sich am hellsten geoffenbart hat." Davon zeigen außer vielen anderen schon sein schönes Adventslied: „Dein König kommt in niedren Hüllen," und sein tiefernstes Gedicht: „Bethlehem und Golgatha" aufs entschiedenste. Und wie religiös stimmungsvoll ist sein Abendlied:

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunter ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken tauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

Leben Jesu.

Aber auch unter seinen „Vierzeilen", „Angereihten Perlen" 2c. findet sich viel christliche Spruchweisheit. Ja, das verunglückte „Leben Jesu", eine eintönige Evangelienharmonie in Alexandrinern, welche an die gereimten Bibelübersetzungen des 16. Jahrhunderts erinnert, war aus einer christlich-apologetischen Absicht den Angriffen David Strauß' gegenüber hervorgegangen. Auch in seinem Alter war

es ihm eine Lieblingsarbeit, ältere Kirchengesänge aus den lateinischen Originalen zu übersetzen oder umzudichten. Sein Sohn Professor Heinrich Rückert bezeugt (in den Grenzboten 1866, Nr. 14. 15) ausdrücklich, daß ein schlichter Choral ihn aufs tiefste rühren konnte, wie er auch den Gottesdienst in der Dorfkirche zu Neuseß niemals versäumte, obwohl er gegen die übliche protestantische Kanzelberedsamkeit der Neuzeit viel einzuwenden hatte.

Kindertotenlieder.

Zu dem Schönsten, was aus Rückerts fruchtbarem Liederborn hervorgegangen, bot ihm ein schmerzliches Familienereignis Anlaß. Rasch hintereinander wurden ihm um die Wende von 1833/34 seine zwei jüngsten Kinder durch das Scharlachfieber genommen, und es ist charakteristisch für seine Dichtweise, daß die „Kindertotenlieder", welche treu abspiegeln, was damals durch seine und seiner Frau Seele ging, in seinem Pult ungedruckt liegen blieben und erst sechs Jahre nach seinem Tode zum Druck gelangten. Auch diese Lieder, welche ebensosehr von der Tiefe seines Schmerzes wie von der Stärke seiner Christenhoffnung zeugen, sind so zahlreich, daß sie nicht alle gleichwertig sein können, aber viele darunter („Lebt wohl, ihr Geschwister" — „Ich hatt' dich lieb, mein Töchterlein" — „Deine Kinder, hier verloren, wirst du droben wiedersehen") sind von einer tief ergreifenden Innigkeit und haben schon vielen trauernden Elternherzen reichen Trost gespendet.

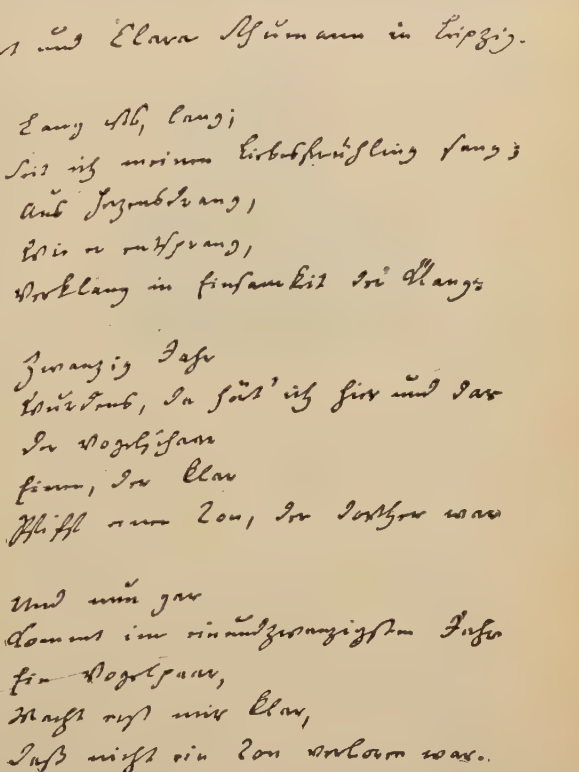
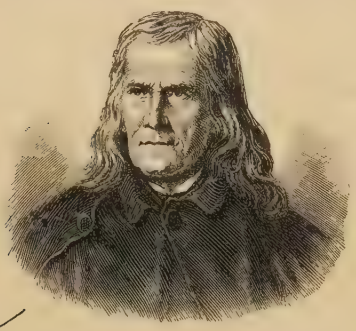


Abb. 131. Rückerts eigenhändige Niederschrift eines 1842 an Robert und Klara Schumann gerichteten Liedes. Nach dem Original im Besitz des Herrn Dr. Konrad Beyer in Zürich.

Durch die 1834 erschienene erste Sammlung seiner Gedichte war in Berlin in maßgebenden Kreisen der Wunsch rege geworden, Rückert dorthin zu ziehen. Aber erst im Herbst 1841 kam es dazu, daß Friedrich Wilhelm IV. ihn durch ein ehrenvolles Handschreiben zum Professor der orientalischen Sprachen an die dortige Universität berief. Rückert kam voll großer Erwartungen in Berlin an, fand sich aber bald nach allen Richtungen hin enttäuscht. Insbesondere hatte er sich von dem persönlichen Verkehr mit dem geistreichen König und von dessen Förderung seiner dramatischen Pläne sehr viel versprochen; nun wurde er selten bei Hof eingeladen, und seine Dramen (Heinrich IV. — Saul und David — Christofero Colombo 2c.) wurden kühl aufgenommen, wie sie es allerdings nicht anders verdienten. Dazu konnte er sich ebensowenig in das politische wie in das literarische Partei-

In Berlin.

getriebe fügen; den einen galt er als Revolutionär, den anderen als Reaktionär. Ebensowenig konnte er sich in die geheimrätlichen Kreise, in deren Mitte er wohnte, und zu denen er nach Titel und Stellung gehörte, hineingewöhnen. Seine Vorlesungen wurden, nachdem die erste Neugier befriedigt war, schwach besucht, da er wenig Anregendes in seinem Vortrag hatte und überdem zu leise sprach; bald hielt er sie nur noch in seinem Arbeitszimmer, da selten die zu einem Kollegium erforderliche Dreizahl überschritten wurde. Endlich konnte er auch den Berliner Winter nicht vertragen und mußte jeden Theaterbesuch, auf den er sich vorher so sehr gefreut hatte, mit ernster Unpäßlichkeit büßen. — Selten gab es einen Lichtpunkt in diesen einsamen Wintern für den Dichter, aber es fehlte daran auch nicht ganz.



Friedrich Rückert

Abb. 132. Friedrich Rückert im 76. Lebensjahre. Nach einer Photographie des in Neuseß 1864 von Bertha Froriep gemalten Bildnisses.

So erfreute ihn 1842 Klara Schumann durch ihr schönes Spiel, und ihr Mann Robert Schumann durch den Vortrag seiner stimmungsvollen Kompositionen von zwölf Liedern aus dem „Liebesfrühling" (zwei Hefte, Op. 37). Den Dank für diesen Genuß brachte Rückert dem „Vogelpaar" in dem auf S. 247 autographisch mitgeteilten Liede: „Lang ist's, lang, Seit ich meinen Liebesfrühling sang," das in dem „Berliner Taschenbuch" von Alex. Dunker, Hänel und Kletke 1843 zum Abdrucke kam, in der Gesamtausgabe von Rückerts Werken aber nicht Aufnahme gefunden hat. Es mag bei diesem Anlaß noch bemerkt werden, daß Robert Schumann auch zahlreiche andere Lieder Rückerts (z. B. „Adventlied" — „Neujahrslied" — „Ritornelle" u. a.) komponiert hat. Außerdem haben Franz Schubert, Robert Franz, Ferdinand Hiller u. a. vieles von Rückert in Musik gesetzt.

Auf die einsamen Winter in Berlin (zuletzt brachte er seine Familie gar nicht mehr mit und führte eine höchst einfache Junggesellenwirtschaft) folgten stets frohbewegte Sommer, die er in seinem freundlichen Häuschen zu Neuseß bei Koburg zubrachte, was er bei seiner Anstellung sich ausbedungen hatte. Zwei Tage vor der Märzrevolution 1848 verließ er die Residenz zum letztenmal und richtete bald danach ein Gesuch um Dienstentlassung nach Berlin, die der König ihm nach einigen Verhandlungen mit der Hälfte seines Gehaltes als Pension bewilligte. — Fast achtzehn Jahre hat danach der Feierabend des greisen Dichters gewährt. Rastlos arbeitend und dichtend hat er denselben in dem idyllischen Frieden der Landeinsamkeit verlebt. Die Natur, die er in so zahllosen Tönen besungen, war ihm eine jeden Frühling mit Jubel neu begrüßte Freundin und Freudenspenderin. Sein Haus und seine Familie machten sein ganzes Glück aus; nachdem am 26. Juni 1857 seine geliebte Luise von ihm geschieden, war seine Tochter Maria, seine Schwiegertochter und seine Enkel die Freude und der Trost seiner Einsamkeit. Am 31. Januar 1866 wurde die nie erloschene Sehnsucht nach seiner Frau erfüllt und er wieder mit ihr in der Ewigkeit vereint. 1888 wurde ihm in seiner Vaterstadt Schweinfurt ein Denkmal errichtet.

Feierabend.

Auf den Abend seines Lebens wirft das von seiner Tochter Maria zu seinem hundertjährigen Geburtstage herausgegebene „Poetische Tagebuch" helle und erfreuliche Schlaglichter und ergänzt in erwünschter Weise die zu seinen Lebzeiten

Poetisches Tagebuch.

schon veröffentlichten „Haus- und Jahreslieder". Dasselbe eröffnet — die Jahre 1850 bis 1866 umfassend — ganz neue Blicke in des Dichters tiefes Gemüt, besonders in seine bis an den Tod nie erlöschende Liebe zu seiner Frau und bietet einen neuen Beweis für die unglaubliche poetische Fruchtbarkeit Rückerts. Es ist wirklich, wie Mises-Fechner einst sagte: „Rückert gleicht einem Weinstocke, der nicht einzelne Beeren, sondern ganze Trauben von Gedichten auf einmal mit natürlicher Rundung und Fülle hervorquellen läßt." Es sind nun allerdings „viel bunte Steinchen, Kies und Sand" unter dem, was die „Flut" seiner Poesie an den Strand geworfen, aber es liegen auch „echte Perlen" in großer Zahl darunter; oder wie der Dichter es bescheiden in seinem „Motto zum Nachlaß" ausspricht, seine Poesie ist reich an „Vergißmeinnichten":

Meine kleinen Gedichte
Kommen wie kleine Blumen mir vor,
Lauter winzige Wichte,
Aber zusammen doch ein Flor,
Und hervor aus dem Chor
Blicken Vergißmeinnichte.

---

3. Der schwäbische Dichterkreis.

Aus der romantischen Schule hervorgegangen, aber über sie hinausgewachsen und in das Herz seines Volkes hineingedrungen wie kaum ein anderer Dichter neuer und alter Zeit ist ein Sohn des an Geschichtserinnerungen reichen und von jeher sangeslustigen Schwabenlandes, **Uhland**, um den sich ein Kreis stammgenössischer Mitstrebender und Mitdichtender so eng und warm gruppierte, daß man ihn oft das Haupt einer Schule genannt hat. Mit Recht hat einer aus ihrer Mitte, Justinus Kerner, dagegen protestiert:

Bei uns gilt keine Schule.
Mit eignem Schnabel jeder singt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt —

und an einer anderen Stelle:

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt Natur.

Das Haupt aber des **schwäbischen Dichterkreises** darf man Uhland wohl nennen; als solches haben die Genossen ihn stets betrachtet und geehrt.

Uhlands Leben.

Ludwig Uhland, am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, stammte aus einer Kaufmanns- und Gelehrtenfamilie. Sein Urgroßvater gründete eine noch jetzt bestehende Handlung in der Universitätsstadt, sein Großvater war Professor der Theologie, sein Vater Universitätssekretär. Nach gut absolvierter lateinischer Schule wurde der begabte Knabe schon im fünfzehnten Jahre als Jurist auf der Universität inskribiert („gegen meines Herzens Drang", erklärte er 1816 in dem Liede: „Die neue Muse"); seine ganze Vorliebe gehörte den philologischen Studien, insbesondere den germanistischen, an. Aus derselben Zeit stammen seine ersten dichterischen Versuche:

Meines Lebens zarte Blüte
Hat die Zeit nun abgestreift,
Und bewahrt durch Gottes Güte
Sind die Früchte bald gereift —

sang er seinen Eltern zu Neujahr 1802. Die alten Lieder von Hildebrand und von Walther von Aquitanien förderten seinen poetischen Trieb wie sein Verlangen nach

wissenschaftlicher Erforschung unserer ältesten Literaturschätze. Weitere Nahrung fand er in „des Knaben Wunderhorn“ und in Herders „Stimmen der Völker“; er erlernte eine Reihe fremder Sprachen „stille für sich“, um die alten Lieder im Urtext lesen zu können. 1804 kam Justinus Kerner nach Tübingen; das bewegliche, zutrauliche Wesen desselben übte auf den zurückgezogenen Uhland einen günstigen Einfluß. Durch ihn wurde er mit anderen tüchtigen Studenten bekannt, aus denen sich bald ein engerer Freundeskreis bildete, dem u. a. auch der Dichter Karl Mayer angehörte. Das Jahr 1805 — sein achtzehntes — war reich an Liedern. Nicht alle gleichwertig; manche noch im Banne der älteren Romantik, aber doch auch viele, die über sie hinausgewachsen sind. Da sang er das gefühlsselige „Ade, du Schäfer mein“, aus dem Heine fälschlich den Grundton der Uhlandschen Poesie heraushören wollte. Aber auch die köstlichen Perlen unter seinen Liedern: „Die Kapelle“ und „Des Schäfers Sonntagslied“ (S. Beilage Nr. 25) gehören in diese frühe Zeit seines Lebens. 1806 erschienen zum erstenmal Gedichte von Uhland in dem Musenalmanach des Romantikers Leo v. Seckendorf; 1808 seine ersten Balladen in Arnims „Zeitung für Einsiedler“. Mit den Freunden vereinigte er sich zur Abfassung eines geschriebenen Sonntagsblattes, in welchem er Bruchstücke aus den Nibelungen mitteilte, denen er historische Erläuterungen beifügte. Dahinein schrieb er eine die Leser lebhaft ergreifende Abhandlung: „Über das Romantische.“ In derselben heißt es: „Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunklen Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab- und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen.“ Und zum Schluß fordert er die Freunde auf: „Nun, so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!“ Die Abreise der Freunde und der notwendige Abschluß des juristischen Fachstudiums störten diese Bestrebungen; er rüstete sich auf die Prüfungen, die er ehrenvoll bestand. Nun war er Doktor der Rechte, und die Advokatur stand ihm offen, aber sein Herz gehörte mehr als je der Poesie an. So studierte er denn auch in Paris, wohin er 1810 gegangen war, fleißiger die altfranzösischen und altdeutschen Gedichthandschriften als das französische Recht und Gerichtsverfahren, wie sein Vater es vor allem wünschte. Die Frucht dieser Studien war die gehaltvolle, auch von Franzosen anerkannte und oft citierte Abhandlung über das altfranzösische Epos, die später in Fouqués „Musen“ zum Abdruck gelangte. Auch manches deutsche Gedicht (z. B. „Graf Eberhards Weißdorn“) entstand auf französischem Boden.

In Paris.

Nach achtmonatlichem Aufenthalte kehrte er in die Heimat zurück, wo er mit Gustav Schwab und durch ihn mit anderen strebsamen Freunden der Poesie bekannt wurde. Seine eigenen Gedichte wurden im großen Publikum wenig beachtet. Cotta wollte sie nicht in Verlag nehmen; doch Uhland ließ sich dadurch nicht entmutigen. Zwischen Dichten und Verfertigen von Prozeßschriften verflossen ihm die Jahre 1811 und 1812. Im Dezember 1812 siedelte er nach Stuttgart über, wo er zuerst im Justizministerium als Accessist arbeitete. Seine Stellung sagte ihm gar nicht zu; für die Literatur behielt er fast keine Zeit. Auch wurmte es ihn, an dem Kampfe wider Frankreich nicht teilnehmen zu können. „Der Landsturm,“ schreibt er an seine Mutter, „steht nun zwar auf dem Papier, er wird Ihnen aber wenig Sorge machen; denn wenn er jemals zusammengerufen würde, so hat man dafür gesorgt, daß kein Unglück mit Gewehren geschehe.“ Resigniert sang er da:

Lieder von 1813.

Und bin ich nicht geboren
Zum hohen Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm.

Schäfers Sonntagslied.

Das ist des Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch fliegt Morgenglocken nur!
Nun Alles auf und fern!

Aufgeblüht kein' ist hier.
O süßes Grau! geheimes Weben!
Als kämpften Winter ungesehen
Und bebten mit mir.

Des Himmel, nah und fern,
~~Er allein so~~ klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er Alles sein sich.
Das ist des Tag des Herrn!

Die Kapelle.

Droben steht die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab.
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig läutet das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Alle sind in frohen Liedern,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Uhlands eigenhändige Niederschrift von „Schäfers Sonntagslied“ und der „Kapelle“.
Nach dem Original im Besitze der Nichte des Dichters, Frau Luise Meyer in Stuttgart.

Verlag von Velhagen & Klasing

Bielefeld und Leipzig.

Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Seine Lieder „Vorwärts!" und „Die Siegesbotschaft" reihen sich würdig denen der norddeutschen Sangesgenossen an. Das letzte schließt:

Da schwingt's sich überm Rhein empor
Und bricht den düstern Wolkenflor;
Ist's stolzer Adler Sonnenflug?
Ist's tönereicher Schwäne Zug?
Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott,
Viktoria! mit uns ist Gott.

Inzwischen hatte Uhland seine Entlassung aus dem Staatsdienste, dem er anderthalb Jahre unbesoldet obgelegen, genommen und war wieder in die Advokatur eingetreten. Er fühlte sich darin nicht glücklicher, es fehlte ihm besonders „das Talent zum Erwerb". Dazu sagte ihm die Entwickelung der württembergischen Verhältnisse nicht zu, und er hielt es für seine Pflicht, wider die vom König aufgezwungene Verfassung zu protestieren und auf die Wiederherstellung der alten landständischen Rechte, wie sie bis auf die Franzosenzeit bestanden hatten, zu dringen. In einer Reihe „vaterländischer", oder besser politischer Lieder, die auf Flugblättern das Land durchflogen, stand er „für das gute alte Recht" ein: Politische Lieder.

Und wo bei altem guten Wein
Der Württemberger zecht,
Soll stets der erste Trinkspruch sein:
Das alte gute Recht!

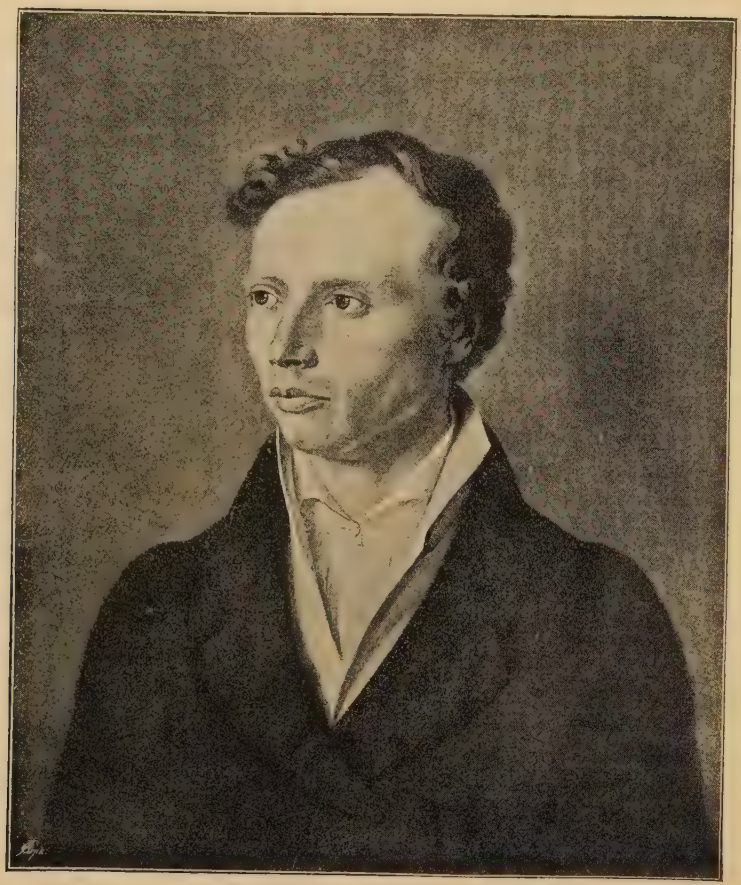
Trotz dieses mehr lokalen Kampfes vergaß er nie des größeren deutschen Vaterlandes, und als es ihm endlich im Sommer 1815 gelang, seine gesammelten Gedichte bei Cotta erscheinen zu lassen, gab er ihnen eine Widmung „An das Vaterland" mit auf den Weg:

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandenen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Aus seinem deutschen Herzen herausgeboren war auch das Trauerspiel: „Ernst, Herzog von Schwaben," das er im August 1817 vollendete und dem sich bald danach ein sinnverwandtes zweites Drama: „Ludwig der Bayer" zugesellte. Dramen.

Im Jahre 1819 erhielt Württemberg eine auf sein alteinheimisches Recht begründete, zwischen König und Volk vereinbarte Verfassung: auch Uhland hatte als Abgeordneter mit daran gearbeitet. Zur Feier dieses gelungenen Werkes wurde in Stuttgart „Ernst, Herzog von Schwaben" aufgeführt; Eßlair trug den dazu eigens von dem Dichter verfaßten Prolog vor. Auch in die neue Ständeversammlung wurde Uhland als Abgeordneter gewählt. — Und nun wagte er es auch, sich um die Hand eines jungen Mädchens zu bewerben, das er schon seit Jahren liebte, ohne seine Neigung zu erklären, weil er seine Lage für zu bescheiden hielt, um einen Hausstand zu begründen. Im Mai 1820 führte er Emma Vischer aus Kalw als seine Frau heim. Seinen Pflichten in der Ständeversammlung lag er mit der unverbrüchlichsten Treue ob, daneben machte er sich aber nun mit erneutem Eifer an das Studium unserer alten Dichtung: die früher (I, 153) erwähnte treffliche Schrift über Walther von der Vogelweide war die erste Frucht dieser Studien. Nach Ablauf der sechsjährigen Wahlperiode gab er die ständische Beschäftigung ganz auf und richtete sein Streben und Arbeiten ausschließlich auf eine akademische Lehrtätigkeit. Endlich folgte auch die Regierung dem Vorschlag des Universitätssenates in Tübingen und ernannte ihn 1830 zum außerordentlichen Professer der deutschen Sprache und Literatur. Hochzeit.

Als er bei der Übersiedelung nach Tübingen an das Ende der Stuttgarter Gemarkung kam, fand er seine Stuttgarter Freunde und ständische Genossen, die ihm Glück auf die Reise wünschten und einen Lorbeerkranz überreichten. Er dankte In Tübingen.



Ludwig Uhland

Abb. 133. Ludwig Uhland im 32. Lebensjahre.
Nach dem frühesten Jugendbildnis, von G. W. Morff 1818 gemalt.

ihnen herzlich, aber den Lorbeerkranz hängte er im nächsten Walde an einer Eiche auf mit der Bemerkung gegen seine Frau: „Ich kann doch nicht mit einem Lorbeerkranz in Tübingen ankommen!“ worauf er noch scherzend hinzufügte: „Wie wird der nächste Wanderer sich wundern, daß diese Eiche Lorbeerblätter trägt!“

Professor Uhland.

Die studierende Jugend kam Uhland mit Zutrauen und Neigung entgegen. Er las die Geschichte der deutschen Poesie vom 13.—16. Jahrhundert nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Manuskript, der Frucht vieljähriger Forschung, später die romanische und germanische Sagengeschichte und fühlte sich wohl in diesem Wirkungskreise. Die Mitteilungen aus seiner akademischen Tätigkeit, welche Ludwig Holland 1887 zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters herausgegeben, beweisen, wie er es verstand, auf die Studenten in dem ganz eigenartigen „Stylisticum“ (Übungen im schriftlichen und mündlichen Vortrag) einzuwirken und sie in der viel-

seitigsten Weise auf den verschiedensten Gebieten anzuregen. Leider durfte er sich der Wiedervereinigung mit seinen Eltern nicht lange freuen; rasch hintereinander starben sie im Sommer 1831 — wehmütig sang Uhland ihnen nach:

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Auch das ihm lieb gewordene Amt sollte er nur ein paar Jahre bekleiden; als er 1833, wieder in den Landtag getreten, der Regierung opponierte, versagte sie ihm den weiteren Urlaub, dessen er als Staatsdiener jetzt bedurfte, „weil er für die Universität unentbehrlich sei", und erteilte ihm dann — ein echter Schwabenstreich! — „sehr gern die nachgesuchte gleichbaldige Entlassung aus dem Staatsdienst". Es war auch auf Uhlands Seite ein vergebliches Opfer. Nach sechs Jahren fruchtloser Abmühung trat er selbst zurück und entzog sich jeder ferneren Neuwahl; die akademische Tätigkeit war ihm aber für immer verschlossen.

Abb. 134. Ludwig Uhland im 45. Lebensjahre. Nach einer Radierung von Franz Kugler (1832).

So kehrte er denn zu seinen einsamen Studien, die auch während der Landtagsperiode nie geruht hatten, mit erneutem Eifer nach Tübingen zurück und setzte namentlich die wissenschaftliche, planmäßige Sammlung und Bearbeitung deutscher Volkslieder (vgl. I, 179) fort, welche allmählich zu einem klassischen, meisterhaften Werke heranreifte. Im Dienste dieser Studien machte er weitausgedehnte Reisen nach Nord und Süd, meist mit seiner Frau, und überall, in Wien wie in Kopenhagen, in Leipzig wie in Berlin, wurde er mit größeren Ehren empfangen, als ihm lieb war. „Du liebest nicht das laute Lieben!" sang Schwab einst seinem anspruchslosen Freunde zu.

Volkslieder.

Mit dem Jahre 1819 war des Dichters Muse verstummt. Im Jahre 1829 und besonders im Frühling und Sommer 1834 regte sich die Lust zum Dichten noch einmal. Von 1829 datieren „Bertran de Born" und „der Waller", von 1834 „die Bidassoabrücke", „Singenthal", „das Glück von Edenhall". Dazwischen und danach gibt es nur hier und da ein Gelegenheitsgedicht, so der vorhin erwähnte wehmütig-innige Nachruf an seine Eltern, ein anderer auf den frühen Tod eines Kindes seiner Schwester:

Letzte Poesien.

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;

Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

und einige andere Kleinigkeiten — das war alles. Warum Uhland im besten Mannesalter — als erst zweiunddreißigjähriger Mann — zu singen aufgehört? Ich meine, er hat selbst die beste Antwort gegeben, als er einem Fremden, der ihn fragte, warum er seine Muse gar so lange ruhen ließe, lachend erwiderte, daß nicht er die Muse, sondern die Muse ihn in Ruhe lasse. Und zu dem amerikanischen Dichter Bayard Taylor sagte er auf eine ähnliche Frage: „Es ist für mich nicht mehr das Bedürfnis des Aussprechens vorhanden, und ich dichte nie ohne entschiedene Nötigung meines Innern."

Abb. 135. Uhlands Altersbildnis.
Nach der letzten Photographie im Besitze seines Großneffen, Dr. L. Meyer in Stuttgart.

Nach neun friedvollen Jahren, die Uhland in seinem anmutig an der Neckarbrücke gelegenen Hause mit dem am Österberg terrassenförmig aufgestuften Garten seinen wissenschaftlichen Forschungen stille verlebt, unterbrach das stürmische Jahr 1848 mit einem Mal wieder seine Arbeit. Er war der

In Frankfurt 1848.

Eifrigsten einer in Frankfurt, wo er sich entschieden wider das preußische Erbkaisertum und den Ausschluß Österreichs aus Deutschland aussprach, ja in seinem politischen Idealismus so weit ging, daß er bei der Wahl des Reichsverwesers seine Stimme Heinrich v. Gagern gab und bei dieser Gelegenheit (23. Januar 1849) die Rede hielt, welche mit den Worten schloß: „Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist!" Bei der Kaiserwahl hatte er sich der Abstimmung enthalten, die Reichsverfassung hatte er abgelehnt. Dieser seiner politischen Stellung gemäß lehnte er auch im Jahre 1853 die ihm gleichzeitig zugedachte Verleihung des preußischen Ordens pour le mérite und des bayrischen Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft ab, erstere trotz der beweglichen Vorstellungen des greisen Alexander v. Humboldt.

Mit dem Rumpfparlament wanderte er dann nach Stuttgart und harrte dabei aus, bis dasselbe auseinander getrieben wurde. Damit schloß Uhlands politische Laufbahn. Schmerzlich enttäuscht, aber ohne Erbitterung kehrte er nun für immer in die Ruhe am eigenen Herd zurück und lebte fortan nur seinem Hause und der Wissenschaft. Die Ergebnisse seiner Forschungen erschienen in der von Franz Pfeiffer gegründeten Zeitschrift: „Germania".

Lebensabend.

Rüstig bis über die Siebziger hinaus, kannte er kaum eine Beschwerde des Alters, machte weite Fußtouren, badete bei kühlstem Wetter im freien Fluß oder auf Reisen im Bodensee und arbeitete mit unverminderter Kraft. Am 21./22. Febr. 1862 starb sein alter Freund Kerner. Ungeachtet der strengen Winterkälte ließ sich Uhland nicht abhalten, dem Abgeschiedenen das Grabgeleit zu geben. Zwei Tage darauf fühlte er sich heiser, erkrankte dann ernstlicher und kam trotz einer ohne Chloroform vollzogenen Operation und einer Salzbadekur den Sommer über nicht mehr zu der alten Kraft, hatte matte, bedrückte Tage und schlaflose Nächte. Sein Lebenstag neigte sich zu Ende, als der Herbst anbrach. Am 6. November ließ er sich mit fromm gehobener Stimmung das Abendmahl reichen; am 13. November verließ der unsterbliche Geist die müde Hülle. Seine treue Gattin, mit der er über zweiundvierzig Jahre im glücklichsten Bunde gelebt und die ihn überlebte, hat aus seinem Nachlasse und aus eigener Erinnerung ein Lebensbild entworfen, das bei aller Wärme des nahen Anteils doch völlig unparteiisch gehalten ist. Am 5. Juni 1881 ist sie ihm in die Ewigkeit gefolgt.

Uhlands Lyrik.

„Uhland ist der einzige Lyriker der (romantischen) Schule," schrieb Heinrich Heine 1836, „dessen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen sind." — In der Tat ging seine Dichtung von der Romantik aus, unter deren Ägide und in deren Organen sie auch zuerst an die Öffentlichkeit trat, aber sie ging darin nicht auf. „Aus dem schwülen Dickicht der Romantik," sagt W. Wackernagel, „ist er hinübergeschritten zu der hellen, frischlustigen Aue der Volksmäßigkeit." Knapp, schlicht, wahrhaftig sind alle seine Lieder, frei von allem falschen Pathos und gekünstelten Wesen in Ausdruck und Form, dazu so melodisch, daß sie zum Singen geradezu einzuladen scheinen. Darum haben die Tonkünstler gewetteifert, in mannigfachen Weisen das musikalische Echo seiner Dichterworte zu wecken, und an seinen Namen werden stets die von Kreutzer, Silcher, Schumann und Mendelssohn geknüpft bleiben. Darum sind so viele seiner Lieder in den Volksmund übergegangen, und Tausende singen das Lied vom „Guten Kameraden" oder das von der „Wirtin Töchterlein", ohne seines Verfassers zu gedenken, ja oft ohne seinen Namen zu wissen. Es war eine Stunde seliger Genugtuung, wird erzählt, als Uhland einmal auf einer Wanderung in der Haardt in den Klostertrümmern von Limburg unerkannt rastete und seine eigenen Lieder von jugendlichen Stimmen gesungen durch das Gewölbe schallten.

Einen weiten Bereich umfaßt Uhlands Gesang. Er selbst hat es angedeutet:

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.

Von Minne klingt es wider in den „Wanderliedern", deren letztes alles Liebesglück und alle Liebessehnsucht in wenigen Worten so ergreifend durchfühlen läßt:

Heimkehr.

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz nicht, Fels, du dräuest schwer:
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Frühlingslieder.

Nur selten feiert sein Lied den Wein, um so häufiger den Frühling, die hoffnungsreiche Jugendzeit der Natur:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.

O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles, alles wenden!

Von der Natur richtet sich aber sein Blick empor zu der Welt der Ewigkeit, von dem irdischen zu dem künftigen Frühling, der droben anbricht. So wenig Worte er davon macht, so entschieden ernst und schlicht fromm ist der Grundton der Uhlandschen Dichtung. Wie innig ist die Sonntagsfeier des Schäfers:

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Und läßt das vieldeutige Gedicht: „Die verlorene Kirche" etwa einen religiös unklaren Eindruck in des Lesers Herzen, so feiert das Lied: „An den Unsichtbaren" doch mit um so größerer Entschiedenheit den ewigen Sohn Gottes:

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast Dein heilig Dunkel einst verlassen
Und trateſt sichtbar Deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, Dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte Deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an Deinem Mahle saßen!
O selig, die an Deiner Brust gelegen!

Klingt durch manches seiner Lieder ein schwermütiger Ton, wie in der „Kapelle":

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal —

so fehlt es doch auch nicht an feinerem und derberem Humor. Wie reizend ist das „Theelied", in dem es u. a. heißt:

Den Männern will es schwer gelingen,
Zu fühlen Deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In deines Zaubers Eigenschaft.

Wie ergötzlich ruft er im „Metzelsuppenlied":

Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

Epische Poeſie.

Uhlands höchste Bedeutung liegt aber in seiner epischen Poesie, in seinen Balladen und Romanzen. Auch hier hat er den ersten Anstoß von der romantischen Schule empfangen, aber wie er nur selten sich der romanischen Versmaße bedient, sondern immer wieder gern zu den einfacheren volksmäßigen Dichtungsformen der Heimat zurückkehrt, so ließ er sich auch nicht innerlich von dem Mittelalter fesseln, sondern er erwarb es nur, um es als einen Besitz für die Gegenwart zu erhalten. „Daß wir von den Sagen der Väter nicht bloß wissen," urteilt Vilmar, „sondern sie als geistiges Eigentum haben, daß wir sie wirklich besitzen, verdanken wir ihm." Was keine Literatur- und keine Weltgeschichte vermocht — Uhland hat uns Gestalten wie die Karls des Großen und Rolands, Sigfrids, Haralds und Taillefers wieder heraufgezaubert, so lebendig, so wirklich, daß wir sie zu sehen glauben und sie für immer fest umrissen in der Erinnerung behalten. Und hat nicht der württembergische Held Graf Eberhard der Rauschebart sich aller Deutschen Herz erobert? „Mit hellem Schwertesklang ist er durch unsere Zeiten gebrochen" und hat „der tapferen Väter Taten, der alten Waffen Glanz" wieder zu Ehren gebracht. Doch auch die ferner liegenden Stoffe hat er uns nahe zu bringen verstanden, so die Helden der „Sängerliebe", den Kastellan von Coucy, Dante, Don Massias, so Bertran de Born u. a.

Dramen.

Mit einer gewissen Geringschätzung hat man stets von Uhlands Dramen gesprochen, und doch gehören die zwei am meisten genannten und bekannten, „Ernst,

Herzog von Schwaben" und „Ludwig der Bayer", zu den schönsten Stücken der Uhlandschen Dichtung. Allerdings fehlt ihnen die rechte dramatische Kraft, und einzelne Partien tragen ein vorwiegend episches Gepräge, z. B. Werner von Kyburgs Erzählung von der Kaiserwahl; dennoch geht man wohl zu weit, wenn man sie wie Hillebrand „gewissermaßen nur dramatisierte Romanzen" nennt. Jedenfalls sind sie ganz gut aufführbar; freilich dem gewöhnlichen Theaterpublikum werden sie nicht zusagen, was einst Heine, der sonst auf Uhland trotz des oben citierten Wortes sehr herabsah, in seiner derb-witzigen Weise gewiß richtig motiviert: „Das Publikum verspeist mit Wonne des Herrn Raupachs dürre Erbsen und Madame Birch-Pfeiffers Saubohnen; Uhlands Perlen findet es ungenießbar." Dem sei nun wie ihm wolle, — können wir diese Stücke nicht sehen, so wollen wir sie um so eifriger lesen; sie sind es wert, vor allem „Herzog Ernst", der an die alte Sage (I, 49 ff., vgl. I, 240) anknüpft. Deutsche Treue ist das Thema dieses Dramas: weil Ernst von seinem Freunde Werner von Kyburg nicht lassen will, darum geht er zu Grunde, und auch die hingebendste Mutterliebe Giselas vermag ihn nicht zu retten. Das zweite Stück: „Ludwig der Bayer", von Uhland selbst als ein „Symbol der deutschen Stammeseinheit" aufgefaßt, ist ein hohes Lied der Freundestreue; es handelt von dem Kampf der Gegenkönige, der Herzoge Ludwig von Bayern und Friedrich des Schönen von Österreich, von ihrer Aussöhnung und gemeinsamen Regierung. — Unter den Tragödienentwürfen, die Uhlands Schüler Adalbert von Keller aus dem dramatischen Nachlaß seines Lehrers herausgegeben hat, sind die zu zwei Nibelungendramen: „Sigfrids Tod" und „Chriemhildens Rache", besonders erwähnenswert. Sehr schön ist das schon früher bekannte dramatische Fragment: „Konradin". Uhlands dramatischer Nachlaß.

Neben Uhland gilt sein Freund **Justinus Kerner** als ein Haupt des schwäbischen Dichterkreises, dessen gastlich behaglichen Mittelpunkt lange Jahre hindurch sein weitberühmtes Haus am Fuße der Burg Weibertreu bildete.

Justinus Andreas Kerner wurde am 18. September 1786 in Ludwigsburg geboren. Sein Vater, der Oberamtmann, ein Mann von Geist und Humor, überließ die Erziehung dieses Jüngstgeborenen ganz der frommen, stillen Mutter, die einen nachhaltigen Einfluß auf den Charakter ihres Sohnes übte. In dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" hat Justinus ihr ein Denkmal gesetzt und seine erste Jugend höchst anziehend geschildert. Im Jahre 1795 ließ der Vater sich nach Maulbronn versetzen, wo er nach wenigen Jahren starb. Aus der einsamen mittelalterlichen Cistercienserabtei zog die Witwe mit dem dreizehnjährigen Knaben nun wieder in das moderne Ludwigsburg zurück, wo dessen bisher mangelhafter Unterricht kräftiger und wirksamer fortgesetzt wurde. Justinus gewann Geschmack an alten und neuen Sprachen, versuchte sich auch in gereimten Übersetzungen und Nachbildungen, mußte aber bald davon ablassen, da er ein Handwerk lernen sollte. Bei einem Schreiner fing er an noch während der Schulzeit zu arbeiten und hat manchen Sarg gefertigt, auch einen Tisch, der ihm in späteren Jahren noch als Eßtisch diente. Nach der Konfirmation aber sollte er Konditor werden, „weil er zeichnen, malen und Reime dichten könne". Durch die Vermittelung eines väterlichen Freundes, des auch als Dichter bekannten damaligen Diakonus Karl Philipp Conz (geb. 1762, gest. 1827 als Professor der klassischen Literatur in Tübingen) wurde er davor bewahrt, aber in die Ludwigsburger Tuchfabrik gegeben, um die Kaufmannschaft zu erlernen. Da mußte er Leinwandsäcke zuschneiden, Tücher darin vernähen, Briefe kopieren und Ballen signieren, aber er verlor den Mut nicht; ja auf der Tuchleiter, auf der er den größten Teil seiner Tage zubrachte, entstand manches Gedicht, sogar ein Lustspiel in Jamben: „Die zwölf betrogenen württembergischen Pastores", in dem ein Jude, der sich für einen emigrierten Grafen ausgegeben, den Pastoren Geld abschwindelt: eine wirklich vorgekommene Justinus Kerner. Jugendgedichte.

Geschichte. Dennoch ging ihm allmählich der Humor aus, er paßte eben gar nicht zum Kaufmann. Endlich gelang es ihm, die Fesseln abzuschütteln. Conz ebnete ihm die Wege zum Studium; im Herbst 1804 wanderte er zu Fuß nach Tübingen. Ein ihm vor den Toren der Stadt zugewehtes Blättchen, auf dem ein Rezept geschrieben war, bestimmte ihn, Arzt zu werden, um so mehr, als er sich zur Naturforschung schon als Knabe hingezogen gefühlt hatte, und er hat diesen Entschluß nie bereut.

Stud. med.

Mit größtem Eifer machte sich Kerner an das gewählte Studium, daneben erhielt aber seine poetische Begabung einen neuen Antrieb durch den Umgang mit Uhland und den bald um beide sich bildenden Kreis gleichgesinnter strebsamer Jünglinge, die in ihrem „Sonntagsblatt" zunächst ihre Dichtungen niederlegten. In diese glückliche Studentenzeit fällt auch Kerners Jugendliebe, welcher seine Tochter Maria Niethammer in ihrem Buche: „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus" ein anmutiges Denkmal gesetzt hat. An Uhlands Geburtstag 1807 bei einem Ausflug auf die Achalm bei Reutlingen fand Justinus sein Rickele,

Rickele.

Abb. 136. Das Kernerhaus in Weinsberg. Nach einer Photographie.

Friederike Ehmann, eine Pfarrerstochter, und in ihr das Glück seines Lebens. Das langjährige Brautleben war seinen Studien nur förderlich und seiner poetischen Tätigkeit erst recht. Außer vielen kleineren Poesien, von denen manche in der „Zeitung für Einsiedler" Aufnahme fanden, verfaßte er mit Uhland damals die zweiaktige Posse: „Die Bärenritter", die zuerst nur in das „Sonntagsblatt" (vgl. S. 250) kam.

Auf Reisen.

Ende 1808 erlangte er die medizinische Doktorwürde, im darauffolgenden Frühjahr trat er eine Reise zu seiner weiteren Ausbildung an. Mit leichtem Gepäck und seinem Lieblingsinstrument, der Maultrommel, fuhr er auf einem Frachtschiff neckarabwärts bis Heidelberg, und da ist das vielgesungene Wanderlied: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein" zwischen Bergen und Burgen entstanden. Er verweilte längere Zeit in Hamburg, wo sein Bruder ein bedeutender Arzt war, dann in Berlin und Wien und kehrte 1810 in seine Heimat zurück. Sein Streben war nunmehr, eine feste Stellung zu gewinnen, um sein Rickele endlich heimführen und mit ihr einen Hausstand begründen zu können: aber erst im Februar 1813 sollte er dieses Ziel erreichen. Nachdem er im Wildbad als Badearzt gewirkt und durch seine „Reiseschatten" wie durch seinen poetischen Almanach seinen Dichterberuf dokumentiert hatte, siedelte er mit seiner jungen Frau

Reiseschatten.

nach Welzheim über, wo er eine größere Praxis zu finden hoffte. Von dort wurde er 1816 zum Oberamtsarzt von Gaildorf befördert, 1819 dann in derselben Eigenschaft nach Weinsberg, dem sagenberühmten altschwäbischen Städtchen am Neckar, versetzt.

In Weinsberg.

Hier schlugen der Dichter und seine Familie bald feste Wurzeln. Im Jahre 1822 baute er auf einem von der Gemeinde ihm geschenkten Platz am Fuße des Schloßberges mit der alten Burg Weibertreue ein eigenes Haus, das einige Jahre später durch einen Anbau, das „Schweizerhaus", noch erweitert wurde. Dazu kaufte er der Stadt einen alten Turm der Stadtmauer ab, zog ihn mit in den Garten und richtete darin ein Gastzimmer ein.

Dichterherberge.

Die Gastfreundschaft des Kernerschen Hauses kannte keine Grenzen: es war eine echte Dichterherberge, zugleich aber „ein Asyl, wo Empfängliche Anregung für Geist und Herz, Bekümmerte Trost, Lebensmüde Erfrischung suchten und fanden." Alle Räume waren oft so voll, daß für die Familie selbst kaum Platz blieb. Da kehrten die Dichter von nah und fern ein: Lenau, Matthisson, Tieck; natürlich am häufigsten die Landsleute, Uhland, Schwab u. s. w. Da weilten und wohnten Könige und Grafen: Gustav IV. von Schweden, Prinz Adalbert von Bayern, Graf Alexander von Württemberg, dann wieder Varnhagen von Ense und die Rahel, aber auch jeder Wanderbursch und reisende Händler wurde willkommen geheißen. Kerners Tochter erzählt, daß eines Tages ein Handwerksbursch angesichts der Wagen vor der Tür, des gedeckten Tisches im Garten und der aus- und eingehenden Gäste sich vor einem Wirtshaus glaubte, ganz ungeniert die Treppe hinaufstieg und der Frau Doktor zurief: „Frau Wirtin, einen Schoppen"; den brachte ihm auch das gute Rickele sofort und unterhielt sich lange mit ihm aufs freundlichste. Erst als er nach der Zeche fragte, erfuhr er seinen Irrtum. Neben Prinz Adalbert von Bayern setzte Kerner einmal einen seiner guten Freunde, einen Tiroler Handschuhhändler, ganz gemütlich zu Tische, und neben der „Seherin von Prevorst", die drei Jahre in Kerners Hause lebte und deren Geschichte er 1829 herausgab, nachdem er 1824 bereits die „Geschichte zweier Somnambulen" veröffentlicht hatte, wohnte lange darin der bekannte Theologe David Strauß, der ihm nahe befreundet war.

Seherin von Prevorst.

Abb. 137. Friederike Hauffe, die Seherin von Prevorst. Nach einer Photographie.

Die als „Seherin von Prevorst" berühmt gewordene Frau Friederike Hauffe geb. Wanner war 1805 in dem württembergischen Dorfe Prevorst geboren. Nachdem sie sich im neunzehnten Jahre verheiratet, hatten die körperlichen Beschwerden, denen sie seit ihrer Kindheit unterworfen war, von Jahr zu Jahr zugenommen, und sie war zuletzt in einen Zustand höchster Nervenzerrüttung geraten, aus welchem sich der Somnambulismus in ihr entwickelte. Im Jahre 1826 wurde sie nach Weinsberg gebracht, um von Kerner einer magnetischen Behandlung unterworfen zu werden. Aber bald mußte er erkennen, daß für die unglückliche Frau keine Genesung zu erhoffen sei, er war deshalb nur darauf bedacht, ihr Seelenleiden zu ergründen, was unter seiner Behandlung zu sehr auffälligen Ergebnissen führte. Während zweier Jahre gab sie im schlafwachen Zustande allerhand Aufschlüsse über das innere Leben und den Verkehr der Geisterwelt mit den Lebenden 2c., bis sie im Mai 1829 zu ihrer Familie nach Löwenstein in der Nähe ihres Geburtsortes zurückkehrte, wo sie

am 5. August von ihren Leiden erlöst wurde. Mit einem Freudenschrei soll sie von der Erde geschieden sein. — Sehr merkwürdig ist, was David Strauß über die Geschichte der Seherin urteilt. Er sagt in seinen „Charakteristiken und Kritiken“: „Für uns ist die Meinung derer gar nicht vorhanden, welche den Tatbestand von Kerners Schrift in der Art angreifen, daß sie teils Betrug der kranken Frau, teils durchgängig falsche Beobachtungen des Arztes unterstellen — eine Vermutung, von deren Grundlosigkeit sich zu überzeugen nicht bloß Augenzeugen, wie der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes, sondern alle unbefangenen Leser der Kernerschen Schrift in den Stand gesetzt sind.“ Die Seherin selbst schildert er in folgenden Worten: „Das leidensvolle, aber edel und zart gebildete Gesicht, von himmlischer Verklärung übergossen, die Sprache das reinste Deutsch, der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Recitativ: der Inhalt überschwengliche Gefühle, die bald wie lichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerflossen, bald stärkere, bald sanftere Luftzüge durch die Saiten einer Äolsharfe, Unterhaltungen mit oder über selige oder unselige Geister mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, teilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt, vor uns zu haben.“ Gabriel Max, der Maler der Mystik, hat sie in mehreren Bildern meisterhaft dargestellt. Besonders gut hat er es verstanden, in ihr Auge das „ganz eigene geistige Licht“ zu legen, von dem Kerner in seinem Buche spricht.

Abb. 138. Justinus Kerner in seinem 74. Lebensjahre. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1860.

Durch die „Seherin von Prevorst“ wie überhaupt durch Kerners Beobachtungen der sogen. Nachtseite der Natur kam sein Haus vollends in den Mund der Leute. Der Turm im Garten hieß im Volksmund der „Geisterturm“; es hieß, der Weinsberger Magus beschwöre dort allnächtlich die Schar der Geister. Das zog dann wieder eine neue Reihe von Besuchern — Neugierige und Gläubige, unter letzteren Friedrich von Meyern, Passavant u. a. — herbei; ja, man kann sagen, viel mehr als durch seine Gedichte war Kerner durch seine Tätigkeit auf dem Gebiete des Magnetismus und Geisterwesens bekannt. Er selbst stellt sich das launige „Prognostikon“:

Flüchtig leb' ich durchs Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.

Kerners Alter.

Aber wer auch des Geisterspukes spottete, freute sich doch der herzlichen, ungefärbten Liebe des wackeren Hausherrn und seines unermüdlich für alle kochenden und backenden Rickele, deren Hand ihm eben so treu bei seiner Schriftstellerei half wie in der Küche:

Und wenn die liebe treue Hand
Sich mir aufs Herz, das bange, legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den diese Hand still in sich trägt —

hat er noch im Alter seiner treuen Lebensgefährtin zugesungen. „Ohne seine Rickele," erzählt die Tochter, „konnte der Vater nichts unternehmen. Kein Brief wurde abgeschickt, den sie nicht vorher gelesen hatte. Nichts, was er schrieb, dünkte ihm fertig, ohne daß die Mutter ihr Urteil abgegeben, — in mancher Nacht, wenn er nicht schlafen konnte, diktierte er ihr." Wohl mochte er mit Bezug auf die „Weiber von Weinsberg" von ihr sagen: „Getragen hat mein Weib mich nicht, aber ertragen, Das war ein schwereres Gewicht, als ich mag sagen." So war es ihm denn auch, je älter er wurde, desto gemütlicher daheim unter der Weibertreue, zu deren Ausbau er, von einem Frauenverein unterstützt, die Mittel herbeigeschafft hatte. Treu und gewissenhaft lag er seinem ärztlichen Berufe ob, bis die lange schon hervorgetretene Gesichtsschwäche in fast völlige Erblindung überging. 1851 mußte er um seine Pensionierung nachsuchen. Drei Jahre darauf wurde ihm auch die ebenso gemütvolle wie verständige Hausfrau, mit der er einundvierzig Jahre lang eine außerordentlich glückliche Ehe geführt hatte, durch den Tod entrissen. Acht Jahre mußte er ohne sie leben; er litt darunter um so mehr, als das Licht seiner Augen mehr und mehr schwand, und in den zwei letzten Jahren ihn Gichtschmerzen ganz ans Zimmer fesselten; endlich in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862 durfte er, wie er es so dringend ersehnt, ihr folgen. Auf dem Weinsberger Kirchhof, wo sie Seite an Seite gebettet sind, erinnert eine Platte mit der von ihm angegebenen Inschrift: „Friederike Kerner und ihr Justinus" an das droben wieder vereinte treue Ehepaar.

Rickeles Tod.

In Justinus Kerners Dichtung spiegelt sich sein Leben wieder. Es ist „die Nachtseite der Romantik", wie Eichendorff sagt, „wo seine Dichtung weilt, jener melancholische Tiefsinn, der ihn anderwärts zum Somnambulismus und zur Geisterschau geführt hat." Aus seinen Liedern tönt fast immer die Klage und eine krankhafte Sehnsucht nach dem Jenseits. Die Tanne, die er preist, erinnert ihn an den Sarg. — „Welchen Frieden Schließen meine Bretter ein!" erwidert sie der sich brüstenden Rebe. Beim Flachs denkt er an das Totenhemd: „Bleich in dich gehüllt und stille Kehrt der Mensch zur Erde wieder." Das Leben selbst erscheint ihm wie eine Krankheit, von der er nur im Tode genesen kann:

Kerners Dichtungen.

O armer Sohn der Arzenei:
Bist selbst erkrankt im Herzen,
Kennst der Heilkräuter mancherlei,
Such eins für eigne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los!
Mich heilt nur meines Grabes Moos.

Es war das bei Kerner ein angeborener und unter frühem Druck großgewachsener Zug, und er war auch darin von den späteren Weltschmerzsängern verschieden, daß er im frommen Christenglauben doch einen Halt besaß; so tröstet er die Verlassenen:

Mensch! bist du ganz verlassen,
Klag keinen Augenblick!
Da kannst du erst dich fassen,
Kannst gehn in Gott zurück!

In manchem Liede glaubt man den Widerschein seines häuslichen Glückes und den Einfluß seines Rickele zu erkennen, so in dem reizenden „Guter Rat":

Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Lust,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Brust.
Blick ihm ins Auge unverwandt,
Tief in den sel'gen Grund:
Hab acht, du siehst das beste Land
Allein in seinem Rund.

Noch freier hebt er sich empor in der dritten Strophe des glücklich auffjauchzenden „Wanderliedes" („Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!"), in welchem Wanderschnsucht und Heimatliebe so wunderbar zusammenklingen:

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

In diesem Liede zeigt sich auch ein Hauptcharakterzug der Kernerschen Muse: ihre Singbarkeit. „Seinen Liedern," sagt Goedeke, „scheint die Melodie gleich eingeboren; sie tönen und klingen, auch da, wo sie nur seufzen." Das macht seine

Aus Tintenflecken ganz gering
Entstand der schöne Schmetterling.

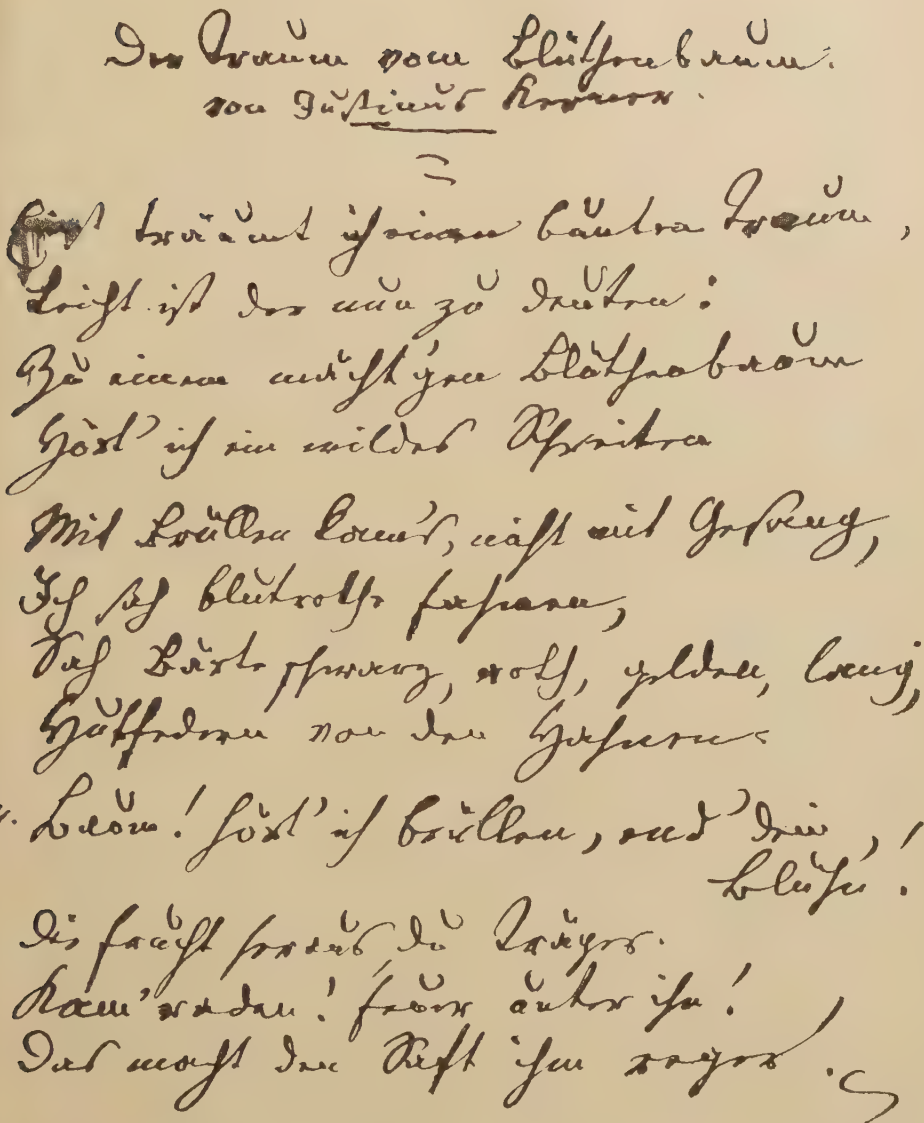
Zu solcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele.
Justinus Kerner.

Abb. 139. Eine „Kleckssographie" Justinus Kerners. Im Besitz der Verlagshandlung.

Balladen.

Lieder so volkstümlich, das erklärt, daß Kenner des Volksliedes wie Arnim und Brentano Kerners „Handwerksburschenlied" (Mir träumt, ich flög gar bange) als altes Volkslied in des „Knaben Wunderhorn" aufnahmen. Auch in seinen Romanzen und Balladen schlägt er die echten Töne des Volksliedes an, und es gibt so manche darunter, an denen man sich wirklich ergötzen kann. Ich brauche nur an den „Reichsten Fürsten" und den „Geiger von Gmünd" zu erinnern. In den meisten aber herrscht das geisterhaft Schauerliche vor; davon ist selbst „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" nicht ganz frei — am höchsten gesteigert erscheint es in den „Vier wahnsinnigen Brüdern".

Und doch war Kerner der fröhlichen Lust und einem gesunden Humor keineswegs abhold. Wie in seinem Leben so auch in seiner Dichtung konnte er häufig



Justinus Kerners eigenhändige Niederschrift des Gedichtes: „Der Traum vom Blütenbaum“ (1848 oder 1849).

Nach dem Original im Kestner-Museum zu Hannover.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Und an den Blüthenbäumen schon
Feu'r lachten die Morellen,
Die Blüth' zur Frucht in ihrem
Schoße
Durch Feu'r sie treiben wollten
Die Gluth versengt' den Blüthenbäumen
Die Frucht kam nie zur Luft. —
O! daß die Deütschlands schönen Bäumen
Also gemacht zu nichte!

in ein herzliches Lachen ausbrechen, und seine „Reiseschatten", die er 1811 unter dem Pseudonym des Schattenspielers Luchs herausgab, sind eines der ergötzlichsten Erzeugnisse unserer humoristischen Prosadichtung, das trotz gelegentlicher düsterer Schatten, die über die lustigen Scenen huschen, doch voller Anmut ist und dauernden Wert besitzt. In das Gebiet des Kernerschen Humors darf man auch die von ihm beim allmählichen Erblinden erfundenen und scherzweise so benannten „Kleckso-graphien" rechnen, d. h. die aus den unbemerkten Tintenflecken in den Falten des Papiers entstandenen und von ihm nur mit wenigen Strichen und Punkten nachgebesserten Doppelbilder, von denen ich oben eine Probe mitteile. Zu jeder dieser meist dämonisch-phantastischen Gestalten dichtete er eine Erklärung, welche das frühere Wesen derselben im Leben zu deuten suchte. Eine ganze Reihe derselben hatte er zu einem „Hadesbuch" vereinigt und 1857 mit einer noch eigenhändig geschriebenen Vorrede versehen, welche sich über die Entstehung dieser Naturbilder verbreitete, die aber wie das Ganze nie zum Abdrucke gekommen ist.

Reiseschatten.

Kleckso-graphien.

Der dritte im Bunde der schwäbischen Sänger ist **Gustav Schwab**, ein auch sonst um die Literatur vielfach verdienter Mann.

Gustav Schwab wurde am 19. Juni 1792 in Stuttgart als der jüngste Sohn des Hofrats Schwab, eines der Lehrer Schillers an der Karlsschule, geboren und genoß eine sorgfältige Haus- und Gymnasialbildung. Für die Kunst wurde er durch den Bildhauer Danneker, seinen Oheim mütterlicherseits, früh angeregt. Im Hause eines anderen Oheims, des Kaufmanns Rapp, hörte er als Knabe Goethe sein Epos „Hermann und Dorothea" vorlesen, als der große Dichter 1797 auf seiner Schweizerreise Stuttgart berührte. Mit siebzehn Jahren bezog er die heimatliche Hochschule und studierte als Tübinger Stiftler zuerst Philosophie und Philologie, dann Theologie. Dort wurde er mit Kerner und Uhland befreundet, die auf seine dichterische Entwickelung einen bestimmenden Einfluß übten; in Kerners „Poetischem Almanach" für 1812 erschienen seine ersten Gedichte. Eine von ihm ins Leben gerufene Studentenverbindung, die „Romantika", hatte eine vorwiegend ästhetische, ihrem Namen entsprechende Richtung. Nachdem er die in Schwaben übliche Vikariatszeit absolviert hatte, begab er sich im Frühjahr 1815 auf die ebenfalls übliche Studienreise, deren Hauptziel Berlin war. Unterwegs begrüßte er die Dichtergenossen: Rückert, Goethe, auch Schillers Witwe; in Berlin verkehrte er meist mit Varnhagen, Hitzig, Chamisso, E. T. A. Hoffmann und Fouqué. Auf der Rückreise lernte er in Kassel die Brüder Grimm kennen. Die Tätigkeit als Repetent am Tübinger Stift, die er sodann antrat, ließ ihm hinreichend Muße für die Poesie; er dichtete die Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph und bearbeitete den „Froschmeuseler" (vgl. I, 211 f.). 1817 kam er als Professor an das Obere Gymnasium in Stuttgart, wo er zugleich seinen Hausstand begründete. In dieser Stellung entwickelte er eine ungemein vielseitige Tätigkeit; außer seinen eigenen Dichtungen gab er Paul Flemings Gedichte (vgl. I, 262 f.) und „die deutschen Volksbücher" (I, 236) neubearbeitet heraus, erzählte in fesselnder Weise die „schönsten Sagen des klassischen Altertums", unternahm eine Beschreibung der schwäbischen Alp, beteiligte sich an der Redaktion des Morgenblattes, schrieb Kritiken, lieferte eine treffliche Verdeutschung von Lamartines „Méditations poétiques" u. s. w. — Daneben fand er noch Zeit zu Wanderungen in seinem Heimatlande und in der Schweiz, ja zu einer längeren Reise nach Paris. Bei dieser unglaublichen Vielgeschäftigkeit stand sein gastliches Haus einheimischen wie auswärtigen Besuchern jederzeit offen und bildete einen literarischen Mittelpunkt insbesondere für jüngere aufstrebende Talente, die an ihm einen freundlichen Berater fanden und zu ihm pilgerten wie einst zu Vater Gleim und zu Bodmer. Nachdem er so zwanzig Jahre lang trotz mancher Anfeindungen und trüber Erfahrungen in unermüdlicher Treue gewirkt hatte, war er froh, durch ein ländliches Pfarramt dem unruhigen

G. Schwab.

Romantika.

Schwab auf Reisen.

Abb. 140. Gustav Schwab. Nach einer Zeichnung von C. Pfann (1850). Unterschrift eines Briefes vom 12. 8. 1836. Im Besitz von W. Künzel.

Treiben entrückt zu werden. Im Herbst 1837 erhielt er die Pfarre zu Gomaringen bei Tübingen und übernahm dieses Amt mit großer Begeisterung und Herzensfreude. Vier stille, friedliche Jahre verlebte er hier; bei treuester Pflichterfüllung blieb ihm doch immer Zeit zu literarischer Tätigkeit und zu Reisen. Von dort aus hielt er die Weiherede bei der Enthüllung des Thorwaldsenschen Standbildes Schillers in Stuttgart, dessen Lebensbild er auch dort geschrieben hat. Im Sommer 1841 kehrte er als Pfarrer von St. Leonhard nach seiner Vaterstadt zurück — vier Jahre darauf erfolgte seine Ernennung zum Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat. Seine zahlreichen Amtsarbeiten hinderten ihn jedoch nicht, an den literarischen Aufgaben seines Lebens fortzuarbeiten und festliche Ereignisse häufig durch sein rednerisches und dichterisches Talent zu verschönern. Am 2. November 1850 trug er bei einem zum Besten der Schleswig-Holsteiner gegebenen Konzert ein Gedicht vor — es war sein Schwanengesang. In der Nacht vom 3. auf den 4. November wurde er sanft aus der Zeit in die Ewigkeit entrückt. Sein Leben und Wirken hat Karl Klüpfel geschildert.

Schwab hat sich selbst Uhlands Schüler genannt: Schwabs Dichtungen.

Doch laß mich immer froh gestehen,
Daß ich dein ält'ster Schüler bin:
Will den in mir die Nachwelt sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin.

Der Schüler hat dem Meister Ehre gemacht, wenn er auch nicht dessen tiefere poetische Beanlagung besaß und sich vergeblich bemühte, den Mangel durch größere Pracht der Sprache und rhetorisches Pathos zu ersetzen. Darum sind seine Lieder bis auf eines bereits ziemlich verklungen; dies eine wird freilich immer ein Liebling der studierenden Jugend bleiben, das vielgesungene „Bemooster Bursche zieh' ich aus".

Nächst Herder hat es Schwab sodann verstanden, die dichterischen Klänge der Legende uns wieder nahe zu bringen; seine „Legende von den heiligen drei Königen" zeichnet sich durch große Einfachheit aus. Auch um die poetische Behandlung der Sage, vornehmlich seiner engeren schwäbischen Heimat, machte er sich verdient, wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß er dabei oft der Reimerei ziemlich nahe kam. Aber als er mehr und mehr seinen Blick von dem Nächstliegenden zu dem allgemein menschlich Ergreifenden erheben lernte, wuchs auch der Wert seiner Balladendichtung, und eine ganze Reihe derselben („Das Mahl zu Heidelberg", „Die Engelskirche auf Anatolikon" 2c.) wird in unserer Poesie stets einen Ehrenplatz behaupten. In ergreifender Weise zeigt er in „Elsbeth von Kalw" die Macht der weiblichen Treue, die im Konflikt zwischen kindlichem Gehorsam und Liebe zu dem Erwählten ihres Herzens freudig den Tod mit ihm erleidet. Ebenso zeigt er die Macht der Wahrheit selbst über die verdorbensten Gemüter in „Johannes Kant". — Die Krone aller seiner Dichtungen wird aber immer „Das Gewitter" bleiben. An ein wirkliches Ereignis angeknüpft, gibt sich darin in erschütternder Weise die jedem Alter gleiche Nähe des Todes kund, und doch leuchtet ein Hoffnungsstrahl durch den ergreifenden Schluß, der Blick auf den Feiertag der ewigen Seligkeit, wenn es heißt: „Vier Leben endet ein Schlag — Und morgen ist's Feiertag."

Manche schöne geistliche Dichtung findet sich auch unter Schwabs Poesien, wenn auch keine in kirchlichem Tone. Die schönste darunter, „Am Morgen des Himmelfahrtstages," die Albert Knapp in seinen „Evangelischen Liederschatz" aufgenommen hat, schließt mit den Worten:

Blick hinauf zum Himmelsbogen,
Siehest du den Widerschein
Von der Bahn, die Er geflogen?
Lädt dich nicht ein Schimmer ein?
Will das Himmelslicht ermatten?
Ringen Zweifel um den Sieg?
Es ist nur der Wolke Schatten,
Hinter der Er aufwärts stieg.

An die drei Häupter des schwäbischen Dichterkreises schließen sich zahlreiche Genossen und Jünger, aus denen ich nur einige der bedeutenderen hervorhebe.

Karl Mayer (geb. am 22. März 1786 zu Neckarbischofsheim, gest. den 25. Febr. 1870 als pensionierter Oberjustizrat in Tübingen) sang manch schönes, sinniges Lied in seines Freundes Uhlands Weise und brachte es namentlich in dem kleinen landschaftlichen Naturbilde — „einer feingestimmten Miniaturpoesie" — zur Meisterschaft. Zur Probe diene „Der Sonne Dank": Karl Mayer.

Auf grüner Bergwand steht ein Haus,
Sieht nach der Sonne treu hinaus;
Drum gibt sie, eh' sie scheiden muß,
Ihm dankbar ihren letzten Kuß.

Aber auf die Länge ermüdet diese Kleinmalerei und artet nicht selten in reimende Spielerei aus. Für den ganzen Kreis dieser Dichter ist von Wichtigkeit Mayers Werk: „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen".

G. Pfizer. Ganz andersartig sind die Gedichte von **Gustav Pfizer** (geb. am 29. Juli 1807 zu Stuttgart, † daselbst am 19. Juli 1890 als pensionierter Gymnasialprofessor). Sie gehen zu sehr ins Breite: dazu haben sie einen vorwiegend reflektierenden Charakter. Rhetorisches Pathos und Pomp der Sprache suchen in seinen epischen Dichtungen vergeblich den Mangel an schöpferischer Dichterkraft zu ersetzen. Er selbst ist sich dessen wohl bewußt und spricht es offen aus in den „das letzte Gedicht" überschriebenen Strophen:

Wenn ich oft in Liedern schon
Ausgeströmt die Seele;
Fühlt' ich, daß der vollste Ton
Meinem Spiel noch fehle,

Der gewaltig den Tribut
Aller Herzen fodre,
Drin die ew'ge Flammenglut
Des Prometheus lodre.

Waiblinger. Ungleich höher begabt war **Wilhelm Waiblinger**. Am 21. Nov. 1804 zu Heilbronn geboren zeigte er auf dem Stuttgarter Gymnasium, wo Gustav Schwab sein Lehrer war, ein ungewöhnlich frühreifes Talent und eine bedeutende geistige Regsamkeit, dabei aber ein höchst excentrisches Wesen. Auf dem Tübinger Stift, das er 1822 bezog, führte er ein so wildes Leben, daß er zuletzt ausgewiesen wurde. Er hatte dort mit dem geistesumnachteten Hölderlin (S. 184 ff.) viel verkehrt, dessen „Hyperion" ihn schon früher zu dem Roman in Briefen: „Phaethon" angeregt hatte. Aus der Tübinger Zeit stammen u. a. „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenland", in freien reimlosen Jamben geschrieben, die seinen Ruhm begründeten, obgleich die darin behandelten Begebenheiten durchaus nicht poetisch waren. Von Cotta und einigen Freunden unterstützt

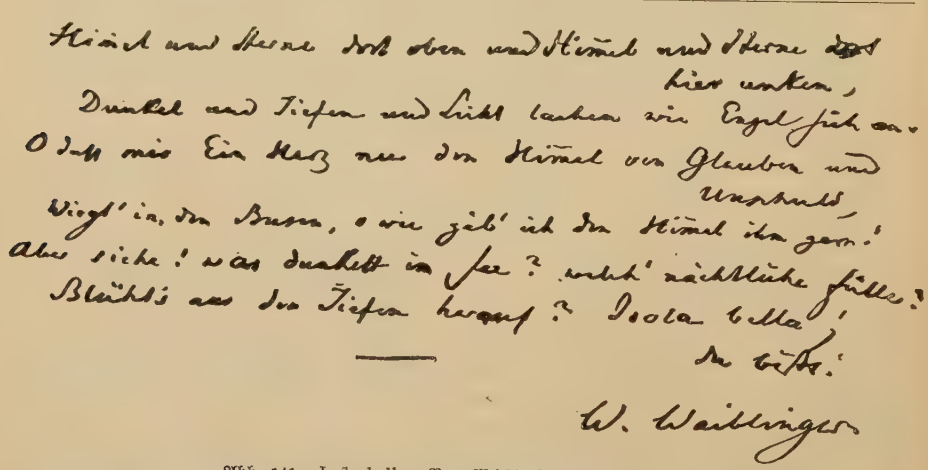


Abb. 141. Isola bella. Von Wilhelm Waiblinger.
Nach der eigenhändigen Niederschrift im Besitz von † Wilhelm Künzel in Leipzig.

ging Waiblinger 1826 nach Rom, wo er Schilderungen italienischer Gegenden und Volksscenen, humoristische Skizzen und Novellen („Die Briten in Rom") 2c. schrieb, auch manche ansprechende lyrische Gedichte verfaßte. Leider überließ er sich aber seinem unbesieglichen, wilden Hang zum Genuß derartig, daß seine Stuttgarter Gönner ihn als verloren aufgaben und ihre Geldzusendungen einstellten. Dadurch geriet er in die äußerste Not und drohte nun wirklich ganz unterzugehen. Durch eine gewaltige Anstrengung seiner Willenskraft gelang es ihm aber, sich empor-

zuraffen und durch die Herausgabe eines „Taschenbuches aus Italien und Griechenland" leidlich zu erhalten. Seine Tragödie „Anna Bullen" und besonders seine „Blüten der Muse", die ihn in günstigerem Lichte als bisher zeigten, erweckten die Hoffnung auf seine innere Läuterung. Ehe er dieselbe aber verwirklichen konnte, nahm ihn ein früher Tod hinweg. Er starb am 17. Januar 1830, nachdem er zuletzt noch Stärkung in Gottes Wort gefunden, auch das heilige Abendmahl mit würdigem Ernst genommen hatte. Auf dem protestantischen Kirchhofe zu Rom liegt er dicht neben Goethes einzigem Sohne begraben. „Der Drang und Ungestüm seiner heftigen Natur," wie er selbst zugesteht, macht sich auch in den besten seiner Erzeugnisse geltend; doch findet man in der von Mörike 1844 herausgegebenen und redigierten Auswahl seiner Gedichte manches Schöne.

Graf von Württemberg.

Alexander Graf von Württemberg (geb. am 5. Nov. 1801, † 7. Juli 1844), ein Freund Lenaus und ihm dichterisch verwandt, verdient eine ehrenvolle Erwähnung unter den schwäbischen Dichtern des besprochenen Zeitraumes. Er stimmte manche weltschmerzliche Weise an, die längst verklungen ist, protestierte mit gar zu großem Ingrimm in den Sonetten: „Gegen den Strom" wider die Feinde Deutschlands, insbesondere Hegelianer, Juden und Jungdeutsche, wird aber fortleben in seinen „Liedern des Sturms", in denen er dem personifizierten brausenden Orkan eine beredte großartige Sprache verleiht, die zuweilen an Freiligraths verwandte Poesie erinnert.

W. Hauff.

Auch **Wilhelm Hauff**, geb. den 29. Nov. 1802 zu Stuttgart, darf hier erwähnt werden, obgleich er vereinzelt unter den Dichtern seiner engeren Heimat steht. „Zwar das schwäbische Gemüt in seiner Wärme und Innigkeit tritt überall hervor," sagt Julius Klaiber von ihm, „aber seine Phantasie hat nichts von einem mystischen Element" — von jenem vertieften Innenleben, das die Welt im ahnungsreichen Helldunkel des Gemüts reflektiert (und das alle mehr oder weniger haben): was sie schafft, ist klar, bestimmt, scharf umrissen. Es war ein „junges, frisches, farbenhelles Leben, ein reicher Frühling, dem kein Herbst gegeben", wie Uhland ihm ins frühe Grab nachrief. Schon in der Knabenzeit zeigte sich sein Erzählertalent, das seine Schwester und einige Freundinnen derselben in traulichen Abendstunden genossen; aus einer alten Leihbibliothek und aus des Großvaters Bücherei gewann er dafür immer neue Nahrung und eine „wunderliche Selbstbildung", wie sein älterer Bruder, der langjährige Redakteur des „Morgenblattes", sagte. Der Landessitte gemäß machte er dann den Weg durch das Tübinger Stift ohne sonderlichen Zug zur Theologie, aber auch ohne Widerstreben. Dort, mitten im fröhlichen Studentenleben, wo manch scherzhaftes Gedicht ihm bereits gelungen, entstand sein bestes Lied. Sein Neffe Klaiber erzählt, daß der schwermütige Gesang eines Landmädchens, den er von seinem Zimmer aus vernommen, ihn dazu angeregt — „wie von einem tiefen Hauch der Ahnung betroffen dichtet er im Angesicht der Morgenröte, die den Himmel färbt, in einem Zuge das Lied, das für ihn selbst so prophetisch werden sollte, vom „Morgenrot, dem Boten frühen Todes". Dieses von ihm „Reiters Morgengesang" betitelte Lied ist wie sein anderes „Soldatenliebe" (Steh' ich in finstrer Mitternacht) völlig zum Volksliede geworden. Übrigens klingen darin die ersten zwei Strophen des alten Volksliedes: „Ach wie bald schwindet Schönheit und Gestalt!" 2c. zum Teil wörtlich wieder: auch die Melodie ist bei beiden Liedern dieselbe. Im Hause des Kriegsratpräsidenten Freiherrn von Hügel, in das er 1824 als Erzieher eintrat, schrieb er für seine Zöglinge die Märchen nieder, die heute noch alt und jung so gern liest. Vom Februar 1825 an entstanden in rascher Reihenfolge seine anderen Dichtungen: „Memoiren des Satans," eine geistreich-burleske Geschichte, zu der ihn wohl die Hoffmann-Callotschen Nachtstücke (S. 205) anregten; „der Mann im Monde," eine nachahmende Verspottung des damals vielgelesenen leichtfertigen Romanschriftstellers Clauren

Märchen.

(Hofrat Heun in Berlin), die er unter dessen Pseudonym veröffentlichte und später durch seine geistreiche „Kontrovers-Predigt“ in wünschenswerter Weise ergänzte; seine Novellen, unter denen „das Bild des Kaisers“ eine kleine Perle von bleibendem Werte ist; die „Phantasieen im Bremer Ratskeller“, endlich sein historischer Roman „Lichtenstein“, der uns die Zeit des Herzogs Ulrich von Württemberg gemütlich warm und fesselnd vorführt (vgl. Beilage 27). Seiner Zeit mit großem Beifall aufgenommen hat derselbe trotz mancher Schwächen noch heute seine Anziehungskraft besonders für die Jugend nicht verloren. Eine reiche dichterische Zukunft schien Hauff verheißen zu sein; man erblickte in ihm einen deutschen Walter Scott — aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, die Erwartungen, die sein Vaterland von ihm hegte, zu erfüllen. Nachdem er im Februar 1827 seinen Hausstand gegründet, im Sommer Vorstudien zu einem neuen Roman gemacht hatte, zu dem der Tirolerkrieg von 1809 den geschichtlichen Hintergrund bilden sollte, schied er bereits am 18. November 1827 im „raschen Sturm eines tückischen Fiebers“ plötzlich dahin, nachdem ihm noch acht Tage zuvor mit der Geburt eines Kindes die Krönung irdischen Glückes zu teil geworden.

Lichtenstein.

Abb. 142. Wilhelm Hauff. Gemalt von J. M. Holder. Unterschrift eines Briefes vom 10. 2. 1827 an Dr. Pauer. († Georg Kestners Autographensammlung.)

Endlich sei des Mannes gedacht, der lange unterschätzt, jetzt erst mehr und mehr in seiner Bedeutung erkannt wird:

Eduard Mörike.

Eduard Mörike, eines Arztes Sohn, am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, kam nach seiner Konfirmation auf das Seminar zu Urach und von dort auf das Tübinger Stift, wo er aber mehr die alten Klassiker und Goethe als Theologie studierte. Doch bestand er seine Prüfung und trat, nachdem er die Beschwerden des Vikarlebens kennen gelernt hatte, ins Pfarramt zu Cleversulzbach, das er indes 1844 wegen andauernder Kränklichkeit aufgeben mußte. Sein inneres Leben blieb nicht ohne schwere Kämpfe und Liebesleid, deren Überwindung er in der Dichtkunst suchte, die mehr und mehr seines Lebens Inhalt ausmachte. Nachdem er sieben Jahre privatisiert, trat er als Lehrer der deutschen Literatur

Vom Thurme wo ich oft gesehen
hernieder auf ein schönes Land
Vom Thurme fremde Fahnen wehen
wo meiner Ahnen Bauer stand.
Der Väter Hallen sind gebrochen,
gefallen ist des Edeln Loos,
es birgt besiegt und ungerochen
sich in der Erde tiefen Schoos.

Und wo einst in des Glückes Tagen
mein Jagdhorn läute durchs Gefild
da meine Feinde gräßlich jagen
sie hetzen gar ein edles Wild
Ich bin das Wild auf das sie birschen
die Bluthund' wetzen schon den Zahn
sie dürsten nach dem Schweiß des Hirschen
und sein Geweih steht ihnen an.

Das Lied des Geächteten („Vom Turme, wo ich oft gesehen").
Aus Wilhelm „Hauffs Lichtenstein" (II, V).

Nach des Dichters eigenhändiger Niederschrift (S. 50. 51) im Besitz der Frau Professor Klaiber in Stuttgart.

Verlag von Velhagen & Klasing Bielefeld und Leipzig

Die Mörder sah in Berg und Haide
auf mich die Armbrust aufgespannt,
Drum in der Bettler rauhem Kleide
durchschleich' ich Nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr sonst eingeritten,
und meinen hohen Gruß entboth
Da klopf' ich schüchtern an die Hütten
und bettle um ein Stückchen Brod.

Ihr warft mich aus dem eig'nen Throne
doch einmal klopf' ich wieder an,
Drum Muth! noch ist nicht all verloren
ich hab' ein Schwerdt und bin ein Mann.
Ich wanke nicht;* ich will es tragen,
und ob mein Herz darüber bricht
so sollen meine Kinder sagen:
er war ein Mann und wankte nicht.

*) wahrscheinlich Anspielung auf das Wappen von Würtemberg. vergl. Anm. 9.

in das Katharinenstift zu Stuttgart, dem er bis 1866 angehörte. Seitdem lebte er im Ruhestand. Der 4. Juni 1875 war sein Todestag.

Abb. 143. Eduard Mörike. Nach einer Photographie.

Gleich Uhland und Kerner ging Mörike aus der Romantik hervor, die namentlich in seinem Roman „Maler Nolten" hineinspielt, der sonst zu den Epigonen von Goethes „Wilhelm Meister" gehört und die Entwickelung des Helden durch die Liebe zum Vorwurf hat. Im Alter machte sich Mörike an eine Umarbeitung seines Jugendwerkes, die nach seinem Tode Julius Klaiber mit pietätvoller Hand ergänzt und vollendet hat (1877). Auch in seinen Balladen ist der romantische Zug wahrzunehmen, oft verschwimmen die Gestalten im Unklaren und Nebelhaften. Sehr schön ist dagegen seine Romanze: „Schön-Rohtraut", die in ihrem knappen Ausdruck durchweg an Goethe erinnert. (Vgl. Beilage Nr. 28.) — Seine humoristisch-idyllischen Dichtungen sind ungemein ansprechend. „Der alte Turmhahn", durch Ludwig Richters reizende Illustration erst recht zur Geltung gekommen, ist da besonders zu nennen, demnächst seine „Idylle vom Bodensee". Unter seinen humoristisch-phantastischen Märchen ist eines der lustigsten „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", in welchem die durch Moritz Schwinds Umrisse gezierte „Historie von der schönen Lau" vorkommt. Ein tiefes musikalisches Verständnis zeigt sich in der ansprechenden Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", die, obgleich frei erfunden, den großen Tondichter zeigt, wie er leibt und lebt. Vor allem aber geht durch seine Lieder ein tiefer, seelenvoller Ton. Storm schildert den Eindruck, den die Gedichte des ihm innerlich verwandten Schwaben auf ihn gemacht, so: „Man sah durch sie wie durch Zaubergläser in das Leben des Dichters selbst hinein; man hatte den Wunsch, die besonnten Rebenhügel, die heimlichen Waldplätze oder stillen Dorfseiten aufzusuchen, denen sie entstammt sind, in des Dichters Pfarrgarten einzutreten und bei ihm selber vorzusprechen. — Da war Tiefe und Grazie und deutsche Innigkeit, verschmolzen oft mit antiker Plastik, der rhythmisch bewegte Zug des Lieds und doch ein klar umrißnes Bild; die idyllischen, von anmutigstem Humor getragenen Stücke von farbigster Gegenständlichkeit und doch vom Erdboden losgelöst und in die reine Luft der Poesie hinaufgehoben." Manche wie „Das verlassene Mägdlein" haben die Frische und Unmittelbarkeit eines Volksliedes:

Abb. 144. Ein Schattenriß Eduard Mörikes. Von Paul Konewka. Aus J. Bächtold, Briefwechsel zwischen M. von Schwind und Ed. Mörike.

Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so darein,
In Leid versunken.

Plötzlich da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Vortrefflich lernt man den liebenswürdigen Dichter aus seinem „Briefwechsel mit Theodor Storm und Moritz von Schwind" kennen. Die Summa seines Lebens hat er in seinem Gebet ausgesprochen:

Herr, schicke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.
Wolleſt mit Freuden
Und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überschütten,
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Auf Mörikes Grab legte Karl Gerok eines seiner schönsten, für beide Dichter charakteristischen Gedichte nieder [„Im Juni war's"], aus dem ich folgende Verse heraushebe:

So lang' ein Dichterhaupt sich sinnend senkt,
Die Stirn umspielt mit wonnevollen Träumen,
Und Phantasie den weißen Zelter lenkt
Ins Feenland mit losen, lockern Zäumen —
So lange leben deine Lieder fort,
Darin Natur ihr Schweigen selbst gebrochen,
Weil du belauscht so manch geheimes Wort,
Das mit sich selbst im Traume sie gesprochen.

Gründliche Biographien Mörikes lieferten 1902 Maync und Fischer.

Hermann Kurz.

Mörikes geistesverwandter Freund und ein von ihm vielfach beeinflußter Dichter war **Hermann Kurz** (geb. am 30. Nov. 1813 in Reutlingen, † den 10. Oktober 1873 als Bibliothekar in Tübingen), dessen gesammelte Werke Paul Heyse 1874 mit einer Biographie des Dichters herausgab. Die bleibendste seiner Dichtungen ist der Geschichtsroman: „Schillers Heimatsjahre" (1843), der eigentlich „Heinrich Roller" hätte heißen sollen. Er bietet ein treues Bild des schwäbischen Lebens, Dichtens und Trachtens im vorigen Jahrhundert dar. Daran reihen sich zwei ebenbürtige Erzählungen aus dem schwäbischen Volksleben: „Der Sonnenwirt", ein würdiges Seitenstück zu Kleists Michael Kohlhas, und „der Weihnachtsfund". Auch als Übersetzer [Tristan und Isolde (I, 110), Ariost ꝛc.] hat er Meisterhaftes geleistet.

Mit den schwäbischen Dichtern mannigfach verwandt in Liederton und Liedesart, wenn auch in vielen Stücken durchaus eigenartig, war ein Dessauer, **Wilhelm Müller**, der Vater des berühmten Sprachforschers Max Müller.

Wilhelm Müller.

In **Wilhelm Müller** (zu Dessau am 7. Oktober 1794 als der Sohn eines allgemein geachteten Bürgers geboren) erwachte früh die Sangeslust. In seinem vierzehnten Jahre hatte der frei entwickelte und für sein Alter schon weitgereiste Knabe einen ganzen Band Poesie wie zum Drucke fertig gestellt. Derselbe enthielt

Schön-Rohtraut

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was thut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Thut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und jagen freute mich sehr.
– Schweig' stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
– Schweig' stille, mein Herze!

Eduard Mörikes „Schön-Rohtraut" (1838).
Nach der eigenhändigen Niederschrift, von Richard Weitbrecht im „Daheim" 1891 mitgeteilt.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: mir ists vergunnt,
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund
– Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
Es jauchzt der Knab in seinem Sinn
Und würdst du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
– Schweig stille, mein Herze!

Ged:
[illegible] d 31. März 1838 Morgens im Bette

Elegien, Oden, kleine Lieder, auch ein nach einem Roman gearbeitetes Trauerspiel. Bei einer Feuersbrunst, durch welche, wie mir Max Müller mitteilte, seines Vaters Bibliothek zerstört wurde, gingen auch diese dichterischen Erstlinge zu Grunde. Auf der Universität zu Berlin, die er 1812 als achtzehnjähriger Jüngling bezog, studierte er zwei Semester klassische Philologie und Geschichte. Nach zweijähriger Unterbrechung aus dem Freiheitskriege, den er als preußischer Soldat in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Kulm mitmachte, dahin zurückgekehrt wandte er sich aber, angeregt durch Zeune und Jahn, mit kühner Schwenkung der altdeutschen Sprache und Literatur zu und trat als Mitglied in die Berlinische Gesellschaft für deutsche Literatur. Die von ihm 1816 herausgegebene „Blumenlese aus den Minnesingern" zeugte von dem Fleiß seiner Studien und enthielt manche gute Übertragung mittelhochdeutscher Dichtungen. Daneben aber fehlte es auch an eigenen Liedern nicht.

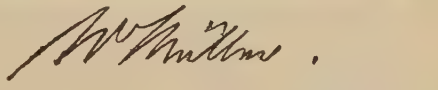


Abb. 145. Wilhelm Müller. Nach der Handzeichnung von Wilhelm Hensel, im Besitz Max Müllers in Oxford. Unterschrift eines Briefes W. Müllers aus Dessau, 15. 6. 1820 an Karl Förster in Dresden, im Besitz Max Müllers.

Schon im Sommer 1814 war Müller mit einigen jungen Männern, die er während des Feldzuges kennen gelernt, zu einem dichterischen Bunde zusammengetreten. Die Stifter dieses Bundes, Graf Friedrich von Kalkreuth, der Sohn des bekannten Feldmarschalls, und der Maler Wilhelm Hensel, welcher das mir von Max Müller mitgeteilte Jugendbildnis des Dichters gezeichnet hat, erkannten bald in ihm ihr hervorragendstes Talent und ernannten ihn zum Ordner ihrer Vereinigung. Die „Bundesblüten", welche sie 1815 herausgaben, brachten seine ersten uns erhaltenen Gedichte.

In den literarischen Kreisen der Hauptstadt wurde der junge Dichter gern gesehen. Durch dieselben wurde er zu weiterem dichterischen Schaffen angeregt. Wie Max Müller erzählt, entstand sein Liedercyklus: „Die schöne Müllerin" in diesen Kreisen. Befreundete Männer und Frauen, darunter Fouqué, Tiedge, Hensel und dessen Schwester, die fromme Dichterin Luise, und vor allem Hedwig v. Staegemann († 1891 als Frau v. Olfers), welche die „schöne Müllerin" war, hatten die Rollen dieses Liederspieles unter sich verteilt, wobei dem Dichter die des Müllerburschen zugefallen war. Damals ahnten wohl weder er noch seine Freunde, welch eine Verbreitung diese anmutigen, Liebesjubel und Liebesweh lebensfrisch schildernden Lieder („Ich schnitt'

Schöne Müllerin.

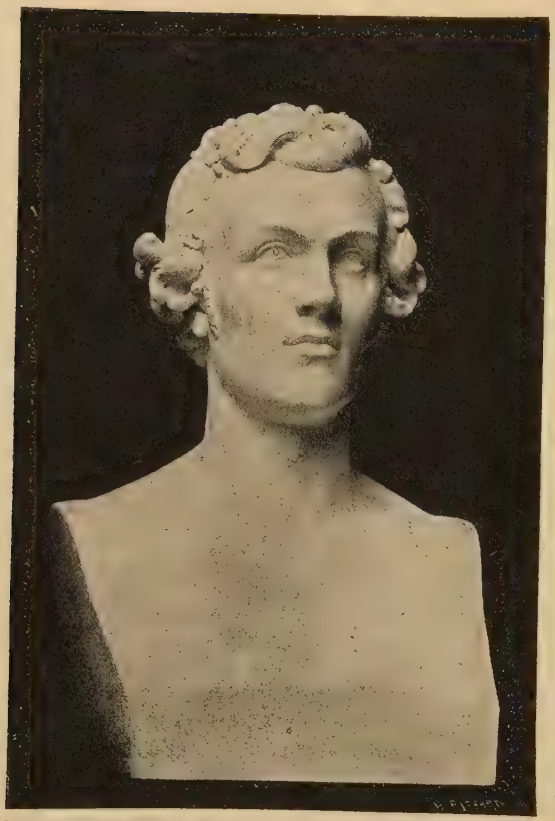


Abb. 146. Wilhelm Müller, der Dichter der Griechenlieder. Nach einer Photographie der aus griechischem Marmor von Hermann Schubert gemeißelten, am 30. September 1890 in Dessau errichteten Kolossalbüste.

es gern in alle Rinden ein", „Bächlein, laß dein Rauschen sein" 2c.) einst durch Franz Schuberts geniale Kompositionen gewinnen würden. Eine wissenschaftliche Reise, die er nach vollendeter Studienzeit (1817) als Begleiter der Barons, später Grafen Sack über Wien nach Italien machte, gab seiner Dichterphantasie neue Anregung. Die „Epigramme aus Rom", die „Lieder aus dem Meerbusen von Salerno", die „Ständchen in Ritornellen aus Albano" sind poetische Früchte seiner italienischen Wanderungen. Aus der berauschenden Zeit des italienischen Natur- und Kunstgenusses, den er seit Ostern 1818 nach der freiwilligen Trennung vom Grafen Sack allein ausgekostet, kehrte der Dichter in die Vaterstadt zurück, wo er sich anfangs mit einer kleinen Stelle als Lehrer des Lateinischen und Griechischen an dem neuerrichteten Gymnasium begnügen mußte, aber bald darauf, mit Beibehaltung einiger Stunden höheren Gymnasialunterrichtes, zum herzoglichen Bibliothekar ernannt wurde. Im Mai 1821, am Tage der silbernen Hochzeit seiner Schwiegereltern, gründete er den eigenen Herd mit Adelheid Basedow, einer Enkelin des bekannten Pädagogen.

Griechenlieder.

In demselben Jahre erschienen seine „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" und kurze Zeit hernach das erste Heft seiner „Griechenlieder". Die Jugendbegeisterung, die ihn 1813 in den Kampf geführt, strömte aus den fremdklingenden, feierlichen Weisen hervor, und manches seiner Lieder erschien wie der Widerhall der patriotischen Dichtung von damals. So erinnert das Lied vom „Kleinen Hydrioten" unverkennbar an Moritz Arndts „Schwur des deutschen Knaben Robert".

Innig vertraut mit der Sprache und den Volksliedern des neuen wie des alten Hellas vermochte Wilhelm Müller den eigenen Griechenliedern, die den Ereignissen der großen Erhebung Schritt für Schritt folgten, den schwungvollen Ausdruck der Wahrheit und Natürlichkeit und die eigentümliche lokale Färbung zu geben, welche sie vor allen anderen wirkungsvoll machten. Ähnlich der deutschen Freiheitsdichtung ging durch sie ein religiöser Ton von tiefster Überzeugung. In dem Lied des Trostes heißt es:

„Mit uns, mit uns ist Gott der Herr; drum Brüder, zaget nicht,
Wenn über unsern Häuptern auch die Wetterwolke bricht,
Die Donnerpfeile niederschießt und rote Flammen speit!
Mit uns, mit uns ist Gott der Herr — zum Zagen ist nicht Zeit!

Nach der Ansicht Max Müllers wurden die Griechenlieder „damals eine geistige Macht, die der griechischen Sache mehr nützte als manche sogenannte Bundesgenossen, und die den väterlichen Regierungen der damaligen Zeit große Besorgnisse einflößte", so daß die letzten Lieder von der Censur unterdrückt wurden und erst lange nach dem Tode des Dichters veröffentlicht werden konnten. Die Griechen haben ihren deutschen Freund nicht vergessen. Als man im Jahre 1883 in seiner Vaterstadt Dessau den ersten Aufruf zu einem Denkmal für ihn erließ, sandte die griechische Regierung den dafür erforderlichen Marmor vom Penthelikon und Taygetos, und mehrere hohe wissenschaftliche Institute des Königreiches, u. a. die Universität von Athen, vereinigten sich mit zahlreichen griechischen Privatkreisen zu ansehnlichen Geldbeiträgen.

Im Jahre 1824 folgte ein zweites Bändchen der Waldhornistenlieder u. d. T. „Lieder des Lebens und der Liebe", die zumeist in der idyllischen Umgebung seiner Vaterstadt entstanden waren. Alljährlich wurde das Dessauer Stilleben durch eine kürzere oder längere Reise unterbrochen. Am liebsten ging Müller nach Dresden, wo er bei seinem alten Freunde Kalkreuth wohnte und mit Ludwig Tieck und Karl Maria v. Weber u. a. in nahe Beziehungen trat. Dort entstand 1824 in Kalkreuths Villa Grassi sein prächtiger „Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden". Durch alle Lieder dieses Kranzes jauchzt und jubelt es in froher Lenzesluft und ladet unwillkürlich zum Mitjubeln und Mitsingen ein, sei es, daß der Dichter den Frühlingseinzug: „Die Fenster auf, die Herzen auf —", sei es, daß er die Kinderlust: „Nun feget aus den alten Staub", in hellen Tönen begrüßt, sei es, daß er in dem „Frühlingsmahl" die Blicke emporlenkt zu „dem guten reichen Wirt des Himmels und der Erden" und den Himmelspilger auffordert „selig niederzusinken aufs Knie" und zu danken. Frühlingskranz.

Zuweilen gingen Müllers Reisen auch in weitere Ferne, und keine blieb ohne dichterische Frucht. Die „Muscheln von der Insel Rügen", die „Lieder aus Franzensbad bei Eger" zeugen von solchen Ausflügen. In die Bäder von Eger hatten ihn die Folgen eines Keuchhustens geführt, an dem er im Frühjahr 1826, von seinen Kindern angesteckt, litt. Die Kur war ihm sehr gut bekommen, und fröhlich reiste er mit seiner Frau heimwärts über Wunsiedel und Bayreuth, wo er jedes Plätzchen aufsuchte, das an Jean Paul erinnern konnte. Der Rückweg führte die Gatten über Nürnberg und Bamberg nach Weimar, wo sie Goethe an seinem Geburtstage, dem 28. August, ihren Besuch machten. Max Müller erzählt davon das Folgende: Bei Goethe.
„Ich habe oft von meiner Mutter gehört, daß Goethe den jungen Dichter etwas kalt empfing und daß sich zwischen ihnen eine gewisse Meinungsverschiedenheit gezeigt in Bezug auf die griechischen Volkslieder, welche Fauriel gesammelt, und die Müller 1825 ins Deutsche übersetzt herausgegeben hatte. Als Goethe sich erkundigte, was für eine Geborene die junge, schöne Frau sei, antwortete dieselbe: „Exzellenz sollten das eigentlich riechen! Ich bin die Enkelin des ‚Propheten rechts oder links' (S. 25), Ihres alten Freundes Basedow, dessen Tabak und Stinkschwamm Ihnen im Jahre 1774 so viel Kummer bereiteten." Der alte Herr lachte, war aber gerade an seinem Geburtstage zu sehr mit sich selbst und seinen hohen Gästen beschäftigt, um ein eingehenderes Gespräch mit jedem einzelnen anzuknüpfen.

Die Wirkung der Bäder von Eger war eine so nachhaltige, daß er im Winter Novellen.
von 1826/27 sich ununterbrochen mit seinen verschiedenartigen Arbeiten beschäftigen konnte. Neben literarischen Artikeln schrieb er ein paar Novellen („der Dreizehnte" und „Debora") und gab den dritten Band seiner Waldhornistenlieder

unter dem Titel: „Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge“ heraus. Dies sollte der Abschluß seiner dichterischen Tätigkeit sein, denn im Frühjahr 1827 fing er aufs neue an zu kränkeln. Bald danach saß er wieder mit seiner Frau im Postwagen: eine Erholungsreise an den Rhein sollte die Badekur vertreten. Nachdem sie in vollen Zügen die Schönheit des herrlichen Stromes genossen, fuhren sie über Frankfurt nach Stuttgart, wo sie bei Gustav Schwab einkehrten und mit ihm wie Uhland und Hauff fröhliche Tage verlebten.

Auf der Rückreise hatte Müller mit Justinus Kerner eingehende, ahnungsreiche Gespräche „von des Erdentraumes kurzen Stunden. Vom Tag, wo unser Innerstes erwacht, Vom Wiedersehn in beßrer Welten Pracht“ — wie der Weinsberger Magus es später in einem Gedicht „auf den Besuch Wilhelm Müllers“ ausdrückte, der es wohl nicht ahnte, wie nahe er der „beßren Welten Pracht“ schon sei.

Müllers Tod.

Zwei Wochen später, nachdem er noch fünf glückliche, heitere Tage in dem lang entbehrten traulichen Heim mit Weib und Kindern verlebt hatte, traf ihn am Sonntag den 30. September vor Mitternacht im Schlaf ein Herzschlag. Acht Tage vor seinem 33. Geburtstage war er ohne Abschied von den Seinigen hinübergeschlummert. Uhland hatte dem Dichtergenossen beim Abschied sein schönes Lied: „Künftiger Frühling“ ins Stammbuch geschrieben:

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht.
Auch jener große, klare —
Getrost! er fehlt dir nicht.

Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Das klingt wie eine Prophezeiung auf Müllers frühen Tod; zugleich aber erinnert es an die Frühlingspoesie des so jung von uns Geschiedenen, die bei aller jugendfrischen Fröhlichkeit doch oft von einer ernsten Stimmung durchweht wird. „Das Erkennen des Schönen im Unbedeutenden,“ sagt sein Sohn, „des Großen im Kleinsten, des Wunderbaren im Alltäglichen, ja, diese Ahnung des Göttlichen bei jedem irdischen Genuß, dies ist es, was den kleinen Liedern Wilhelm Müllers ihren eigenen Reiz verleiht.“ Auch sonst finden sich manche gemeinsame Züge bei Uhland und Müller. Beide liebten es, aus bestimmten Rollen heraus zu dichten. Wie Uhland verstand es auch Müller, sich lebendig hinein zu versetzen in das Leben und Treiben aller Personen, die er dichterisch vorzuführen wünschte. In den Müllerliedern ist er der Müllersknecht, in den Wanderliedern der Wanderbursch, in den Jägerliedern der Jäger, in den Trinkliedern der Zecher. Durch alle seine Lieder pulsiert ein inniges Mitgefühl des Menschen für den Menschen, und der natürliche, gemütsinnige, oft schalkhafte Ton, in dem er es zum Ausdrucke bringt, gewinnt die Herzen und macht es erklärlich, daß so viele seiner Lieder zu Volksliedern geworden, daß sie fast alle singbar und mehrfach in Musik gesetzt sind. Er selbst hatte diesen Erfolg mit Schmerzen ersehnt und erhofft. „Ich kann weder spielen noch singen,“ klagt er einmal in seinem Tagebuche, „und wenn ich dichte, so singe ich doch und spiele auch. Wenn ich die Weisen von mir geben könnte, so würden meine Lieder besser gefallen als jetzt; aber getrost, es kann sich ja eine gleichgesinnte Seele finden, die die Weise aus den Worten heraushorcht und sie mir zurückgibt.“ In reichem Maße hat sich dieser Wunsch erfüllt. Außer Franz Schubert haben Friedrich Schneider, Methfessel u. a. die Weisen aus seinen Worten herausgehorcht. Die „Griechenlieder“ sind fast verklungen und werden es auch wohl bleiben, wenn sich auch von Zeit zu Zeit das Interesse den freilich mit slavischem und albanesischem Blute stark gemischten Nachkommen des alten Kulturvolkes immer wieder zuwendet. Dagegen ertönen fort und fort seine einfachen, frischen, wie spielend entstandenen Müller-, Jäger-, Studenten-, Soldaten- und Postillonslieder aus Herz und Mund seines Volkes. Am 30. September 1890 wurde ihm in seiner Vaterstadt

Dessau ein Denkmal, von seines Landsmanns Schubert Hand, aus griechischem Marmor gemeißelt, errichtet. (Abb. 146.)

Gustav Schwab gab Wilhelm Müllers Gedichte, Novellen und vermischte Schriften im Jahre 1830 heraus und begleitete sie mit einem Lebensbilde. Eine neue Ausgabe der Gedichte seines Vaters hat Max Müller im Jahre 1868 veranstaltet.

* * *

Eine ganz eigenartige Stellung nicht nur unter den süddeutschen Dichtern, sondern in unserer gesamten Dichtung nimmt **Hebel** ein, einmal weil er es verstand, die Mundart seiner Heimat in der Poesie zur anerkannten Geltung zu bringen, dann aber weil es ihm gelang, in seinen Prosaschriften den Volkston im höchsten und besten Sinne zu treffen.

Johann Peter Hebel wurde am 10. Mai 1760 auf der Reise zu Basel geboren. Hebel. Sein eigentlicher Heimatsort war das sechs Stunden von Basel gelegene Dörfchen Hausen im Wiesental (Schwarzwald). Nach dem frühen Tode seines Vaters,

Abb. 147. Das Hebelhaus in Hausen.
Nach einer Aufnahme von Max Bittrich in Freiburg i. Br.

eines armen Webers, hatte die Mutter Mühe, sich und den Knaben ordentlich durchzubringen; dennoch gelang es ihr, ihn nach Schopfheim in die lateinische Schule zu schicken. Des Knaben reiche Begabung und redliche Anstrengung veranlaßten dann andere Gönner, ihn — nach dem Tode der treuen Mutter — auf das Gymnasium nach Karlsruhe zu schicken, von wo er 1778 nach Erlangen ging, um Theologie zu studieren. Der Mann hielt, was der Knabe versprochen: nach verschiedenen untergeordneten Stellungen (1783—1791 Präceptorsvikar in Lörrach im Wiesental) wurde er Kirchenrat und Gymnasialdirektor in Karlsruhe, und der arme Webersohn starb als Prälat und Mitglied des Oberkirchenrates und der

ersten badischen Kammer. Auf einer Geschäftsreise ereilte ihn der Tod am 22. September 1826 zu Schwetzingen.

Schon Voß hatte, wie früher (I, 379) erzählt, die Mundart dichterisch zu verwenden gesucht; seine plattdeutschen Idyllen: „De Winterawend“ und „De Geldhapers“ waren es, welche Hebel zur Nachfolge anregten. So entstanden die „Alemannischen Gedichte“, die 1803 zu Karlsruhe gesammelt erschienen. Es waren Lieder in der naiv-schalkhaften, vokalreichen Mundart des Landstriches, in welchem Hebel seine Kindheit verlebt hatte, insbesondere seiner beiden Heimatsstätten Basel

Alemannische Gedichte.

Abb. 148. Johann Peter Hebel. Gezeichnet und gestochen von Fr. Müller.

und Hausen, einer Mundart, die nach seiner eigenen Untersuchung „in dem Winkel des Rheines zwischen dem Fricktal und ehemaligen Sundgäu und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Teile von Schwaben herrscht.“ Der von ihm gewählte „Ton“ dieser Mundart ist der des ihm altvertrauten Wiesentales, mit Baslerisch vermischt. In diesen Gedichten spiegelt sich das Leben, die Denkart und Gesittung seiner Heimat und ihrer Bewohner auf das allertreueste ab, und zugleich liegt über denselben ein warmer Hauch von Poesie und tiefer Gemütsinnigkeit. Goethe begrüßte diese neue Dichtererscheinung auf das anerkennendste in der Jenaischen Literaturzeitung. Er rühmte insbesondere die „Wiese“ wegen ihrer meisterhaften

Die Wiese.

Naturschilderung. Der Dichter stellt diesen kleinen Fluß, der auf dem Feldberg entspringt, dar „als ein immer fortschreitendes und wachsendes Mädchen, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rheine vermählt". Begeistert begrüßt sie den herrlichen Strom:

Jo er ischs, er ischs, i hörs am freudige Brusche!
Jo er ischs, er ischs mit sine blauen Auge.
Mit de Schwitzerhosen und mit der sammete Chretze,
Mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch,
Mit de breite Brust und mit de chräftige Stotze (Beine),
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rots-Herr vo Basel,
Stolz in sine Schritten und schön in sine Gebehrde.

Ein gesunder, frommer Sinn spricht sich durchweg in Hebels Gedichten aus, so wenig Wesens er auch davon macht; man kann sagen: der kindliche Glaube, den der Dichter sich bis ins Alter gewahrt hat, ist der Herzschlag seiner Poesie. Hie und da mischt sich störend ein reflektierender und moralisierender Zug in den volkstümlichen Ton; ebenso wirkt der dem Mundartlichen ganz besonders widerstrebende Hexameter in einzelnen Gedichten unangenehm. Die treffliche Ausgabe von Götzinger hilft über die Schwierigkeiten hinweg, welche dem Norddeutschen die Mundart bereitet. Wer sich gar nicht damit zurecht finden kann, lese die Gedichte in Reinicks hochdeutscher Übersetzung, die zudem durch Ludwig Richters Illustrationen einen erhöhten Reiz erhalten hat. Zu seinem hundertjährigen Geburtstag (1860) feierte Viktor Scheffel den unter seinem Volke wie wenige andere fortlebenden Dichter in dessen eigenster Sprache mit einem warmen Festgruß. Darin heißt es u. a.: Scheffel an Hebel.

Se lang im Feldberggrund ne Tanne wurzlet
Und d' Wiese strömt und d' Wehre und de Rhi,
Se lang no Maidli flink und dundersnett
Und Buebe Obeds um de Lichtspohn sitze,
Wenns Marei seit: Verzehlis näumis, Atti,
Se lang weiß me vo Dir und wird me wüsse!
's ist kein meh cho, der g'sunge het wie du
So frisch vom Herzen und so heimet-treu.

Unübertroffen steht Hebel in seiner Prosa da. In seinem „Rheinländischen Hausfreund" hat er das mustergültige Ideal eines Volkskalenders geschaffen, und die in dem „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" daraus zusammengestellten Erzählungen, für deren „Rohmaterial" er dem „Rollwagenbüchlein" des Jörg Wickram (I. 242) zu manchem Danke verpflichtet ist, sind, wie Vilmar sagt, „an Laune, an tiefem und warmem Gefühl, an Lebhaftigkeit der Darstellung vollkommen unübertroffen — — sie sind die Freude der Jugend und die Unterhaltung des Alters und wie alle echte Natur- und Volksdichtung eigentlich niemals durchzulesen und auszuschöpfen". Die als Miterzähler öfters genannten Personen, „der Adjunkt" und die „Schwiegermutter", sind der württembergische Gesandtschaftssekretär Kölle und die Schauspielerin Hendel-Schütz, der in seinen Schwänken häufig vorkommende Ort Brassenheim ist Lörrach im Wiesental. Rheinländ. Hausfreund.

Im Hofgarten zu Karlsruhe und in Schwetzingen ist diesem wahren Volksfreunde und Volksdichter ein Denkmal errichtet. Ein gutes Lebensbild Hebels hat Längin geschrieben; seine Werke und seine Briefe hat Otto Behaghel herausgegeben.

Neben Hebel verdient **J. Martin Usteri** (geb. 1763 in Zürich, † 1827 in Rapperschwyl) genannt zu werden. Er dichtete in schweizerischer (Züricher) Mundart zwei Idyllen in Hexametern, „De Vikari", in welchem der Seelenkampf eines Usteri.

jungen Mädchens geschildert wird, das ihre Liebe dem Wohle des Vaters zum Opfer bringt, und „De Herr Heiri" der in den bürgerlichen Kreisen einer Schweizerstadt spielt. Von Usteris hochdeutschen Poesien hat sich der zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1796 erschienene bekannte Rundgesang „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht" bis auf unsere Zeit erhalten.

Zum Schlusse möge noch zweier anderer Schweizer gedacht werden, welche dem schwäbischen Dichterkreise meist zugesellt werden. Der erste ist **Abraham Emanuel Fröhlich** (geb. 1796 zu Brugg im Aargau, gest. 1865), dessen Fabeln den epischen Charakter meist zurücktreten lassen und oft ins Gebiet der Parabel hinüberschweifen, aber sich durch Originalität und Sinnigkeit auszeichnen. Fromme Klänge läßt er in seinen „Elegien an Wieg' und Sarg" ertönen. — Der zweite ist **Karl Rudolf Tanner** (geb. 1796 zu Leutwyl im Aargau, gest. 1849 in Aarau), der ähnlich wie Karl Mayer (S. 265) mit Vorliebe das kleine Naturbild behandelte und daneben — außer patriotischen Gedichten — manches innig fromme Lied sang.

Fröhlich. Tanner.

Von einigen elsässischen Dichtern wird weiterhin die Rede sein.

---

4. Österreichische Dichter.

Die deutsche Poesie hat seit jeher des alten Arndts Losungswort: „Das ganze Deutschland soll es sein!" verwirklicht. Schweizer und Elsässer haben in ihr stets ein ebenso unbestrittenes Heimatrecht gehabt wie Schwaben und Sachsen. Auch des Anteils Österreichs ist oft gedacht worden. Selten aber hatte nach dem Mittelalter die Poesie dort einen höheren Schwung genommen, und wo sie es versuchte, hatte es ihren Vertretern (wie z. B. Denis, I, 357) doch an der ausreichenden Kraft gefehlt, und ihre Wirkung war vorübergehend gewesen. Zumeist aber hatte sie sich in niederen Regionen bewegt, sich in Travestien (Blumauer) versucht oder die leichte volkstümliche Komödie und Lokalposse (Nestroy, Bäuerle 2c.) behandelt. Erst durch den Einfluß der romantischen Schule erweiterte sich der poetische Gesichtskreis und vertiefte sich in das poetische Streben in dem gemütlichen Österreich. Das kam zuvörderst auf dem Gebiet des Dramas zur Geltung. Die Brüder Collin (S. 187) und Grillparzer in seiner „Ahnfrau" (S. 198 f.) sind des Zeugen. Wohl vermochten die ersteren nicht durchzudringen, und über die „Ahnfrau", wie über die Schicksalstragödie insgesamt ergoß der Wiener Satiriker Castelli (1781—1843) in der Travestie: „der Schicksalsstrumpf" seinen Spott. Grillparzer aber wuchs schnell über die romantische Verirrung hinaus und schuf eine Reihe Dramen, die durchweg einen Ehrenplatz in unserer Literatur beanspruchen dürfen.

Aus der Romantik Jugendwildnis,
Wo er den ersten Kranz sich brach,
Zog ihn der ernsten Muse Bildnis
Auf vielverschlungnem Pfad sich nach.
(Heyse 1871.)

Grillparzer.

Franz Grillparzer, eines Advokaten Sohn, wurde am 15. Januar 1791 in der Kaiserstadt Wien geboren. Seine Kindheit war sonnenlos. Sein Vater war ein kalter, verschlossener Mann, seine Mutter, der er erst nach dem Tode des Vaters etwas näher trat, endete als Selbstmörderin. So wuchs er scheu und verschlossen heran, ohne je Liebe und Verständnis in seinem Elternhaus gefunden zu haben.

Auf Wunsch des Vaters hatte er Jura studiert, aber da er nach dessen Tode die einzige Stütze seiner Mutter und Geschwister war, mußte er seine Studien unterbrechen; nachdem er durch Privatstunden und dann als Hauslehrer die Mittel zu ihrem Unterhalt erworben hatte, bekam er 1813 eine untergeordnete Stelle bei der kaiserlichen Hofkammer, in welcher er durch die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Vorgesetzten viel zu leiden hatte. Während er in seiner amtlichen Laufbahn nur langsam vorwärts kam, war er fortwährend darauf bedacht, die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen. Mit großem Eifer studierte er Geschichte und Literatur. Insbesondere zogen ihn die spanischen Dramatiker sehr an, und er hat später in seinen „Studien zum spanischen Theater" bewiesen, mit welchem Fleiß er sich in dieselben vertiefte. Erst nach zehnjähriger Amtstätigkeit rückte er zum Hofkonzipienten auf, und zehn Jahre später wurde er Archivdirektor bei der Hofkammer. Auf diesem ihm wenig zusagenden Posten, der durch das Metternichsche Regierungssystem und allerhand daraus sich ergebende Konflikte noch unleidlicher gemacht wurde, mußte er dreiundzwanzig Jahre aushalten. 1856 trat er in den Ruhestand mit dem Titel eines Hofrates und einer Pension von 2000 Gulden. Die Einförmigkeit dieses trübseligen Beamtenlebens wurde durch verschiedene Reisen nach Italien und Deutschland, nach der Türkei und Griechenland unterbrochen. In Weimar wurde er von Goethe zuerst sehr kalt und steif empfangen. Bei dem zweiten Besuche kam ihm der Altmeister aber sehr liebenswürdig und warm entgegen. „Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen," erzählt Grillparzer davon. „Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der Mann, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstand beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Tränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskieren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn nach späterer Versicherung der Gäste seit langem nicht gesehen hatte." Rechte Befriedigung brachte ihm aber keine dieser Reisen, da mancherlei widrige Umstände Schatten darüber breiteten. So mußte er in Italien bei dem hohen Herrn, den er begleitete, Dienste als Krankenpfleger leisten; in Griechenland erlebte er den Aufstand wider König Otto, durfte sich als Deutscher kaum auf die Straße wagen und mußte rasch den Rückzug antreten.

Abb. 149. Franz Grillparzer.
Nach dem Miniaturgemälde von Moritz Michael Daffinger.

In diese schweren Jahre, die den meisten Menschen alle Lust an der Poesie verleidet hätten, fällt Grillparzers reiches dichterisches Schaffen.

Nach mehreren kleinen dramatischen Versuchen entwarf und schrieb er innerhalb sechzehn Tagen die früher besprochene „Ahnfrau" (S. 198 f.), welche 1817 erfolgreich über alle Bühnen Deutschlands ging. Bereits im April 1818 folgte ein zweites Drama, das klassische Trauerspiel: **„Sappho"**, das — von dem Erstlingswerk grundverschieden — einen großartigen Fortschritt bekundet. Die Heldin dieses Stückes ist die im Altertum von den Zeitgenossen ebenso hoch verehrte wie in der attischen Komödie stark verunglimpfte griechische Dichterin Sappho (zwischen 628 und 568 v. Chr.), von der eine Tradition erzählt, sie habe sich vom leukadischen Felsen ins Meer gestürzt, weil ein Jüngling Phaon ihre Liebe verschmähte und mit Untreue belohnte. Aus diesem anekdotenartigen Stoff hat Grillparzer ein ergreifendes Seelengemälde geschaffen, das den Zwiespalt zwischen Dichtung und Leben zur lebendigsten Anschauung bringt. Als die alternde Frau erkennt, daß der von ihr geliebte Jüngling sie wohl verehrt, aber mehr als Dichterin denn als Weib, also doch in Wahrheit ihr Gefühl nie erwidert hat, daß er deshalb nicht schuldig zu nennen ist, wenn er ihre anmutige Dienerin Melitta ihr vorzieht, gerät sie wohl zuerst in leidenschaftlichen Zorn, dann aber überwindet sie ihr Herz, segnet das junge Paar und stürzt sich mit Purpurmantel und Lorbeer, die goldene Leier in der Hand, vom Felsen in die Meeresfluten, um ganz den Göttern anzugehören.

Sappho.

Erst 1821 trat er mit einer neuen dramatischen Dichtung vor die Öffentlichkeit. Es war **„das goldene Vließ"**, eine Trilogie, welche Goedeke also charakterisiert: „Die Friedlosigkeit der schuldbeladenen Brust ist das Thema dieser gewaltigen Dichtung, die, in weiten, großen, fast gigantischen Zügen angelegt, in der Ausführung so kurz und knapp gehalten ist, daß der Dichter sich fast auf die Angelpunkte der Handlung beschränkt, ohne deshalb, wo es erforderlich, dem vollen, tiefen, schweren Strome der Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften zu wehren."

Das goldene Vließ.

Die Königstochter Medea, des Aietes dämonische Tochter, ist die Heldin der drei Dramen, aus denen „das goldene Vließ" besteht. Mit der Ermordung des Gastfreundes ihres Vaters, des Phryxus, im düster nebelhaften Kolchis, das ihre Heimat ist, hebt ihr grauses Geschick an. Unter dem Fluche des von Aietes Ermordeten, der dorthin gekommen, um das goldene Vließ dem Gotte des Landes zu weihen, bricht sie zusammen, und alle Furien reißen sie von dem Hause des verbrecherischen Vaters hinweg. Am Meere haust sie fortan in einem einsamen Turm. Dort findet sie Jason, der Führer der Argonauten, welcher mit der Blüte der hellenischen Jugend herbeigeeilt ist, um den Ermordeten zu rächen und das Heiligtum den Barbaren zu entreißen. Sie folgt dem fremden Mann, der um sie wirbt, in wildester Liebesglut — ein willenloses Eigentum — auf sein schnellruderiges Schiff, nachdem sie ihm mit ihrer Kunst noch über die Schrecken der Drachenhöhle, in der das goldene Vließ bisher gelegen, hinweggeholfen hat. Nun lastet des Phryxus Fluch, der am Besitz des strahlenden Vließes haftet, auch auf ihr: des eigenen Vaters Fluch kommt dazu. Er ruft ihr nach:

I. Der Gastfreund.

II. Argonauten.

Nicht sterben sollst du, leben,
Leben in Schmach und Schande, verstoßen, verflucht,
Ohne Vater, ohne Heimat, ohne Götter!
Du hast mich betrogen, verraten;
Nicht mehr betreten sollst du mein Haus!
Ausgestoßen sollst du sein wie das Tier der Wildnis,
Sollst in der Fremde sterben, verlassen, allein.

III. Medea.

Der doppelte Fluch weicht hinfort nicht mehr von dem unglücklichen Weibe. Ihr düsteres, unheimliches Wesen, ihre angeborene Wildheit, die Fremdartigkeit ihrer

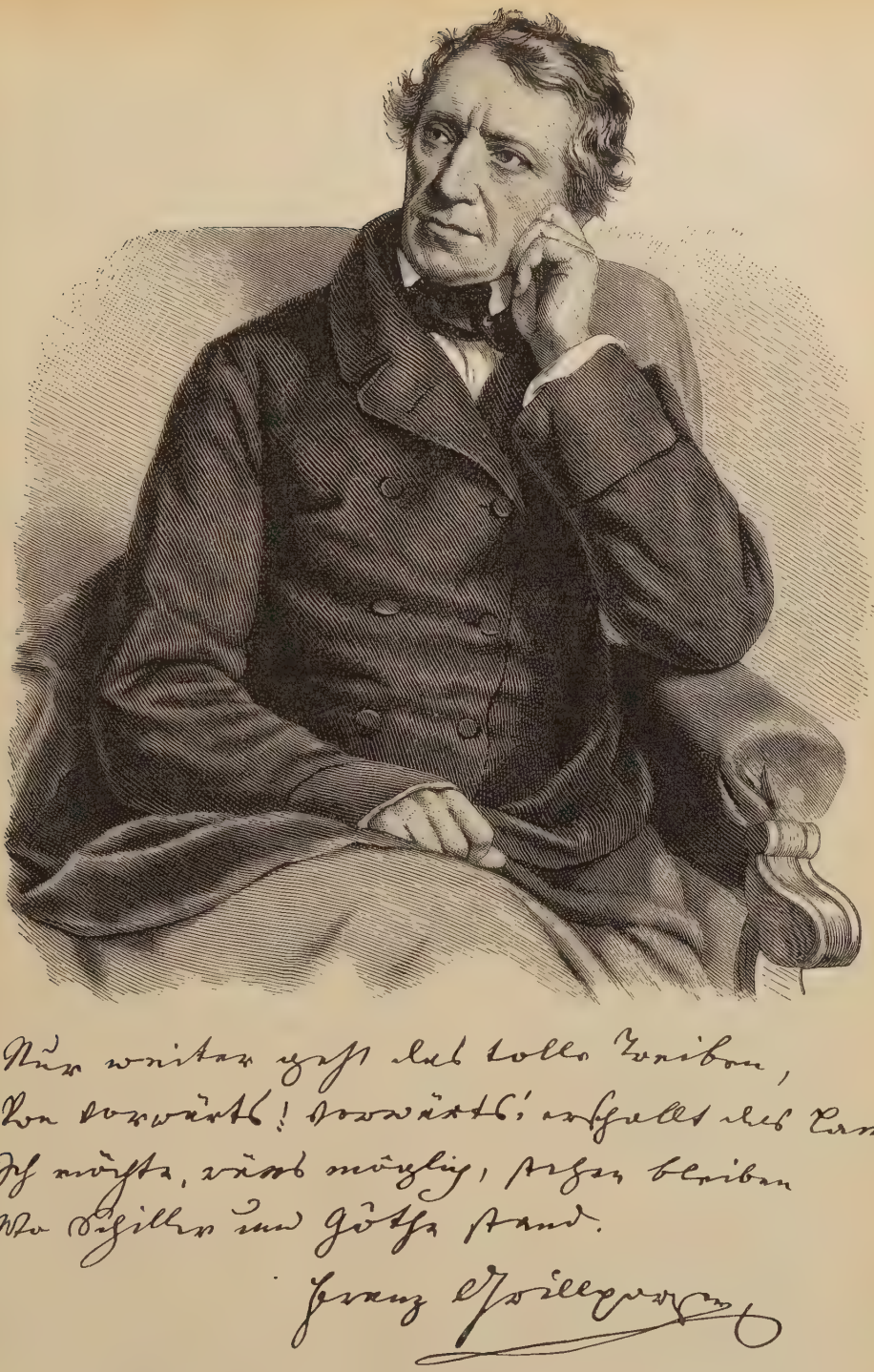


Abb. 150. Franz Grillparzer. Nach dem Leben gemalt von Kriehuber im Jahre 1858.

Sitten scheuchen jedermann von ihr zurück, ja entfremden ihr auch den Gemahl, der sie einst im Übermut seiner Jugend entführte, ohne zu bedenken, was er tat. Sie leidet schwer darunter, aber vergeblich kämpft sie gegen ihr eigenes Wesen, vergeblich ist es, daß sie vor den Toren Korinths ihr Zaubergerät, das entsetzliche Vermächtnis ihrer Mutter, und das goldene Vließ, den noch entsetzlicheren Erwerb ihres Gemahls, in festgefügter Truhe vergräbt. Vergeblich spricht sie:

Der Nacht, die sie gebar, geb' ich sie wieder,
Und schwach, ein schutzlos, hilfsbedürftig Weib,
Werf' ich mich in des Gatten offne Arme.

Es ist zu spät. Bora, ihre Amme, spricht nur die Wahrheit, wenn sie ihr zuruft:

Ein Greuel bleibt die Kolcherin dem Volke,
Ein Schrecken die Vertraute dunkler Mächte.
Wo du dich zeigst, weicht alles scheu zurück
Und flucht dir!

Immer weiter reißt die Kluft zwischen ihr und Jason, in dessen Brust dazu noch eine alte Neigung zu Kreusa, der Tochter des Königs Kreon, neu erwacht. Als Medea dessen gewiß wird, ist es um ihre mühsam erstrebte Fassung geschehen. — Das alte heidnisch-dämonische Wesen erwacht wieder in ihr, Eifersucht und Durst nach Rache lodern empor, und als nun vollends auch die eigenen Kinder sie verleugnen, schreitet die furchtbar unselige Frau zum Äußersten und vollbringt das Ungeheuerste an ihren Feinden und an sich selber. Die Königsburg geht in denselben Flammen zu Grunde, welche aus einem Goldgefäß, dem verderblichen Geschenke Medeas, emporlodernd ihre Nebenbuhlerin verzehrt haben. Dann fallen von der Hand der Mutter — Jasons und ihre eigenen Kinder. Nichts wird aus dem Brand der Königsburg gerettet; nur das goldene Vließ, das Medea vorher wieder ausgegraben und dem König heuchlerisch geschenkt, um sich die Wege zur Rache zu bahnen, hebt sie unverletzt und strahlend aus dem Schutt empor. Um die Schulter schlägt sie es und entflieht freudlos der Stätte des Verderbens, um in Delphi dem Gotte zurückzugeben, was Phryxus einst von ihm empfing, und ihr ferneres Geschick den dortigen Priestern anheimzustellen.

Ottokars Glück und Ende.

Mit glänzendem Erfolge war das „Goldene Vließ" am Wiener Hofburgtheater aufgeführt worden. Auch über sämtliche deutschen Bühnen nahm es ebenso wie zuvor die „Sappho" siegreich seinen Weg. In Wien errang nicht minder das nächste Stück: „Ottokars Glück und Ende" (1822), das am 19. Februar 1825 zum erstenmal dort gegeben wurde, einen um so begeisterteren Beifall, als es zwei Jahre lang von der Censurbehörde beanstandet und erst auf besondere Erlaubnis des Kaisers zugelassen worden war. Mit diesem Stück wandte sich Grillparzer von der antiken Welt zur Geschichte seines Vaterlandes. Er stellt darin das allmähliche Wachsen des zur Weltmonarchie aufstrebenden Böhmens, seinen Sturz durch Rudolf von Habsburg und damit die Gründung der habsburgischen Dynastie dar. König Ottokar von Böhmen geht unter durch seine maßlose Herrsch- und Ruhmsucht, während in Rudolf von Habsburg ein Glück und Frieden verheißendes Gestirn aufgeht.

Außerhalb Österreichs vermochte dieses Stück keinen Boden zu gewinnen; man hielt es für eine ganz ausschließlich österreichische Dichtung und zögerte, es zur Aufführung zu bringen. In Berlin blieb es bis zum Jahre 1830 liegen, ehe es auf der Hofbühne zugelassen wurde. Und doch ging Grillparzer auch darin von der ihm durchweg eigenen freien Geschichtsauffassung aus, welche ein Österreich ohne den mächtigen Hinterhalt des Deutschen Reiches sich gar nicht denken konnte. Ja, vielleicht hatte der aufrichtig deutschgesinnte Dichter durch die Figur des Burggrafen von Nürnberg Friedrich von Zollern sogar andeuten wollen, daß auch

die „habsburgische Dynastie einmal ihren Gegner finden werde, der ihrer Herrschaft Schranken setzte". Jedenfalls war Grillparzer so wenig österreichisch befangen, daß er in einem späteren Drama: „Ein Bruderzwist in Habsburg" das Gestirn der habsburgischen Dynastie im Niedergange zeigte, weil dieselbe nicht verstanden, die große Religions- und Kirchenfrage der Reformationszeit mit richtigem Verständnis zu behandeln. Überdies hatte er in Ottokars Schicksal wohl das eines anderen jedem Deutschen damals noch in frischester Erinnerung gegenwärtigen Gewalthabers zeichnen wollen; wer dächte nicht an den ersten Napoleon, wenn er den Böhmenkönig sterbend bekennen hört:

Ein jeder ist ein Held nun wider mich,
Der Zahltag ist erschienen, und sie zahlen.
Ich hab' nicht gut in deiner Welt gehaust,
Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren,
Du aber bist's allein, der stürmen kann,
Denn du allein kannst heilen, großer Gott!
Wer war ich Wurm, der ich mich unterwand
Den Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen!

Desungeachtet begann damals schon sich die tendenziöse Mißdeutung in Deutschland zu verbreiten, Grillparzer sei ein „österreichischer Lokaldichter, zwar von großer Begabung, aber nur relativ für seine Heimat, für das übrige Deutschland passe er nicht". So ging die Behauptung von Blatt zu Blatt und wurde erst recht geglaubt, als die zunächst (1828) folgende Dichtung: „Ein treuer Diener seines Herrn," wie erzählt wurde, selbst dem bei aller äußeren Gutmütigkeit streng absolutistischen Kaiser Franz so hyperloyal erschien, daß er sie um jeden Preis kaufen wollte, um Druck und weitere Aufführung für immer zu hindern. Ganz unverständlich; denn dieses durchaus originelle Trauerspiel behandelt einen historischen Stoff ohne irgend eine nähere Beziehung zu dem regierenden Kaiserhause von Österreich. Der Inhalt ist dieser:

Ein treuer Diener seines Herrn.

Der alte Bancbanus ist mit der Fürsorge für das Reich und das Haus seines Königs Andreas von Ungarn betraut, während dieser eine Fahrt nach dem heiligen Lande unternimmt. Bancbanus' jugendliche Frau Erny, die schon vorher von Otto v. Meran, dem leichtfertigen Bruder der Königin, mit unverschämten Zumutungen belästigt worden ist, hat doppelt zu leiden, da weder ihr Gemahl noch die leichtfertige Königin dem sittenlosen Treiben des Prinzen Einhalt zu gebieten vermögen. Endlich gelingt es Otto, mit der von ihm geliebten Frau durch List allein zusammenzukommen, aber als er sie mit Gewalt entführen will, entzieht sie sich der Schmach durch Selbstmord. Um ihren Bruder zu schützen, gibt sich die Königin nun den empörten Verwandten des Bancbanus gegenüber für die Mörderin aus; ihr Leben ist bedroht, nicht minder das ihres Sohnes und ihres Bruders. Da tritt der königstreue Bancbanus selbstverleugnend für sie ein, aber es gelingt ihm nur, des Königs Kind und Otto zu retten, während die fliehende Königin von einem nachgeworfenen Dolche tödlich getroffen wird. Als König Andreas heimkehrt, sieht der treue Diener die Ehre seines Weibes, an der er nie gezweifelt hat, durch das Zeugnis ihres Verfolgers gerettet.

Da der Dichter dem Verlangen des Kaisers nicht willfahren konnte noch wollte, wurden die Aufführungen dieses Stückes fortgesetzt, freilich mit verringertem Beifall.

Noch einmal kehrte Grillparzer zur Antike zurück. In der Tragödie: „Des Meeres und der Liebe Wellen" behandelt er die mit dichterischer Erfindungskraft ausgebaute und ausgestaltete Sage von Hero und Leander. Zum erstenmale erlebte er einen Mißerfolg; das Stück wurde am 3. April 1831 vom Publikum

Des Meeres und der Liebe Wellen.

Der Traum ein Leben.

Weh dem der lügt.

sehr kühl aufgenommen und gewann ebenso wie das folgende erst nach seinem Tode die verdiente Anerkennung. Auch das 1831 folgende Stück: „Der Traum ein Leben", das er ein dramatisches Märchen nannte, wollte bei den Zuschauern nicht recht verfangen. Vollends aber war es um seine Popularität an der Donau geschehen, als er 1838 mit einem Lustspiele: „Weh dem der lügt" hervortrat. Das Stück, das — nach einer Erzählung des Gregor von Tours — eine ernstsittliche Frage behandelt und darauf zielt, daß der Mensch unter keiner Bedingung lügen solle, gefiel dem an derbere Speise gewöhnten Wiener Publikum ganz und gar nicht: in geradezu roher Weise wurde es ausgepfiffen.

Entrüstet zog Grillparzer sich von diesem Tage an aus der Öffentlichkeit zurück. Seit 1838 hat er einer Vorstellung seiner Stücke nicht mehr beigewohnt, und da auch in Deutschland die Kritik sich immer entschiedener wider ihn erklärt hatte, wurde der einsam lebende Dichter bald zu einer fast mythischen Person, von deren Tun und Treiben niemand bei uns etwas wußte. In seiner Heimat fehlte es ihm übrigens — trotz seiner theatralischen Niederlagen — nicht an Anerkennung. Im Jahre 1841 wurde sein fünfzigster Geburtstag in Wien mit großer Teilnahme gefeiert, ja sogar eine Medaille auf ihn geschlagen; 1847 wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1861 zum lebenslänglichen Reichsrat, 1864 zum Ehrenbürger der Stadt Wien ernannt.

Katharina Fröhlich.

Abb. 151. Katharina Fröhlich.
Grillparzers Jugendgeliebte.
Nach einer Zeichnung aus den vierziger Jahren.

Des so mannigfach geehrten Dichters äußere Lage war bei alledem lange beschränkt und wenig erfreulich. Sie durch Verbindung mit der geliebten, wunderschönen Katharina Fröhlich (geb. 1801 als Tochter eines Fabrikanten) sonniger zu gestalten, konnte er sich aber nicht entschließen. Mit ihren drei künstlerisch begabten Schwestern, bei denen auch Franz Schubert viel verkehrte, hatte er sie im Winter 1820 kennen gelernt und sich bald von ihrer Schönheit und ihrem tiefen Gemüt, das sich in ihren Augen aussprach, fesseln lassen. Eine glückliche, angeregte Zeit im Hause der Schwestern folgte. Die Verlobten bereiteten alles zu einer baldigen Hochzeit vor, aber es kam nie dazu. Das Einsame seines Wesens verbot ihm, zu zweien zu sein; immerwährende Störungen oder Eingriffe in sein Inneres konnte er nicht ertragen; so sagte er selbst. „Denn Hälften kann man aneinander passen, Ich war ein Ganzes und auch sie war ganz" heißt es in den „Jugenderinnerungen im Grünen". So folgten auf die fröhlichen Gedichte von 1822 Klagelieder in den Jahren 1824—30 und auf „Ottokars Glück und Ende" unfruchtbare Zeiten, bis sich seine Liebe zu der unentwegt treuen und immer selbstloseren Kathi zu warmer

Freundschaft abklärte und 1849 der fast Sechzigjährige zu seiner „ewigen Braut" und ihren Schwestern zog, die ihn fortan in rührender Sorgfalt bis an sein Ende verpflegten. Dreiundzwanzig Jahre wohnten die vier zusammen im vierten Stock eines unansehnlichen Hauses der Spiegelgasse, einer der engsten, nahe am Graben gelegenen Straßen von Alt-Wien. Dort entstanden — besonders nach Grillparzers Pensionierung — eine Reihe kleinerer und größerer Dichtungen. Nur weniges drang davon an die Öffentlichkeit; das meiste blieb in seinem Schreibtisch und wurde erst nach seinem Tode veröffentlicht. Das Bedeutendste in diesem Nachlasse ist vielleicht „die Jüdin von Toledo", eine dem Lope de Vega frei nachgedichtete und besonders innerlich vertiefte Tragödie, die im „Deutschen Theater" zu Berlin mit großem Beifall aufgeführt worden ist.

Allmählich brach sich auch bei uns eine etwas günstigere Stimmung über Grillparzer Bahn. 1859 erkor ihn — aus Anlaß des Schillerjubiläums — die Universität Leipzig zum Ehrendoktor, und 1871, am 15. Januar, beteiligte sich Deutschland — soweit es damals die Umstände zuließen — an der glänzenden, von den Wienern ins Werk gesetzten Feier seines achtzigsten Geburtstages. Ein Jahr danach, am 21. Januar 1872, entschlief der greise Dichter sanft und leicht in seinem alten schwarzen Sessel. Sieben Jahre danach folgte ihm seine „ewige Braut" in das Land des Friedens, nachdem sie die Stiftung des Grillparzer-Preises der Wiener Akademie der Wissenschaften durchgeführt und die „Schwestern-Fröhlich-Stiftung" zur Unterstützung würdiger hilfsbedürftiger Künstler begründet hatte. Im Volksgarten zu Wien wurde ihm ein würdiges Denkmal errichtet. Grillparzers Tod.

Erst nach seinem Abscheiden kam Grillparzers ganzer Dichterwert, sein hoher Idealismus und der sittlich-religiöse Ernst seiner Lebensanschauung, der seine Poesie durchdringt, zur vollen Anerkennung. Dazu trug — nachdem Goedeke und Geibel in literarischen Würdigungen vorgearbeitet hatten — namentlich die von H. Laube und Josef Weilen veranstaltete vollständige Ausgabe seiner Werke bei, die erst ein Gesamtbild seines poetischen Schaffens ermöglichte. Besonders wertvoll darin sind auch ein Stück Selbstbiographie und zwei Novellen, in deren einer, „Der arme Spielmann" (zuerst in der „Iris" um 1850 erschienen), er wohl auch sich selbst und seine Liebesgeschichte in leichter Verhüllung abgespiegelt hat. Auch eine „Lebensgeschichte" Grillparzers hatte Heinrich Laube kurz vor seinem Tode (1884) geschrieben, die dadurch besonders wertvoll war, daß sie reichhaltige Auszüge aus des Dichters ungedruckten Tagebüchern und Erinnerungen, die jetzt alle wie seine Selbstbiographie in die Werke Grillparzers eingereiht sind, darbot. Auf Grund der vollsten Einsicht in den großen literarischen Nachlaß Grillparzers hat dann August Sauer eine ganz originelle Biographie des Dichters geschaffen, die der von ihm besorgten vierten Gesamtausgabe seiner Werke vorausgeschickt ist. Gesamtausgabe.

Neben der dramatischen Poesie, deren übrige Vertreter in Österreich wir bei der weiteren Entwickelung des modernen Dramas kennen lernen werden, blühte auch dort die lyrische und epische Dichtung, zum Teil unter dem Geistesdruck des Metternichschen Polizeiregiments mit politischer Färbung, zum Teil ohne irgend welche Beziehung auf die Gegenwart und ohne tendenziöse Beimischung. Die Vertreter derselben reihen sich würdig dem schwäbischen Dichterkreise an, ja haben mit demselben manche verwandte Züge, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß in einigen von ihnen mehr Glanz und Feuer der Darstellung und sinnlich kräftiges Wesen als tiefe Empfindung hervortritt. Eine hervorragende Stellung nehmen unter ihnen Zedlitz, Lenau und Grün ein.

Zedlitz.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, am 28. Februar 1790 zu Johannesberg in Österreichisch-Schlesien geboren, trat 1806 in das österreichische Husarenregiment Erzherzog Ferdinand, mit dem er als Ordonnanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern an den Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram teilnahm und sich in ehrenvollster Weise dabei auszeichnete. Aus Familienrücksichten nahm er seinen Abschied, verheiratete sich und lebte teils seiner literarischen Tätigkeit, teils der Landwirtschaft, den Winter in Wien, den Sommer auf seinem Gütchen in Ungarn. Nach dem Tode seiner Gemahlin trat er (1837) in den Staatsdienst. Metternich verschaffte ihm eine Stelle bei der Staatskanzlei, wo ihm besonders die Vertretung der österreichischen Politik in der Presse zufiel. 1851 wurde er Ministerresident des Großherzogs von Weimar und zugleich Geschäftsträger des Herzogs von Braunschweig, d. h. diplomatischer Vertreter der beiden Fürstenhöfe am Wiener Hofe, zog sich bald danach aber von den Staatsgeschäften zurück und starb am 16. März 1862 in Wien.

Abb. 152. Joseph Christian Freiherr von Zedlitz. Nach der Lithographie von Kriehuber. 1840. (Verkleinert.)

Zedlitz trat ziemlich jung mit lyrischen Dichtungen vor das Publikum, die zuerst in Almanachen, dann gesammelt bei Cotta erschienen und rasch seinen Dichterruf begründeten. Am meisten Aufsehen machte darunter die bekannte „Nächtliche Heerschau", ein sensationelles, höchst wirksames Gespensterbild zu Ehren des ersten Napoleon. Einen lebhaften Anklang fanden auch die 1827 erschienenen

Totenkränze.

„Totenkränze", in denen er die italienische Kanzone (13 jambische gereimte Verse) als lyrisch-elegische Strophe durch äußerst gewandte Behandlung bei uns zur Geltung brachte. Aber nicht nur die klangvollen Verse sind bei dieser Dichtung beachtenswert, sondern auch ihr Inhalt. Eine Wanderung zu den Gräbern großer Kriegshelden (Napoleon, Wallenstein), Dichter (Tasso, Shakespeare), Liebender (Romeo und Julie), Wohltäter der Menschheit (Canning, Joseph II., Max von Bayern) gibt ihm Anlaß zu ernst schwermütigen und wieder zu froh erhebenden Betrachtungen, die mit einem Preise der Begeisterung, „dem Born, der ew'ges Leben quillet," und mit der zuversichtlichen Hoffnung schließt, daß ihr unter Gott die Zukunft gehöre:

Denn einer, weiß ich, kreiset in den Sternen
Und locket Harmonien aus ihrem Reigen,
Schwebt auf den Wassern, heißt die Stürme schweigen
Und läßt den Pharus leuchten in den Fernen.
Ihm fällt umsonst kein Saatkorn aus den Händen;
Ist's Zeit, wird er die Ernte auch vollenden.

Während des Krieges Österreichs gegen Italien unter Radetzky schrieb Zedlitz das „Soldatenbüchlein", in dem er „das offene, treue und wahre Österreich und seine Helden, Hainau, Windischgrätz ꝛc., pries: eine unbedeutende, selbst in Österreich bereits längst verklungene Dichtung. — Ebenso vergessen sind seine Dramen, unter denen das Trauerspiel „Turturell" an die Schicksalstragödien streifte, die übrigen im spanischen Stil gedichtet waren. Dagegen hat sein romantisches Märchen „Das Waldfräulein" viele Bewunderer und Bewunderinnen gefunden, und es ist in der Tat ein Stück echter Poesie voll zarter Anmut und lieblichen Farbenduft's, freilich auch eine Apotheose der sinnlichen Liebe, die oft nicht ganz frei von Lüsternheit ist und die darum von ihm „die echte" genannt wird, weil „in die Menschenbrust Natur sie legte".

Abb. 153. Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau. Im Jahre 1841 von Kriehuber gezeichnet.

Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, unter seinem Dichternamen **Nikolaus Lenau** zumeist bekannt, wurde am 13. August 1802 zu Csatád, einem Dorfe unweit Temesvar, geboren, verlebte seine Kindheit in Ungarns alter Königsstadt Ofen (Buda) und in dem weinberühmten Tokai, wohin seine frühverwitwete Mutter mit ihrem zweiten Gatten gezogen war. Siebzehnjährig bezog er die Universität Wien, um Philosophie zu studieren. Er war ein frommer Knabe gewesen, jetzt waren Zweifel in ihm erwacht, deren Lösung er in der Weltweisheit suchen wollte, aber er fand sie nicht darin. Nachdem er sich drei Jahre lang damit vergeblich geplagt, ging er zur Jurisprudenz über, um sich eine künftige Existenz zu sichern. Trotz alles pflichtmäßigen Arbeitens konnte er auch darin keine Befriedigung finden und vertauschte sie deshalb mit der Medizin, die er auf Kosten seiner Gesundheit mit dem größten Eifer studierte. Neun Studienjahre waren so vergangen — er hatte viel gelernt, aber was er erstrebt, die Wahrheit und in ihr den Frieden, hatte er nicht gefunden, und so war ihm alles Studium zuwider geworden. Der Zweifel nagte mit wachsender Stärke an seiner Seele, und eine tiefe

Schwermut trübte ihm jede Lebensfreude. Dazu starb ihm die über alles geliebte Mutter. Vorübergehend fand er Beruhigung in dem Verkehr mit den schwäbischen Dichtern Uhland, Kerner, Schwab, die er von Heidelberg aus, wo er seine medizinischen Studien zum Abschluß bringen wollte, öfter besuchte. Dennoch warf der Trübsinn immer breitere und dunklere Schatten auf seinen Lebensweg. Während seine Gedichte zum erstenmale gesammelt in den Druck gelangten, ergriff ihn plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Amerika. Im Sommer 1832 schiffte er hinüber und verweilte ein ganzes Jahr in dem „Lande voll träumerischem Trug", wie er es bald genug enttäuscht nannte. Manches schöne Gedicht (Das Blockhaus, Niagara, Die drei Indianer ꝛc.) entstand auf seinen Wanderungen durch die Vereinigten Staaten; aber seine Seele kam zu keiner Ruhe; friedlos kehrte er wieder nach Europa zurück. Nach seiner Heimkehr im Herbst 1833 entstand beim Anblick der inzwischen herangewachsenen Kinder seiner Schwester ein lieblich wehmütiges Gedicht, in dem er dem ihm stets nahen und drückenden Gefühl von der Vergänglichkeit aller Dinge Ausdruck gibt. Es ist das kleine Lied: „Zeiger", welches später im „Deutschen Musenalmanach" erschien. Ich gebe es hier in der zierlichen Handschrift des Dichters wieder.

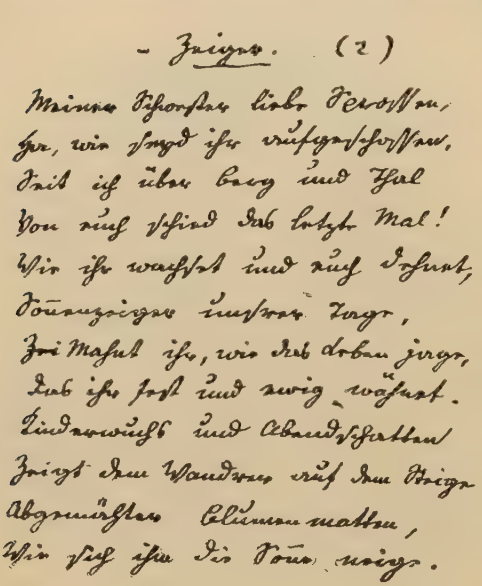


Abb. 154. „Zeiger" von Lenau in eigenhändiger Niederschrift. Nach dem Autograph im Besitz der Verlagshandlung.

Seitdem lebte Lenau abwechselnd in Wien und Stuttgart. Lange duldete es ihn aber nie an einem Orte. Seine unglückliche Liebe zu Sophie Löwenthal, der Gattin des Generalpostdirektors von Österreich, verdunkelte in den darauf folgenden Jahren immer mehr sein Leben. Das nach ihrem Tode 1891 von L. A. Frankl herausgegebene Tagebuch samt den Briefen des Dichters wirft ein ergreifend helles Licht auf diese Liebestragödie. Lenau hatte Sophie 1835 kennen gelernt, und sofort hatte beide eine Liebe zueinander ergriffen, gegen welche sie vergebens ankämpften. Es ist begreiflich, daß sein Leben darüber nun erst recht unstet wurde, da er immer darauf bedacht war, aus ihrer gefährlichen Nähe zu fliehen. Aber dem brieflichen Verkehr mit ihr vermochte er nicht zu entsagen. Die Liebesklagen und die Versicherungen unwandelbarer Treue bilden übrigens keineswegs den Hauptinhalt seiner Briefe. Er läßt Sophie, die er „den innersten Kern seiner Lebensgeschichte" nennt, fortwährend teilnehmen an seiner geistigen Arbeit und an seinem dichterischen Schaffen. Sie ist es, welche ihn von seinen Zweifeln zum Glauben zurückführt und ihn zu seinem „Savonarola" begeistert. Ihr widmet er auch seine schönsten Lieder. Wohl am ergreifendsten faßt er sein Gefühl für sie in die Verse zusammen, die er ihr am 9. Mai 1840 schickte:

Sophie Löwenthal.

Wie sehr ich Dein, soll ich Dir sagen;
Ich weiß es nicht und will nicht fragen;

Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es Dein im Grunde.
O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe
Beim Tode Deiner Liebe.

Zweimal suchte er durch eine Verlobung mit einem anderen Mädchen die Liebe zu der verheirateten Frau aus seinem Herzen zu reißen. So 1839, als er durch den Gesang Karoline Ungers hingerissen sich von der koketten Bühnenheldin vorübergehend in Fesseln schlagen ließ. So fünf Jahre später, als ein ernsteres Bündnis Licht in sein Leben zu bringen schien. Als Sophie von seiner Verlobung mit Marie Behrends vernahm, brach sie in die leidenschaftlichen Worte aus: „Eins von uns muß wahnsinnig werden!" Es war ein verhängnisvolles Wort, für welches sie ihr übriges Leben schwer zu leiden hatte. Denn nur zu bald danach kam der Wahnsinn, zu welchem wohl schon immer der Keim in dem Dichter gelegen, über diesen fürchterlichen Seelenkonflikten zum vollen Ausbruch. Auf einen Tobsuchtsanfall folgten wirre Phantasien, in denen immer wieder Sophiens Bild auftauchte. „Schont sie," rief er, „sie hat zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht! Sie ist mein Glück und meine Wunde!" Der Unglückliche mußte in eine Heilanstalt gebracht werden. Nach sechs Jahren des tiefsten Elendes wurde er am 22. August 1850 in der Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien durch den Tod erlöst. Sophie hat ihn während seiner Geistesumnachtung nicht wieder gesprochen. Nur durch die halboffen gelassene Tür seiner Zelle, in der er von ihr abgewendet saß, durfte sie ihn betrachten. Aber sie kam immer wieder und sah schweigend zu dem Kranken hin, bis er seine Zelle auf immer verlassen hatte. Seitdem lebte sie ganz ihren häuslichen Pflichten und der Erziehung ihrer Kinder. Als sie nach neununddreißig Jahren 1889 starb, setzte ihr ältester Sohn auf ihren Grabstein die Worte:

Lenaus Verlobung.

Du warst an Liebe reich und Geistesgaben —
Viel Herzeleid ist hier mit dir begraben.

In Lenaus Dichtung spiegelt sich sein Leben ab. Er glich selbst dem Schmetterling, von dem er einst gesungen:

Lenaus Lyrik.

Ihn trieb's vom trauten Blumenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingssande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind,
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind.

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück;
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Ein tiefes Verständnis seiner Lebensentwickelung eröffnet uns das Gedicht: „Glaube, Wissen, Handeln". Da schildert er das Paradies, „wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt", das er gekannt und das er verlassen:

Und in der Forschung Wälder trat, ein Tor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.

Die daraus hervorgehende Rastlosigkeit und Unbefriedigtheit dringt immer aufs neue in Lenaus Poesie hervor und läßt den Leser nie zu einem reinen und ruhigen Genuß kommen, so sehr auch die unvergleichlichen einzelnen Schönheiten darin ihn fesseln mögen. Ein unheilbares Schmerzgefühl verdunkelt ihm alle Schönheit der Natur und läßt ihn die Nachtseiten des Menschenlebens mit Vorliebe

schildern. Wohl dringt zuweilen ein fröhlicher Ton durch seine Lieder. So feiert er des Lenzes Kommen:

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüt' und Duft.

Aber lieber verweilt er doch bei dem „Herbstgefühl":

Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben,
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Epische Dichtungen.

Trefflich sind seine Schilderungen aus dem Volksleben, namentlich aus dem seiner magyarischen Heimat, sei es daß er uns die „Heideschenke" oder „drei Zigeuner" oder den „Steyertanz" vorführt. Aber auch in diesen Liedern herrscht das Lyrische vor; zum Epischen reichte seine Kraft nicht aus. Auch in allen Dichtungen dieses Gebietes verleugnete sich die Neigung für das Düstere, Gram- und Grauenvolle ebensowenig wie in seinen Liedern. Von den größeren poetischen Erzählungen dürfen „die Werbung" und „Mischka" als besonders bezeichnend für die Eigenart seiner Poesie und die unabänderliche Richtung seines Geistes gelten. Unter den vier selbständigen lyrisch-epischen Dichtungen Lenaus blieb die zuletztbegonnene, „Don Juan", ein Fragment, das erst aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht ward und einzelne sehr ergreifende Züge aufweist. Der „**Faust**" ist diejenige seiner Schöpfungen, in welcher der Zweifel und die Verzweiflung an Gott und Welt zum wildesten Ausdruck kommen. Von dem Morgengang, auf dem Faust des Glaubens letzten Faden reißen und sein Herz von einem kalten, finsteren Geist angeweht fühlt, bis zum Selbstmord, mit dem er sich vor Mephisto flüchten und sich in Gottes Schoß hineinretten will, während Mephisto hinter ihm drein höhnt, daß er nun erst recht dem Teufel verfallen sei, führt uns das Gedicht ein erschütterndes Abbild des eigenen selbstvernichtenden Ringens Lenaus vor. Als Ganzes verträgt es den Vergleich mit Goethes Drama keineswegs, doch ist es reich an schönen lyrischen Stellen.

Die Albigenser.

Reicher und mächtiger wirken „**Die Albigenser**". Ihr Kampf gegen Papst Innocenz III. und die in seinem Gefolge über die blüten- und sangesreiche Provence hereinbrechende blutige Verheerung und Todesöde hatte für die Phantasie Lenaus eine große Anziehungskraft, aber es war ihm versagt, die Handlung durchzuführen und ein episches Ganzes zu gestalten. Einheitlicher durchgeführt ist die Dichtung „**Savonarola**", die den Kampf in Lenaus Seele noch deutlicher erkennen läßt als alle seine anderen Poesien. Der lyrische Höhepunkt des Gedichtes ist die Weihnachtspredigt Savonarolas, in welcher die Sehnsucht nach einer erneuten Welterlösung durch den Christenglauben deutlich hervortritt und der Blick auf die Zeit hingelenkt wird:

Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Christo allen wird gemein!

Als im Jahre 1845 Lenaus Erkrankung bekannt wurde, sang einer seiner Landsleute ihm zu:

Als wettergleich fernher ertönt die Kunde,
Daß du geschmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir schneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.
Ich sprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden;
Ein Gottesurteil war mir dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz das Lob aus deinem Munde.

Es war **Anastasius Grün**, der dem erkrankten Freunde darin seinen Herzensanteil aussprach und sich anspruchslos ihm unterordnete.

Anton Alexander Graf von Auersperg, den Freunden der Poesie unter dem Namen **Anastasius Grün** bekannt, wurde am 11. April 1806 im Komturgebäude des deutschen Ritterordens zu Laibach in Krain geboren. Von seinem Vater, der 1818 starb, ererbte er die in den Alpen wunderschön gelegene Herrschaft Thurn am Hart (= am Walde) und Gurkfeld in Unterkrain. Im Stammschloß seines uralten Geschlechtes brachte er seine ersten Lebensjahre zu und wurde dann auf das Theresianum nach Wien geschickt, das er nach dem Tode des Vaters mit einem Privatinstitute vertauschte, wonach er auf der dortigen Universität und in Graz Philosophie und Jurisprudenz studierte. Auf die Studienjahre folgten die Wanderjahre durch Italien, Frankreich und England, aus denen später manche poetische Frucht gezeitigt wurde. 1831 trat er den väterlichen Besitz an, aber erst acht Jahre nachher gründete er den eigenen Herd durch seine Vermählung mit der Reichsgräfin Maria von Attems und lebte nun abwechselnd auf seinen Gütern und in Wien. 1832 erschien er als Mitglied der krainischen Stände auf der Herrenbank in der Laibacher Landstube. Bald war er die Seele der „offenen und der versteckten Opposition der ehrsamen Landschaft des Herzogtums Krain". Mit mannhaftem Eifer wirkte er da für einen gerechteren Steuermodus und insbesondere aus Liebe zu seinem „lustigen grünen Wald" für die Hebung der Krainer Waldwirtschaft. 1848 wurde er wegen der in seinen Gedichten ausgesprochenen freisinnigen Anschauungen in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, von der er sehr enttäuscht zurückkehrte. Später, als Österreich eine Konstitution erhalten hatte, wurde er 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt, nahm auch wiederholt an dem Krainer und Steiermärkischen Landtage teil. Ein kaiserliches Handschreiben vom 12. März 1863 ernannte ihn zum Geheimen Rat, und die Stadt Wien verlieh ihm 1864 als „Vorkämpfer für die Freiheit in Österreich" das Ehrenbürgerrecht. 1868 wurde er zum Präsidenten der Delegierten des Reichsrats erwählt. Am 11. April 1876 feierte er noch in rüstiger Kraft seinen siebzigsten Geburtstag, von ganz Deutschland warm beglückwünscht — wenige Monate danach, am 12. September, ereilte ihn der Tod in Graz.

Grün.

Abb. 155. Anastasius Grün (Anton Alexander Graf v. Auersperg). Nach einer Photographie von 1874.

Grüns Werke.

Anastasius Grün (was nach seiner eigenen Auslegung bedeutet: „als Grün auferstanden oder wiedererstehend, nachdem der wahre Name der damaligen Zensurverhältnisse halber nicht wagen konnte, mit einiger Aussicht auf ungestörte Wirksamkeit literarisch aufzutreten") veröffentlichte zuerst in Almanachen seine „Blätter der Liebe", die er seiner Mutter widmete. Es waren jugendlich tändelnde Lieder, die er in reiferem Alter fast sämtlich verwarf und von seinen gesammelten Gedichten ausschloß. Seinen Dichterruhm begründete er durch sein nächstes Werk: „Der letzte Ritter", einen Romanzenzyklus in Nibelungenversmaß. Es war dies ein moderner „Teuerdank" (I, 166 f.) zum Preise Kaiser Maximilians I. gesungen, dessen Ritterlichkeit und Mannhaftigkeit er unserem „seidenen Zeitalter" als Spiegelbild vorhalten wollte. Die glänzende, bilderreiche Sprache, die kräftige, lebendige Schilderung, die das Ganze durchströmende ideale Gesinnung errangen diesem Werke einen durchschlagenden Erfolg, und doch ist derselbe kein dauernder zu nennen. Feste Wurzeln hat der „letzte Ritter" nicht in unserem Volke geschlagen, dazu war Maximilian nicht der rechte deutsche Nationalheld, und die Zerstückelung seines Lebens in einzelne, lose aneinander gereihte Abenteuer (darunter „Die Martinswand") macht erst recht einen epischen Gesamteindruck unmöglich. Zündend wirkte in der besonders dafür empfänglichen Zeit (1830) die hie und da durchbrechende Freiheitsbegeisterung. So ruft der scheidende Max seinem Enkel Karl V. zu:

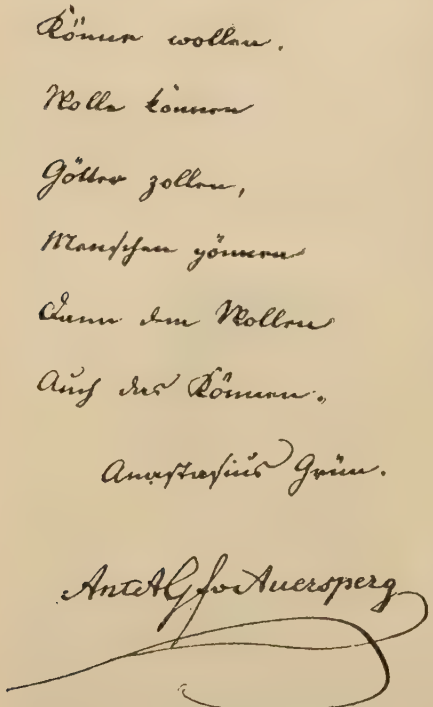


Abb. 156. Ein Spruch Anastasius Grüns. Nach dem Autograph im Besitz der Verlagshandlung.

Der letzte Ritter.

Dich rufen andere Kämpfer, die Schwerter rosten ein,
Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geist wird Kämpfer sein;
Ein schlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom,
Da bebt auf altem Thronsitz der Mönche Fürst zu Rom. — —
Geläutert schwebt aus Gluten dann der Gedank' ans Licht
Und schwingt sich zu den Sternen. O hemm im Flug ihn nicht!
Frei wie der Sonnenadler muß der Gedanke sein,
Dann fliegt er auch wie jener zu Licht und Sonn' allein.

So hatte Grün bereits die Schranken der Romantik, von der er ausgegangen war, durchbrochen. Nun sollte er vollends auf den offenen Markt der Gegenwart heraustreten und für ihre Wünsche und Bestrebungen eine Lanze einlegen. Das tat er in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten", die anonym erschienen und durch ihren politisch freisinnigen Ton ein großes Aufsehen erregten. Ebenso rasch sind sie dann wieder vergessen worden: das Schicksal aller Tendenzdichtung! Dennoch unterscheiden sie sich sehr vorteilhaft durch die Haltung und Würde ihres Ausdruckes von der bei uns später erklingenden Revolutionsdichtung und erinnern

Spaziergänge.

oft an die Lieder Walthers von der Vogelweide an Kaiser und Papst (I, 150 ff.). Einen höheren Schwung nahm Grün in dem übrigens auch politisch gefärbten „Schutt“ (1835). Aus dem Schutt und den Trümmern einer alten zerfallenen Welt — das ist etwa der Gedankengang — wird ein Neues erblühen, ja ein Tag wird anbrechen, ein Ostertag, wo ein Rosengehege auf Golgatha blüht, wo alles Land der Erde ein sonniger Garten ist und ewiger Friede herrscht.

Humoristisches.

Zwei humoristische Dichtungen: „Nibelungen im Frack“ und der „Pfaff von Kahlenberg“, vermochten sich nicht recht Bahn zu brechen. Das erste verspottet in der lächerlichen Leidenschaft des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg (1688—1731) für die Baßgeige das nutzlose Treiben der kleinen Fürsten und ihrer Höfe überhaupt; das zweite erneuert in geschickter Weise einen der besten Schwankstoffe unseres Volkes (vgl. I, 237). Aber der ermüdende Bilderreichtum in Grüns Sprache und die vorherrschende Reflexion seiner Poesie ließen diese letzten größeren Dichtungen nicht zur rechten Geltung kommen. Selbst unter seinen kleineren Poesien — 1837 als „Gedichte“ gesammelt erschienen — sind wenige auch nur annähernd so allgemein beliebt wie alles, was Uhland gesungen. Dennoch gehören viele seiner Lieder zu den schönsten unserer Lyrik. Perlen unter seinen Gedichten sind ferner „Der Ring“ — „Wandergruß“ — „die Baumpredigt“, vor allem „das Blatt im Buche“, das an Uhlands Kunst, in wenigen Zügen ein ganzes Seelengemälde zu entwerfen, erinnert:

Grüns Gedichte.

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt.

Und wie tief ergreifend hat er die Unvergänglichkeit und Unverwüstlichkeit der Poesie in dem Liede: „Der letzte Dichter“ geschildert, wo es zum Schlusse heißt:

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus

Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

Eine stattliche Reihe von minder hervorragenden Dichtern schließt sich diesen vier am meisten bei uns genannten und bekannten Österreichern an. Nur einige seien an dieser Stelle noch hervorgehoben.

Im heroischen Epos tat sich der Erzbischof von Erlau **Johannes Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör** (geb. am 2. Novbr. 1772 zu Langk in Ungarn, gest. den 2. Dez. 1847 zu Wien) hervor. In der „Tunisias“ behandelt er den Zug Karls V. nach Tunis zur Befreiung der Christensklaven, in der „Rudolfias“ den von Grillparzer dramatisch dargestellten Krieg Ottokars von Böhmen und Rudolfs von Habsburg in einer breiten und rhetorisch hochtrabenden Weise und in guten fließenden Hexametern. Viel ansprechender sind Pyrkers „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen“ (1845), die weit mehr Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung bekunden als seine Epen. Pyrker.

Ferner ist der Deutschböhme **Karl Egon Ebert** (geb. den 5. Juni 1801 in Prag, wo er als fürstlich Fürstenbergischer Hofrat am 24. Oktober 1882 starb) zu nennen, der nach langem Schwanken zwischen den Klassikern und Romantikern sich Uhland anschloß und manche schöne Ballade dichtete. Im Epischen liegt seine dichterische Kraft, und Stücke wie „Frau Hütt“ — „Schwerting der Sachsenherzog“ — „der Sängerkönig im Palast“ — „der Rhonegletscher“, haben unsern reichen Balladenschatz in erfreulicher Weise vermehrt. Mit Vorliebe hat er böhmische Stoffe behandelt, so namentlich in seinem Heldengedicht „Wlasta“, welches den Krieg der böhmischen Amazonen im Nibelungenversmaß behandelt. Ebert.

Seidl. Auch **Johann Gabriel Seidl** (geb. am 21. Juni 1804 in Wien, wo er den 18. Juli 1875 als kaiserlicher Schatzmeister und Regierungsrat starb) verdient Erwähnung, der sein Bedeutendstes in der Ballade und demnächst in mundartlichen (niederösterreichischen) Gedichten („Flinserln, Österreichische G'stanzeln, G'sangeln und G'schicht'ln") leistete. Vortrefflich ist sein „Hans Euler", der dem Bruder des von ihm im Kriege Erschlagenen sein schönes Tirol zeigt, das er gegen jenen verteidigt, und ihn dadurch versöhnt. Manches frische Lied hat Seidl, außer den Balladen, gesungen; auch der neue Text der österreichischen Nationalhymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser", deren Melodie von Haydn (1797) herstammt, ist sein Werk. Tief ergreifend ist auch sein Lied: „Der tote Soldat".

Vogl. Endlich ist noch erwähnenswert **Johann Nepomuk Vogl** (geboren am 2. November 1802 in Wien, als Beamter † daselbst den 16. Nov. 1866), dem wir — außer anderen schönen Liedern („Ade, du liebes Waldesgrün", „Gegrüßt, du Land der Treue") — das vielgesungene Lied: „Das Erkennen" verdanken: „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand —" mit dem ergreifenden Schluß:

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt —

wie die durch Löwes meisterhafte Komposition berühmt gewordene Ballade: „Herr Heinrich saß am Vogelherd." In der Ballade lag seine Stärke. — Neben ihm

Feuchtersleben. nenne ich **Ernst Freiherr von Feuchtersleben** (geb. am 29. April 1806 in Wien, Arzt und Universitätsdozent, † den 3. Sept. 1849 als Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium), den Dichter des ganz in den Volksmund übergegangenen Liedes: „Es ist bestimmt in Gottes Rat."

5. Das junge Deutschland.

Auf die Begeisterung der Freiheitskriege war nur zu rasch eine bittere Enttäuschung gefolgt. An Stelle des ersehnten und erträumten neuerstandenen deutschen Kaisers war der deutsche Bundestag, an Stelle des in alter Herrlichkeit wiedergeborenen deutschen Reiches war der deutsche Bund getreten. Von Wiederherstellung der alten Grenzen des Vaterlandes war auch nach dem glorreichen Siege von Belle-Alliance keine Rede. „Preußen und Deutschland steht trotz seiner Anstrengungen immer wieder als der Betrogene vor der ganzen Welt da," rief in heller Entrüstung der alte Blücher nach dem Schluß des zweiten Pariser Friedens. Die aus den Freiheitskriegen geborene allgemeine deutsche Burschenschaft erhielt durch die Sandsche Freveltat den Todesstoß (vgl. S. 144). Die „demagogischen Umtriebe" gaben

Metternich. Metternich erwünschten Anlaß, alle und jede freie patriotische Regung in unserem Volke zu unterdrücken, sogar die Jahresfeier der Leipziger Völkerschlacht wurde verboten. Eine allgemeine Verstimmung hatte sich der Gemüter bemächtigt. In vielen wirkte das seit der Fremdherrschaft wiedererwachte religiöse Leben heilsam fort; im Christenglauben fanden sie einen festen Halt gegenüber den Mißständen der Zeit. Mit dem vom Amt entsetzten E. M. Arndt, mit dem Freiherrn vom Stein wie mit so vielen andern gleich gesinnten Männern harrten sie besserer Tage, ohne doch die Hände müßig in

den Schoß zu legen. Viele dagegen gaben sich der geistreich bestrickenden Philosophie des seit 1818 in Berlin lehrenden Professors **Hegel** (1770—1831) hin, der an Stelle des alten geoffenbarten Gottes der Bibel einen Gott konstruierte, der „erst Person wird durch die Person, die ihn denkt", also „einen durch das Denken zum Bewußtsein gekommenen Gott". Hegel.

Da entstand zu Anfang der dreißiger Jahre eine literarische Bewegung so zersetzender und alles in Frage stellender Natur, daß die Zeit des „Sturmes und Dranges" wiedergekommen schien. Von politischer Opposition ausgehend griff diese gefährliche Geistesströmung auf das religiöse Gebiet hinüber, verwarf auch Hegels wie jede andere Philosophie, ja fand in dem Herabziehen aller geistigen Größe ihre Lust, strebte dahin, sich von aller sozialen, politischen und kirchlichen Ordnung loszumachen, und drohte bald die sittlichen Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft überhaupt zu untergraben, ja alle und jede Sitte zu vernichten. Die französische Julirevolution hatte dazu den Anstoß gegeben; mit einem Schlage wurde alles Französische ohne Auswahl zum mustergültigen Vorbild erhoben und der altdeutsche Rock der Klopstockianer wie der Tugendbündner beiseite geworfen. Romantische und klassische Poesie waren dieser Richtung gleicherweise verhaßt; an Stelle des Ideals trat das Sinnliche, an Stelle des Glaubens die Emanzipation des Fleisches und die freie Liebe. Die Vorfechter dieser radikalen Strömung waren eine Anzahl talentvoller Juden, die ihr eigenes Volk und den Glauben ihrer Väter ebenso sehr verhöhnten wie unser Volk und den Christenglauben, auf den sie sich aus Zweckmäßigkeitsgründen hatten taufen lassen.

Seitdem einst Lessing für die Juden eingetreten war und sein Freund Mendelssohn, der bis in den Tod an dem Glauben seiner Väter festhielt, den Namen seines verachteten Volkes in der literarischen Welt zu Ehren gebracht hatte, war politisch wie sozial ihre Stellung eine ganz andere geworden. Wenn auch langsam, so doch sicher und siegreich bahnte sich ihre völlige Gleichstellung mit den Christen an. Im Anfang des 19. Jahrhunderts war das Haus der schönen und geistreichen Jüdin Frau **Henriette Herz** (1764—1847) der Vereinigungspunkt für die geistigen Größen Berlins; namentlich stand sie mit Schleiermacher in lebendigstem Ideenaustausch und Verkehr. Eine große Rolle spielte ebenfalls die Jüdin **Rahel** (1771 bis 1833), die Tochter des Kaufmanns Levin Marcus, in den vornehmsten Gesellschaften der Residenz, die seitdem durch die Aufzeichnungen ihres Mannes, des vielschreibenden **Varnhagen von Ense** (1785—1858), auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Juden. Henriette Herz.

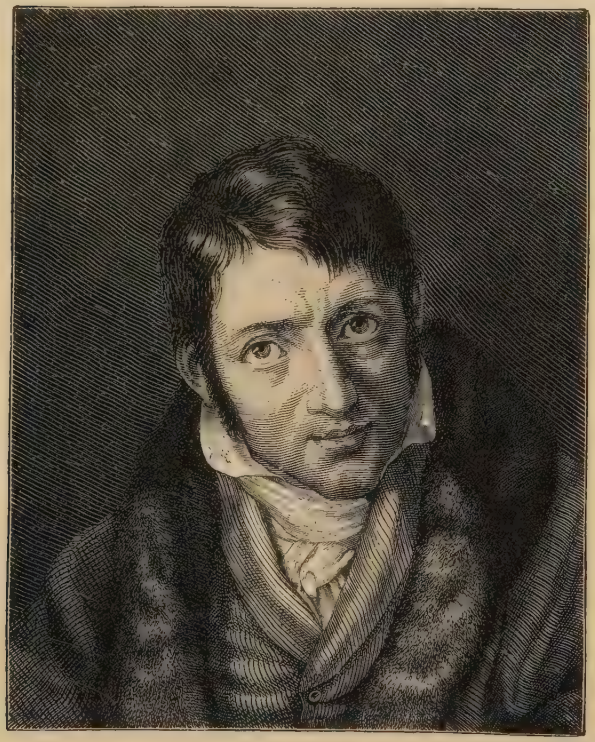
Trotz alledem fehlte um die dreißiger Jahre noch sehr viel an der sozialen Ausgleichung des Unterschiedes zwischen Juden und Christen, und die Nachricht von der in der Julirevolution vollendeten Emanzipation der französischen Juden stachelte ihre deutschen Glaubensgenossen zu erneutem Kampfe um dasselbe Ziel an. Manche wie Rahels Bruder Ludwig Robert Michael Beer u. a. gebrauchten hierzu niemals unwürdige Waffen; die meisten aber führten den Kampf in der rücksichtslosesten Weise „mit lediglich negierenden Mitteln, ohne allen und jeden positiven Rückhalt" und dehnten ihn auf dieselben politischen und religiösen Institutionen aus, die sie scheinbar durch ihren unwahren Übertritt zum Christentum anerkannt hatten. Innerlich fühlten sie sich unserer Nationalität wie unserer Religion gleicherweise fremd.

An der Spitze dieser jüdischen Stürmer standen **Ludwig Börne** und **Heinrich Heine**, die eine Zeitlang miteinander gemeinsam kämpften, bald aber in bitterster Feindschaft die Waffen gegeneinander wendeten. Ihr Glaubensgenosse Professor Grätz in Breslau nennt sie in seiner „Geschichte der Juden" (Band XI, S. 367) „zwei Racheengel, welche mit feurigen Ruten die Querköpfigkeit der Deutschen peitschten und ihre Armseligkeit schonungslos aufdeckten". Und weiterhin sagt er von ihnen: „Es floß nicht bloß jüdisches Blut in ihren Adern, sondern auch jüdischer Saft in ihren Nerven. Die Blitze, die sie bald in regenbogenartigen Farben, bald in grellen Streifen über Deutschland flammen ließen, waren mit jüdisch-talmudischer Elektrizität geladen ꝛc."

Prof. Grätz.

Börne.

Ludwig Börne (Löb Baruch), am 6. Mai 1786 zu Frankfurt a. M. geboren, war der Sohn des jüdischen Wechslers Jakob Baruch. In der talmudistischen Überlieferung erzogen, wurde sein Blick schon frühe durch seinen Hauslehrer darüber hinausgelenkt. Seine bedeutenden Anlagen und seine Schwächlichkeit befreiten ihn von der Lebensaufgabe seines Vaters und Großvaters, die als finanzielle Agenten an kleineren Höfen tätig gewesen waren. Um Medizin zu studieren, kam er nach Berlin in das Haus des angesehenen Arztes Markus Herz, in dessen vorerwähnte, damals 38jährige, ebenso schöne wie geistreiche Frau Henriette er sich leidenschaftlich verliebte, wie aus seinen gedruckten Briefen an dieselbe ersichtlich ist. Nach dem Tode ihres Mannes gestand er ihr, was er fühlte, beruhigte sich aber unter ihren freundlich ablehnenden und begütigenden Worten und hatte fortan in der Geliebten eine mütterliche Freundin. Im Jahre 1807 vertauschte er die Medizin mit der Rechtswissenschaft, die er in Heidelberg und Gießen



Dr. Börne

Abb. 157. Ludwig Börne.
Nach dem Gemälde von Moritz Oppenheim.
Unterschrift eines Briefes vom 15. 5. 1818. Aus J. Georg Kestners Autographensammlung.

studierte, und wurde 1811 im damaligen Großherzogtum Frankfurt als Polizeiaktuar in seiner Vaterstadt angestellt. Als aber nach Napoleons Sturz die altfreistädtische Verfassung wieder ins Leben trat, wurde er als Jude seines Amtes entlassen, was ihn zuerst bewog, für die Sache seiner Glaubensgenossen, die sich in Frankfurt um 140000 Gulden die Emanzipation erworben hatten, in die Schranken zu treten. Von da an gab er sich ganz der publizistischen Tätigkeit hin, seit 1818 unter dem berühmt gewordenen Namen Börne, den er beim Übertritt zum Christentum angenommen hatte. Bei seinen verschiedenen Zeitschriften: „Wage", „Zeitschwingen" 2c. kam er nie aus dem Konflikt mit der Zensur heraus; denn von Theaterrezensionen, in denen er u. a. die Schicksalstragödien scharf und treffend beleuchtete, ging er bald zu politisch gefärbten Artikeln über, und so sehr er unter humoristischer Hülle die scharfen Spitzen seiner Angriffe zu verschleiern suchte, — es half ihm nichts: die „Zeitschwingen" wurden nach kurzer Zeit verboten. Nun schrieb er für dieses und jenes Blatt, aber er blieb aphoristisch und kam über den Feuilletonstil nicht hinaus; zu einer gründlichen literarischen Tätigkeit oder zu einer künstlerischen Schöpfung gelangte er ebenso wenig wie zu einer festen bürgerlichen Lebensstellung. Unstet hin und her wandernd lebte er bald in Paris, bald in München und Stuttgart, bald wieder in seiner Vaterstadt. Seine Gesundheit wurde schon in diesen Jahren durch einen Blutsturz erschüttert, dazu wurde er schwerhörig. 1825 gewährte ihm der Tod seines Vaters eine gesicherte Unabhängigkeit, und in Jeanette Wohl, der geschiedenen Gattin des Rentiers Otten, fand er eine Freundin, die ihm bald auch eine treue Pflegerin in seinem fortwährend kränklichen Zustande wurde: ein Verhältnis, das indes nie den grob anstößigen Charakter gehabt hat, den Heine hineinlegen wollte.

Rede auf Jean Paul.

Im Jahre 1825 gab er seiner schwärmerischen Begeisterung für Jean Paul einen Ausdruck in der auf ihn im Frankfurter Museum gehaltenen Denkrede, die neben vielem Schönen zahlreiche Übertreibungen enthält. Während er Goethe in fanatischer Weise angriff und ihn als den „gereimten Knecht" verhöhnte, konnte er nicht Worte genug finden, Jean Paul in den Himmel zu erheben. Mit Jean Pauls Tode, meint er, „sei eine Krone gefallen, ein Schwert gebrochen". — „Fragt ihr," fährt er fort, „wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruht? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er sein Grab." In seines Meisters Fußstapfen tretend schrieb er die kleinen Humoresken: „Der Eßkünstler", „Monographie der deutschen Postschnecke", „Der Narr im weißen Schwan" 2c., an denen man noch heute sich ergötzen kann.

Humoresken.

Briefe aus Paris.

Die französische Julirevolution führte Börne nach Frankreichs Hauptstadt, von wo er seine „Briefe aus Paris" schrieb, die vom Bundestage verboten, aber dadurch erst recht verbreitet wurden. Der Hauptinhalt dieser Brandbriefe — denn so muß man sie nennen — ist eine fortwährende Aufreizung unseres Volkes zur Revolution, daneben eine Anhäufung von allen möglichen Schmähungen auf Deutschland, dem er in maßloser Härte alle nur denkbaren Laster und Dummheiten vorwirft. Das geschieht durchweg in gewandter, geistreicher, witziger Sprache, aber aus dem „Geist, der verneint" geboren, ohne auch nur einen positiven Gedanken, es sei denn der, daß uns Deutschen das Heil von Frankreich kommen müsse und werde. In einer später herausgegebenen Zeitschrift „La balance" wollte er deutsches und französisches Wesen vermitteln; und es ist nicht zu leugnen, daß er hierin sich im ganzen ruhiger und gerechter über unser Volk ausließ. Dabei gestand er ganz offen: „Ich bin so viel Franzose als Deutscher; ich war Gott sei Dank nie ein Tölpel des Patriotismus." Als Wolfgang Menzel, über dessen „Gallophobie" er darin einen Artikel gebracht, ihn beschuldigte, daß er „unter der Maske der Freiheit nur das Franzosentum ausbreite", rächte er sich in seiner „nicht mit Tinte wie andere, sondern mit Blut und Nervensaft", wie er sich ausdrückte, geschriebenen Schmähschrift: „Menzel der Franzosenfresser".

Gegen Ende seines Lebens wandte sich Börne religiösen Betrachtungen zu, was Heine neuen Anlaß zu Spöttereien gab, übersetzte die berühmten, religiös-radikalen „Paroles d'un croyant" von Lamennais und schrieb selbst manches in verwandtem Sinne, indem er ebenfalls Politisches und Religiöses stets ineinander wob. — Am 12. Februar 1837 erlag Börne seinem Brustleiden. Auf dem Père la Chaise ist er begraben. Der französische Demagog Raspail hielt ihm an seinem Grabe eine feurige Lobrede; drei Jahre später ließ ein Landsmann und Gesinnungsgenosse eine boshafte Schmähschrift gegen ihn los: „Über Ludwig Börne" (1840), welche später Gutzkow zu widerlegen suchte. Es war Heinrich Heine.

Heine.

Heinrich Heine (mit dem ursprünglichen Vornamen Harry), des Handelsmanns Samson Heine Sohn, wurde nicht, wie man gewöhnlich annahm, am 13. Dezember 1799, sondern im Februar 1798*) zu Düsseldorf als französischer Untertan, worauf er sehr stolz war, geboren, in orthodox-jüdischer Weise erzogen und dann zu einem Wechsler in Frankfurt in die kaufmännische Lehre getan. Mit Hilfe seines Oheims Salomon Heine errichtete er später in Hamburg ein Kommissionsgeschäft, das aber nach kurzer Zeit liquidierte. Nun gewährte ihm sein Oheim die Mittel zum Studium der Rechte; 1819 begann er dasselbe — noch als Harry Heine immatrikuliert — in Bonn, nachdem er die Zulassungsprüfung notdürftig bestanden hatte. Aber in Bonn wie in Göttingen, wohin er im folgenden Jahre ging, gab er sich mehr mit altdeutscher Literatur, indischer Poesie u. a. als mit „den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme", wie er seine Fachwissenschaft nannte, ab. In Bonn schloß er sich begeistert an den Romantiker A. W. v. Schlegel an, den er später in seiner „Romantischen Schule" so arg verunglimpfte. 1821 ging er nach Berlin, wo er in den Salons der Rahel viel verkehrte, auch an dem „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" einen tätigen Anteil nahm. Aber die religiöse Seite des Vereins stieß ihn bald zurück; überdem zog ihn das wilde Leben der Weinschenken mehr an als alles ernste

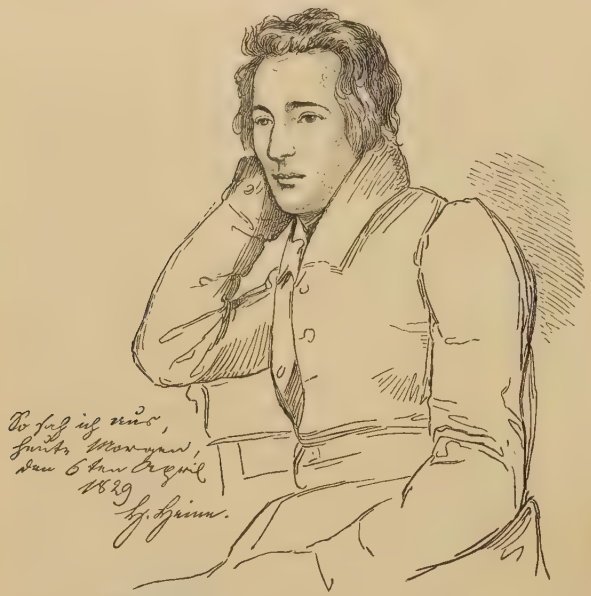
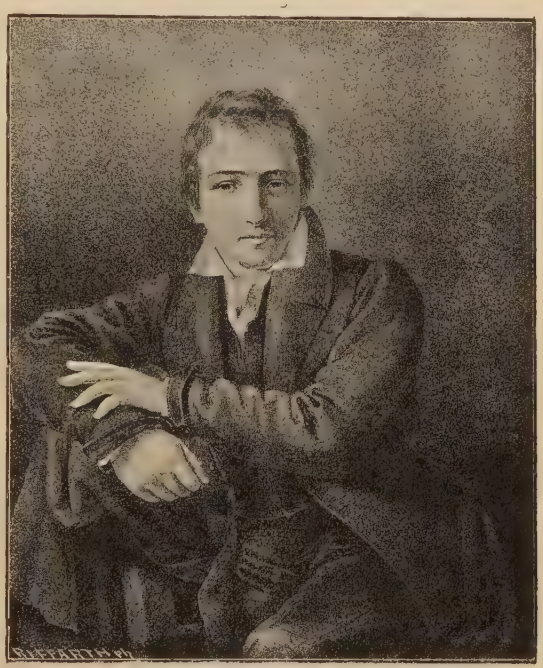


Abb. 158. Heinrich Heine im 30. Jahre.
Nach der Zeichnung von Franz Kugler. 1829.

*) Heinrich Heine hat bekanntlich selbst angegeben, daß er in der Neujahrsnacht von 1799 auf 1800 geboren und also einer der „ersten Männer des Jahrhunderts" sei. Dies ist aber unrichtig, wie eine Notiz in dem neuen fünften Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins dartut, da aus den vorhandenen Aufzeichnungen des Rabbiners Scheuer über die von 1797 bis 1798 in Düsseldorf geborenen Judenkinder hervorgeht, daß Harry Heine im Februar 1798 geboren ist.

Arbeiten und Wirken. Dazwischen erschien die erste Sammlung seiner Gedichte (1822), die damals beim Publikum nur wenig Eingang fanden. Der Grundcharakter der Heineschen Lyrik tritt darin aber bereits unverkennbar hervor: eine gewisse Neigung zu der Traumwelt der Romantik — er selbst nennt sich „den letzten Romantiker“ und begann auch mit weichlichen Minneliedern auf „wunnevolle Magedein“ und Idealisierung des katholischen Mariendienstes („Wallfahrt nach Kevlaar“) — verbunden mit dem ätzendsten, nichts schonenden Witz, eine tiefe dichterische Anschauung neben ganz frivolen und obscönen Ergüssen. Die dunklen und abstoßenden Seiten seines Wesens kamen freilich erst in späteren Dichtungen zur vollen Herrschaft. Doch schon in dieser ersten Sammlung begegnen wir einer Scene, in der es heißt, der Dichter wolle bei der Geliebten im Grabe schwelgend den Ruf der Auferstehungsposaune überhören. Unter den „Romanzen“ sind zwei seiner schönsten, „Die Grenadiere“, in der er seiner Schwärmerei für Napoleon I. Ausdruck gab, und „Belsazar“. Weniger fanden zwei Tragödien Heines, „William Ratcliff“ und „Almansor“, Anklang, die während seines Berliner Aufenthaltes entstanden. Charakteristisch für den Dichter ist der Haß gegen das Christentum, der sich im „Almansor“ ausspricht. Es wird dargestellt als Religion des Todes und des Blutes, und seine Anhänger werden auf Kosten des verherrlichten Mauren Almansor teils als Einfaltspinsel, teils als Schufte charakterisiert. Zuleima aber, die von Almansor geliebte Christin, wird von ihm mit in den Abgrund gerissen.

Heines Gedichte.



H. Heine

Almansor.

Abb. 159. Heinrich Heine im 32. Lebensjahre. Gemalt von Moritz Oppenheim (1831). Nach der außerordentlich seltenen Lithographie dieses Bildnisses von Vogel in Frankfurt, im Besitz der Verlagshandlung. (Verkleinert.) Unterschrift eines Briefes an Detmold aus Hamburg vom 15. 1. 1830. (Georg Kestners Autographensammlung.)

Mit seinen Studien war Heine in Berlin nicht von der Stelle gekommen. Im Sommer 1823 gebrauchte er das Seebad zu Cuxhaven gegen sein nervöses Kopfweh, dann war er wieder eine Zeitlang in Göttingen, im April 1824 aufs neue in Berlin. Dort begann er seine historische Novelle: „Der Rabbi von Bacharach“, die er aber nie vollendet hat. Sie hebt an mit einer glänzenden Schilderung der Passahfeier; das Ganze sollte ein mittelalterliches Kulturbild werden, natürlich zur

Verherrlichung der von den Christen verfolgten Juden. Im Herbst desselben Jahres unternahm er die Wanderung durch den Harz, deren Beschreibung zuerst im „Gesellschafter" erschien und dann in den ersten Teil der „Reisebilder" aufgenommen wurde. Endlich 1825 bestand er sein juristisches Examen und promovierte als Doktor der Rechte, womit er „seine Juristerei als abgemacht" betrachtete. Kurz nach der Promotion (am 28. Juni) ließ er sich, wohl im Gedanken an die ihm sonst verschlossene staatliche Carriere, in Heiligenstadt taufen, aus welchem Anlaß er die Namen Christian Johann Heinrich erhielt, — „aus Luxusübermut," wie er nachher eingestand, da er „nichts so sehr haßte als das Christentum, nichts so sehr als das Kreuz, da er im Herzen ein Jude sei!"

Heines Taufe.

1826 erschien der erste Band der „Reisebilder", dem später mehrere, immer zügelloser und cynischer geschriebene Teile folgten, 1827 „Das Buch der Lieder". Die „Reisebilder" machten Heine mit einem Schlage beliebt. Was daran gefiel, war der übermütig-satirische Ton, in dem er sich über die politischen und religiösen Zustände lustig machte, die pasquillenartige Polemik gegen ehrenwerte Männer — z. B. Spitta, der sein Studiengenosse gewesen, Platen u. a. —, die seitdem in seinen Schriften vorherrschte. Auch die Begeisterung für den besiegten Imperator, wie sie besonders im Buche: „Le Grand" hervortrat, wirkte blendend in einer politisch stillen Zeit. Leuten, die an allem Glauben Schiffbruch gelitten, imponierte ein Zukunftsbild wie dieses: „Sankt Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerungen an die Taten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, Omeara und Automarchi" (II, 161), und sie bemerkten die Gotteslästerung darin ebensowenig wie die Verhöhnung unseres Volkes. Endlich — und nicht am geringsten — fesselten die reizenden Schilderungen und gelegentlich eingestreuten schönen Verse, namentlich in der „Harzreise", selbst ernstere Gemüter. Das „Buch der Lieder" (1827), das übrigens kein einziges neues Lied, sondern nur das bisher zerstreut Erschienene gesammelt enthält, begründete vollends seinen Ruhm. Sein außerordentliches Talent der Nachempfindung und Anpassung tritt darin hervor. Es enthält auch das Schönste, das er gedichtet, ja manches darunter gehört zu dem Schönsten, was unsere ganze Lyrik aufzuweisen hat. Deutsches Gemüt spricht aus der kleinen Zahl erlebter Liebeslieder, aus seinen Frühlingsliedern ꝛc. Lieder, wie: „Du bist wie eine Blume" (an ein schwarzäugiges Judenmädchen, wie Karpeles erzählt, in Gnesen gerichtet) — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" (die glückliche freie Erfindung Clemens Brentanos — vgl. S. 174 — von Heine nur geschickt umgebildet) — „Ein Fichtenbaum steht einsam" — „Du schönes Fischermädchen" — „Die Lotosblume ängstigt" — und viele andere klingen besonders durch ihre Kompositionen in unser aller Herzen fort. In den „Nordseegedichten" bewährte er sein Talent der Naturschilderung auf einem noch ganz unbekannten Gebiete. Und doch ist R. Köpkes strenges Urteil berechtigt, das dahin sich ausspricht: „In der lyrischen Poesie hatte sich mit Heines Liedern ein verneinender Geist in glänzender und populärer Hülle erhoben, deren bestes Teil von Goethe entlehnt war. Der scharfe, fressende Hohn, der alles, was über dem einzelnen Menschen steht, angriff, das Gefühl verspottete und endlich sich selbst vernichtete, war in diesen leichten Versen durch Deutschland getragen worden." Denn nur wenige seiner Lieder kann man ungetrübt genießen — in vielen zerstört Heine selbst in frivoler Ironie die Stimmung, die er in sich und anderen kaum angeregt hat; man denke nur z. B. an das „Seegespenst", das mit einem grellen Mißton („Doktor, sind Sie des Teufels?") schließt. Am widerlichsten, freilich am meisten charakteristisch für Heines Manier ist der Schluß des unvergleichlich schönen Hymnus auf Christus, der in den Reisebildern u. d. T. „Frieden" erschien:

Reisebilder.

Buch der Lieder.

Nordseegedichte.

Hoch am Himmel stand die Sonne
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne,
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht
Erleuchtend und wärmend
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
Am Rosenband das gleitende Schiff
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen in hochgetürmter,
Ragender Stadt.
O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menschen, weißgekleidete,
Palmzweigtragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnisinnig
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung
Küßten sie sich auf die Stirne
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimal selig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesus Christ!"

Wer könnte sich nicht an diesem Liede erbauen? Wer würde anstehen, seinen Verfasser für einen ernsten Christen zu halten? Aber man höre, was Heine anhängt:

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Was gäbst du drum, Geliebtester!
Der du in Kopf und Lenden so schwach
Und im Glauben so stark bist
Und die Dreifaltigkeit ehrest in Einfalt
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küssest,
Und dich hinaufgefrömmelt hast
Zum Hofrat und dann zum Justizrat
Und endlich zum Rate bei der Regierung
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser
Die Seelen wäscht und den Tee verdünnt —

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Geliebtester!
Du trügest es, höhern Ortes, zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verschwämme ganz in Andacht und Demut,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend
Sänke betend mit dir aufs Knie,
Und ihr Auge, selig strahlend,
Verhieß' dir eine Gehaltzulage
Von hundert Talern Preußisch Courant,
Und du stammeltest händefaltend:
Gelobt sei Jesus Christ!

Im „Buch der Lieder" fehlt dieser echt mephistophelische Schluß allerdings — in den „Reisebildern" (ich citiere aus der III. Aufl. 1840) blieb er fort und fort stehen.

In einigen seiner Lieder fällt das unwahre Spielen mit dem Weltschmerz unangenehm auf, so wenn er ausruft: „Ich unglückseliger Atlas! Eine Welt, Die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen! ꝛc." Auch finden sich hier schon häufige Anklänge jener sittlichen Roheit und sinnlichen Lüsternheit, von der seine späteren Gedichte so voll sind. Es scheint oft, daß er nur für seine Genossen dichtet, denen er einmal zuruft:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch.

Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

„Vergiftet sind meine Lieder," hat er ein anderes Mal selbst bekannt.

In Paris, wohin Heine 1831 seinen bleibenden Aufenthalt verlegte, begann seine eigentliche revolutionäre Schriftstellerei, die zur vollen Wirkung kam, als 1835 der Bundestag mit den Schriften des „Jungen Deutschland" auch die seinigen verbot. Da sein spöttischer Protest dagegen natürlich wirkungslos blieb, benutzte er diesen Umstand, um sich von dem Ministerium Guizot eine feste Einnahme zu verschaffen, obgleich seine Schriften in Deutschland weiter gedruckt und verkauft wurden. Von 1836 an erhielt Heine jährlich 4800 Frank bis zur Februarrevolution von 1848, wie er selbst sagt, „als Anteil an dem großen Almosen, das das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in der Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten." Immer fester wurzelte er seitdem in dem französischen Boden. Paris ist ihm, wie er sagt, „das neue Jerusalem und der Rhein der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." Er schrieb nun auch meist in französischer Sprache und für französische Blätter; viele seiner Prosaschriften sind Rückübersetzungen ins Deutsche.

Französische Pension.

In seinen zahlreichen Prosaschriften ist es ebenfalls vor allem der Christenglaube, wider den er kämpft. Wohl kann er gelegentlich von der Bibel in einer Weise sprechen, die das Herz eines Freundes derselben wohltuend berührt. So sagt er einmal (in der Vorrede zu seinem Buche: „Über Deutschland"): „Es ist ein altes, schlichtes Buch — das werkeltägig und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt; ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest mit den lieben, bebenden Lippen — — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die Heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes." — Wenn man aber weiter in seinen Werken liest, trifft man nur zu bald z. B. auf eine völlige Gleichstellung des „reinen und makellosen Lebens Spinozas" mit dem „seines göttlichen Vetters Jesu Christi". — „Auch wie dieser litt er für seine Lehre, wie dieser trug er die Dornenkrone." Demnächst kämpft er für die „Rehabilitation des Fleisches", ja verkündete geradezu ein Evangelium des Fleisches. Das müsse eine abergläubische und wahrhafter Liebe unfähige Jungfrau sein — so lautet etwa die Summe seiner Lehre — welche die Keuschheit versparen wolle auf den Segen des Priesters. Die Bande der Ehe möchten sich wohl für Leibeigene schicken, freier Menschen seien sie unwürdig. Das war die nur zu logische Folge des von J. J. Rousseau einst ausgegebenen paradoxen Stichwortes; „Retournons à la nature." Endlich wird in allen diesen Schriften je und je unser Volk zum höheren Ruhme Frankreichs verunglimpft. Statt vieler nur eine Stelle, wo er von unserem „sogenannten Freiheitskriege" spricht. Da heißt es: „Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joch zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körnerschen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir tun alles, was uns von unsern Fürsten befohlen wird" (Sämtliche Werke VI. S. 51 f.). So schrieb ein in Deutschland geborener Mann in französischer und dann auch in deutscher Sprache über unseren großen Befreiungskampf von 1813. Und doch gibt es Leute, die Heine einen „großen Patrioten" und „echten Deutschen" nennen!

Prosaschriften.

Seit 1835 lebte Heine mit einer „Freundin", Mathilde Mirat, einem „Wesen von harmlosem Geplauder und trefflichem Herzen", die erst 1841 ihm kirchlich angetraut wurde und die ihn bis an sein Lebensende mit großer Treue pflegte. Im Herbst 1843 machte er einen Besuch in dem vorgedachten „Lande der Philister". Die Eindrücke, welche er dort empfangen haben will, schildert das Gedicht: „Deutschland, ein Wintermärchen", das — 1844 in Paris geschrieben — an Cynismus seine bisherigen Pariser Produkte in Prosa und Versen noch überbietet und seinem Haß gegen den Heiland einen ebenso empörend rohen Ausdruck gibt wie seinem Zorne gegen Preußen und seiner Mißachtung gegen Deutschland insgemein. Beim Anblick eines Kruzifixes ruft er (Kap. XIII):

Wintermärchen.

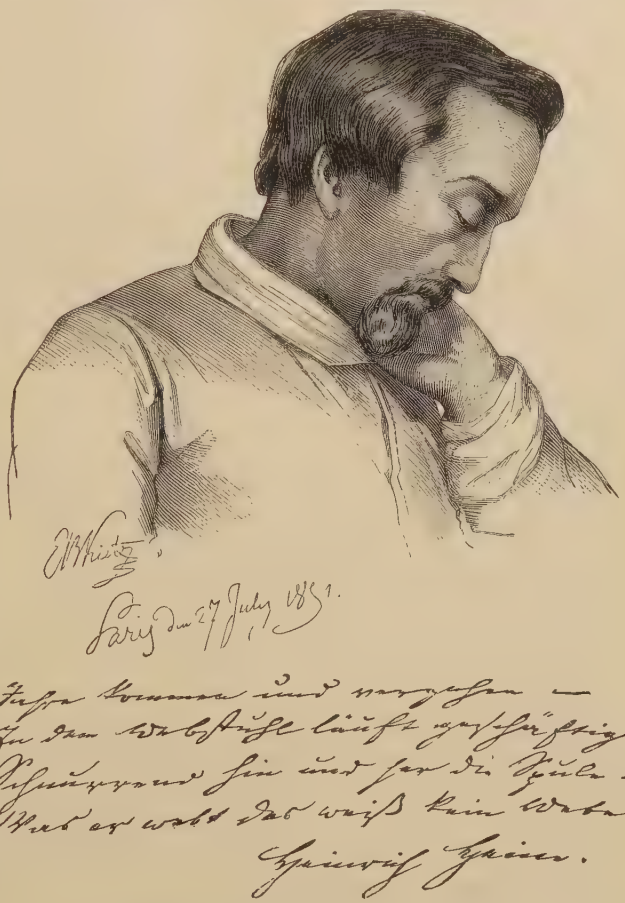


Abb. 160. Heinrich Heine in seiner Krankheit.
Gezeichnet von Kietz zu Paris im Jahre 1851.

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührotschein das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geschlagen.

Mit Wehmut erfüllt mich jedes Mal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Charakteristisch tritt auch in diesem Gedichte Heines Vorliebe für den ersten Napoleon hervor:

„Mir sind
Die Tränen ins Auge gekommen,

Als ich den verschollenen Liebesruf,
Das „Vive l'empereur" vernommen —"

ruft er, während er über Friedrich Rotbart und über unseres Volkes Sehnsucht nach der Wiedererrichtung des alten deutschen Kaisertums nicht genug witzeln und höhnen kann.

Atta Troll. 1847 erschien „Atta Troll, ein Sommernachtstraum", der bereits 1841 entstanden und in Laubes „Zeitung für die elegante Welt" fragmentarisch abgedruckt war. Heine nennt ihn „das letzte freie Waldlied der Romantik", aber in Wahrheit ist er eine Verhöhnung der Romantik. „Er ging bei den Romantikern in die Schule," heißt es von dem Helden, „um nachher den Schulmeister durchzuprügeln." Es bekommen aber viele andere Leute darin Schläge, so u. a. Freiligrath, die schwäbischen Dichter, Deutschland insgesamt und gelegentlich das verhaßte Christentum. Noch gesteigert womöglich erschien das alles im „Romanzero" (1851), obgleich er in einem Nachwort von der „Rückkehr des verlorenen Sohnes spricht, der bei den Hegelianern die Schweine gehütet", und von seiner Bekehrung zum Glauben an den persönlichen Gott, „der Arme zum Helfen habe". Wirklich hieß es, daß Heine auf seinem achtjährigen schmerzensreichen Krankenlager in der „Matratzengruft" zur Erkenntnis seiner Verirrungen und zum Glauben an den lebendigen Gott gekommen sei. Man braucht aber nur den „Romanzero" zu lesen, um sich zu überzeugen, wie in „seinem Munde sich selbst das Gebet in Lästerung verwandelt". Nicht minder macht sich oft ein roher Cynismus in vielen seiner „letzten Gedichte" (1853—1855) und in den „Gedichten aus dem Nachlaß" breit. Heine blieb jedenfalls unverändert in seinem alles bespöttelnden, nichts heilig haltenden Wesen bis ans Ende. Noch wenige Stunden vor seinem Tode antwortete er auf die Frage eines Bekannten, wie er mit Gott stehe, spöttisch: „Soyez tranquille! Dieu me pardonnera, c'est son métier!" Bald danach stand er vor seinem Richter. Morgens 4 Uhr am 17. Februar 1856 starb er. Die 1884 erschienenen Mitteilungen der „Mouche" (Camilla Selden), mit welcher Heine in den letzten anderthalb Jahren seines Lebens freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, bringen wenig Neues über seine letzten Tage. Einen noch geringeren Ertrag für seine Biographie bieten die mit geschickter literarischer Reklame angekündigten und von Eduard Engel herausgegebenen sogen. „Memoiren Heines", deren witzlose Cynismen besser ungedruckt hätten bleiben sollen. Eine kritische Ausgabe der sämtlichen Werke hat Ernst Elster 1887 veranstaltet. Die Aufstellung eines Denkmals, welches seine Freunde ihm errichten wollten, ist von mehreren darum angegangenen Städten (zuletzt Newyork) abgelehnt worden.

Junges Deutschland. Um das von Heine in seinen Pariser Büchern entfaltete Banner sammelte sich nun eine Anzahl junger Literaten, die gewöhnlich unter dem Namen: **„Das junge Deutschland"** zusammengefaßt werden. Seltsam genug! Von deutschem Geist und Wesen war wenig in ihren Schriften zu spüren. „Ihre nächsten Vorbilder", sagt der bekannte Kirchenhistoriker Karl Hase, der Heine als ihren „Heerführer" bezeichnet, in einer akademischen Rede vom Jahre 1837, „sind die Saint-Simonisten, welche mit Abschaffung des Christentums Spinozas Gott anbeteten, welche am meisten sich dessen rühmten, daß Saint-Simon als ein Heiland des Fleisches aufgestanden sei, während Christus sich nur um den Geist bekümmert habe; welche eine bewegliche Ehe empfahlen, nach dem freien Weibe suchten und diese Emanzipation des weiblichen Geschlechtes dergestalt begannen, daß den Ehrenplatz der Jungfrauen und Ehefrauen Freudenmädchen einnehmen sollten. Sonach weit entfernt, daß uns das junge Deutschland etwas Neues gebracht hätte, ist es nur das Abbild und die Wiederholung einer Sekte, deren Eintagsleben vor einem spöttischen Lächeln des französischen Volkes verschwunden ist." Und da die geistreiche Dichterin George Sand auf dem Gebiete der schönen Literatur den St. Simonismus vertrat, so wurden ihre Romane auch maßgebend für die belletristischen Erzeugnisse dieser Schriftstellergruppe.

Woher kam nun der so wenig ihnen gebührende Name? Zunächst muß konstatiert werden, daß sie nichts mit dem rein politisch gefärbten Geheimbund des „Jungen Deutschland“ gemein hatten, welches im Jahre 1834 mit „Jung Italien“, „Jung Polen“ 2c. unter der Phrase „Freiheit, Gleichheit und Humanität“ in der Schweiz sich verbündete. Politische Tendenzen und Sympathien, obgleich sie — mehr oder minder — davon ausgingen und gelegentlich darauf zurückkamen, haben doch nie im Vordergrunde ihrer Interessen gestanden. Auch haben sie niemals eine festgegliederte Gemeinschaft gebildet, nur die Stimmung und Gesinnung war ihnen gemeinsam, und derselben gaben sie an verschiedenen Orten, in verschiedenen Gewändern — Romanen, Briefen, Reisebeschreibungen, Feuilletons —, in verschiedenen Organen, politischen und belletristischen Zeitschriften, Taschenbüchern — einen allerdings verwandten, weil aus derselben Quelle stammenden Ausdruck. Den Namen, unter dem sie berühmt geworden sind, verdanken sie einem von ihnen, **Wienbarg,** vor allem aber dem damals noch zu Frankfurt residierenden Deutschen Bundestage.

Wienbarg.

Der Holsteiner **Ludolf Wienbarg** (1802—1872), damals Privatdozent in Kiel, gab nämlich den zur Herrschaft strebenden Ideen einen übrigens gemäßigten Ausdruck in den „Ästhetischen Feldzügen“, die 1834 erschienen. Vielfach auf Heine verweisend fordert er darin auf, mit dem Zwange veralteter Vorurteile in Kirche und Staat, in Religion und Wissenschaft, mit den sozialen Privilegien und ihren Formen u. s. w. energisch zu brechen, die Frauen zu emanzipieren und vor allem unser ganzes Leben durch einen wiedererweckten Hellenismus harmonisch zu gestalten und der Schönheit einen begeisterten Kultus zu widmen. In der Vorrede zu diesem etwas phrasenhaften, jetzt ziemlich verschollenen Buche hieß es nun: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden“, also nicht dem alten, das in Adelsvorurteilen, Gelehrtendünkel und im Philistertum verkommen sei, sondern der deutschen Jugend insgesamt. — Bald sollte diese Benennung zum Stichwort hüben und drüben werden.

Bundestagsdekret.

Die bestimmte Anwendung dieses Ausdruckes aber machte der Deutsche Bundestag in seinem Banndekret vom 10. Dezember 1835, in dem er nach dem Vorgang Preußens fünf Autoren, Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Theodor Mundt, unter dem Namen „Junges Deutschland“ zusammenfaßte, das er weiterhin charakterisierte als „eine literarische Schule, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören.“ Das an diese Einleitung geknüpfte Verbot der bereits erschienenen wie der zukünftigen Schriften des „Jungen Deutschland“ hatte allerdings nur zur Folge, daß dieselben erst recht gelesen wurden. 1842 wurde der Bann wieder aufgehoben, nachdem Laube und Mundt versprochen hatten, Religion, Staat und Sitte fortan nicht anzutasten.

Der bedeutendste und hervorragendste unter der vom hohen Bundestage auserwählten Fünfzahl ist nächst Heine der Berliner Gutzkow.

Gutzkow.

Karl Ferdinand Gutzkow wurde am 17. März 1811 in Berlin in einem Seitengebäude der Akademie der Künste und Wissenschaften, das einen Teil des Marstalls und die Wohnungen der Bediensteten enthielt, geboren. Sein Vater war erster Bereiter des Prinzen Wilhelm von Preußen. Seine Jugend, die er sehr anziehend in dem Buche „Aus der Knabenzeit" geschildert hat, stand unter dem Einfluß des christlichen Offenbarungsglaubens. Mit seinem Vater besuchte er von klein auf die Kirche und die „Konventikel". Bei dem zum Mystizismus geneigten Vetter Wilhelm lernte er das „Gebet im Kämmerlein" kennen. Bibel, Gesangbuch und Predigtpostille waren „die ersten Nahrungsquellen des Wissenstriebes". Nebenbei hatte der Knabe „eine geheime christliche Lieblingslektüre"; das war ein Band Predigten von Häfeli, einem schweizerischen Geistlichen aus Lavaters Schule. „Der durchgehende Ton dieser Predigten war: ob Jesus von Nazareth lebender Retter und König, Souverän der Schöpfung, Erlöser von Sünde und Tod oder ein hingerichteter Rabbi aus Galiläa sei?" „Mit diesem wunderbaren Buche brachen in die religiöse Nacht des Kindes Strahlen der Morgenröte". Doch bald kamen andere Bücher hinzu: „eine alte zerrissene Übersetzung des Don Quixote förderte die allmähliche Erlösung von dem gewaltigen Druck einer dumpfen überreligiösen Stimmung." Dennoch hielt der Jüngling das Studium der Theologie und ein heimatliches Pastorat als Lebensziel stets unverrückt im Auge. Nachdem er 1821—1829 das Friedrich-Werdersche Gymnasium besucht hatte, bezog er die Universität seiner Vaterstadt und wurde als Theologe immatrikuliert. Schleiermacher und Hegel waren seine einflußreichsten Lehrer. „Auf Schleiermachers Kanzel habe ich selbst gestanden", erzählt er in den „Rückblicken auf mein Leben", „und im Talar eine Predigt gehalten." Doch zog ihn schon in Berlin die Philologie mehr an als das von ihm gewählte Berufsstudium, und unter der von Paris herüberwehenden Zeitströmung entfremdete er sich dem letzteren immer mehr. Die Julirevolution riß ihn vollends davon los, dennoch hat er sein Leben lang die alte Liebe nicht ganz lassen können; in Romanen, Dramen ꝛc. hat er bis an seinen Tod eigentlich immerfort gepredigt, freilich in anderem Geiste als in dem frommen seines Knabenalters.

Gützkow

Abb. 161. Gutzkow.
Nach einem Bildnis aus den vierziger Jahren.
Unterschrift eines Briefes aus Hamburg vom 28. 1. 1842.
(Aus † Georg Kestners Autographensammlung.)

Seine publizistische Kanzel errichtete Gutzkow sich zunächst in dem „Forum der Journalliteratur", das er 1831 ins Leben rief und das es auf 70 Abonnenten brachte. In dem ersten Heft dieser „antikritischen Quartalschrift", wie er sie nannte, erschien ein Aufsatz: „Wolfgang Menzel und die über ihn ergangenen Urteile", in dem er den „Mann seines Herzens" aufs wärmste gegen seine Gegner verteidigte. Als Menzel, dessen „Literaturblatt" damals im höchsten Ansehen stand, denselben gelesen hatte, lud er den jungen Autor sofort ein, zu ihm nach Stuttgart zu kommen, da seine Tätigkeit als Mitglied der württembergischen Kammer es ihm längst wünschenswert gemacht hatte, einen Gehilfen in der Redaktion zu haben. Ohne Zögern folgte Gutzkow dem verlockenden Rufe zum Schmerze seiner Eltern, welche der dadurch endgültig besiegelte Abfall von der Theologie aufs tiefste erregte. Menzel, den „die Natur mit breiten Schultern, kräftiger Brust, dunklem Haar ausgestattet", empfing den „blassen, magern, blonden Berliner Ankömmling" aufs herzlichste. Etwa zwei Jahre dauerte Gutzkows Verbindung mit dem „dämonischen Polyhistor", an den ihn „Bande des Gemüts und der Überzeugung fesselten". In dieser Zeit weilte Gutzkow übrigens nur vorübergehend in der Schwabenhauptstadt. Nachdem er in Jena den philosophischen Doktorgrad erworben, ging er 1832 nach Heidelberg, um Jura zu studieren — „nicht aus gedankenlosem Umsatteln oder aus innerer Haltlosigkeit," wie er sagt, „sondern mit dem von frühester Kindheit angestrebten Ziele: Vervollkommene dich nach Kräften!" In München setzte er seine Studien fort, machte dazwischen Abstecher nach Leipzig, Berlin, Hamburg, wo er Laube, Th. Mundt und Wienbarg kennen lernte, und veröffentlichte — mit Menzels Hilfe — die „Briefe eines Narren an eine Närrin". 1833 hatte er trotz alledem noch eine Oberlehrerstelle „ambiert", ja der „Schulamtskandidat" Gutzkow hatte bereits seine schriftlichen Prüfungsarbeiten eingereicht, da erschien bei Cotta sein erstes bedeutenderes Werk: „Maha Guru, Geschichte eines Gottes", und sofort zog er seine Meldung zum mündlichen Examen zurück, um hinfort ein freies, unabhängiges Literatenleben zu führen.

Für Menzel.

Briefe eines Narren.

Nur ein Wort von den beiden Erstlingsschriften Gutzkows. Die „Briefe eines Narren an eine Närrin" polemisieren in jeanpaulischem Stil wider die damaligen Zustände in Staat und Kirche und treten für J. J. Rousseaus Sozialideen ein. „Maha Guru" ist eine phantastisch-ironische Dichtung, welche in tibetanischem Gewande europäische Zustände persifliert. Beide Schriften blieben — trotz Menzels günstiger Rezension und Wienbargs Lobpreisung — ziemlich unbeachtet. Bald darauf erfolgte der Bruch mit dem „Manne seines Herzens". Menzel erzählt den Anlaß dazu in seinen „Denkwürdigkeiten": „Ich sah mich durch seinen Abfall zur unsittlichen Partei und namentlich durch seinen Roman Wally, worin er von Christo als von einem Judenjungen sprach, genötigt, den Verkehr mit ihm abzubrechen und mich auch öffentlich von ihm loszusagen — ich behandelte ihn, wie er es verdiente, und entlud ein starkes Gewitter über den Sumpf des ganzen sogenannten jungen Deutschland."

Maha Guru.

Wie war Gutzkow zu diesem Buche gekommen, das, wie er selbst sagt, „das Piedestal seines ersten Rufes schuf"? Zwei Ereignisse geben Antwort auf diese Frage.

Am 21. Dezember 1834 hatte sich Charlotte Stieglitz, die krankhaft überspannte Frau des Dichters Heinrich Stieglitz in Berlin, durch einen Dolchstich ums Leben gebracht, um ihren in dumpfes Hinbrüten versunkenen Mann zu neuer Kraftentfaltung und womöglich zu erhöhter Produktionsfähigkeit anzustacheln. „Dieser grauenvolle Tod," erklärte Gutzkow 1851, „der so ernst das Berliner ästhetische Theelöffelgeklapper unterbrach, wurde die Anlehnung unseres Buches (der Wally), zu welchem das von einem jungen Mädchen in Gesellschaft wie mit starrem Schrecken ausgestoßene Wort: ‚O schweigen Sie! Wie läßt sich begreifen, was wir glauben sollen?' die erste Veranlassung bot." Ein zweiter indirekter Anlaß zur „Wally" lag in dem Erscheinen des „Leben Jesu" von David Strauß (1835—36), das

Charlotte Stieglitz.

durch seine antichristliche Tendenz ein großes Aufsehen erregte. Gutzkow, der wie manche andere unter den „Aufgeklärten" durch den „in nichts, in Nebel zergehenden Mythen-Christus" von Strauß' Erfindung doch nicht recht befriedigt war, beabsichtigte, einen Auszug aus den „Fragmenten des Wolfenbüttelschen Ungenannten" (vgl. I, 406 f.) zu veröffentlichen. „Um den Kern dieses Auszuges" (den Gutzkows Hamburger Verleger aus Furcht vor den Pastoren seiner Stadt nicht drucken lassen wollte) entstand **„Wally, die Zweiflerin"**, welche 1835 in Mannheim herauskam. Unter dem Titel: „Vergangene Tage" hat Gutzkow 1851 die „Wally", etwas durchgefeilt, hie und da ein wenig gemildert, im ganzen aber unverändert aufs neue herausgegeben. Bei der folgenden Analyse haben mir beide Ausgaben vorgelegen; durch V. A. mache ich gelegentlich auf die Veränderung der neuen Ausgabe aufmerksam.

Wally.

Inhalt der Wally.

Wally, eine „die Schönheit Aphroditens übertreffende Erscheinung", läßt auf einem Spazierritte fünf kostbare Ringe, die sie von ebensoviel allmonatlich wechselnden Anbetern erhalten, von ihrer Reitgerte gleiten, an der sie als Trophäen ihrer Koketterie zu stecken pflegten. Ein des Weges daherschreitender Unbekannter hebt sie auf — sie läßt es geschehen. Auf einem Balle erblickt sie die Ringe wieder, die Cäsar — so hieß der Unbekannte — in einem Anfall toller Laune über seine Handschuhe gezogen hat. Auf die „einem ihrer Employés, einem blondhaarigen Referendar", hingeworfene Bemerkung Wallys erhält Cäsar fünf Forderungen, aus denen er mit einer leichten Verwundung hervorgeht. Wally, die zuweilen ernste Regungen hat und Sonntags beim Glockenläuten und Orgelklang in Tränen dasitzt (V. A.: „unglücklich war, wenn sie an den verlorenen Glauben ihrer Kindheit dachte"), fängt an, sich für Cäsar zu interessieren. Nur als er sie einst fragt: „Glauben Sie, daß Christus von den Toten auferstanden ist?" gerät sie außer sich. „O Gott, lassen Sie, lassen Sie, ich kann darüber nicht nachdenken —". Sie stockte. In ihrem Auge sprach sich ein zerreißender Schmerz aus. Sie erhob sich unruhig und war für diesen Abend verschwunden. — Als sie sich später an anderm Orte wiedersehen, gelingt es Cäsar, ihre Leidenschaft zu wecken.

„Die Übereinkunft der Liebe zwischen Wally und Cäsar hatte ihren Verhältnissen ein neues Kolorit gegeben," dessen „Farben jedoch allmählich zu erbleichen" drohen. Eines Tages belauscht Wally ein Gespräch Cäsars mit einem Freunde über Religion. Cäsar erklärt dieselbe für „das Produkt der Verzweiflung" — sein Freund Waldemar dagegen meint: „Echte Religion ist positive Heilkraft; aber gleicht das Christentum nicht einer Latwerge („Arznei" V. A.), die aus hundert Ingredienzien zusammengekocht ist? — —" Als Wally das hört, wankt sie ohnmächtig fort. Waldemars Rede hatte „auf ihre Seele wie die Berührung eines kranken Zahnes gewirkt." — Im Winter darauf ist Wally wieder unermüdlich in dem Spiel der Koketterie. „Sie ließ die Welt wie elastische Figuren auf dem Resonanzboden ihrer Einfälle springen. — Cäsar war die Balancierstange dieses Equilibre. Er rektifizierte wie irgend ein chemisches Natron all die barocken Konfusionen, die Wally anrichtete." Eines Tages teilt sie ihm mit, daß sie den sardinischen Gesandten („auf Befehl ihres Vaters" V. A.) heiraten werde, ladet ihn aber bald darauf zu einem vertrauten Gespräch ein. Eine widerliche Zärtlichkeitsszene folgt: Cäsar, der nicht einmal recht weiß, ob er sie liebt, fordert von Wally, daß sie sich ihm in ihrer vollen Schönheit zeige. Nach kurzem Bedenken gewährt sie ihm seine Bitte, um sich ihm „geistig zu vermählen" (V. A.), weil „das Poetische höher steht als die Gesetze der Moral und des Herkommens". „Das Ganze ist ein Frevel," meint der Autor, aber ein „Frevel der Unschuld" („und ewiger, schmerzlicher Entsagung" V. A.).

Was wird nun aus den „geistig Vermählten"? Wally geht mit ihrem Gemahl nach Paris, wo sie den Becher der Zerstreuung bis auf die Neige leert. Ihr Mann ist ein elender, schurkischer Geizhals, der, um in den Besitz des Vermögens seines Bruders zu kommen, denselben zur Liebe gegen seine Frau reizt. Und da Wally

den „närrischen Schwager“ zurückweist, jagt derselbe sich vor dem Fenster ihres Schlafzimmers eine Kugel durch den Kopf, daß die Scheiben zerspringen und „blutige Teile eines zersprungenen Schädels auf dem Fußboden liegen.“ Cäsar, der schon einige Zeit vorher wieder aufgetaucht ist, entführt sie aus Paris. Zurückgezogen leben Cäsar und Wally in Deutschland. „Wie beglückt mich Cäsars Liebe!“ schreibt sie in ihr Tagebuch. Trotzdem fängt er an, sich für eine ihrer Freundinnen, eine Jüdin Delphine, zu interessieren. Wally nennt sie glücklich, „denn niemals wird ihr die Religion eine Ängstlichkeit verursachen“. Weshalb? — „Sie braucht jene Stufenleiter von positiven Lehren und historischen Tatsachen nicht, welche die Christin erst zu erklimmen hat, um eine Einsicht in das Wesen der Religion zu bekommen.“

So kühl sie das niederschreibt, sie entsetzt sich doch vor dem Gedanken, es könnte sich verwirklichen, was sie fürchtet. „Ich lebe und sterbe mit Cäsar,“ schreibt sie ein paar Blätter weiter. Und das Ungeheuerliche geschieht. Während Wally fortfährt, sich abwechselnd mit Gedanken über Cäsar und über die Religion zu peinigen, wirbt dieser um „die reiche Jüdin“, geht mit ihr eine bürgerliche Verbindung ein und entfernt sich kühlen Herzens von der unglücklichen Wally, die nun immer tiefer in Nacht und Verzweiflung gerät. „Ist Cäsar nicht mein Gatte?“ (V. A.) ruft sie nach seiner Entfernung aus. Noch einmal sucht sie eine Annäherung. Um ihren religiösen Zweifeln ein Ende zu machen, schreibt sie an ihn und beschwört ihn feierlichst, „seine ernsthafte Meinung über Religion und Christentum zu sagen“. Lange muß sie warten. Endlich kommt Cäsars „*Glaubensbekenntnis*“, das freilich doch etwas ganz anderes ist als ein Auszug aus den „Fragmenten des Wolfenbüttelschen Ungenannten“. Es sind cynisch gotteslästerliche Auslassungen, deren Abscheulichkeit Gutzkow selbst gefühlt zu haben scheint, als er sein Buch — nach 16 Jahren — zum erstenmale wieder las! In der neuen Ausgabe läßt er z. B. Ausdrücke wie „*kriminalistisch strafbar*“, wie er 1835 die Dogmen von der Offenbarung und Inspiration nannte, fort. Das „*Truggewebe*“ von Wundern mildert er in ein „*Mythengewebe*“ u. s. f. Dagegen setzt er ein „*vielleicht*“ zu dem Ausspruch über *Jesus*, er sei „der edelste Mensch, dessen Namen die Geschichte aufbewahrt hat“. Dieses Geschwätz erschütterte Wally aufs gewaltigste. „Sie saß da, versteinert wie Niobe, der man das Teuerste und Liebste tötet. — Noch sechs Monate hielt sie ein Leben aus, dessen Stütze („durch Cäsar und die Religion“ V. A.) weggenommen war.“ Immer mehr Nacht wird es in ihrer Seele, immer entschiedener faßt sie den gräßlichen Entschluß des Selbstmordes. Endlich stößt sie sich den Dolch ins Herz, nachdem sie noch Cäsar und Delphine einen Abschiedsgruß gesendet.

Dieses unsaubere Buch ist nicht eine Jugendverirrung Gutzkows, wie uns manche Kritiker glauben machen möchten. Denn in seiner erneuerten Ausgabe von 1851 hat sich Gutzkow ganz ausdrücklich dazu aufs neue bekannt und nur aus Opportunitätsgründen die „sinnlichste Szene“ bereut, sie aber trotzdem ziemlich unverändert wieder abgedruckt. Es ist vielmehr — trotz seiner künstlerischen Unfertigkeit und seiner psychologischen Widersprüche, trotz seiner oft äußerst geschraubten Sprache das bedeutendste Produkt des „Jungen Deutschland“, wie Gutzkow der hervorragendste Vertreter desselben, und geradezu typisch für die belletristische Literatur der dreißiger Jahre.

Wirkung der Wally.

Nach Gutzkows eigener Mitteilung war „die Wirkung des im September 1835 von einem Neuling erschienenen Buches“ anfangs ein bedenkliches Schweigen. Der Sturm des Unwillens begann erst mit Menzels scharfer Rezension, welche Gutzkow so erzürnte, daß er den ehemaligen „Mann seines Herzens“ durch Wienbarg auf Pistolen fordern ließ, worauf ihm Menzel sehr kühl antwortete: „Nicht hinter Hecken und Zäunen erwarte ich meinen Gegner, sondern auf dem offenen Felde der Literatur.“ Nun folgte ein Broschürenkampf, der das Übel noch ärger machte,

darauf der Bannstrahl aus Frankfurt. Gutzkow wurde schließlich verhaftet und vom badischen Hofgericht in Mannheim zu dreimonatlichem Gefängnis verurteilt „wegen der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften". Natürlich wurde das Buch nun erst recht gelesen, obgleich es in Mannheim mit Beschlag belegt und überall konfisziert wurde, wo die Polizei seiner habhaft werden konnte.

Ungeachtet der Kerkerhaft, ungeachtet des über seinen Werken schwebenden Bundesbannes, zu dem noch ein Verbot selbst der zukünftigen Werke vom Minister des Innern und der Polizei in Berlin hinzukam, setzte Gutzkow seine literarische Tätigkeit unermüdet fort. Im Gefängnis wurde auch der Roman **„Seraphine"** vollendet, der aber erst 1837 zum Drucke kam, als Gutzkow nach dem „freien Hamburg" übergesiedelt war.

Seraphine.

Wirr und wüst sind die Liebesabenteuer, welche er hier, angeblich meist nach dem Leben einer Frau schilderte, die ihn „wider Willen fesselte", als er in Berlin studierte. Seraphine wankt in ihrer Neigung von einem zum anderen, läßt sich von einem Bedienten entführen und wird, als dieser von seinem Bruder verraten als Wilddieb eingesperrt wird, aus Verzweiflung Erzieherin. Hier hat sie Gelegenheit, neue Bande zu knüpfen. Aber endlich heiratet sie den in der Haft ganz verwilderten Philipp und stirbt nach dem Tode ihres erstgeborenen Kindes. — Das ist „Seraphine", und nun denke man sich über dieses unwahrscheinliche Wesen noch eine Dosis rationalistisch-sentimentaler Religiosität ergossen, und man wird verstehen, daß sie dem mit ihr experimentierenden Autor keine neuen Freunde gewinnen konnte.

Nicht mehr Erfolg hatte Gutzkows nächstfolgender Roman: **„Blasedow und seine Söhne"**, der 1838 in drei Bänden herauskam. Er nannte ihn einen komischen Roman, andere haben ihn einen pädagogischen Roman genannt; er ist keines von beiden; eher könnte er eine Satire oder eine Karikaturensammlung heißen. Doch man urteile selbst!

Blasedow und seine Söhne.

Der Pfarrer Blasedow in Kleinbetteln, der mit seinem Ehegespons und mit seinem Konsistorium in nie endendem Hader lebt, glaubt, seine Bestimmung verfehlt zu haben, und erklärt deshalb: „Mit meinen Kindern will ich mich an meinem Vater rächen — sie sollen keinen Schritt in der Ausbildung ihres Geistes vergeblich tun." Dabei „interessierten ihn seine Kinder nur als Stoff, nicht als Person. Er sah in ihnen nur, was sie werden konnten; ihr eigenes Wesen zog ihn nicht an". So erzieht er seine Söhne zu dem Beruf, für den er sie prädestiniert hält: Oskar soll Schlachtenmaler, Amandus soll Bildhauer, Theobald Volksdichter, Alboin satirischer Schriftsteller werden. Nur eine Probe seiner Erziehungsmethode: „Blasedow grübelte, wie er Alboin, ohne daß er verdürbe, doch hinlänglich schlecht werden lassen konnte, um einen guten Spötter aus ihm zu machen." Und nun „lockert er die Seele des Knaben und sein noch ganz mit grünen Blättern bedecktes Selbstbewußtsein früh auf — — hetzt ihn zu schlechten Streichen auf, die er sodann bestraft — macht ihm einen künstlichen Buckel und läßt ihn ein Jahr lang als Äsop im Dorfe herumstolzieren" 2c. 2c. Ähnlich werden die anderen Söhne erzogen. Kein Wunder, daß sein neidischer Kollege Geigenspinner an den Konsistorialrat Braustrumpf berichtet: „Blasedow leide am Hirn!" Kein Wunder, daß aus den vier so mißerzogenen Knaben allzumal Galgenstricke werden. Aus der Residenz Kaputh, wohin sie aufs Gymnasium gegangen, schreiben sie die schändlichsten Lügen über ihre Fortschritte, jeder in der von dem Alten gewünschten Richtung — sehr bald werden alle vier von der Schule gejagt. Nun geben sie ein Journal mit Karikaturen heraus, zu dem sie das Geld durch nichtswürdige Prellereien zusammenbringen. Endlich müssen sie dem Vater alles eingestehen, der inzwischen es so toll getrieben hat, daß er seines Amtes entsetzt worden ist! Und nun beginnt ein gemeinsames, sechs Jahre dauerndes Vagabundenleben. Die vier Brüder ziehen als

wandernde Schauspieler umher, ihr Vater begleitet sie als — Lampenputzer „mit still in sich lächelnder Entsagung!“ Als auch das nicht mehr geht, hilft die ganze saubere Gesellschaft einem verschuldeten Grafen von der Neige zu einer schwindelhaften Reklame für ein Wunderbad, das auf seinen Gütern entdeckt sein und alle möglichen Übel heilen soll. Oskar wird Badeinspektor, Amandus und Theobald figurieren als Badeärzte, Alboin, der sich Blasé d'Eau nennt, hält die Amalien-Badebank! Der Alte predigt gelegentlich, so richtet er einmal eine 26 Seiten lange Standrede gegen Pietismus an eine Dame, „die da mystisch werden wollte“. Dann aber versinkt er immer mehr in sich, geht allein und spricht nichts, und nun überträgt ihm der Graf die Rolle eines unglücklichen Spielers. „Als solcher war er ein notwendiges Requisit eines vornehmen Badeortes und zeigte sich darin wie der durchdachteste Meister. Endlich wird der betrügerische Schwindel entlarvt, und nun gehen die fünf nach Ägypten, veranlaßt durch Blasedows Stiefsohn, der dort Mohammedaner geworden ist und als „Generaldirektor des Nilschlammes“ eine angesehene Stellung bekleidet. „Blasedow ergriff es als eine Lieblingsidee, in einer Pyramide dereinst begraben werden zu können oder sanft und unbewußt an der Pest einzuschlummern.“

Auch im Drama wollte es Gutzkow in dieser ersten Periode seiner literarischen Tätigkeit nicht besser gelingen. Fast gleichzeitig mit der „Wally“ war eine Tragödie „Nero“ von ihm erschienen. Nach dem Vorworte sollte diese Tragödie (später nannte er sie richtiger „Tragikomödie“) „den von der Griechenzeit bis auf unsere Tage noch unentschiedenen Kampf des Schönen mit dem Guten schildern“. In Wahrheit will er aber wohl in Neros Zeit der unserigen einen Warnungsspiegel vorhalten. Es geschieht das in einer barocken Weise, die an die Romantiker erinnert, und das Drama ist — trotz mancher einzelnen schwunghaften Stellen und von scharfer Beobachtung zeugenden Parallelen — verfehlt. Ebenso blieb das bühnengerechtere Drama: „König Saul“ (1838) ohne Beachtung und Wirkung; und erst „Richard Savage“ (1839) führte Gutzkow „in die Bretterwelt ein, die Bretterwelt vor und hinter den Lampen.“ Mit demselben erlebte er in Frankfurt a. M. seinen ersten Bühnenerfolg, ja er wurde sogar von dem Publikum hervorgerufen. Von diesem Zeitpunkte gehört seine Dichtertätigkeit der neuesten Zeit an und wird deshalb in einem späteren Abschnitt ihre Würdigung finden. Hier sei nur seines weiteren Lebensganges in kurzen Umrissen gedacht.

Nero. König Saul.

Nach seiner Entlassung aus dem Mannheimer Gefängnis hatte Gutzkow mit einer Frankfurterin Amalie Klönne in deren Vaterstadt einen Hausstand begründet. 1837 siedelte er nach Hamburg über, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis 1842 blieb und den „Telegraph für Deutschland“ herausgab. Rasch folgten nun auf den vorhin erwähnten „Richard Savage“ die bedeutendsten Dramen Gutzkows — zum Teil auf Reisen entstanden, so „Zopf und Schwert“ 1844 in Mailand, „Uriel Acosta“ 1846 in Paris — in Summa 27 Stücke, von denen sich einige auf der deutschen Bühne erfolgreich behauptet haben.

Von Paris zurückgekehrt wohnte Gutzkow wieder in Frankfurt, bis er 1846 einen Ruf als Dramaturg an das Dresdener Hoftheater erhielt: eine für sein reizbares Naturell besonders schwierige und dornenvolle Stellung. Die Revolutionstage von 1848 erlebte er in Berlin, hielt selbst eine „beschwichtigende“ Rede an die Berliner unter dem vergoldeten Gitter des Königsbalkons, wurde dann aber durch eigene Erkrankung und den Tod seiner Frau von weiterer Beteiligung zurückgehalten. Als infolge des Maiaufstandes das Dresdener Hoftheater aufgelöst ward, büßte er auch seine Stelle ein und ging zunächst wieder nach Frankfurt zurück, wo er nach einem Jahre eine zweite Ehe mit der Tochter des Buchhändlers Meidinger schloß. Bald danach verließ er Frankfurt und schlug wiederum seinen Wohnsitz in Dresden auf, wo er nun bis zum Jahre 1861 lebte, eine Wochenschrift: „Unterhaltungen

Wechselnder Aufenthalt.

am häuslichen Herd" herausgab und seine zwei großen Romane: „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom", verfaßte.

Es scheint, daß selbst diese rastlose Arbeit, von der nur das Hervorragendste angeführt ist, ihn nicht sorgenfrei zu stellen vermochte. So übernahm er denn 1861 das mit einem Gehalt von 500 Talern verbundene Amt eines Generalsekretärs der von ihm selbst einst mitbegründeten Schillerstiftung in Weimar. Allein von Anfang an fühlte er sich in der kleinen Residenz nicht recht behaglich, da er sich mit Dingelstedt, dem Präsidenten der Stiftung, in keiner Weise zu stellen vermochte. Auch war die mit seinem Amte verbundene Arbeit keine geringe, und da seine Nerven schon durch sein übermäßiges Schaffen in Dresden und die krankhaft übertriebene Sorge um die Zukunft seiner Familie sehr angegriffen waren, trat bald ein solcher Grad von Überreizung ein, daß er sich einbildete, es existiere eine geheime Verschwörung wider ihn, die sein Leben und seinen Ruf bedrohe. In einer besonders dunkeln Stunde — am 15. Januar 1865 — suchte er in Friedberg in der Wetterau seinen Qualen ein Ende zu machen, allein die Verwundung, die er sich mit einem Dolche beibrachte, war nicht tödlich. In einer Heilanstalt fand er Heilung für Leib und Geist. Als er im Herbst 1865 genesen zu Frau und Kindern zurückkehrte, wurde er durch eine reiche Dotation überrascht, welche seine Freunde und Verehrer in ganz Deutschland während seiner Erkrankung zusammengebracht hatten. Aber er dachte nicht daran, schon Feierabend zu machen — nachdem er den Winter zur Nachkur in Vevey verlebt, ließ er sich zu Kesselstadt bei Hanau nieder und begann seinen historischen Roman: „Hohenschwangau", der 1867—68 in fünf Bänden erschien. Mit einem an Überhastung grenzenden Eifer folgte nun ein Buch dem anderen, aber man merkte ihnen die abnehmende Kraft nur zu sehr an, dazu trat eine hochgradige Erregtheit und krankhafte Empfindlichkeit in den sein eigenes Leben bis zum Jahre 1849 erzählenden, mehrerwähnten „Rückblicken auf mein Leben" (1875) und vor allem in der literarischen Streitschrift „Dionysius Longinus oder über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur" (1878) hervor. Es wäre unrecht, mit ihm ob dieser beiden Produktionen zu streng ins Gericht zu gehen, aber eines geht klar aus der letzterwähnten Schrift hervor, daß — so viel Wandlungen er sonst in seinem langen Leben und Schriftstellerwirken durchgemacht haben mag, seine feindliche Stellung zum Christentum bis ans Ende dieselbe blieb, wie sie in seinen Büchern von 1835 zuerst hervortrat. Der Roman des Ägyptologen Georg Ebers „Homo sum" erschien ihm „so quälend, so brustbeengend, so von pietistischem Hauch durchweht", daß er nach den ersten 80 Seiten das Buch weglegte und sich gedrungen fühlte, gegen die „Nazarener",

In Weimar.

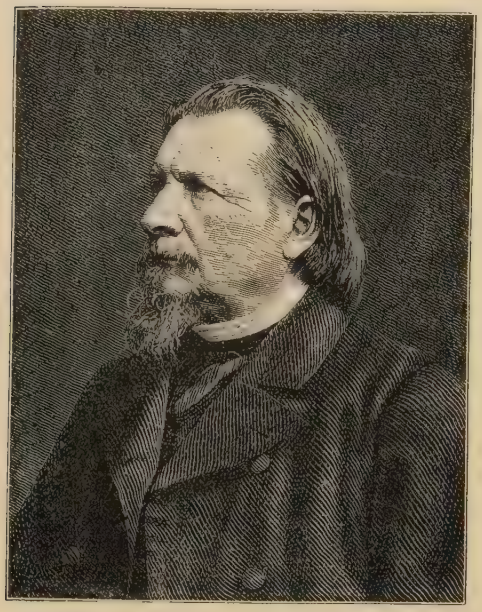


Abb. 162. Karl Ferdinand Gutzkow.
Nach einer Photographie aus dem Anfang der siebziger Jahre.

Hohenschwangau.

Dionysius Longinus.

„stockpetrinischen Christen", „Leipziger Neuchristen" eine Lanze einzulegen, ehe er — unter der Ägide des alten heidnischen Gelehrten Dionysius Longinus — den eigentlichen Kampf wider die neuere Dichtung insgesamt, von Heinrich Heine bis auf Scheffel, unternahm! Es ist das ja ein Zeichen von Überzeugungstreue, die ebenso sehr Anerkennung verdient wie überhaupt sein Unabhängigkeitssinn, sein Kampfesmut, sein eiserner Fleiß, der sich niemals genug tat und nie ermüdete, seine Werke endlos durchzufeilen, zu kürzen, umzuarbeiten. Um so mehr berührt es peinlich, wenn man sieht, wie sein Leben sich in rastlosem Jagen nach Beifall, in einer ermüdenden Selbstbespiegelung, in einer verbitterten Stimmung gegen jede kritische Äußerung seiner Gegner verzehrte und aufrieb.

Nachdem er noch mehrmals den Aufenthalt gewechselt, ging er im Herbst 1877 nach dem mit Frankfurt eng verbundenen Sachsenhausen, war dort noch ein ganzes Jahr mit der gründlichen Umarbeitung seines Romans: „Hohenschwangau" eifrig beschäftigt und wurde über dieser Arbeit in der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember 1878 durch den Tod aus dieser Welt abberufen. Eine starke Dosis Chloral, an dessen Gebrauch ihn seine Schlaflosigkeit gewöhnt hatte, scheint ihm die Sinne ganz benommen zu haben; ohne es zu merken, warf er das Licht um, das Bett fing Feuer, und er erstickte in dem dadurch erzeugten Dunste; „in Rauch und Gluten," wie Hackert in den „Rittern vom Geist" und Lucinde im „Zauberer von Rom", schied er vom Leben, sagt sein Biograph Johannes Proelß. Gutzkows Tod.

Es ist Gutzkow stets höchst ärgerlich gewesen, daß er mit einem Manne zusammen genannt wurde, der ihm ganz besonders antipathisch war. „Ich habe nicht einen einzigen Charakterzug mit Laube gemein, schreibe einen anderen Stil, habe eine ganz andere Produktionstendenz. Da hindert aber nichts. Ewig nennt der Unsinn unserer Kompilatoren mich mit ihm zusammen!" ruft er erbittert im „Dionysius Longinus" aus, als er auf dieses Thema kommt. Und doch hatten die beiden im Anfange der dreißiger Jahre nicht nur im nahen Verkehr gestanden, sondern sie hatten — was hier allein bestimmend ist — auch dieselben Ziele, wenn auch auf verschiedene Weise verfolgt, die ich eingangs dieses Abschnittes als die des „Jungen Deutschland" hervorhob. Die erste Autorenperiode **Laubes** liefert dafür den Beweis.

Heinrich Laube wurde am 18. September 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren. Sein Vater, ein ehrsamer Maurer, schickte ihn in die Bürgerschule und dachte an nichts anderes, als aus ihm einst einen Handwerker zu machen. Dennoch widerstand er dem Sohne nicht, als derselbe nach einer höheren Bildung verlangte, obwohl er ihm die Mittel dazu nicht selbst gewähren konnte. Durch Stundengeben und Freitische schlug sich der junge Mann auf dem Gymnasium zu Glogau und Schweidnitz durch und bezog 1826 die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Sein vornehmstes Absehen ging auf ein heiteres, ungebundenes Studentenleben, das er in Gemeinschaft der Burschenschafter zu genießen suchte. Dieses Ziel verfolgte er so eifrig, daß er 1828 nach sechswöchentlichem Karzeraufenthalt als „der Burschenschaft verdächtig" Halle verlassen mußte. Auch in Breslau, wohin er nun ging, zog ihn der Fechtboden mehr an als die Wissenschaft, welchen Namen sie auch tragen mochte. Da wurde, zuerst durch die Romantiker, dann durch den Lustspieldichter Karl Schall, sein Interesse an der Poesie und vornehmlich am Theater erweckt. In ersterer Richtung soll er sogar eine spanische Romanze „sich haben zu schulden kommen lassen" — eine Verirrung, die ihm später wohl nie wieder begegnet ist. Mit großem Eifer übernahm er dagegen die Theaterrezensionen für die Breslauer Zeitung und versuchte sich auch bald in eigenen dramatischen Produktionen. Zwei Stücke: „Gustav Adolf", eine Tragödie, und „Zaganini", eine Posse, deren Laube.

travestierter Held der große Geiger Paganini war, errangen einen ephemeren Erfolg auf der Breslauer Bühne. — Trotz dieser ersten Lorbeeren machte Laube dennoch einen Versuch, in das gewählte Berufsstudium wieder einzulenken, nahm eine Hauslehrerstelle an, um sich auf das Examen vorzubereiten, und faßte das Pfarramt aufs neue ins Auge. Die polnische Revolution entriß ihn aber diesen Plänen für immer; sie regte ihn zu seinem ersten größeren Buch: „Das neue Jahrhundert“ an, das 1832—1833 in zwei Teilen erschien und einen durchschlagenden Erfolg hatte.

Gleichzeitig siedelte Laube nach Leipzig über, wo er die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ übernahm. Damals trat „immer mehr persönliche Berührung, ja Freundschaft zwischen den jungen Tageshelden (Laube und Gutzkow) ein.“ Im Herbst 1833 saßen sie zusammen am Gardasee, und Gutzkow las Laubes **„Junges Europa“**, das in drei Abteilungen („Die Poeten“ — „Die Krieger“ — „Die Bürger“) langsam zum Abschluß kam und in seinem Verlauf eine Wandlung dokumentiert, die mit ihrem Verfasser allmählich vor sich ging. In den „Poeten“ (1833), der ersten Novelle in Briefen, wird die Julirevolution verherrlicht — „der hochrote, blutige Kampf eines Volkes um sein Recht“ —, Emanzipation nach allen Seiten verlangt, der Staat für den Feind des Fortschrittes, das Christentum für eine „Entstellung des Werkes Christi durch die Handwerker“, die Sittlichkeit für Vorurteil, die Ehe für eine „Form“ erklärt, „welche der äußeren Dinge wegen da sei und namentlich den materiellen Besitz des Weibes sichere“.

Junges Europa.

Poeten.

Abb. 163. Heinrich Laube.
Nach einer Photographie aus den letzten Lebensjahren. Unterschrift eines Briefes aus Leipzig vom 1. 5. 1833. (Aus † Georg Kestners Autographensammlung.)

Der Ertrag der „Poeten“ war so ansehnlich gewesen, daß er ihrem Verfasser eine Reise nach Bayern, Oberitalien und Österreich ermöglichte, auf welcher ihn Gutzkow, wie vorhin angedeutet, begleitete. Die Frucht dieser Reise waren die **„Reisenovellen“**, von denen die ersten beiden Bände 1834 erschienen, vier andere 1836 und 1837 folgten. An Heines „Reisebilder“ sich anlehnend verdient dieses Werk kaum den Titel „Novellen“, denn der verbindende Faden der novellistischen Handlung ist ein sehr dünner: die Hauptsache bildet eine feuilletonistisch leichtfertige, zum Teil herzlich langweilige und fade Plauderei über die besuchten Städte mit eingemischten geistlosen Witzen über das Christentum sowohl katholischer wie protestantischer Konfession, ja die Religion überhaupt („Die Religionen sind leider nötig wie die Kinderkrankheiten, aber die besten Kinder gehen dabei zu Grunde“), und mit grob sinnlich im Stile Thümmels und Heinses ausgemalten Liebesabenteuern, in denen das „weiße und verführerische Fleisch“ oder wie es in dem jungdeutschen Jargon hieß, die „Poesie des Fleisches“ (Gottschall nennt es „die neue Lyrik des Fleisches“) eine Hauptrolle spielt. Aber so schal auch dieses Geplauder, so unreif die Urteile des Autors sind, dem Durchschnittspublikum gefiel

Reisenovellen.

das Prickelnde und Lüstern-sinnliche ebenso sehr wie das berechtigte und unberechtigte Räsonnieren — kurz, Laube wurde durch die ersten Bände der „Reisenovellen" erst eigentlich ein bekannter und genannter Mann. Nun wurden auch die Behörden auf seine radikalen Äußerungen aufmerksam. Auf eine Anregung von Berlin erhielt Laube eines Tages von der Leipziger Polizei den Befehl, die Stadt sofort zu verlassen. Als er tollkühn genug zweimal nun sogar nach Berlin ging, wurde er als ehemaliges Mitglied der Hallenser Burschenschaft verhaftet und neun Monate lang in der Hausvogtei festgehalten. Danach wurde ihm Naumburg als Wohnort angewiesen, den er nicht verlassen durfte, ja er wurde unter die spezielle Aufsicht des dortigen Landrats gestellt. Bald darauf verfielen auch seine Schriften dem Verbot des Bundesrates. Dennoch betrieb er von hier aus seine Bewerbung um Iduna Hänel, die geistvolle junge Witwe eines Leipziger Professors, die er auf verstohlenen Ausflügen nach Leipzig im Brockhausischen Hause öfters sah und die ihm bald ihr Jawort gab. Iduna Hänel.

Seine Hochzeitsreise mit ihr im Jahre 1837 war eigentümlicher Art. Ungeachtet der auf ihm noch lastenden Verbannung war er nach Berlin zurückgekehrt, ohne um Erlaubnis zu fragen, um dort seine Hochzeit vorzubereiten. Man legte ihm nichts in den Weg — da wurde er plötzlich zu dem Minister des Innern und der Polizei Herrn v. Rochow berufen. Was hatte das zu bedeuten? Laube erzählt es in seinen „Erinnerungen" folgendermaßen:

„Se. Exzellenz saß eine Weile schweigend in seinem Armsessel und schnupfte. Endlich fragte er mit halber Stimme: „Sie wollen sich verheiraten?" — Herr Gott, dachte ich, ist mir das vielleicht auch verboten? Ich faßte mich nach Kräften und antwortete bündig: „Ja!" — „Dann wollen Sie eine Hochzeitsreise machen?" — „Wenn's sein kann, o ja!" — „Weil wir schon im Spätherbste sind? Das Wetter ist mild. Es wäre mir angenehm, wenn Sie an den Rhein reisten." — Stumme Verbeugung von meiner Seite. Mir war's wie ein Märchen. Wo zielte das hin? Der Minister fuhr lächelnd fort, er lächelte wirklich: „Aber nicht bloß an den schönen Mittelrhein, sondern auch an den Oberrhein —" „Kurz und gut, Straßburg war das mir zugedachte Ziel. Dorthin sollte jemand geschickt werden zur Beobachtung. Dort hatte Louis Napoleon soeben seinen Putsch gemacht, und es war dem Minister um genaue Auskunft zu tun, ob der Napoleonide dort wirklich Chancen gehabt habe oder haben könne. Denn ‚jeder Napoleon auf dem Throne Frankreichs ist eine Gefahr für Preußen', bemerkte Herr v. Rochow, ein Wort, welches sich 25 Jahre später wirklich bewährte. Jene Beobachtung nun sollte ganz unscheinbar vor sich gehen. Bei der Hochzeitsreise eines sogenannten Demagogen werde sicherlich kein Mensch daran denken, daß die preußische Regierung beobachten lasse."

Laube übernahm den Auftrag und reiste sofort zur Hochzeit und zwar nach Lützen. „Dort wurde denn die Ehe eingesegnet, welche mir die Lebensgefährtin schenkte. Aus der Kirche stiegen wir in den Wagen und fuhren nach Straßburg." Schon ein Jahr darauf begleitete ihn seine Frau wieder auf einer offiziellen Fahrt — diesmal aber ins Gefängnis. Ein allerdings nicht unerträgliches Gefängnis, nämlich auf Schloß Muskau in der Niederlausitz mit seinem fünf Viertel Meilen weiten Park, in welchem „er sich die Jagdpassion zuzog;" schließlich aber doch ein Gefängnis, wo der zu anderthalbjähriger Haft verurteilte Laube bis zum Neujahrstage 1839 blieb, seine Frau Iduna als freiwillige Haftgefährtin ihm zur Seite. Hochzeit.

Auf Verwendung der Frau des Fürsten Pückler, einer Tochter des Staatsministers von Hardenberg, war nämlich die ihm für die Teilnahme an der burschenschaftlichen Verbindung in Halle zuerteilte siebenjährige Festungsstrafe in eine 1½jährige auf ihres Mannes Gut zu verlebende Zeit umgestaltet worden. Der etwas blasierte, aber jedenfalls geistreiche Fürst **Pückler-Muskau** (geb. 1785, Pückler-Muskau.

gest. 1871), der 1830—31 durch die „Briefe eines Verstorbenen" Aufsehen erregt und 1835 seine Reisebilder „Semilassos (semi lasso = der Halbmüde) vorletzter Weltgang" veröffentlicht hatte, übte einen unleugbaren Einfluß auf Laube. Gutzkow sagt in seinen „Rückblicken": „Laube machte damals seine Übergänge zu allerhand aristokratischem, fürstpücklerischem, selbst metternichschem Wesen, das uns schließlich trennte." Die Umwandlung Laubes bezog sich vorwiegend auf seine politischen und sozialen Anschauungen. Das trat bereits im III. und IV. Bande der „Reisenovellen" (1836) und noch mehr in der zweiten Abteilung des „Jungen Europa", betitelt „Die Krieger", (1837) hervor. Noch entschiedener zeigt sich die Wandlung in dem Schlußbande „Die Bürger". Der Poetenverein, d. h. die Repräsentanten der jungdeutschen Richtung, haben nacheinander mehr oder minder eingesehen, daß Selbstsucht, Arbeitsscheu, Eitelkeit und Genußsucht die Quellen der trostlosen Zustände sind, daß die übermütigen Jugendpläne, mit denen sie die Welt umgestalten wollten, nicht zum Ziele führen, daß „das Neue schlechter als das Alte", daß der Zorn der französischen Republikaner „sehr mit Deklamation verbrämt" war. Nur seine Ansichten über Ehe und Liebe waren nicht andere geworden. Wenn auch der lüsterne Ton, der in den „Kriegern" bei Schilderung der verschiedenen durch die Leidenschaft allein motivierten Liebesszenen je und je durchklingt, in den „Bürgern" und in den „Neuen Reisenovellen" zurücktritt, so fehlt es doch an einer ethisch höheren Auffassung der Liebe. Vor allem aber beweist die neue Ausgabe der frivolen Werke des Wielandjüngers Heinse (I, 397 f.), welche Laube im Jahre 1838 mit einer begeistert anerkennenden Vorrede begleitete, daß er in diesem Punkte dem jungdeutschen Programm treugeblieben war! Auch die Vorliebe für französische Stoffe und die darin gebotenen sinnlichen Motive, wie sie sich in mehreren seiner späteren Romane und Dramen ausspricht, ist eine Erbschaft jener undeutschen Richtung.

Die Krieger.
Die Bürger.

Reisen.

So zog es ihn denn auch nach Ablauf der Strafzeit in Muskau vor allem nach Frankreich. Dahin ging er 1839 mit seiner Frau, weilte längere Zeit in Paris, bereiste dann das Land nach allen Richtungen und ging schließlich übers Mittelmeer nach Algier. Zurückgekehrt übernahm er aufs neue die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" in Leipzig. Hier wandte er sich auch mit erneuter Energie dem Theater zu. In den vierziger Jahren folgten auf eine Reihe kleinerer und größerer Romane die ersten sechs seiner Dramen. Im April 1848 gingen auf dem Burgtheater zu Wien die bisher dort nicht zugelassenen „Karlsschüler" zum erstenmal unter rauschendem Beifall über die Bühne; und nur die Mairevolution verschuldete es, daß man nicht damals schon den Dichter zum Theaterdirektor machte. Dazu kam, daß der böhmische Kreis Elbogen ihn als Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung wählte. Heine hatte seinen Freund Laube einmal „das große flammende Herz" genannt, „das aus dem jungen Deutschland am glänzendsten hervorleuchtet." In Frankfurt zeigte sich nun, wie sehr sich dieses flammende Herz abgekühlt hatte — der einst so kecke Stürmer gehörte dem Zentrum und der erbkaiserlichen Partei an. Da er wegen der Kaiserfrage mit seinen Wählern in Widerspruch geriet, legte er im März 1849 sein Mandat nieder. Noch in demselben Jahre wurde ihm ein Ruf zu teil, der seinen Wünschen auf das befriedigendste entgegenkam. Am 1. Januar 1850 trat er seine Funktion am k. k. Hofburgtheater zu Wien als artistischer Direktor an, in welcher Stellung er bis zum September 1867 verblieb. Zwei Jahre später übernahm er die Direktion des Leipziger Stadttheaters, kehrte aber bereits 1871 in die österreichische Kaiserstadt zurück. Die Gründerzeit rief bald danach ein neues Theater dort ins Leben: das Wiener Stadttheater. Laube wurde mit der Direktion desselben betraut, die er ein paarmal vorübergehend niedergelegt, anfangs 1880 aufs neue übernommen, bald darauf aber definitiv aufgegeben hat. Ein Jahr zuvor hatte er seine langjährige Lebensgefährtin Iduna durch den Tod verloren. Am 1. August 1884 schied er selbst aus seinem

Dramen.

arbeitsamen Leben. — Von seiner Tätigkeit als Romandichter, Dramatiker und Dramaturg wird in einem späteren Abschnitt die Rede sein.

Der Fünfte in der Reihe der vom Frankfurter Bannstrahl Getroffenen ist **Theodor Mundt**, „der Doktrinär unter den Jungdeutschen".

Theodor Mundt, geb. am 29. September 1808 zu Potsdam, studierte Philologie und Philosophie in Berlin und trat 1832 als Mitredakteur bei den „Blättern für literarische Unterhaltung" in Leipzig ein. Seine Beteiligung an den Bestrebungen der Jungdeutschen und seine im Geiste derselben geschriebenen Bücher ließen ihn erst 1842 dazu kommen, sich in Berlin als Privatdozent zu habilitieren. Im Revolutionsjahre 1848 erhielt er einen Ruf als Professor der Literatur und Geschichte nach Breslau, aber schon 1850 rief ihn die Berliner Universität zurück; an ihr war er als Professor und Universitätsbibliothekar bis an seinen Tod (am 30. November 1861 tätig. Theodor Mundt.

Mundt trat vornehmlich in seinem 1835 erschienenen Buche: „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" für die Emanzipation oder, wie er es nennt, für die „Wiedereinsetzung des Fleisches" auf. Besonders widerlich ist darin die Mischung von heiligen und unsauberen Dingen. Christus, meint er, sei ein „eingefleischter Gott, das rechte Weltkind, nach dem die Welt geseufzt habe, nicht allein geboren, um die Welt mit Gott, sondern auch um uns mit der Welt zu versöhnen, indem er die Welt und ihre Freuden heiligte als Sinnbilder des Ewigen, den Liebesrausch als Andacht." Ähnlich wird die Heldin des Buches zu einer weltheiligen Madonna gemacht. Er schließt eine lange Rede, die er an sie gerichtet, mit den Worten: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, du kannst keine größere Heilige auf Erden sein, als wenn du eine weltliche bist! Schönes Mädchen, ich erwähle dich zu meiner Heiligen, damit du nicht zu sehr verzagst an dir! Ich grüße dich als meine Heilige, eine Weltheilige! Ich küsse dich!" Und nun sinkt sie ihm in die Arme ꝛc. — „Die jungen Herren," schrieb anläßlich dieses Buches Friedrich Jacobs an Friedrich Perthes, „sind trunken von Hochmut, Dünkel und französischer Ruchlosigkeit, und da sie in diesem Zustande alles, was ihnen in den Sinn kommt, herausprudeln, so scheinen sie, wie alle Trunkene, stärker, als sie wirklich sind. Gott wird schon sorgen, daß auch die Giftbäume nicht in den Himmel wachsen." Bei Mundt wurde dafür insbesondere gesorgt. Sein blendend geistreicher Stil war doch so phrasenhaft und dabei philosophisch schwerfällig, daß er das Durchschnittspublikum vom Lesen abschreckte; dazu fehlte es ihm an aller Erfindungs- und Gestaltungskraft, so daß seine zahlreichen Novellen und Romane („Thomas Münzer" — „Graf Mirabeau" — „Robespierre" ꝛc.) trotz ihrer dem Zeitgeiste huldigenden Tendenz niemals ein Publikum gefunden haben und heute vergessen sind. Madonna.

Aus der weiteren Peripherie des „Jungen Deutschland" hebe ich nur noch **Kühne** und **Jung** hervor.

Gustav Kühne, geb. am 27. Dezember 1806 zu Magdeburg, studierte in Berlin unter Hegel Philosophie, redigierte von 1835—1842 die „Zeitung für die elegante Welt", von 1846—1856 die „Europa", beides in Leipzig, und siedelte dann nach Dresden über, wo er am 22. April 1888 starb. — Kühne zeichnete sich von Anfang an durch größere Milde und Mäßigung im Urteil aus, als sie sonst den Jungdeutschen eigen war; auch überwarf er sich sehr bald mit den Wortführern derselben, insbesondere mit Gutzkow, der es nie vergessen konnte, daß Kühne sich höchst abfällig über den „Nero" geäußert hatte. Die Ziele der Jungdeutschen treten übrigens nur in Kühnes Novelle: „Eine Quarantaine im Irrenhause" (1835) hervor; insbesondere legt er dem Pastor Faigenheim Ideen in den Mund, die mit den von Moleschott und Büchner später entwickelten fast ganz übereinstimmen. In Kühne.

seinen darauf folgenden historischen Romanen („Klosternovellen" — „die Rebellen von Irland" — „Wittenberg und Rom") tritt die geschichtlich treue Auffassung an Stelle der Tendenz; dennoch herrscht darin ein reflektierender Zug vor, der, so geistreich er auch Zustände und Verhältnisse beleuchtet, den Mangel an Erfindung und frischbelebter Handlung nicht zu ersetzen vermag.

Alexander Jung.

Von den Bestrebungen des „Jungen Deutschland" ging auch **Alexander Jung** aus. Zu Rastenburg i. Ostpr. am 28. März 1799 geboren studierte er in Königsberg und Berlin Theologie und Philosophie, mußte aber wegen Kränklichkeit den Gedanken an ein Lehramt aufgeben und ließ sich in Königsberg i. Pr. als Schriftsteller nieder. Außer dem Philosophen Rosenkranz hatte Schelling auf ihn einen nachhaltigen Einfluß, der sich in allen seinen Schriften bemerkbar macht. Die ideale Richtung seines ganzen Strebens erhob ihn bald über die jungdeutsche Doktrin, leider geht ihm aber alle Gestaltungskraft ab; in allen seinen Büchern herrscht die Reflexion überwuchernd vor. So haben denn seine Novellen und Romane („Der Bettler von St. James" — „Rosmarin"), unter denen sein letzter „Darwin, komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten" gegen die Affentheorie und die Schopenhauersche Philosophie gerichtet ist, sich trotz unleugbarer Schönheiten und tiefer Wahrheiten niemals Bahn brechen können. Trotz vieljähriger körperlicher Leiden ist Jung bis in sein hohes Alter († 20. August 1884) literarisch tätig geblieben.

Das „Junge Deutschland", das am kürzesten mit dem Worte „so wenig jung wie deutsch" charakterisiert worden ist, zerfiel nach kurzer Zeit in sich selbst. Wohl hatte das Frankfurter Verbot weder dem weiteren Wachsen dieser Literatur ein Ziel gesetzt, noch auch die Richtung selbst beseitigt. Ja, mit dem Anfange des Jahres 1838 trat sie in neuem, vornehm philosophischem Gewande in den von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen, anfangs „Hallischen", seit 1841 „Deutschen Jahrbüchern für Literatur und Kunst" mit erneutem Eifer wieder hinaus auf den öffentlichen Kampfplatz; aber die persönliche Eitelkeit ließ ihren Vertretern keine Ruhe und stachelte sie an, sich untereinander zu befehden — das brachte sie in Mißachtung und bald in Vergessenheit, soweit sie sich nicht mit dem „Bestehenden verständigten" und gemäßigtere Werke schrieben. Einen verderblichen Einfluß aber haben sie trotzdem geübt; der größte Teil der deutschen Journalistik wurde von ihrem Geiste angesteckt und beherrscht, ja, „durch tausend geheime Kanäle hat sich dieselbe in das innere Leben des deutschen Volkes eingefressen." Aber auch eine Gegenströmung bereitete sich vor, welche dem uralten und doch neuverjüngten echten deutschen Wesen endlich wieder Bahn brach. Nicht am wenigsten hat dazu ein Mann beigetragen, der um seines allerdings oft zu weit gehenden Eifers und um seiner rücksichtslosen Polemik willen auch von Freunden getadelt, doch zu den bestverleumdeten Charakteren gehört, die unser Volk hervorgebracht hat. Ich meine **Wolfgang Menzel,** den erbittertsten und erfolgreichsten Gegner der Jungdeutschen.

Wolfgang Menzel.

Wolfgang Menzel, am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien geboren, wuchs nach dem frühen Tode seines Vaters im Hause einer frommen, streng lutherischen Großmutter auf. In seine Kindheit fallen die Freveltaten der Franzosen, die auch sein anmutiges Heimattal plündernd heimsuchten und deren langwieriger Übelwirtschaft das Vermögen seiner Mutter zum Opfer fiel. Keinen größeren

Wunsch hatte der in der Erbitterung gegen die Eindringlinge heranwachsende Knabe und Jüngling, als eines Tages in den Befreiungskampf mit eintreten zu können. Ein herber Schmerz war es deshalb für ihn, als er 1815, noch sechzehnjährig, in die Armee eingetreten, infolge der raschen Entscheidung im Felde die Waffen niederlegen mußte, ehe er sie gebraucht hatte. Er kehrte auf das Elisabethgymnasium in Breslau zurück, das er seit 1814 besucht, folgte 1818 als begeisterter Turner dem wackern Jahn zu Fuß nach Berlin und ging von dort nach Jena, wo er Theologie und Philologie studieren wollte. Am 18. Oktober 1818 beteiligte er sich an der Begründung der allgemeinen deutschen Burschenschaft, die — nach seinem und seiner Freunde Ideale — ein Vorbild werden sollte für die Einigung der ganzen deutschen Nation. Als dann die Verfolgung der Burschenschaften anhob, ging er nach Bonn, wo er E. M. Arndt kennen lernte, mußte aber bald seinen Stab weiter setzen, da die fortgehenden Untersuchungen ihm keine Ruhe ließen. Zu Fuß wanderte er nach der Schweiz, wo er an verschiedenen Orten Turnplätze nach Jahns System einrichtete und dann vier Jahre als Lehrer an der Stadtschule zu Aarau tätig war. In jener Zeit erschienen seine „Deutschen Streckverse", witzige und geistreiche Gedankenschnitzel à la Jean Paul. Vor allem aber begann er damals schon ein Hauptwerk seines Lebens, die „Geschichte der Deutschen". Um dasselbe besser zu fördern, ging er 1825 nach Heidelberg und wäre vielleicht ganz dort geblieben, wenn ihn Cotta nicht aufgefordert hätte, nach Stuttgart als Redakteur des „Literaturblattes" überzusiedeln. Bald danach gründete er mit einer Schwäbin seinen Hausstand in der württembergischen Residenz und begann sein kritisches Zepter zu schwingen; mit kurzen Unterbrechungen ist er nahezu 45 Jahre an der Spitze seines Blattes tätig gewesen. Acht Jahre lang nahm er auch als Mitglied des württembergischen Landtages an dem politischen Leben tätig teil; von 1838 an lebte er aber ausschließlich seinen literarischen Aufgaben. Sehr groß ist die Zahl seiner Bücher, aber die meisten sind schon vergessen. Wer weiß jetzt noch, daß er im Tieckschen Geist und Sinn dramatische Märchen („Rübezahl" — „Narzissus") gedichtet

Geschichte der Deutschen.

Abb. 164. Wolfgang Menzel.
Nach einer Photographie aus den letzten Lebensjahren im Besitz der Familie.
Unterschrift eines Briefes ohne Datum und Jahreszahl.
(Aus † Georg Kestners Autographensammlung.)

und einen großen Roman: „Furore“ geschrieben? Wie wenige der Mitlebenden — ob sie wohl darüber aburteilen — haben seine „deutsche Literatur“ gelesen? Wer kennt auch nur einen Teil seiner geschichtlichen, mythologischen und politischen Schriften? Die meisten kennen ihn nur aus dem wütenden Geschrei der Jungdeutschen, die ihn ebenso unverdient als „Denunzianten“ (Heine) wie als „Franzosenfresser“ (Börne) — unzähliger anderer Schimpfwörter nicht zu gedenken — ihrer großen, leichtgläubigen Lesergemeinde vorführten. Allerdings hat Menzel oft blind dreingehauen und den Mund sehr voll genommen; gegen Goethe erfüllte ihn geradezu eine Idiosynkrasie, und auch sonst wog er seine Worte nicht ab — aber es waren nicht persönliche Motive, die ihn trieben, sondern wirkliche heiße Liebe zu seinem Volke und zu seinem Vaterlande und ein ernster Eifer um das Christentum und die christliche Kirche. Ein Eiferer mit Unverstand ist er wohl hie und da gewesen, aber niemals ein Denunziant. Den welschen Geist hat er bis aufs Blut und oft in ungemessener Sprache bekämpft, aber Franzosenfresser ist er nicht mehr gewesen als alle, die 1813 und 1870 wider Frankreich ins Feld zogen. Eines soll ihm vor allem unvergessen bleiben: unentwegt hat er sein ganzes Leben lang für deutsche Einheit unter der Hohenzollern Führung wider unberechtigten Partikularismus gekämpft, und schon 1849 hat er es in den Neujahrsbetrachtungen seines Literaturblattes gegenüber der Frankfurter Nationalversammlung ausgesprochen: „Ihr werdet mit eurem geschwätzigen Parlament keinen Kaiser zu stande bringen: sollen wir wieder einen Kaiser haben, so wird er auf dem Schlachtfelde gemacht werden.“ Darum war der Feldzug von 1870—71, in welchem zwei seiner Söhne das eiserne Kreuz erwarben, für ihn ein Jubelfest, das seine höchsten Jugendhoffnungen erfüllte, und eine größere Freude und Ehre hat er nie gehabt, als da er die sechste Auflage seiner „Geschichte der Deutschen“ dem Kaiser Wilhelm, „dem ruhmvollen Wiederhersteller des Deutschen Reiches“ widmen durfte. Ehe er das nahe bevorstehende Fest der goldenen Hochzeit feiern konnte, wurde er am 23. April 1873 aus seinem rastlos tätigen Leben abberufen. — Die von seinem Sohne 1877 herausgegebenen „Denkwürdigkeiten“ zeigen uns den Mann, wie er leibte und lebte, ungeschminkt und unverfälscht, und spiegeln zugleich fast 60 Jahre deutscher Kulturgeschichte getreulich ab. Im vierten Teile seiner klassischen „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ hat Heinrich von Treitschke dem einst von den Jungdeutschen und noch heute von ihren Nachtretern verunglimpften Manne die gebührende Ehrenrettung wie seinen Gegnern die verdiente Abfertigung zu teil werden lassen.

Menzels Denkwürdigkeiten.

6. Revolutionäre und nationalpolitische Poesie der vierziger Jahre.

Während die Jungdeutschen die Politik immer nur gestreift und zudem mit der „eleganten Welt“ und den Hohen dieser Erde häufig kokettiert, auch ihre Weisheit in einer der Menge ganz unverständlichen Sprache vorgetragen hatten, trat in den vierziger Jahren eine Reihe von Männern auf, die im Geiste des unentwegt radikalen Börne den Kampf wider „Tyrannen und Pfaffen“, wider Adel und Kapital, ja zum Teil wider jedwedes Eigentum und jedwede Religion mit erneuter Kraft und in einer leidenschaftlich erhitzten, dem Ungebildetsten verständlichen Sprache neu aufnahmen und mit rücksichtslosester Konsequenz fortführten. Diesen Kampf in seinem ganzen Umfang zu

beleuchten, liegt außerhalb der Aufgabe dieses Buches; hier handelt es sich um die Entwickelung der deutschen Dichtung, ist daher nur zu zeigen, inwieweit auch sie in diese staubige Arena herabgezogen worden ist durch die demokratisch-politische oder genauer **revolutionäre Poesie.**

Gedichte eines Lebendigen.

Die Sturmglocke zum Aufstande des „geknechteten" Volkes ertönte 1841 in den „Gedichten eines Lebendigen", die nicht nur auf die unreife Jugend, sondern auf viele sonst verständige Leute eine berauschende Wirkung übten. Und doch herrschte darin die Phrase vor, und ein deklamatorisches Pathos mußte den Mangel an Gedanken und an wahrhaft idealer Begeisterung ersetzen. In einer Zeit politischer Verstimmung und eines mangelnden höheren Nationalstrebens zündeten lärmende Aufrufe, die darin gipfelten: „Zu sterben mit dem Donnerruf: Der Freiheit eine Gasse!" oder in dem leidenschaftlichen Schrei: „Reißt die Kreuze aus der Erden, alle sollen Schwerter werden!"

Herwegh.

Georg Herwegh, der Verfasser dieser dem „Verstorbenen", d. h. dem Fürsten Pückler-Muskau (vgl. S. 315), in höhnischen donquixotischen Tiraden gewidmeten Lieder, wurde am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren. Nach Vollendung der Gymnasialstudien trat er in das theologische Stift zu Tübingen, hielt es darin jedoch nicht lange aus und entschied sich für ein „freies Literatenleben". Längere Zeit hatte er in Stuttgart an der damals dort erscheinenden „Europa" mitgearbeitet, als ihn das Los traf, ins Militär zu treten. Die Beleidigung eines Offiziers verwickelte ihn aber bald in eine Untersuchung, der er sich durch die Flucht nach der Schweiz entzog. Dort fand er einen Verleger für die „Gedichte eines Lebendigen" und dadurch wohl auch die Mittel zu einer Reise nach Paris, wo er Mitarbeiter für eine von ihm geplante radikale Zeitschrift gewinnen wollte. Als er wieder nach Deutschland zurückkehrte, hatten seine Lieder allerorten so zündend gewirkt, daß seine Reise durch die Heimat einem Triumphzuge glich. In Berlin ließ König Friedrich Wilhelm IV. sich den Dichter durch den berühmten Arzt Schönlein vorstellen und hatte eine lange Unterredung mit ihm, die er mit den Worten: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition" eröffnete und mit den Worten: „Wir wollen ehrliche Feinde sein" schloß. Als bald darauf aber die geplante Zeitschrift noch vor dem Erscheinen von dem preußischen Ministerium verboten wurde, richtete er einen höchst taktlosen, kindisch aufbegehrenden Brief an den edlen Monarchen, anstatt ihn einfach in angemessener Form um die Rücknahme des Verbotes zu bitten. Aber nicht zufrieden damit, renommierte er mit der Abschrift des unwürdigen Schrift-

Abb. 165. Georg Herwegh.
Nach einer Photographie.

stückes noch bei Freunden, die dasselbe dann — wie er behauptete, wider seinen Willen, aber doch jedenfalls nicht ohne seine Mitschuld — veröffentlichten. Die Ausweisung aus dem preußischen Staate war die sehr milde Folge seines ungeziemenden Benehmens, das wie Mut aussah und ihn deshalb bei dem großen Haufen erst recht populär machte. Auch sonst war seine Reise nicht erfolglos gewesen; er hatte in Berlin eine reiche jüdische Bankierstochter Emma Siegmund kennen gelernt, die ihm bald darauf als Gattin in die Schweiz folgte. Lange duldete es ihn dort aber auch nicht — es zog ihn nach dem Dorado der Jungdeutschen, nach Paris. Dort nahm er fortan seinen bleibenden Aufenthalt, von dort entsandte er einen zweiten Band seiner „Gedichte", in welchem er sich ganz als Atheisten offenbarte, in die Heimat, übersetzte Lamartines Werke und harrte in sehr eleganten und bequemen Räumen und bei recht gutem Leben der nahenden „Tage der Freiheit für das geknechtete Volk". Sofort nach der Februarrevolution 1848 trat er bei mehreren Kundgebungen seiner Landsleute in Paris als Führer auf, stellte sich dann an die Spitze einer deutsch-französischen Freischar, mit der er im April in Baden einen Einfall machte, um Deutschland in eine Republik zu verwandeln. Aber kaum dort angelangt ließ er sich, obgleich er 800—1000 Mann hatte, von einer halben Kompagnie Württemberger bei Schopfheim in die Flucht schlagen und entkam nur durch den Mut seiner Frau, die ihn — wie erzählt wird — unter dem Spritzleder des Wagens versteckt aus Deutschland wieder herauskutschierte. Seitdem lebte er ganz zurückgezogen zuerst in Paris, dann in Zürich, seit 1866, wo die Amnestie ihm die Heimkehr gestattete, in Lichtenthal bei Baden-Baden, wo er am 7. April 1875 von der Mitwelt fast vergessen und politisch unversöhnt starb.

Herweghs Gedichte.

Ungeachtet der Hohlheit und Verbissenheit seiner politischen Poesie steckte in Herwegh ein echter Dichter. Außer seiner Übersetzung Lamartines, auch einiger Stücke von Shakespeare (in Bodenstedts Ausgabe) finden sich inmitten der „garstigen politischen" Lieder manche Perlen echter Lyrik; so ist u. a. das unserem Volke so ureigene „Heimweh" vielleicht niemals tiefer empfunden ausgedrückt worden als in dem Liede:

O Land, das mich so gastlich aufgenommen,
O rebenlaubumkränzter, stolzer Fluß —
Kaum bin ich eurer Schwelle nah gekommen,
Klingt schon mein Gruß herb wie ein Scheidegruß.
Was soll dem Auge eure Schönheit frommen,
Wenn diese arme Seele betteln muß?
Er ist so kalt, der fremde Sonnenschein,
Ich möchte, ja ich möcht' zu Hause sein!

Die Schwalben seh' ich schon im stillen Flug
Die Häuser — nur das meine nicht — umschweben;
O warme Luft, und doch nicht warm genug,
Verpflanzte Blumen wieder zu beleben!
Der Baum, der seine jungen Sprossen schlug,
Was wird dem Fremdling er im Herbste geben?
Vielleicht ein Kreuz und einen Totenschrein —
Mich friert, mich friert! — Ich möcht' zu Hause sein!

Dingelstedt.

Durch Herwegh wurde **Franz Dingelstedt** angeregt, mit in die Schranken der demokratisch-politischen Dichtung einzutreten. Am 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg geboren hatte er in Marburg Theologie und Philologie studiert, 1834 vor der theologischen Fakultät sein erstes Examen „cum laude" bestanden und war bereits 1836 als Lehrer am Lyceum zu Kassel angestellt, aber zwei Jahre darauf wegen einiger mißliebiger Gedichte an das Gymnasium zu Fulda versetzt worden.

Der literarischen Mode folgend debütierte er 1839 mit einem „Wanderbuch“ à la Heine und Laube und trat sodann 1841 in Herweghs Fußstapfen mit den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“, in denen die demokratische Gesinnungstüchtigkeit den poetischen Gehalt bei weitem übertraf. In sehr gut gebauten Versen ergießt der „Nachtwächter“ seinen Spott und Zorn über das „feine, vornehme Pack“, über die „heuchlerischen Pfaffen“, die „hartherzigen Minister“ 2c. Es scheint, daß die hessische Regierung darin keine große Gefahr erblickt habe, wenigstens ließ sie Dingelstedt ganz unbehelligt in seinem Amte; aus freier Initiative nahm er selbst indes noch in demselben Jahre seine Entlassung und trat in die Dienste der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Nachdem er lange Zeit als ihr Korrespondent auf Reisen im Ausland gewesen und dort durch das vaterlandslose kosmopolitische Treiben vieler seiner Dichtergenossen abgestoßen in einem seiner schönsten Gedichte: „die Flüchtlinge“ Stellung dazu genommen und der Tendenzdichtung den Rücken gekehrt hatte, folgte er 1843 einem Rufe an den württembergischen Hof als Bibliothekar des Königs mit dem Titel eines Hofrates. 1846 wurde er Dramaturg des Stuttgarter Hoftheaters. Sein in München zuerst aufgeführtes und mit Begeisterung begrüßtes Trauerspiel: „Das Haus des Barneveldt“ verschaffte ihm 1850 einen Ruf dorthin als Intendant des Hoftheaters. Als solcher veranstaltete er zum erstenmal ein sogen. Gesamtgastspiel der vorzüglichsten deutschen Schauspieler in einem Dutzend klassischer Dramen. Sechs Jahre wirkte er in dieser Tätigkeit unter den zahlreichsten und zum Teil unglaublichsten Schwierigkeiten, die er später höchst launig in den „Münchener Bilderbogen“ geschildert hat. Im Januar 1857 erhielt er von König Max seine Entlassung, und im Herbst desselben Jahres „debütierte“ er als Generalintendant des Hoftheaters in Weimar. In den Jahren seines dortigen „Stilllebens“, wie er es nennt, brachte er insbesondere die „Historien“ Shakespeares nach eigener Bearbeitung in glänzender Weise zur Aufführung. Zehn Jahre darauf übernahm er die Direktion des Hofoperntheaters in Wien, die er 1872 — als Nachfolger Laubes — mit der des Hofburgtheaters vertauschte. Durch sein ausgewähltes, klassisches Repertoire, wie durch seine Inszenierungen hat sich Dingelstedt ein unzweifelhaftes Verdienst erworben. In Bayern geadelt ist er nie wieder auf seine jugendlichen Anschauungen zurückgekommen. Seine späteren Gedichtsammlungen enthalten neben Liebesliedern, Romanzen und Balladen manchen Zornausbruch über die revolutionären Früchte des Jahres 1848. Nach der Schlacht bei Königgrätz ruft er dem König Wilhelm von Preußen zu:

Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters.

In München.

Abb. 166. Franz Freiherr von Dingelstedt. Nach einer Photographie von 1875.

In Wien.

Wag's um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn!
König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!

ein Wunsch, der denn doch glücklicherweise nicht ganz in Erfüllung gegangen ist. Dingelstedts zahlreiche Novellen und Romane sind teils etwas sentimental („Unter der Erde"), teils Salonnovellen „von fashionablem Schwung" („Die Amazone" 2c.). Am 15. Mai 1881 ist er nach längerer Krankheit zu Wien gestorben.

Nikolaus Becker.

Gegenüber den Herausforderungen Frankreichs, die immer aufs neue den Rhein begehrten, hatte **Nikolaus Becker** im Jahre 1840 sein bekanntes Lied angestimmt: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" (vgl. S. 371). Kaum war es erklungen, so stimmte ganz Deutschland in die fließende Weise mit ein. Da erschien ein langes Gegengedicht, daß wie eine politische Rede klang und nachzuweisen suchte, daß — ehe man von einem freien Rhein spräche — erst die Presse, das Wort, der Geist frei sein müsse: „Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu fechten, dann, deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein!" Als Verfasser nannte sich Robert Prutz, der bald auch weiter den politischen Sang ertönen ließ.

Prutz.

Robert Ernst Prutz, geb. den 30. Mai 1816 zu Stettin, studierte zu Berlin, Breslau und Halle Philologie und Geschichte, schloß sich nach seiner Promotion ganz der jungdeutschen Richtung an, beteiligte sich an Ruges obenerwähnten „Jahrbüchern" (S. 318 f.) und trat 1840 mit seinem „Rheinlied" als politischer Dichter auf. Seine Richtung zog ihm allerhand polizeiliche Maßregelungen zu; in Jena und in Halle verweigerte man ihm die Erlaubnis, sich als Privatdozent zu habilitieren, ja sogar Privatvorlesungen zu halten. Er mußte sich deshalb auf seine schriftstellerische Tätigkeit beschränken, veröffentlichte einige wissenschaftliche Monographien (u. a. eine über den „Göttinger Dichterbund"), geriet daneben aber immer mehr in die politische Tendenzpoesie hinein. Der erste Band Gedichte, mit dem er 1841 an die Öffentlichkeit trat, enthielt noch vieles Unpolitische und darunter manches Wertvolle, z. B. „die Mutter des Kosaken", „der Renegat", vor allem die ergreifende Ballade: „Bretagne", in welcher der Untergang einer frommen Christengemeinde durch die Kugeln der blutdürstigen Freiheitsmänner dargestellt wird. Derselbe Dichter, der später gegen das Kreuz so manches Mal protestierte, schließt hier sein Lied:

Betragne.

Fahret wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam ans Ufer wieder.
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder,
Nur am Morgen, unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein,
Schwamm das Kreuz, das wundersel'ge, bei des Frührots Rosenschein.

Die zweite Gedichtsammlung (1843) erklärte dagegen von vornherein der „alten Wein- und Liebeslyrik" den Krieg und trat in der Prutz eigenen lehrhaften Weise für die politische Poesie ein. Nach Platens Vorgang (S. 200) schrieb Prutz auch ein aristophanisches Lustspiel: **„Die politische Wochenstube"**, das in etwas schwerfälliger, aber doch fließender Form die christlich-germanischen Bestrebungen in glänzend satirischen Zügen verspottet, das deutsche Volk als einen gefesselten Sklaven und die deutschen Fürsten als seine Tyrannen darstellt, gegen die es sich erheben und die es stürzen müsse. Insonderheit richtet die Satire sich wider Friedrich Wilhelm IV. und seine in edelster Absicht unternommenen Werke: den Kölner Dombau, den neuerrichteten Schwanenorden 2c. Infolgedessen wurde wider den Dichter

Die politische Wochenstube.

eine Anklage auf Majestätsbeleidigung gerichtet, die aber der König sofort niederschlug. Nach der jedenfalls einer Aufführung sich gänzlich entziehenden satirischen Komödie ließ Prutz mehrere historische Dramen („Moritz von Sachsen" — „Karl von Bourbon" — „Erich der Bauernkönig") in rascher Reihenfolge erscheinen, welche einen ephemeren Erfolg errangen, weil sie weniger Geschichte als die „Stimmungen und Schlagwörter der vierziger Jahre" auf die Bühne brachten. Auch wissenschaftlich hatte Prutz sich mit dem Drama beschäftigt, in Berlin Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters gehalten und im Druck herausgegeben und kurze Zeit (1847) als Dramaturg des Hamburger Stadttheaters gewirkt. Der März 1848 rief ihn nach Berlin zurück, wo er in den demokratischen Klubs bis zur Novemberkatastrophe eine Rolle spielte. Ostern 1849 erhielt er eine außerordentliche Professur der Literaturgeschichte in Halle, die er zehn Jahre später freiwillig niederlegte. Seitdem hat er in seiner Vaterstadt Stettin gelebt und ist dort am 2. Mai 1872 gestorben. Im Jahre 1866 war er noch einmal zur politischen Poesie zurückgekehrt, nachdem er dazwischen die Liebe in oft sehr feurigen Tönen und das Glück des Familienlebens besungen hatte. Es war ein höchst charakteristischer Abschluß derselben. In dem Gedichte „Mai 1866" stimmte er einen so radikal herausfordernden Ton an, daß man ihm wegen Majestätsbeleidigung den Prozeß machte und ihn zu dreimonatlicher Gefängnisstrafe verurteilte, die indes durch die Amnestie niedergeschlagen wurde. In dem Gedicht: „Juli 1866" machte er mit vielen seiner Gesinnungsgenossen die durch Königgrätz veranlaßte Schwenkung zur Rechten mit.

Dramen.

Mai und Juli 1866.

Als Dichter überragt die Vorhergenannten um ein Beträchtliches **Hoffmann von Fallersleben**, der auch um die Erforschung unserer Sprache und Literatur sich hervorragende Verdienste erworben hat.

August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 in Fallersleben (einem Flecken in der jetzigen preußischen Landdrostei Lüneburg), wonach er sich später nannte, geboren, absolvierte seinen Gymnasialkursus in Helmstädt und Braunschweig und bezog 1816 die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren, widmete sich indes bald ausschließlich dem Studium der Literaturgeschichte und der deutschen Philologie. In Bonn, wohin er 1819 ging, zog er auch das Niederländische in den Kreis seiner Forschungen, die er danach auf der holländischen Universität Leiden mit gutem Erfolge weiter betrieb. Nachdem er sodann einige Zeit in Berlin privatisiert hatte, erhielt er 1823 eine Anstellung als Kustos an der Universitätsbibliothek zu Breslau, habilitierte sich gleichzeitig als Privatdozent, wurde aber erst 1830 zum außerordentlichen und 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt. Letzteres geschah, wie er in seiner eigentümlichen, sehr umständlich geschriebenen Autobiographie („Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen" 1868) erzählt, so spät, weil die philosophische Fakultät ihm „eindringenden philosophischen Geist, Studienassiduität und Vorlesungsgabe" abgesprochen hatte. Daß etwas Wahres in diesem Urteil gewesen, beweist seine Abirrung auf das unfruchtbare Gebiet der Tendenzpoesie, in das sich schwerlich ein ganz von seiner Wissenschaft erfüllter Mann so weit eingelassen haben würde. Das schließt nicht aus, daß er wissenschaftliche Schriften von dauerndem Werte hinterlassen hat. Ich nenne nur als in eine Geschichte der deutschen Dichtung besonders gehörig seine Sammlung der „Deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts", seine „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit", seine Monographien über Joh. Chr. Günther, Barthol. Ringwaldt, Benjamin Schmolck 2c., die nebst anderen in den „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte" gesammelt erschienen sind 2c. 2c.

Hoffmann v. Fallersleben.

Unpolitische Lieder.

Im Jahre 1840 und 1844 erschienen seine **„Unpolitischen Lieder“**, die politisch so anstößig befunden wurden, daß ihr Verfasser durch königliches Dekret vom 20. Dezember 1842 ohne Pension seiner Professur enthoben wurde. Jahrelang irrte er nun umher und verzehrte sein Talent in fruchtlosem Demagogenwesen, bald hier bald dort polizeilich gemaßregelt und ausgewiesen, bald mit Fackelzügen und Festessen gefeiert. Das Jahr 1848 brachte ihm die Rehabilitation in Preußen; auch bezog er seitdem das gesetzliche Wartegeld als Pension. Im nächsten Jahre gründete er — 51jährig — mit seiner Nichte Ida zum Berge einen Hausstand, wohnte nun längere Zeit in Bingerbrück a. Rh., dann in Neuwied, seit 1853 in Weimar, wo er rüstig im Dienste seiner Wissenschaft wirkte und schaffte, endlich seit 1860 in der ehemaligen Benediktinerabtei Corvey an der Weser, wohin ihn der Herzog von Ratibor als Bibliothekar berufen hatte. Nicht lange nach dem Antritt seines Amtes starb seine Frau. In dem Briefe an den Herzog, in dem er ihm den Tod mitteilt, heißt es: „So ist denn die Herzblume aus meinem Corveyer Hoffnungsbaume abgepflückt, und es sind nur noch Knospen daran, die der gütige Himmel entfalten möge. Ich bleibe und muß bleiben, um hier, wo mir Ew. Durchlaucht Liebe und Güte eine Freistätte gewährt haben, eine Ruhestätte zu finden, damit ich auch mit ihr im Tode vereint werde, die mit mir so innig in Freud' und Leid im Leben vereint war.“ Übermäßig beschäftigt war er dort jedenfalls nicht. Als ihn Paul Lindau, den er 1868 in Elberfeld besuchte, fragte, ob ihn sein Amt sehr in Anspruch nähme, antwortete er lachend: „Nicht allzusehr. Sechs Monate im Jahre verreise ich,

Abb. 167. Hoffmann von Fallersleben.

Schwabenkrieg.

Die Trommel schlägt, zum Krieg hinaus
Mit Spießen, Stangen, Flinten!
Fürwahr, es ist ein frischer Strauß!
Wir ziehen hinaus mit Mann und Maus
Und keiner bleibt dahinten.

Und als die wilde Schlacht begann,
Da sollten wir uns schlagen.
Da sprach ich: gebt mir meinen Mann –
Was geht mich euer Krieg denn an? –
Will mich mit ihm vertragen.

Der Rath war überraschend neu
Dem Tapfern wie dem Feigen.
Ein jeder sprach: bei meiner Treu!
Ich bin kein Tiger, bin kein Leu,
Ich will mich menschlich zeigen.

Und so auch dachte bald der Feind,
Er ließ die Fahnen senken:

Hoffmanns von Fallersleben „Schwabenkrieg“.
Nach seiner eigenhändigen Niederschrift im Kestner-Museum zu Hannover.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Wir wollen brüderlich vereint,
So lang' uns noch die Sonne scheint,
An unsres Zustands denken.

So zogen wir auf den Zobtenberg,
Und sangen Friedenslieder.
Und als vorbei war das Gelag,
Sprach jeder: ach! <u>wenn kommt der Tag,</u>
<u>Wann schlagen wir uns wieder!</u>

Breslau
2. Juni 1836.

Hoffmann von Fallersleben.

und die übrigen sechs Monate ist die Bibliothek geschlossen." Der noch immer rast- und ruhelos Umherfahrende war damals siebzig Jahre alt. „Es war ein Hüne," erzählt Lindau, „seine große, breitschulterige Gestalt hielt sich noch merkwürdig stramm; nur der Kopf war etwas vornüber gebeugt. In der einen starken Faust trug er einen ungeheuren Knüppel, vermutlich eine junge Eiche, die er in einer müßigen Stunde selbst entwurzelt hatte, in der anderen hielt er seine Mütze, die ihrem Alter und ihrer Gestalt nach zu schließen aus seinen Jugendjahren stammen mochte. Trotz der Mittsommerhitze waren seine Kleider, die allen Geboten der Mode trotzten, aus dicken Winterstoffen gefertigt, über seinen Schultern hing ein gestrickter Shawl. Um den Hals hatte er ein breites Tuch aus feuerroter Seide geschlungen. Um die hohe, mit tiefen Furchen durchzogene Stirn flatterte mähnenartig das ganz erbleichte, lange, struppige Haar. Das dunkle, kluge Auge war merkwürdig feurig und sprühte Leben und Lebenslust wie das eines zwanzigjährigen Jünglings." Dieselbe Rüstigkeit blieb ihm bis an sein Lebensende. Am 19. Januar 1874 starb er in Corvey.

Am Anfang der dichterischen Tätigkeit Hoffmanns steht seine politische Poesie. Äußerlich angesehen nimmt sie einen größeren Umfang ein, als man gewöhnlich glaubt; denn an die zwei Bände „Unpolitische Lieder" schlossen sich — abgesehen von einzelnen hie und da verstreuten Gedichten — die tendenziös gefärbten Sammlungen: „Deutsche Lieder aus der Schweiz", „Deutsche Gassenlieder", „Hoffmannsche Tropfen" u. a. Wichtiger aber ist der sehr bedeutende Einfluß, den er in der „vormärzlichen" Zeit auf weite Volksschichten geübt hat. Gottschall nennt ihn ganz richtig einmal den „politischen Wanderdichter der Bewegungsjahre", der „die Stichwörter des Liberalismus in Musik setzte und vom Blatte sang". Gleich den „Fahrenden" des Mittelalters zog er seit seiner Amtsentsetzung im Lande umher von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und sang — bald beim Bier, bald beim Wein, nicht selten zum Knall der springenden Champagnerpfropfen — seine so harmlos und schalkhaft klingenden und doch oft so giftigen und bösartigen Ausfälle auf Adel und Klerus, Polizei und Censur, Titel und Orden, Aristokraten und Mucker, Fürsten und Könige. Deutsche Lieder.

Anderseits darf nicht vergessen werden, daß die noch über 1848 hinaus herrschende Polizeiwirtschaft der politischen Poesie immer neue Nahrung gab. Charakteristisch ist dafür die Entstehung des in der Beilage Nr. 30 mitgeteilten Gedichtes: „Ich bleib' in meinem Vaterlande." Von Neuwied aus war Hoffmann im August 1852 nach Trier gekommen, um auf der städtischen Bibliothek eine Handschrift des niederdeutschen Schauspiels „Theophilus" mit einer früher von ihm genommenen Abschrift zu vergleichen. Kaum hatte er diesen Zweck erreicht, so wurde er vor die Polizei geladen, um sich zu legitimieren. Seine Aussagen wie die einiger Freunde schienen zu genügen, dennoch wurde er am nächsten Tage aufgefordert, „binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen wegen Mangels einer Legitimation." Er tat es sofort, aber unterwegs wurde er noch einmal von demselben Polizeikommissarius, der ihm tags zuvor die Ausweisung verkündete, aufgehalten, zum Bürgermeister von Schweich a. M. geführt, um „auf politische Schriften" untersucht zu werden. Erst als man sich überzeugt, daß er nichts derart bei sich führte, ließ man ihn weiter ziehen. Hierauf bezieht sich ein Brief, den er am 19. Juni 1853 an den Senator Culemann in Hannover schickte. Darin heißt es: „Zu Ihrer schönen Sammlung Autographen erlaube ich mir einige Kleinigkeiten beizusteuern. Meinen „Schwabenkrieg" (Beilage Nr. 29) bitte ich mit dem beiliegenden Gedichte zu vertauschen, das zugleich den Beweis liefert, wie sehr unsere Polizei die Poesie zu fördern sich anstrengt; ohne sie würde ich wohl nicht so schnell zu dem schönen Liede: ‚Ich bleib' in meinem Vaterlande' gekommen sein." In Trier.

Wie man aus diesem Liede ersieht, schlug der glücklich verheiratete und seinen Studien ruhig lebende Dichter damals schon ganz andere Töne an. Erfreulicher- Deutsche Lieder.

weise gibt es ein anderes Blatt in seinem Lebensbuche: ein Blatt voll der schönsten, reinsten, volkstümlichsten, durchweg sangbaren, ja zum Singen so recht einladenden Poesie, ein Blatt, das nimmermehr aus dem Leben und Herzen unseres Volkes herausgerissen werden wird, ein Blatt, das wieder recht zu Ehren gekommen ist, als 1866 und 1870 an Stelle des Räsonnierens ein frisches männliches Tun zum Durchbruch gelangte! Da hat man mit rechtem Verständnis angestimmt:

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.

Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist!

Da ist vor allem wieder und wieder gesungen worden das Lied, das am 26. August 1841 auf dem 1890 durch Kaiser Wilhelm II. deutsch gewordenen Helgoland entstand*):

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält;

Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Und wie viele haben ihm das „Heimweh in Frankreich" nachgefühlt:

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!

Die Heimkehrenden konnten jubelnd singen:

Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Land der Freude, Land der Lieder,

Schönes, heitres Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!

Er selbst aber, der greise Sänger, hat in den Liedesjubel von 1870 aufs neue jugendfrisch eingestimmt und im Januar 1871 begeistert seinem geliebten Deutschland zugerufen:

Wer hat für dich in blut'ger Schlacht
Besiegt den ärgsten Feind?
Wer hat dich groß und stark gemacht,
Dich brüderlich geeint?

Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
Dein bester Hort und Schutz?
Wer geht für dich in Kampf und Tod
Der ganzen Welt zu Trutz?

Du, edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, . . . dein Kaiser Wilhelm ist's!

In den zahlreichen Sammlungen wirklich unpolitischer Lieder, die Hoffmann vor 1840 und dann wieder in den letzten Jahrzehnten seines Lebens herausgegeben, werden alle Klänge der Lyrik angeschlagen: neben der Vaterlandsliebe die deutsche Lenzesfreude und die deutsche Wanderlust:

Über die Hügel und über die Berge hin
Sing' ich und ruf' ich, wie glücklich ich bin,
Sonniges Wetter,

Rauschende Blätter,
Vogelgeschmetter,
Wonnige Luft!

Dazwischen ernstere Töne, die den Blick aufwärts lenken:

*) Zum Gedächtnis daran ist dem Dichter einundfünfzig Jahre später am 26. August 1892 ein von Schaper gemeißeltes Denkmal auf Helgoland errichtet worden.

Herrn Senator Culemann
zu
18. Juni 1853. Hannover.
Hoff

Ich bleib' in meinem Vaterlande,
Sein Loos soll auch das meine sein,
Sein Leid und seine Schmach und Schande,
So wie sein Ruhm und Glück ist mein.
In meinem Vaterlande will ich bleiben
Und keine Macht der Welt soll mich vertreiben.

Ich bleib' in meinem Vaterlande,
Nur ihm gehört mein ganzes Herz,
Ihm bleib' ich bis zum Grabesrande
Treu in der Freude, treu im Schmerz.
Für seine Liebe Alles hinzugeben
Ist nichts zu theuer mir, und wär's das Leben.

Ich bleib' in meinem Vaterlande,
Das ist mein Recht, das meine Pflicht.
Ich fürchte Ketten nicht noch Bande,
Noch ob mein Herz im Kerker bricht.
Ja sterbend will ich jenen Trost noch haben:
Im Vaterlande müßt ihr mich begraben.

Neuwied
5. August 1852.

Hoffmann von Fallersleben

„Ich bleib' in meinem Vaterlande." Nach der eigenhändigen Niederschrift Hoffmanns von Fallersleben im Kestner-Museum zu Hannover.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig

Abend wird es wieder:
Über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh.
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

So in deinem Streben
Bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh.

Landsknechtslieder.

Dann wieder vernehmen wir den Zecherjubel und fröhliche Kriegsweisen. Wie versteht er es da so meisterhaft, das alte Volkslied zu reproduzieren, wie unübertroffen sind seine Landsknechtslieder (vgl. I, 221)! Natürlich fehlt es auch nicht an Liebesliedern. Eines der zartesten und innigsten stammt aus seiner ältesten Dichterzeit. Ich setze es ganz her:

Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Die Wünsche weißt du nicht, die reinen,
Die du so unbewußt erregt!
Ich muß mich freun und möchte weinen,
So hast du mir mein Herz bewegt.

Kenn' ich dein Glück, du kennst es nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Welch schönes Los ist dir beschieden!
Wie eine Lilie auf dem Feld,
So heiter und so still zufrieden
Lebst du in deiner kleinen Welt.

Mich treibt's im Leben hin und her,
Als ob ich niemals glücklich wär',
Kann keinen Frieden mir erjagen
Und keine Heiterkeit und Ruh;
Und hab' in meinen schönsten Tagen
Nur einen Wunsch: lebt' ich wie du!

Kinderlieder.

Ganz besonders reizend sind seine Kinderlieder, denen man durchweg anmerkt, daß sie aus dem Verkehr mit den Kindern und aus der Liebe zu ihnen entsprossen sind; und es sind nicht nur Lieder aus dem Kinderleben, sondern vorwiegend herzig schlichte Lieder für die Kinder, wie sie kaum irgend ein anderer Dichter so trefflich geschaffen hat. Tier- und Pflanzenwelt beleben sich für das Kind, das mit beiden wie mit seinesgleichen verkehrt; Winter und Lenz, Sommer und Herbst reden zu uns aus der Kinderseele.

Nach seinem Tode erschien eine Auswahl seiner Gedichte mit einem Geleitwort seines Freundes Freiligrath; darin heißt es von dem heimgegangenen „Spielmann":

Da füllt er sich den Becher,
Da schlägt er auf den Tisch;
Da hebt er an zu singen,
Das klingt so hell und frisch —
Von Liebe, Frühling, Freiheit,
Von Wein und Jugendlust,
Von Frauen und von Blumen
Singt er aus voller Brust;
Singt: Deutschland über alles!
Das jubelt und das klagt;
Bald Kriegs-, bald Kinderlieder,
Kein Ton ist ihm versagt.
Da lauscht im Kahn der Ferge,
Der Wandrer hemmt den Schritt;
Die Mädchen, die Studenten,
Die Kinder singen mit
Und drängen sich zur Laube
Und treten froh herein
Und segnen ihren Sänger
Bei Wein und Rebenschein.

Nichts charakterisiert so trefflich den wirklich unpolitischen Hoffmann als dieses Freundeswort; und ihm gilt auch der Schluß: „Im Volk in seinen Liedern Fortlebt er allezeit!" Wie klingt das anders als der politisch aufgeregte Sang, den Freiligrath 1844 von Asmannshausen an Hoffmann von Fallersleben richtete zur Erinnerung an eine im August des vorhergehenden Jahres in Koblenz gemeinsam durchzechte Nacht! Da hieß es:

Jetzt auf einmal eben
Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im Riesen,
Wo wir den Champagnerschaum

Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wußte,
Bis ich deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.
Düster mit verkohltem Docht
Flackerten die Kerzen:
Düster und von Zorn durchpocht
Brannten unsre Herzen;
Dennoch oft, gleichwie ein Blitz,
Finstrer Wolk' entquollen,
Brach ein Lachen, brach ein Witz
Hell durch unser Grollen.

Auf jene finstere Nacht, in der die zwei deutschen „Volksfreunde" am Rhein bis um zwei Uhr beim Champagner „finster miteinander zechten", wird die politische Umwandlung Freiligraths und sein Übertritt zur Opposition gewöhnlich zurückgeführt, und es geht aus dem Liede unzweifelhaft hervor, daß sie mindestens eine Entscheidung in seinem Leben herbeigeführt hat; er selbst gibt zu, daß sie „ein Sandkorn in der Wage seiner Entschlüsse" gewesen sei. Daß dieselbe aber doch schon vorher sich angebahnt, ja vielleicht in Freiligraths dichterischer Beanlagung und Entwickelung mit Notwendigkeit gelegen, wird aus der Skizze seines Lebens und Dichtens hervorgehen.

Freiligrath.

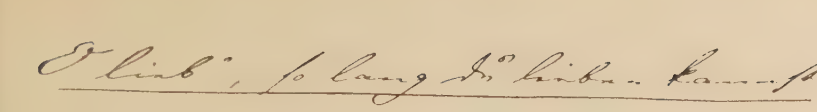
Hermann Ferdinand Freiligrath wurde am 17. Juni 1810 in der anmutigen Residenzstadt des Fürstentums Lippe, in Detmold geboren. Sein Vater, ein Schullehrer, bestimmte ihn zum Kaufmannsstand aus Rücksicht auf einen wohlhabenden Oheim in Edinburg, in dessen Geschäft er eines Tages eintreten sollte. So wurde denn die Gymnasialzeit vorzeitig abgebrochen, ehe er über das Lateinische hinausgekommen war; sechzehnjährig kam er wohl sehr wider seinen Wunsch nach Soest in die kaufmännische Lehre. Außer der Bibel hatten Reisebeschreibungen des Knaben rege Phantasie bisher am meisten beschäftigt und sein Sinnen und Trachten den fernsten Himmelsstrichen, besonders dem Orient zugelenkt. In seiner ersten Dichtung, die 1826 in Soest entstand, offenbart sich dieser Zug und damit zugleich die Eigenart seines Talents. Der Moostee, den er aus Gesundheitsrücksichten trinken muß, lenkt den Blick des jungen Dichters auf den Geiser und den Hekla, die ihm denselben gesandt, auf die von Eise starrende vulkanische Insel, auf die weitoffenen Krater, die himmelan den flüssigen Brand werfen; bei dem Lodern dieser Glut fühlt er sich kühner und stärker, „und die Wildheit der Berserker tobt durch sein genesend Blut —", er gelobt, daß wenn dieser Insel Pflanzen ihm den Lebensbecher reichen, er ihr gleichen wolle — —

Wie rot und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faröer Eis:
So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen.

So lautete das Programm des sechzehnjährigen Dichters; ein Blick in seine Poesie zeigt, wie lange er demselben nur zu treu geblieben ist.

Jugendgedichte.

Zu der bisherigen Lieblingslektüre kam in der fünfjährigen Lehrzeit zu Soest die der englischen und der französischen Dichter. Byron und Viktor Hugo wurden seine Vorbilder und Meister, die er damals schon zu übersetzen versuchte. Eine gründliche Kenntnis der beiden fremden Sprachen und die ihm bis zuletzt eigene große freie, schöne Handschrift waren Früchte dieser Jahre. Während derselben starb sein Vater, der die letzte Zeit seines Lebens als Buchhalter in Soest verlebt hatte. Kurz darauf starb plötzlich sein Brüderchen Otto — seinen Schmerz darüber drückte er in einer Elegie aus, die er seinem Freunde Ludwig Merckel zusandte, der sie erst in neuester Zeit der Öffentlichkeit übergeben hat. Ich citiere daraus den Schluß, um einen Einblick in das reiche und warme Gemüt und damit zugleich in das innerste Wesen des Dichters zu gewähren:



O lieb', so lang du lieben kannst!

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst u. klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt u. Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der Andre aber geht u. klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst u. klagst!

Freiligraths Jugendgedicht: „O lieb, so lang du lieben kannst!"
Nach seiner eigenhändigen Niederschrift im Kestner-Museum zu Hannover.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb u. naß,
– Sie sehn den Andern nimmermehr –
In's lange, feuchte Kirchhofgras.

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht u. hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: ich vergab dir längst!

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich u. um dein herbes Wort, –
Doch still – er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst u. klagst!

F. Freiligrath

O, leb wohl! ins Händchen diese Blume
Drück' ich dir, von Vaters Grab gepflückt!
Schwinge sie in Gottes Heiligtume,
Wenn dein Aug' den Vater dort erblickt!
Grüß den Vater, Otto! Beim Empfange
Bring ihm Ferdinands, des Bruders, Gruß!
Küsse jubelnd ihm auf Mund und Wange
Diesen heißen, heißen letzten Kuß!

Otto! Bruder! lebe wohl, wir glauben
An ein Dort — das macht die Trennung leicht!
Diese Locke laß mich dir noch rauben,
Diese Locke, ach! von Tränen feucht!
Lebe wohl! und sterb' ich einst, dann gleite
An mein Sterbebett im Lichtgewand!
Und zu allen Lieben dort geleite,
Engelchen, mich deine Bruderhand!

Als „eine Klage um den Vater", wie Schmidt-Weißenfels erzählt, und nicht, wie vielfach angenommen wird, „im Liebesweh einer späteren Zeit", dichtete er — mit neunzehn Jahren — das schönste seiner Lieder, das seelenvolle: „O lieb, so lang du lieben kannst!" (S. Beilage Nr. 31). Erst zwanzig Jahre später, vielleicht weil er es bis dahin selbst nicht genügend gewürdigt hatte, nahm er es in die „Zwischen den Garben" betitelte „Nachlese" auf.

In Soest.

Noch manche andere Jugendgedichte gehören übrigens der Soester Zeit an. Bald ist es ein Nachklang aus der Kindheit, wo ihm die Mutter die Bilderbibel (vgl. das gleichnamige Gedicht) zeigte, der nun in anschaulichen Bildern eine Gestalt gewinnt, so das alttestamentliche „Nebo" mit dem auf Moses' Tod zurückblickenden charakteristischen Schluß:

Auf einem Berge sterben,
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.

Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben tut der Himmel
Die goldnen Pforten auf.

Bald ist es eine vaterländische Anregung, wie sie in „Barbarossas erstes Erwachen" zum Ausdruck kommt, bald ist es ein lokaler Anlaß: so versetzt ihn das dem Abbruch bestimmte „Nöttentor zu Soest" zurück in die Nibelungenzeit, und er besingt „die Gestalten, die kräftig einst Germanien gezeugt". Doch auch ein afrikanisches Lied stammt aus dem Spätjahr 1830: „Der Scheik am Sinai," wohl veranlaßt durch die Eroberung Algiers durch die Franzosen, zugleich sein erstes politisches Gedicht, da die Schlußpointe eine Verspottung des Bürgerkönigs Louis Philipp enthält. Als der greise Scheik vernommen, die Trikolore wehe auf Algiers Türmen, wähnt er, Napoleon sei wiedergekommen. Da man ihm aber ein Goldstück mit dem Kopfe des Königs zeigt, seufzt er und spricht:

„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!"

In Amsterdam.

Aus der kleinen, abgelegenen Landstadt Westfalens kam Freiligrath 1831 in die See- und Weltstadt Amsterdam, wo er sechs Jahre in einem großen Wechselgeschäft arbeitete, da durch ein Geschäftsunglück seines Edinburger Oheims ihm jede Aussicht, zu diesem zu gehen, benommen war. Hier gewann seine Poesie nun eine ganz neue Befruchtung; er sah nun, ja er erlebte bis zu einem gewissen Grade, was er bisher nur gelesen, im Verkehr mit den Seeleuten und den Eingeborenen

der fernen Länder, nach denen die holländischen Schiffe segeln; dazu kam das Hafengewühl, der Mastenwald, das Meer, endlich die merkwürdige Stadt selbst und das Volk mit seiner ereignisreichen Geschichte, kurz es konnte nicht fehlen, daß seine dichterische Schaffenslust einen täglich wachsenden Antrieb erhielt und daß Gedicht auf Gedicht daraus hervorging.

1835 erschienen die ersten Gedichte Freiligraths in Chamissos Musenalmanach (S. 214) vor einem größeren Publikum: neben dem „Moostee" der „Löwenritt", „Scipio" und „Anno Domini". In demselben Jahre brachte das Cottasche Morgenblatt zwei andere Gedichte: „An das Meer" und „Schiffbruch". Mit einem Schlage wurde Freiligrath durch diese Veröffentlichungen ein berühmter Dichter; Gutzkow, damals ein Stimmführer der Kritik, begrüßte ihn als den „deutschen Viktor Hugo"; in den Schulen wurde namentlich der „Löwenritt" fortan ein beliebtes Deklamationsstück. Cotta forderte ihn auf, eine größere Sammlung seiner Gedichte zusammenzustellen, die er verlegen wollte. Im folgenden Jahre gab Freiligrath seine Stelle in Amsterdam auf und ging nach Soest zurück, um in Muße dem ehrenvollen Rufe des großen Verlegers zu entsprechen; aber erst 1838, nachdem er inzwischen eine neue Commisstelle in Barmen angenommen hatte, erschien das ungeduldig erwartete Buch, das — außer zahlreichen eigenen Gedichten — die ersten Proben der meisterhaften Übersetzungskunst Freiligraths enthielt.

Erste Gedichtsammlung.

Die Wirkung dieser ersten Sammlung seiner Gedichte war geradezu berauschend. Das Nationale trat darin entschieden zurück, aber das Fremdartige, das Ausländische, das überdies ja niemals seines Eindruckes auf unser Volk verfehlt hat, und auf das die Romantik die Blicke von neuem gelenkt, war mit einer so hinreißenden Anschaulichkeit, mit einer so blendenden Farbenfülle und dazu in so klangreicher Volltönigkeit vorgeführt, daß die meisten Leser sich kritiklos dem wunderbaren Zauber hingaben. Die politische Aufregung und Verstimmung der Zeit war außerdem der Wirkung dieser — wie Freiligrath es vorhergesagt — „siedend, zischend" in die Phantasie fahrenden Gedichte in hohem Grade günstig. Die einen vergaßen über den drastischen Genrebildern aus der Fremde, was ihnen in der Heimat nicht gefiel, die anderen zogen mit Vorliebe Vergleiche zwischen den Zuständen in Irland, wie sie der Dichter in der „irischen Witwe" vorführte, und denjenigen in manchen Gegenden Deutschlands, ja es gab einige, die geradezu behaupteten, Freiligrath habe im „Löwenritt" ein von seinen Tyrannen zu Tode gehetztes Volk allegorisch vorführen wollen. Mit einem Worte: es waren gewissermaßen die Vorklänge der von vielen ersehnten, von vielen prophezeiten Revolution. Er selbst schrieb später darüber: „Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwen-Poesie war im Grunde auch nur revolutionär; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung wie gegen die zahme Societät."

Meine Stoffe.

Es fehlte allerdings auch gleich zu Anfang nicht an kritischen Stimmen, wie es aus seinem Gedichte: „Meine Stoffe" hervorgeht. Man rief ihm zu:

„Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Grenzen;
Die eigne Lust, das eigne Leid
Woll' uns in deinem Kelch kredenzen!

Nur heute noch den Orient
Vertausche mit des Abends Landen!
Die Sonne sticht, die Wüste brennt.
O lasse nicht dein Lied versanden!"

Der Dichter erwidert:

„O könnt' ich folgen eurem Rat!
Doch düster durch versengte Halme

Wall' ich der Wüste dürren Pfad;
Wächst in der Wüste nicht die Palme?"

Eine weltschmerzliche Resignation wie auch sonst noch manches Mal aus den Gedichten dieser ersten Periode (z. B. aus dem oft citierten, phantastisch überspannten Sehnsuchtsruf: „Wär' ich im Bann von Mekkas Toren!") klingt aus dieser Erwiderung. Und doch wußte er, wohin die Erfüllung dieses Sehnens in die Ferne

führen mußte. In dem unübertroffen schönen Heimwehliede: „Der ausgewanderte Dichter“ hat er es gezeigt. Der Unglückliche, der im Unmut sein Vaterland verlassen und bei den Atlantiden sich angesiedelt, ist schon nach Jahresfrist so weit, daß er verzweifelnd ausruft:

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe,
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen —
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.
Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildnis Segen?
Allein, allein! o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Es waren eben zwei Seelen in des Dichters Brust; die eine zog ihn hinaus in die bunte, alles phantastisch Ersehnte verheißende Fremde, die andere hielt ihn fest an der geliebten Heimat. Aus der ersten sproßten die exotischen Glanzstücke, denen er seinen frühen Ruhm verdankt, und die innerlich damit verwandten Revolutionslieder; aus der zweiten die von ihm selbst zum Teil unterschätzten, vom Publikum anfangs fast übersehenen innigen deutschen Lieder, die seinen Ruhm dauernd gemacht haben und die niemals ganz verklingen werden.

Ein großer Bewunderer Freiligraths und zugleich ein ihm nahestehender Freund Wilhelm Buchner hat den Erfolg der ersten Gedichte des achtundzwanzigjährigen Poeten folgendermaßen charakterisiert: „Wie er in seiner ‚Landrinette‘ mit lebendigen Farben den Einsturm der Kunstreiter in die Rennbahn schildert, so sprengte er selbst auf die Bühne im glänzenden Waffenschmuck, blitzenden Auges, kühner Gebärde, ein ganzer Mann, und alles Volk erkannte auch in bisweilen fremdartiger Verhüllung den durch und durch genialen Dichter.“ Zugestanden — aber wie man sich an der Pracht des Cirkus einige Stunden wohl freuen kann, dann aber ermüdet und im Grunde unbefriedigt heimkehrt, so bewundert man die poetischen Bravourstücke, in denen der Sprach- und Verskünstler vorherrscht, wohl auch, man wird ihrer aber bald überdrüssig; ja es sind nicht wenige darunter, die auf jedes edle Gemüt in ihrer excentrischen Kraßheit sofort abstoßend wirken — man denke nur an „Scipio“, den Lieblingssklaven, der seinem Herrn sarkastisch bewundernd alles zugesteht, was derselbe an Herrlichkeiten der mannigfachsten Art besitzt, zuletzt aber doch meint:

„Massa, du bist sehr reich! Wer zählte die Gerichte,
Womit man dich bedient, den Wein, die saft'gen Früchte?
Aus deiner Küche tönt den ganzen Tag Geräusch;
Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krönen;
Kein andres kommt ihm gleich an Wohlgeschmack; die Sehnen
Stärkt es; o zürne nicht! — ich meine Menschenfleisch!“

Man denke an die widerliche Erdrosselungsszene in der „Seidenen Schnur“, an die gräßliche, aller Ästhetik hohnsprechende, nur auf Sensationseffekt berechnete Schilderung in „Anno Domini“, wie die graue Sünderin Brunhilde durchs Frankenlager geschleift wird:

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der roten
Wachtfeuer Glut, die da vor jenem Zelte lohten:
Jetzt wusch mit eis'gem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen stierte
Ihr Aug', und das Kamel, drauf man sie morgens führte
Durchs ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem Hirn.

Und damit wird dann Gottes Strafgericht über die Erde, „die bejahrte Sünderin", verglichen: es wird —

— wie des Lagers Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, so dieser Sonnen Schein
Dem zuckenden Gesicht der Erde, der halbtoten,
Ein flackernd gräßlich Licht zuwerfen.

Aber abgesehen von diesen und anderen Ausartungen sind schon die Schwerfälligkeit im Rhythmus, die Häufung von fernliegenden Wörtern, die den meisten Lesern ohne Konversationslexikon und Fremdwörterbuch unverständlich und unaussprechlich sind, und das Rhetorisch-deklamatorische in der ganzen Darstellung ein Hindernis für das Fortleben der meisten Gedichte dieser ersten Sammlung im Volke. Dennoch ist keines darunter, das nicht den Stempel des dichterischen Genius trägt, und einige sind echte Perlen unserer Dichtung. Wie meisterhaft wird die Heimwehqual und die Sehnsucht nach der Geliebten des zum Cirkustrommler herabgewürdigten „Mohrenfürsten" geschildert:

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geschwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;
Und daß Sie Blumen für ihn gepflückt,
Und daß Sie das Haar mit Perlen geschmückt —
Sein Auge ward naß, mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang.

Von vaterländischen Stoffen ist „Prinz Eugen, der edle Ritter" das einzige nennenswerte in dieser Sammlung, aber es ist eine Perle. Dagegen kommt das deutsche Gemüt und die Liebe zur Heimat — außer in den bereits früher genannten und einigen erst späteren Sammlungen einverleibten Liedern — schon hier zur Geltung. Die weitgereiste „Tanne" zieht es heimwärts:

— Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug —

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!

Aus einem treuen deutschen Herzen stammt der Mahnruf an die „Auswanderer":

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn:
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen;
Im Speffart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Wie innig und warm, und dabei doch wie eigenartig ist „die Bilderbibel", deren Schlußstrophe freilich tief wehmütig berührt:

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen
Das gläub'ge Aug' dafür,

Die teuren Eltern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

Ehestand. Eine ruhigere, friedvollere Zeit schien für den jugendlichen Dichter mit der Begründung eines eigenen Hausstandes anzubrechen. In dem romantisch gelegenen Städtchen Unkel am Rhein, wo er sich im Herbst 1839 nach Aufgabe seines bis-

herigen Lebensberufes niedergelassen, lernte er Ida Melos, die Tochter eines Professors in Weimar, kennen, die als Kind noch zu des greisen Goethes Lieblingen gehört hatte und nun als Erzieherin im Hause eines pensionierten preußischen Offiziers lebte; nach kurzer Zeit war sie seine Braut — im Mai 1841 führte er sie als seine Gattin heim. In Darmstadt ließen sich die Jungvermählten zunächst nieder. Ein dortiger Verleger hatte dem Dichter die Redaktion eines Journals: „Britannia", das zwischen deutscher und englischer Poesie, deutschem und englischem Leben eine vermittelnde Rolle spielen sollte, angeboten. Da dieses literarische Unternehmen sich aber nach Jahresfrist zerschlug, wanderte das junge Ehepaar aufs neue rheinwärts; im Frühling 1842 finden wir sie in Sankt Goar wieder.

In St. Goar.

Freiligrath lebte jetzt ganz mit seinem Sinnen und Dichten in Haus und Heimat. Schon 1836 — also in seinen ersten Gedichten — hatte er sich einen Träumer gescholten („Im Herbste"): „Ich träumte statt zu leben! — — Es rüttelt mich: Wach auf! kehr ein im eignen Hause!" Dazu war dann die Fühlung gekommen, die er nach Erscheinen seiner Gedichte mit den rheinischen Dichtern, insbesondere mit Simrock und Immermann, mit Geibel, später auch mit den schwäbischen Dichtern gewann, und vor allem eine Studienfahrt durch seine westfälische Heimat, die er auf Anregung des Buchhändlers Langewiesche in Barmen unternahm, um zu einem Prachtwerke: „Das malerische und romantische Westfalen" den Text zu schreiben. Zu dem Text hat er nur wenig beigetragen, vielmehr überließ er ihn bald ganz seinem Freunde Levin Schücking, aber ein poetisches Vorwort dazu ist dieser Wanderung entsprossen, das — meinem Gefühl nach — seine ganze exotische Dichtung in den Schatten stellt. Es ist der „Freistuhl zu Dortmund". Darin erklärt er zum Schluß:

Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rote Erde für die gelbe!
Die Palme dort, der Wüstenstaub verweht:
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe!

Die eigenste, die deutsche Seele in des Dichters Brust, von der ich oben sprach, war zum Durchbruch gekommen. Nun sammelte er die alten Rolandslieder und gab sie heraus, um von dem Ertrage den eingestürzten Bogen von Rolandseck (I, 41) wiederherzustellen; nun wünschte er die „Kamele und Leuen zum Teufel" und wandte sich ungeteilten Herzens dem Vaterlande, dem eigenen Volke zu. Die Frucht davon enthält zum größeren Teil die Sammlung „Zwischen den Garben", zum Teil auch erst die 1870 erschienene Gesamtausgabe seiner Werke.

Zwischen den Garben.

Dem Brautjahr 1840 gehört das bekannte Lied: „Ruhe in der Geliebten" an, das entzückendste Liebeslied, das vielleicht je in deutscher Sprache gesungen worden:

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Lust,
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust ꝛc.

und das weniger bekannte, aber in seiner Art kaum weniger schöne „Mit Unkraut". Nur an eine Strophe daraus sei hier erinnert:

Auf den Bergen Klang, auf der Flut Gesang,
In den Wellen Buben schwammen;

Ich aber saß einsam im Gras,
Band mit Gras meinen Strauß zusammen:
Meinen wilden Strauß, meinen Rankenstrauß —
O wohl mehr als eine lachte!
Aber deine Hand nimmt ihn als Pfand
Eines Tags, wo dein ich dachte!

Aus Spanien.

Von der Politik wollte Freiligrath in diesen Jahren seine Poesie rein und frei erhalten. 1841 verfaßte er ein tief ergreifendes Gedicht: „Aus Spanien“ auf den General Diego Leon, einen edlen Spanier, der im Bürgerkriege wider die Königin Christine von seinem ehemaligen Waffenbruder Espartero gefangen genommen und standrechtlich erschossen wurde. Darin hieß es nun — offenbar wider die damals gerade erstehenden Tendenzdichter Herwegh, Prutz ꝛc. gerichtet — nachdem er seines Helden Tod geschildert:

Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt!
Ob jedem recht — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.

Abb. 168. Ferdinand Freiligrath.
Nach einem Bildnis aus dem Anfang der vierziger Jahre.

Darob großer Zorn im Lager der damaligen Freiheitsmänner, denn Don Diego hatte auf Seiten der jungen Königin gestanden, und Espartero war der Mann der Demokraten. Herwegh erwiderte entrüstet:

Partei, Partei, wer wollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen —,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen, wie ein Mann! — Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olympus nieder
Und kämpften auf den Zinnen der Partei.

Pension.

Freiligrath ließ sich aber durch diese und ähnliche Zornausbrüche der demokratischen Presse nicht stören; ja er nahm gern das Ehrengehalt von 300 Talern jährlich an, welches Friedrich Wilhelm IV. ihm — wie früher Geibel — um Neujahr 1842 zur Verfügung stellte. Und als Herwegh den berüchtigten Brief an den edlen Preußen-

könig schrieb (S. 321), rief er dem „neuen Held Sankt Jürgen", der durch Deutschland gezogen, „im Fluge zu erwürgen den Molch der Tyrannei", in schneidigen Versen zu:

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator,
Und übrig nur — der Schwab!

Verwelkt schon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt schief!
Du schriebst dem eignen Ruhme,
Ach, den Uriasbrief!

Und zum Schluß mahnt er ihn, „die alten Ehren mit Liedern einzubringen" und „den Schwabenstreich auszuwetzen". Nun ging das Geschrei der Phrasenhelden erst recht los; Herwegh antwortete mit dem „Duett der Besoldeten" (Freiligrath und Geibel), welche die Pension der Invaliden verzehren, von allen Seiten suchte man ihn in bald höhnischer, bald wohlwollend mahnender Weise für die demokratische Sache zu gewinnen, und man kann es ihm wohl nachfühlen, was er in dem bereits erwähnten Gedichte an Hoffmann sagt: „Schiefer Stellung volle Qual Mußt' ich damals tragen," und es ihm glauben, daß nach und nach der Umschwung in ihm sich anbahnte, bis dann Hoffmann den letzten Ausschlag herbeiführte: seit Neujahr 1844 hörte Freiligrath auf, die Pension zu erheben.

Umschwung.

Soweit läßt sich gegen sein Verhalten nicht das mindeste einwenden. Glaubte er einmal sich der Opposition anschließen zu müssen, so mußte er auch die ihm bewilligte Gnadengabe des Königs zurückweisen. Aber wie kam es, daß er gleichzeitig (datiert St. Goar Januar 1844) in dem Liede: „Von acht Rossen" auf das plumpste gegen den König persönlich wurde? Wie kam es, daß, nachdem er noch verhältnismäßig leise in dem „Glaubensbekenntnis" sozusagen präludiert hatte, bald darauf seine Poesie immer wilder, immer jakobinisch röter, daß er zu dem hervorragendsten — und man muß gestehen — zu dem gewaltigsten, hinreißendsten Dichter der Revolution wurde, vor dem die ganze übrige Gesellschaft der politischen Tendenzpoeten geradezu in ihrer Unbedeutendheit verschwindet? Wie kam das? Johannes Scherr, der in seiner wenn auch meist übertriebenen und verstiegenen Schreibweise doch manchmal den Nagel auf den Kopf trifft, antwortet meines Erachtens ganz richtig darauf: „Weil er ein Dichter, konnte er sich in der lauen Temperatur des regelrichtigen Liberalismus nicht lange behagen, um so weniger, da zur besseren Einsicht auch die Erbitterung über Verfolgung und Ungemach kam, welche ihm die zahme Freimütigkeit seines ‚Glaubensbekenntnisses' zuzog."

Das war es, und dazu kam, daß ihm seit 1839 der feste Lebensberuf fehlte. Das ließ ihm Zeit zum Grübeln — er wurde der „Romantik der Empfindungen" müde, wie einst der „Kamele und Leuen", er erhitzte sich, durch die Presse einerseits angefeuert, durch die Zensur anderseits gemaßregelt, immer mehr und mehr — nun tauchte das Bild der Revolution lockend vor ihm auf, und er feierte sie, verherrlichte sie, berauschte sich in ihr!

Verweilen wir noch etwas eingehender bei diesem Entwickelungsgange.

Im Mai 1844 stellte er in der „Krone" zu Asmannshausen die Gedichte, die sein „Glaubensbekenntnis" bilden sollten, zusammen. Dasselbe zeigt die ersten Stufen der abschüssigen Bahn, die der Dichter im Dienste der Tendenzdichtung betreten hatte. Da stehen zu Anfang noch die vorhin erwähnten Proteste gegen das poetische Parteigetriebe; da findet sich in dem prächtigen Gedicht: „Zu Immermanns Gedächtnis" der Sehnsuchtsruf:

Glaubensbekenntnis.

O, schweift ich wieder, wo ein Bursch ich war,
Auf meiner Heimat waldbewachsner Haar;
O, ständ' ich wieder, wenn die Drossel schlägt,
Dort, wo der Hofschulz Femgericht gehegt,
Auf Lisbeths, Oswalds, meinem eignen Boden —
Da bräch' ich still des Holzes grünste Loden;

da bringt er im „Flecken am Rhein“ der Romantik den schönsten Gruß, den sie nur je empfangen, freilich um —

Ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt,
Das um die alte fromm doch Leide trägt —

mit ihr zu brechen für immer. Doch soll sie, die den Gottesfrieden allein noch kennt, ihm Mut und Freudigkeit und Halt geben im Geräusch der Neuzeit:

Von deinem Licht umflossen geh' ich hin:
Du bist verbannt — doch stets noch Königin!

Politische Lieder.

Und nun geht es vorwärts: „Mit raschen Pferden jagt die Zeit“, und das Gelübde folgt:

— frei werd' ich stehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit:
Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
Also les' ich meinen Schiller heut!

Wer sollte dem nicht beistimmen? Aber wie wird die Aufgabe gelöst? Dem „edlen Roß“, wie Freiligrath das Volk in dem Gedichte: „Und noch einmal der Zopf“ nennt, wird gezeigt, wie dasselbe „mit dem Zopf noch immer zerpeitscht wird“. Des Volkes Elend, sein Jammer, wird von ihm in den ergreifendsten, tendenziös ausgewählten Szenen und mit den leidenschaftlichsten Farben vorgeführt, so in der Dichtung: „Vom Harze“ — selbst das schöne Gedicht: „Aus dem schlesischen Gebirge“ ist von der aufregenden Tendenz nicht ganz freizusprechen. In den „Trotz alledem“ überschriebenen Versen spricht sich die Tendenz noch offener aus; da ruft er den armen Leuten u. a. zu:

Ein Fürst macht Ritter, wenn er spricht,
Mit Sporn und Schild und alledem:
Den braven Mann kreiert er — nicht,
Der steht zu hoch trotz alledem:
Trotz alledem und alledem!
Trotz Würdenschnack und alledem —
Des innern Wertes stolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem!

Deutlicher noch spricht sich wider den König von Preußen das Volk, „das die Schlösser mit Schweiß und Blut gekittet“, aus, und Deutschland vergleicht er im bitteren Tone mit dem träumerischen, tatenlosen Hamlet, um es aufzustacheln wider die „geflickten Lumpenkönige“. Ja, zum Schluß dieser Sammlung sagt der Dichter geradezu:

Zu Asmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht.

Mitten inne findet sich noch ein ruhigeres und erquicklicheres Lied: die an Berthold Auerbach gerichteten „Dorfgeschichten“, in welchen der Entwickelungsgang dieser Prosaidyllen von Jung-Stilling und Pestalozzi bis auf Auerbach in anmutigster Weise vorgeführt wird. Über alle anderen hat die Parteileidenschaft mehr oder minder ihre trüben Schatten geworfen; selbst das an ernster Wahrheit reiche, poetisch gewaltige Gedicht: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte“ ist nicht ganz frei davon. Polen wird darin eine Rose genannt, die „vom Steppengeier vor unsern Augen wild und grimm zerpflückt ward!“ Deutschland heißt eine Knospe, die „dem Verstn nahe scheint“. Ihm wünscht der Dichter:

Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh auch diese an;

In ihrem tiefsten, stillsten Heiligtume
O küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Aber welche Freiheit, fragt man unwillkürlich, soll die Wunderblume zeitigen? Doch nicht die des „Ça ira", das Freiligrath nun bald auf das „Glaubensbekenntnis" folgen ließ? Einen Trost dagegen deutet er selbst zum Schlusse des in Rede stehenden Gedichtes an, wenn er von den Blüten, d. h. den Völkern, zum Schluß sagt:

Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehn —
Und ihre Lose ruhn in Gottes Hand!

Um den vorauszusehenden Folgen des „Glaubensbekenntnisses" sich zu entziehen, flüchtete Freiligrath im Herbst 1844 nach Brüssel, wo er mit dem eben aus Frankreich ausgewiesenen sozialdemokratischen Agitator Marx zusammentraf. Im Frühling des nächsten Jahres ging er nach Meyenberg am Züricher See. Dort ward ihm sein erstes Kind, seine Käthe, geboren, zu deren Vermählung er 1867 ein so gemütvolles Lied gedichtet hat. Damals aber mischte sich die Politik in all sein Denken und Dichten; als er seiner Frau zum Geburtstage eine Erika schenkte, knüpft er in dem schönen Geleitgedicht daran die Verheißung: Flucht.

Bald wird aus niederm Haidekraut
Sich selbst ein Besen binden,
Ein ries'ger, der der Niedertracht
Und Sklaverei ein Ende macht
In Deutschland und auf Erden!

Noch überreizter wurde seine Stimmung in Hottingen (bei Zürich), wohin er im Herbst 1845 zog; Heinzen und Ruge trieben ihn dort vollends in die rote Revolution hinein. 1846 erschien ein Heftchen Gedichte von ihm unter dem Titel: „Ça ira". Ça ira.

Sprachlich angesehen sind diese Gedichte von vollendeter Schönheit, dazu von einer zündenden Glut, die an die exotischen Balladen der ersten Periode erinnert, ja dieselben noch übertrifft. Zusammen genommen mit den darauf folgenden „Neueren politischen und sozialen Gedichten" bilden sie den Höhepunkt der Revolutionspoesie, oder genauer ausgedrückt: ihren Siedepunkt. Alle Phasen des revolutionären Gedankens, wie sie in Frankreich wiederholt Ausdruck gewonnen haben, spiegeln sich darin ab: einige Citate aus diesem Teile der Freiligrathschen Dichtung werden das beweisen. In dem ersten Liede: „Vor der Fahrt" (nach der Melodie des französischen Blutsanges, der Marseillaise, zu singen) wird zum Einsteigen in das Schiff „Revolution" und zum ersten Schlage aufgefordert:

Drum in See, du kecker Pirat!
Drum in See und kapere den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere!

dann zur zweiten wilden Schlacht:

Schwarzer Brander, schleudre Raketen
In der Kirche scheinheilige Jacht!
Auf des Besitzes Silberflotten
Richte kühn der Kanonen Schlund!

In dem Gedicht „Von unten auf!" trägt ein Dampfer Preußens König und Königin den Rhein stromab. Während dieselben auf dem Verdeck „vergnügten Auges wandeln", „frißt und flammt unten das Element, das sie von dannen schießen macht": Revolutionslieder.

Da schafft in Ruß und Feuersglut, der dieses Glanzes Seele ist,
Da steht und schürt und ordnet er — der Proletarier-Maschinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauscht der Rhein —
Er stiert den lieben langen Tag in seine Flammen nur hinein!
Im wollnen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse muß er stehn,
Derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Wehn!

Nur zuweilen gönnt der Proletarier sich eine „kurze Sklavenrast". Da überschaut er aus seiner Falltür das Verdeck und murrt leis dem Fürsten zu:

„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — Ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!
Der Boden birst, auf schlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte, morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

Und dann geht „der grollende Cyklop" wieder an sein Werk und spricht: „Heut, zornig Element, noch nicht!"

Einen Schritt weiter geht Freiligrath in „Wie man's macht" — da ermahnt er das Volk, die Zeughäuser und die Monturkammern zu plündern und im Sturm wider die Hauptstadt zu marschieren — das Heer werde nicht auf die Rebellen schießen: der Thron werde stürzen, die Krone fallen! — „So wird es kommen, eh' ihr's glaubt." Eine zweite Anleitung zur Revolution gibt das Gedicht: „Freie Presse". Mit leidenschaftlicher Anschaulichkeit wird da beschrieben, wie man „Munition aus metallenen Alphabeten gießt", und zum Königsmorde wird geradezu aufgefordert:

Schlagt die Knechte, schlagt die Söldner, schlagt den allerhöchsten Toren,
Der sich diese freie Presse selber auf den Hals beschworen!

In England.

Nach England ging im Sommer 1846 der Weg des Flüchtlings. In London übernahm er wieder nach achtjähriger Pause eine kaufmännische Stelle; freilich seufzte er oft unter der „Galeeren- und Tretmühlen-Arbeit, die er deutscher Nation und Freiheit zu Ehren bei John Bull gefunden", aber er tröstete sich mit dem Gedanken: „Man muß schaffen und schanzen, daß man mit Ehren durchkommt und kein Parteialmosen zusammenzutrommeln braucht." Dennoch dachte er oft daran, der Freundeshand Longfellows zu folgen, die ihm „nach des Ohio luft'gen Wiesen winkte" — da brach 1848 die Februarrevolution in Paris aus, die er jubelnd begrüßte; gerührt rief er: „Die Träne springt ins Auge mir, In meinem Herzen singt's: ‚Mourir, mourir pour la patrie!'" Dennoch hatte er es nicht so eilig mit dem Sterben für das Vaterland — zunächst verherrlichte er nur die Republik im sicheren Versteck und forderte Rhein und Elbe auf zu rufen: „Vive la république!" Am 17. März feierte er noch in London die Revolutionsfarben „Schwarz Rot Gold" (die er ganz fälschlich „das alte Reichspanier" nennt; sie stammen vielmehr aus der Zeit der Burschenschaft her, welche sie der Uniform des Lützowschen Freikorps als ihr Symbol entnahm, ohne wohl zu ahnen, daß sie eines Tages auf den Barrikaden erscheinen würden): „Pulver ist schwarz, Blut ist rot, Golden flackert die Flamme!"

Rückkehr 1848.

Im Mai 1848 trat er wieder mit den Seinen „in die Reiseschuh" und kehrte an den Rhein zurück. In Düsseldorf stellte er sich an die Spitze der dortigen Demokraten. Im Juli erschien sein schmachvolles Agitationslied: „Die Toten an die Lebenden", das in der Gesamtausgabe seiner Werke mit Fug hätte wegbleiben sollen, da es ein Fleck auf Freiligraths Dichterschild genannt werden muß. Abgesehen davon, daß es an die wildesten Instinkte der Masse appellierte, bewirft es einen edlen König, der ja seiner Zeit in manchen Beziehungen nicht gewachsen war,

aus dessen Handlungen aber doch immer — auch wo er irrte — seine warme Liebe zum Volke hervorleuchtete, mit dem Schmutz der schändlichsten, nicht wiederzugebenden Schmähungen. Dem Manne, der erwiesenermaßen in allen Genüssen stets Maß gehalten, schleuderte er das alberne Märchen vom „Champagnerschaum" ins Antlitz; dem Manne, von dem er doch zwei Jahre lang eine Pension angenommen, ließ er aus dem Rebellenmunde zurufen:

„Daß jeder qualverzogene Mund, daß jede rote Wunde
Ihn schrecke noch, ihn ängste noch in seiner letzten Stunde!
Mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie andre Leute pflegen.
Mög' er es auf ein Blutgerüst zum letzten Atmen legen."

Am 29. August wurde Freiligrath ob dieses poetischen Attentates auf des Königs Majestät verhaftet — aber so verblendet war damals die Volksstimmung und so verwirrt das sittliche Urteil, daß die Geschworenen ihn nicht nur ohne weiteres freisprachen, sondern daß auch seine Rückkehr aus dem Assisenhofe nach seiner Wohnung sich zu einem Triumphzuge gestaltete!

Bald darauf siedelte Freiligrath nach Cöln über, wo er in die Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung", eines Organs der Demokratie, eintrat. Am 19. März 1849 schlug er für die Revolutionsfeier auf dem Cölner Gürzenich die Reveille mit dem Blutrefrain:

In Cöln.

Abb. 169. Ferdinand Freiligrath.
Nach einem Bildnis aus der Zeit seines Aufenthaltes in Düsseldorf, Ende der vierziger Jahre.

Die neue Rebellion! Marsch, Marsch! Marsch — wär's zum Tod!
Die ganze Rebellion Marsch, Marsch! Und unsre Fahn' ist rot!

Und als endlich die Regierung so weit sich ermannt, das Revolutionsblatt zu unterdrücken, erschien auf der ersten Seite der letzten Nummer desselben — mit roten Lettern — das dämonisch trotzige Rebellengedicht: „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung", das zum Schluß in ohnmächtiger Wut drohte:

Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder.
Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes „Schuldig" spricht,
Dann stehen wir wieder zusammen.

Zwischen den Garben.

Aber — seltsamer Widerspruch! — inmitten dieses fieberhaft erhitzten Parteitreibens hatte der Dichter die oben erwähnte Sammlung: „Zwischen den Garben", welche die schönsten Blüten seiner Dichtung „zwischen Palme und Freiheitsbaum" enthielten, herausgegeben! Doch seine Tage in Deutschland waren gezählt: zu Weihnachten 1850 sang er seinen inzwischen zum „Kleeblatt — Vier" herangewachsenen Kindern ein Weihnachtslied, in welchem er der verschiedenen bisher mit ihnen verlebten Weihnachtsfeste gedachte und dann wehmütig ausrief:

Ade, Ade! das alte Weh!
Wer weiß, an was für Wellen
Wir übers Jahr, Rauchfrost im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!
Vielleicht aufs neu umfängt sie treu
Alt-Englands werter Boden —

Wieder in London.

Und so geschah es. Im Mai 1851 zog er mit seiner Familie aufs neue nach London. Im Juli erschien das zweite Heft seiner Revolutionslieder. In einem derselben, „Am Birkenbaum", hat ein Mann des Volkes eine Vision: Zwei Heere hieben wild aufeinander ein; das eine zog heran in der Richtung vom Rhein; das waren die Völker des Westens, die Freien! Ihnen voraus flog im Rauche des Pulvers ein rotes Panier, das warf sie entgegen den Sklaven aus Osten, die, das Banner bestickt mit wildem Getier, dahertosten. Es folgt die letzte Schlacht; endlich stürzt der letzte König vom Pferde und bleibt unter dem Pulverkarren liegen.

Revolutionslieder.

Wer denkt noch an den? wer unter den Wagen
Risse den noch hervor? was Bahre, was Sarg!
Hört, Herr — doch dürft ihr es keinem sagen!
So stirbt in Europa der letzte Monarch!

Das Heft wurde konfisziert; hinter dem Dichter gingen — freilich ganz vergeblich — die Steckbriefe der Cölner und der Düsseldorfer Regierung wegen Majestätsbeleidigung! Die Antwort auf den ersten Steckbrief vom britischen Boden war ein Trotzlied, in welchem es von der „Revolution" gotteslästerlich heißt:

— Sie spricht mit dreistem Prophezei'n,
So gut wie weiland euer Gott: „Ich war, ich bin — ich werde sein.
Ich werde sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf eurer Krone werd' ich stehn!"

Trotz- und Zornlieder.

Das war das letzte seiner ohne Ausnahme unverkürzt und unverändert in die vor seinem Tode veranstaltete Gesamtausgabe seiner Gedichte von ihm selbst aufgenommenen „Trotz- und Zornlieder", die ich so eingehend behandelt habe, um zu erhärten, daß dieselben dem Sozialismus unserer Tage mächtig vorgearbeitet haben, was von einigen Seiten bestritten worden ist. Johannes Scherr meint allerdings, als Gedichte würden sie nicht fortleben, sondern nur als „kulturgeschichtliche Zeugnisse" — die Männer der roten Internationale sind aber anderer Ansicht, sie haben viele der sonst allerdings rasch verklungenen Lieder in ihre Proletarierliederbücher aufgenommen, und sie konnten von ihrem Standpunkte auch keine bessere Wahl treffen.

Und nun zu den letzten Blättern in Freiligraths Leben und Dichten! Sie bieten fast nur Erfreuliches.

Erst nach längerem Suchen fand der geflüchtete Dichter in London eine Stellung als Commis im Kontor eines jüdischen Kaufmanns Joseph Oxford. Mit ehrenhafter Selbstverleugnung hielt er sich von den Umtrieben der übrigen Flüchtlinge fern und arbeitete mit voller Kraft in dem ihm so wenig zusagenden Berufe, um

Frau und Kinder zu ernähren. Es war ein hartes Tagewerk, das ihm oblag, und für den in seinem Vaterlande kurz zuvor so gefeierten Dichter war es nichts Geringes, in der großen Weltstadt unbeachtet zu leben, aber mit echter westfälischer Zähigkeit hielt er sich aufrecht. Dennoch wurde es ihm auf die Länge zu schwer — im Mai 1855 gab er seine kaufmännische Stellung auf und versuchte von seiner Feder zu leben.

Übersetzungen.

Von Anfang seines Londoner Aufenthaltes an war er in seinen Mußestunden auch dichterisch tätig gewesen, wenn auch nur als Übersetzer, wie schon seit seiner Jugend in Deutschland — nun fuhr er damit um so eifriger fort. 1856 vollendete er den trefflich verdeutschten „Sang von Hiawatha", den ein Jahr zuvor Longfellow, sein amerikanischer Freund, veröffentlicht hatte. Als Übersetzer französischer wie englischer Dichter steht Freiligrath unübertroffen da. Auch das scheinbar Unübersetzbare vermag er so wiederzugeben, daß es sich wie ein Original liest. So haben sich denn manche fremde Lieder durch ihn ganz bei uns eingebürgert; ich erinnere nur an die Burnsschen Lieder: „O säh' ich auf der Heide dort" und „Mein Herz ist im Hochland". Durch die Übertragung der Gedichte (besonders des „Waldheiligtums") von Felicia Hemans, dieser edlen, oft an Annette von Droste-Hülshoff erinnernden Dichterin, ist der deutsche Dichterschatz in erfreulicher Weise bereichert worden.

Häusliches Glück.

Überdies war Freiligrath des Englischen so mächtig, daß Londoner Blätter wie das „Athenäum" seine Essays über deutsche Literatur und Kunst sehr willkommen hießen. So schlug er sich denn zwei Jahre lang als Schriftsteller durch, freute sich aber doch, als ihm 1857 eine neue einträgliche und ziemlich unabhängige Berufsstellung angeboten wurde: es war die eines Vertreters und Geschäftsführers der von J. Fazy in London gegründeten Schweizer Bank-Kommandite. Nun fing er an, sich behaglicher zu fühlen; nach der Tagesarbeit fuhr er aus der City nach seinem in der ländlichen Vorstadt Hackney gelegenen Heim, wo das „treue deutsche Herz seiner Frau" ihn stets sehnsüchtig erwartete. „Das ist ein Glück und ein Segen, und ich danke Gott dafür." Es konnte keinen besseren und treueren Familienvater geben als ihn — aus den Versen, die er fürs Haus, für Frau und Kinder je und je dichtete, leuchtet sein ganzes treues, warmes Gemüt hervor; da singt er seinen Kindern ein Winterlied:

Zur Weihnachtszeit ein Vöglein rot,
Ein Vöglein rot von Brüstchen,
Es bettelt um ein Krümchen Brot,
Ein Krümchen oder Krüstchen u. s. w.

da läßt er zum Geburtstag der Mutter die Kinder als lebendige Blumen die Hände ineinander legen und um die „Mama aus Sachsen" tanzen:

Das ist das Fest, das ihr begeht!
Das ist's, warum ihr sie umsteht,
Ein Kranz lebend'ger Blüten!
O schließt sie fest und fester ein,
Schlingt Jahr auf Jahr denselben Reihn —
Ja, mag sie Gott behüten!

Wer hätte dem „Trompeter der Revolution" solche einfache, kindliche Dichterklänge zugetraut? Und doch hatte er keineswegs mit seinen früheren Anschauungen gebrochen. „Mich kann nur die Revolution wieder nach Deutschland bringen!" schrieb er 1857 an einen Freund. Auch sonst fehlt es nicht an Äußerungen, die an die frühere Zeit erinnern; sie lassen sich vernehmen in den Liedern: „Nach Johanna Kinkels Begräbnis" — „Für Julius Mosen", vor allem in denen aus dem Jahre 1866, für dessen große Ereignisse ihm das Verständnis ganz und gar abging. Dennoch ist es stiller in ihm geworden — die Sprache ist gehaltener und würdiger — und zwischen die politisch erregten mischen sich tief empfundene Klänge der Sehnsucht nach der Heimat und der Liebe zu ihr. So läßt er durch Rodenberg die Heimat tausendmal grüßen —

Und Dorf und Stadt und Baum und Strauch
Und allwärts auf den Auen
Das blonde Volk mit blauem Aug',
Die Männer und die Frauen.

Uhland, dem Sänger des „guten Apfelbaumes", sendet er „aus der englischen Apfelblüte" einen gemütvollen Gruß zum 75. Geburtstage mit dem Wunsche, daß alle Apfelbäume weit und breit ihm aufs Haupt legen möchten —

Zum Dichterlorbeer voll und ganz, | Den leichten, losen Blütenkranz,
Zum Kranz des Patrioten | Den weißen und den roten!

Rückkehr 1868.

Das von ihm so mißverstandene Jahr 1866 führte eine Wendung seines Geschickes herbei: die grollend einst in die Fremde gezogenen Weltverbesserer durften wieder heimkehren. Da nun zudem die Schweizer Bank, welche Freiligrath seit 1857 eine auskömmliche Existenz gewährt hatte, zusammenbrach, erließen die rheinländischen Gesinnungsgenossen, Emil Rittershaus an der Spitze, eine Aufforderung zu Ehrengaben für den im Auslande ergrauten Dichter, die lebhaften Widerhall von allen Seiten fand. In Jahresfrist war mit Hilfe Amerikas ein Kapital von 60 000 Talern beisammen; 1868 kehrte Freiligrath in das Vaterland zurück:

Der braun als Knabe ausgefahren, | Und hält mit seiner Last von Jahren
Kehrt heim mit eisengrauen Haaren | In seinen Heimatwäldern Rast!

sagt er von sich in dem Dankliede: „Im Teutoburger Walde", das er 1869 dem Vaterlande sang. Ein schönes, inniges Lied, in das sich nur leise der alte demokratische Zug mischte:

Die Republik, trotz Kampf und Wunden,
Habt ihr bis heute nicht gemacht.

Darum wohl duldete es ihn auch in dem royalistisch erstarkten Preußen nicht, und er ließ sich in Stuttgart, dem „damaligen schwäbischen Schmollwinkel jenseits der Mainlinie", später in dem stilleren Cannstadt am Neckar nieder.

Lieder 1870.

Hier erlebte er nun noch den „poetischen Feierabend", den ihm einst ein strenger Kritiker gewünscht hatte. Der Krieg von 1870 ließ seine ganze feurige Vaterlandsliebe in begeisterten Liedern aufflammen. Auf die schnöde Kriegserklärung Frankreichs antwortete er mit dem zorndurchglühten Hymnus: „Hurra Germania!" Mit einem herzergreifenden Liedersegen entsandte er seinen ältesten Sohn Wolfgang als freiwilligen Krankenpfleger ins Feld:

Fahr wohl, fahr wohl, mein Knabe! | Verbinde, tröste, labe —
Gott mit dir für und für! | Mein Segen ruht auf dir!

Den fürs Vaterland Gefallenen rief er des Vaterlandes Klage nach in der meisterhaften Ballade: „Die Trompete von Gravelotte". An die alte Zeit erinnert das leidenschaftliche Lied: „So wird es geschehen", in welchem es von Napoleon heißt:

Seinem Troß gern kredenzt' er des Rheinlands Pokal!
Dem Turko! dem Spahi! der stützt ihm das Reich,
Wie er selber Hyäne und Schakal zugleich!
Der bellt auf Geheiß, o verworfenes Spiel!
Deinen heiligen Hymnus, o Rouget de Lisle!

Wohl schloß er mit dem merkwürdigen, fast prophetischen Wort:

— Noch ein Tag — und ein rächender Blitz
Flammt den Frevler, den Zuaven in Purpur, vom Sitz!

aber weder der 2. September 1870, noch der 18. Januar 1871 haben ihm auch nur eine poetische Äußerung entlockt. Das letzte Wort, das er während des Krieges

gesprochen, war die Widmung: „An Deutschland“, mit welcher er im Oktober 1870 die Gesamtausgabe seiner Dichtungen einleitete: Gesamtausgabe.

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Vom Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und des zum armen Zeichen
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen,
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauh gestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt —
Da ist's! Verschmäh es nicht!

Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut:
O lange träumt' ich und sann ich —
Doch deucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist verrauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee —
O könnt' ich dir Beßres geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner wert,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Herd!
Die alten „Liederkerzen“,
Wie eigen heut ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab' ich seit vielen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren —
Mehr als ich denken kann!

Man darf nach solchen Klängen der Versöhnung und der Vaterlandsliebe wohl annehmen, daß Freiligrath sich in die neue Gestaltung Deutschlands zuletzt gefunden habe; weiter ist er nicht gekommen. Noch 1874 beantwortete er die Zusendung von Auerbachs „Waldfried“ mit der Versicherung: „Du gehst mir zu weit in deiner Einheitsfreude. — — — Ich acceptiere die Dinge, wie sie sind, als eine zeitweilige Notwendigkeit, aber ich begeistere mich nicht dafür — —“

Fast fünf Jahre war ihm nach dem Friedensschlusse von 1871 noch zu leben vergönnt, in welchen Freud und Leid in seinem Hause abwechselten. Wohlbehalten kehrte sein Ältester, Wolfgang, aus dem Felde heim, und er sah ihn bald glücklich verheiratet; aber den zweiten Sohn mußte er im blühenden Alter sterben sehen. Er selbst blieb rüstig bis in den Sommer 1875, wo seine Gesundheit zu wanken begann. Dennoch feierte seine Muse nicht. Noch am 16. Februar 1876 begrüßte er Scheffel zum 50. Geburtstage, wobei er zugleich Hebels gedachte:

Die poetischen Dioskuren
Für immer werden sie sein
Der Wälder, der Berge, der Fluren
Des Landes oben am Rhein 2c.

Mit kranker, zitternder Hand hatte er diese Verse geschrieben — einen Monat darauf, am 18. März 1876, entschlummerte der jetzt so still gewordene und in der Liebe seiner treuen Ida nun erst recht ausruhende Dichter der Revolution ohne Schmerzen. Auf dem idyllischen Uff-Friedhof zu Cannstatt wurde er bestattet unter schwarz-rot-golden bebänderten Lorbeerkränzen der Parteigenossen. Freiligraths Tod.

Eine große Schar geringerer Geister stimmte in den vierziger Jahren in den von den Vorkämpfern der Revolution angeschlagenen Ton ein. Die meisten von ihnen sind bereits der verdienten Vergessenheit anheimgefallen. Andre kamen bald über die politische Tendenzdichtung hinaus. Ich beschränke mich darauf, einige der damals am meisten genannten zu erwähnen.

So entdeckte um 1837 der Jungdeutsche Gustav Kühne in einem jungen Ungarn israelitischer Herkunft ein poetisches Talent, das er zu fördern sich angelegen sein

Karl Beck.

ließ. Es war **Karl Beck** (1817—1879), der in der „Zeitung für die elegante Welt" zuerst vor das Publikum trat und bald darauf mit einem Bändchen „Gepanzerte Lieder" in die Welt hinausrief: „Auf, auf und läutet Sturm, ihr Glöckner der Zeit!" Obgleich er sich hatte taufen lassen, feierte er doch vor allem das „junge Palästina" und den „großen Poeten der Freiheit" Ludwig Börne, dem er die Todesklage mit dem trivial blasphemischen Schluß anstimmte:

Ob ruhig nun im Grabeshügel,
Ob seiner Hülle Kerker sprang,
Ob auch sein Geist auf kühnem Flügel
Zum Lichte von der Erde drang,
Ob auch die Himmel um ihn tagen,
Ob auch ihr Tor geöffnet sei —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?

Lieder vom armen Mann.

Darauf folgten die „Lieder vom armen Mann" mit einer fulminanten Widmung an das Haus Rothschild und tendenziös gefärbten Schilderungen der sozialen Zustände unserer Zeit. Selten ist Beck aus dem Banne der Tendenz herausgekommen — wohl hat er manches schwungvolle Lied gesungen, sein Roman

Janko.

in Versen: „Janko der Roßhirt" enthält glänzende Schilderungen, in seinen „stillen Liedern" findet sich mancher zarte und tief empfundene Ton, manch anmutiges Lied, aber fortleben wird nur wenig von dem „deutschen Byron", wie ihn einst Gutzkow genannt.

Hartmann.

Der böhmische Israelit **Moritz Hartmann** (1821—1872) debütierte ebenfalls mit politischen Gedichten, die er — in Anknüpfung an die Tradition seiner Heimat — „Kelch und Schwert" (1845) nannte; seine „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" — eine Frucht seiner Abgeordnetentätigkeit in der Frankfurter Nationalversammlung — war eine vom Parteigeist getränkte, im Heineschen Chronikenstil geschriebene politische Satire. Auch nachdem er sich von den Zeitwirren abgewandt und zu ungetrübterer poetischer Tätigkeit (Idyllen, Reiseskizzen, Novellen und Romane) gekommen war, blieb er seinem demokratisch-republikanischen Ideal getreu. Weder 1866 noch 1870 veranlaßten ihn zu einer Schwenkung nach rechts. Ja er stellte sich in einem „Kaiserliede" dem neuerstandenen deutschen Reich und dem deutschen Kaisertum mit schroffer Ablehnung feindlich gegenüber. — Für die „unterdrückten" und „geplagten" dienenden Volksklassen nimmt er in seinen Gedichten häufig das Wort, zuweilen in urkomischer Weise; so fordert er einmal die vom Trinkgelage Heimkehrenden auf, die Dienstboten, die „den bittern Kelch der Plage hinstellten (?)", während ihre Herrschaft „den Becher süßer Lust ausleerte", nicht zu wecken, und versteigt sich dann zu folgender Hyperbel:

Für euch nur raffen sie die Kraft so eilig
Im kurzen Schlaf zusammen — stört sie nicht!
Auf ihren Stirnen steht es hundertzeilig:
Dienstbotenschlaf ist heilig, dreimal heilig!

Meißner.

Ein anderer Böhme **Alfred Meißner** (1822 in Teplitz geboren, 1885 † als Arzt in Bregenz) verdankt seinen Dichterruf vornehmlich seiner politisch-radikalen Tendenz. In seinen Gedichten wechseln unklare Zerrissenheit und Weltschmerz mit demokratisch-sozialistischen Träumen ab. Mit der Gesellschaft zerfallen eilt er in die Gebirgswüste, „um jauchzen und untergehen zu lernen" in der „Natur, die sich selbst genug, kein Menschenwerk und kein Gottesbild duldet":

Ein Kreuz, das der Glaube hoch aufgestellt,
Er warf's in die Tiefe in Trümmer zerschellt.

So hat er denn für die Armut keinen Trost. Als ihm ein „Mann des Volkes, ein Helot des Lebens", den er vom Selbstmord soeben zurückgerissen, seine Schmerzensgeschichte erzählt hat, läßt er ihn los mit dem Verzweiflungswort:

Die Nacht ist schwarz, das Wasser braust —
Leb wohl! ich kann dich nicht mehr halten.

Auch im „Ziska", der in lose aneinander gereihten Bildern die hussitische Erhebung des 15. Jahrhunderts behandelt, trübt die politische Tendenz die objektiv-historische Darstellung; dazu herrscht das lyrische Element vor, und die rhetorische Glut und Pracht einzelner Schilderungen vermag den Mangel an Einheitlichkeit, die epische Anschaulichkeit und Ruhe nicht zu ersetzen. Einige Romanzen zeichnen sich durch edlen patriotischen Schwung aus. Ziska.

Zum Schlusse mag noch ein Dichter von genialer Begabung erwähnt werden, **Büchner**, der die Revolution im Drama zu verkünden bemüht war.

Georg Büchner, am 17. Oktober 1813 in Goddelau bei Darmstadt geboren, entschied sich schon auf der Universität für den politischen Radikalismus, suchte sich aber von den kosmopolitischen Nebelbildern desselben frei zu erhalten und seine nationale Selbständigkeit zu bewahren. 1834 fing er an, sich an den politischen Agitationen in seiner engeren Heimat zu beteiligen, indem er in Gießen und Darmstadt „Gesellschaften der Menschenrechte" gründete, für die er eine „Erklärung der Menschenrechte" nach dem bekannten französisch-revolutionären Muster schrieb. In dieser für ihn höchst aufregenden Zeit dichtete er sein Drama: „Dantons Tod" innerhalb sechs Wochen und hatte es kaum an Gutzkow in Frankfurt abgeschickt, als die lange über ihm schwebende Vorladung des Untersuchungsrichters an ihn gelangte, der er sich nur mit knapper Not durch die Flucht nach Straßburg zu entziehen vermochte. Dort wandte er sich mit voller Energie den Naturwissenschaften zu und erwarb dann in Zürich die philosophische Doktorwürde und die Befugnis, über vergleichende Anatomie zu lesen. Im Oktober 1836 hatte er sich habilitiert; am 19. Februar 1837 — im 24. Lebensjahre — raffte ihn das Nervenfieber nach kurzem Krankenlager hinweg. Büchner erinnert in seinen Dichtungen an die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode; auch hat er in einem Novellenfragmente den Dichter Lenz (I, 432 f.) sich zum Helden gewählt. Seine dramatischen Arbeiten zeugen von Gestaltungskraft und Geistesfrische, es geht aber durch sie alle ein Zug wüster, cynischer Rücksichtslosigkeit, den man vergeblich mit Shakespeares Derbheiten hat entschuldigen und decken wollen. Am einheitlichsten abgeschlossen ist das politisch-satirische Lustspiel: „Leonce und Lena", während „Dantons Tod" in der Tat nur eine Reihe von dramatischen Szenen darbietet, die von dem revolutionären Grundgedanken zusammengehalten werden. Der Dichter hat sein Werk auch nur „Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft" genannt. Büchner. Dantons Tod.

Soweit die Hauptvertreter der revolutionären Poesie, die stets aller wahren Dichtung ebenso feindlich gewesen ist, wie aller tieferen Sittlichkeit und Gottesfurcht. Aber auch unpatriotisch und undeutsch war diese Poesie, und wo ihre Vertreter sich später mit Kaiser und Reich ausgesöhnt haben, sind sie ihrer Vergangenheit untreu und deshalb auch von den unerbittlich Konsequenten des Abfalls offen bezichtigt worden. Nicht als ob alle und jede politische Poesie zu verwerfen wäre: die Dichter der Befreiungskriege und Uhland waren auch politische Sänger, aber sie standen auf nationalem und auf christlichem Boden, und das gab ihren Liedern die rechte Weihe und die sittliche Bedeutung: darum lebt ihre Dichtung auch heute noch fort und wird von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben. Die von ihnen vertretene **national-politische** Poesie hat auch frische Sprossen getrieben in den vierziger Jahren. Jener Zeit gehört die freilich unter all der geräuschvolleren Gesamturteil. Nationalpolitische Poesie.

Revolutionspoesie überhörte und erst 1870 zur Geltung gekommene „Wacht am Rhein" von Max Schneckenburger an; aber mit durchdringenderer Stimme trat ein anderer Sänger in die Schranken, welcher den Mut hatte, im Februar 1842 den damals über alles Maß angestaunten Herwegh zum Kampf herauszufordern und ihm, den er als Poeten voll anerkannte, zuzurufen:

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten?
Daß jeglicher nach seiner Brust
Das Ärgste darf aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl, — schieß' er ohne fest zu zielen!
Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr ein Sämann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung:
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung;
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweihn
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefodert,
Die hast'ge Glut, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! das ist nicht deutsche Art.
Wohl kämpfen wir auch für das Neue!
Ums Freiheitsbanner dichtgeschart,
So stehn auch wir! Doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue. —

Nein! Glaub, der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht;
Der Geist ist stärker als die Klingen.
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gefochten;
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nahn:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Und zum Schlusse fügte der Sänger, der es gewagt, der revolutionären Poesie entgegenzutreten, hinzu:

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.

Geibel. Aus der alten freien Reichsstadt Lübeck kam die mutige Herausforderung. Dort war der „freie Priester freier Kunst", **Emanuel Geibel**, am Jahrestage der glorreichen Völkerschlacht von Leipzig, am 18. Oktober 1815, geboren. Sein Vater Johannes Geibel, der 52 Jahre lang als Pastor an der reformierten Kirche Lübecks in großer Treue gewirkt, war ein Mann ohne Falsch und Furcht, der einst in den französischen Zeiten dem Marschall Davoust auf dessen tyrannisches Anfahren: „Sie predigen Unordnung und Widersetzlichkeit" fest erwidert hatte: „Nein, ich predige das Evangelium!" An die Eindrücke, die der Knabe von der altehrwürdigen, erinnerungsreichen Vaterstadt empfangen, denkt der Mann noch dankbaren Gemütes zurück:

Immer ergreift mir die Seele
Festtägliche Lust, wenn schwellenden Klanges mich wogenreich
Deiner Glocken Geläut umhallt
Und bildwerkpfortige Giebel entlang
Mein Fuß die Stätten der Jugend,
Die verwitternden, sucht, und ich segne dich still,
Daß du mit großer Erinnerung
Des Knaben klangfrohes Gemüt im Erwachen schon
Genährt.

Auf dem Spielplatz allen anderen voran „mit seinen Bärenkräften und seiner Stentorstimme", ließ der Schüler des Katharineums es auch in den Wissenschaften

nicht fehlen; rasch rückte er auf bis zum Primus der Prima. Daneben war die Sangeslust erwacht, und Lied um Lied erstanden. Wie Goedeke in seinem Lebensabriß des ihm befreundeten Dichters erzählt, komponierte und veröffentlichte damals schon ein Gymnasiallehrer Mosche ein Dutzend derselben, darunter den vielgesungenen und vielgeleierten „Zigeunerknaben im Norden“: „Fern im Süd das schöne Spanien, Spanien ist mein Heimatland.“

In Bonn begann der neunzehnjährige Jüngling im Frühjahr 1835 seine Universitätsstudien als Theolog und Philolog, in Berlin widmete er sich vorwiegend den klassischen Sprachen. Abends verkehrte er viel in Familien, wo seine Gabe, jedes Lied nach dem Gehör zu singen und eigene wie fremde Gedichte „mit seelenvollstem Ausdruck“ vorzulesen, ihn zu einem gerngesehenen Gast machte. Vor allem ward er heimisch in den Dichterkreisen von Chamisso, Wilibald Alexis, Hitzig, dessen Schwiegersohne Franz Kugler und Bettina v. Arnim. Die letztere half ihm dazu, den Traum seiner Sehnsucht, einen Aufenthalt in Griechenland, zu erfüllen, indem sie ihm eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten in Athen, v. Katakazi, verschaffte. Im Mai 1838 traf er in Athen ein, wo ihn — außer anderen mehr oder minder bedeutenden Landsleuten — sein Freund Ernst Curtius begrüßte, mit dem er es doppelt genoß, die klassischen Stätten zu durchwandern und Ausflüge in das überall anregende und lehrreiche Land, besonders nach den cykladischen Inseln zu machen. Gemeinsam waren sie auch mit Übersetzungen und Nachbildungen klassischer Gedichte des Altertums beschäftigt, die später unter dem Titel „Klassische Studien von E. Geibel und E. Curtius“ im Druck erschienen. Ein reicher wissenschaftlicher Gewinn erwuchs dem Dichter aus diesem Aufenthalt in Griechenland, und nicht geringer war es anzuschlagen, daß er dadurch dem unerquicklichen Parteitreiben in Deutschland, das damals gerade in hohen Wogen ging, fern blieb. Dennoch entstand — neben manchem anderen schönen Gedichte — auf griechischem Boden das erste politische Lied Geibels. Eine gegen den griechischen Königsthron anfangs 1840 gerichtete Verschwörung, die glücklicherweise entdeckt und im Keime erstickt wurde, lenkte Geibels Blick auf sein Vaterland, wo ähnliche Gefahren von außen und von innen zu drohen schienen, und begeisterte ihn zu dem schwungvollen Türmerlied, das im Stile des alten Chorals von Philipp Nicolai das weite deutsche Land zur Wachsamkeit und Schlagfertigkeit aufforderte. Ein volles Halbjahr, bevor unter dem Ministerium Thiers der alte begehrliche Ruf des gallischen Hahns nach dem linken Rheinufer ertönte, heißt es darin:

In Athen.

Türmerlied.

Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenensange
Vergiften euch den frommen Geist.

Dann aber folgt die Mahnung:

Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt.
Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Mut nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt;
Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohl gestellt.

In diesem gewaltigen Liede, das nach E. Hilles Komposition später in ganz Deutschland gesungen wurde, sind die Grundtöne der nationalpolitischen Poesie Geibels angeschlagen: heiße Vaterlandsliebe und frommer Christenglaube. Es eröffnete später die Sammlung **„Heroldsrufe“**, die eine höchst charakteristische Zusammenstellung der sich wie ein roter Faden durch Geibels Poesie ziehenden Zeitgedichte von 1840 bis 1871 enthält. Darin tritt Geibel unmittelbar in die Fußstapfen der Sänger der Freiheitskriege, insbesondere Max' von Schenkendorf,

Heroldsrufe.

und wie man diesen den „Kaiserherold“ (S. 230) genannt hat, so gebührt seinem Nachfolger, wie wir sehen werden, erst recht dieser Ehrentitel und dazu der eines „deutschen Reichsherolds“.

Erste Gedichtsammlung.

Ende April 1840 kehrte Geibel aus Griechenland heim. In demselben Jahre erschien die erste Sammlung seiner Lieder. Damals von der Kritik teils unbeachtet gelassen, teils verunglimpft wie von Gutzkow, welcher meinte, „Geibels Lieder seien nach Gesangbuchsmelodien gedichtet,“ und der ihn einen „Schwachkopf in der Poesie“ nannte, hat dieses Liederbuch durch seinen inneren Wert sich selbst die Bahn gebrochen und einen von Jahr zu Jahr wachsenden Erfolg gehabt. Tiefe, innige, seelenvolle Töne schlägt der Dichter darin an, wenn er die Liebe, den Frühling, die Wanderlust und das Heimweh besingt. Nicht nur die weit über hundert Auflagen seiner „Gedichte“ bekunden es, wie lieb ihn unser Volk hat, sondern noch viel mehr die Lust, mit welcher seine Lieder in den Salons wie in den Spinnstuben, von Handwerksburschen wie von Studenten gesungen werden. Und selbst die strengsten Kritiker, die in dieser ersten Sammlung nur „Backfischfutter“ erkennen wollen, geben doch zu, daß einige seiner Lieder wie das entzückende: „O schneller, mein Roß, mit Hast, mit Hast!“ und so manches andere den Liebeston ganz unvergleichlich getroffen haben.

Heyse über Geibel.

Sehr schön faßte Paul Heyse 1877 den Eindruck dieser ersten Lieder und Geibels Übergang zur politischen Poesie in folgenden Versen zusammen:

Zur Zeit, da laute Zwietracht der Parteien
Die Luft durchhallte Deutschland auf und nieder,
Kamst du mit einem Frühling süßer Lieder,
Vom Tageslärm die Seele zu befreien —
Dir ward, was seltne Sterne nur verleihen:
Dein Lied klang in der Frauen Herzen wieder,
Und strebend schwangst du höher dein Gefieder,
Im Männerkampf stets in den Vorderreihen.

Der Frühling 1841 fand den Dichter, der inzwischen durch den Tod seiner Mutter auf das tiefste erschüttert war, auf dem waldumrauschten Schloß Escheberg bei Kassel, wohin ihn der seinem Vater befreundete Freiherr Karl von der Malsburg eingeladen hatte, der ihn dort bis zum Sommer 1842 „mit einer Art tyrannischer Liebe festhielt“. Die reiche, von dem verstorbenen als Übersetzer Calderons bekannten Bruder des Schloßherrn gesammelte Bibliothek gab dem Dichter Anlaß, sich in die spanische Poesie zu vertiefen und dieselbe durch meisterhafte Übersetzungen unserem Volke zu eigen zu machen. Die „Freiligrath, dem Dichter und Übersetzer“ 1843 gewidmeten „Volkslieder und Romanzen der Spanier“ sind die Frucht dieses Studiums, die 1852 dem mit Paul Heyse herausgegebenen „spanischen Liederbuch“ einverleibt wurde. Aus dem Studium der spanischen Romanzen ging auch die Tragödie: „König Roderich“ hervor, die aber trotz Malsburgs Bemühungen in Kassel nicht zur Aufführung gelangen konnte.

Spanisches Liederbuch.

Das herrliche auf Schloß Escheberg verlebte Jahr sah — außer zahlreichen Liedern persönlicher Art — eine Reihe politischer Gedichte entstehen, die im November 1841 in Lübeck erschienen. Es waren die „Zeitstimmen“. Dem oberflächlichen Leser tritt in denselben manche Übereinstimmung mit der damals laut einherbrausenden Poesie Herweghs entgegen, doch in der Grundanschauung waren die beiden Dichter völlig verschieden. „Geibel,“ sagt Goedeke, „faßte den Kampf der Zeit wie einen zwischen Licht und Finsternis, Geist und Stoff, Gott und Antichrist auf; er flehte zu dem, dessen Joch sanft und dessen Last leicht ist, um den Geist der Liebe, den Geist des Friedens in der Brust, der auf den Felsen des göttlichen Wortes mit festen Pfeilern gebaut ist.“ So mahnt er:

Zeitstimmen.

— es wird nicht anders werden,
Bis ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub der Erden.
Bis ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Überwinder,
Demütig euer Herz erschließt und werdet wie die Kinder.

Aber die Hoffnung auf eine bessere Zeit hält er zuversichtlich fest, darum hat er das bekannte „Und dräut der Winter noch so sehr, es muß doch Frühling werden" hier eingereiht. Dann lenkt sich sein Blick hinaus in die Welt; er predigt einen Kreuzzug gegen die Muselmänner, läßt im „Alten von Athen" einen Greis seine griechischen Landsleute auffordern, nach Byzanz zu ziehen und das Kreuz auf St. Sophiens Dom zu pflanzen, eifert im „Tscherkessenfürsten" gegen die Unterwerfung unter den Zaren ꝛc. Deutschland endlich mahnt er im „Gesicht im Walde", das „Schwert des Geistes, welches nie zerbricht, zu bereiten". In dem Liede: „Auf dem Rhein" tritt er offen für Deutschlands Einheitsbestrebungen auf, aber er will eine mächtige Staateneinheit, nicht einen Einheitsstaat, darum läßt er den dreißig Fürstenthronen noch ihr Recht und ihren Platz:

Abb. 170. Emanuel Geibel im 28. Lebensjahre. Nach der Zeichnung von Otto Speckter im Jahre 1843. (Verkleinert.)

O heil'ger Strom, behüt dich Gott! O deutsches Reich, sei stark und eins,
Soweit das deutsche Wort erklingt, soweit man trinkt des deutschen Weins,
Halt fest zusammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt geflickt,
Nein, einem Banner sei du gleich, in dreißig Farben froh gestickt.

Erst nachdem die „Zeitstimmen" erschienen waren, wurde Geibel mit Herweghs Gedichten bekannt. Im Februar 1842 entstand das S. 348 erwähnte Lied: „An Georg Herwegh", das sein Schwager in Lübeck als Anhang zu einer Übersetzung drucken ließ und das erst Hitzig aus diesem Versteck hervorzog, indem er es im „Berliner Gesellschafter" veröffentlichte. Das Geschrei, das darob „die edle deutsche Journalwelt" erhob, empfing Geibel, als er endlich sich von Eschenberg losriß und nach Lübeck zurückkehrte. Aber die Zahl seiner Freunde war inzwischen auch gewachsen: die „Gedichte" wie die „Zeitstimmen" erschienen in zweiter Auflage. Noch wichtiger war es, daß König Friedrich Wilhelm IV. dem Dichter ein lebenslängliches Jahresgehalt von 300 Talern „zur ungestörten Fortführung seiner poetischen Studien" gewährte. Noch vor Jahresschluß 1842 konnte er dem König in dem männlich schönen Liede danken, in dem er es offen hervorhebt: „Ich habe nie nach Gunst gerungen, ich sang allein, was ich gemußt —", in dem er jubelt, daß ihm

nun „ein Leben, wie's im grünen Laube der freie Vogel singend führt", beschert sei, und dann sich über seine Dichterziele dahin ausspricht:

Kein eitel Spielwerk ist mein Singen,
Ich spür' in mir des Geistes Wehn;
Und ob auch der Vernichtung Tönen
Der Haufe rasch entgegenflammt:
Zu baun, zu bilden, zu versöhnen,
Fürwahr, mich dünkt's ein besser Amt.

Es folgten nun für den Dichter „gesangerfüllte Wanderjahre, durch Freud und Leid vom Lied getragen". Den Sommer 1843 verlebte er in St. Goar mit Freiligrath und Levin Schücking. Im Herbste weilte er einige Zeit bei Kerner, den Winter in Stuttgart, wo sein obenerwähnter erster dramatischer Versuch: „König Roderich" gedruckt, von ihm aber selbst bald nach dem Erscheinen verworfen wurde. Der Mißerfolg, den das Stück 1846 bei der Aufführung in Weimar erlebte, bestätigte sein eigenes Urteil.

König Roderich.

Aus Württemberg war Geibel bald nach Ostern 1844 in die Vaterstadt heimgekehrt. Der Sommer war trübe für ihn; zu körperlichen Leiden kam der Schmerz über die politischen Zustände im Vaterlande. „Deutschland ist todkrank — schlagt ihm eine Ader!" rief er damals in trübster Stimmung; dazu kam das Gebet um einen Mann:

Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel.

Karl Goedeke.

Im Herbst ging er nach Hannover, wo er Karl Goedekes persönliche Bekanntschaft machte, die bald zur Freundschaft wurde. Sie konnten sich aussprechen über Freiligraths „Glaubensbekenntnis", das Geibel von Hamburg mitgebracht und das ihn tief erschüttert hatte. „Er war," sagt Goedeke, „von dem unerwarteten Schritte des St. Goarer Freundes innerlich wie gelähmt. Nicht daß er einen Augenblick über seine eigene Bahn irre geworden wäre, aber sein ganzes Leben in St. Goar kam ihm wie ein lügenhafter Traum vor." Der Freund, den er für „gleichgestimmt" gehalten, hatte nun in den Weg eingelenkt, den Geibel so scharf zurückgewiesen:

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch haß' ich eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Bei Strachwitz.

Bald danach finden wir Geibel in Schlesien bei Graf Strachwitz, einem jugendlichen, geistesverwandten Dichter, der ihm die „Lieder eines Erwachenden" zugesandt und ihn zugleich zu sich eingeladen hatte (S. 359 f.). Doch nicht lange duldete es ihn dort. „Das Herz strebte ihm bald zur Heimat."

Das Jahr 1845 war ein sehr liederreiches. Eröffnet wurde es mit dem ergreifenden „Gebet":

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!

Dann, um sich von dem immer noch nachwirkenden Eindrucke, den Freiligraths Übertritt zu den Radikalen auf ihn gemacht, zu erholen, entschlug er sich, wie Goedeke erzählt, „der grübelnden, in sich selbst wühlenden Lyrik und wandte sich Stoffen zu, die eine objektivere Behandlung verlangten," d. h. epischen Stoffen. In jener Zeit entstanden die „Balladen vom Pagen und der Königstochter", das kleine lyrische Epos: „König Sigurds Brautfahrt" u. a. Auf einer Harzreise, die er im Sommer mit Goedeke machte, sang er auch wieder manch ernstes und heiteres Lied; im Herbst führten ihn die Zeitverhältnisse aber in die Politik zurück. Die Anmaßung des Dänenkönigs, der seiner Vaterstadt die Erlaubnis weigerte, ein Stück Eisenbahn durch lauenburgisches Gebiet zu führen, veranlaßte ihn zu dem

Epische Gedichte.

zornsprühenden „Ruf von der Trave“, in welchem er — natürlich vergeblich — den deutschen Bund aufrief, den Trotz des Feindes zu dämmen. Da zeigte er in der Vision: „Eine Septembernacht“, wie man's machen müsse; man solle Dänemark den Sundzoll nehmen. Wann würde das geschehen? Wenn Deutschland eins wäre. Aber wie soll Deutschland eins werden? In dem Gedicht: „Durch tiefe Nacht“ lauschte er dem Lied vom deutschen Kaiser — tausend harren mit ihm und halten Wacht, ob rot der Tag erscheine —

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis und leiser,
Wann weckst du sie mit Drommeten laut?
Wann führst du sie heim, mein Kaiser?

Der Dänenkönig war inzwischen bei dem ersten Schritt nicht stehen geblieben. In dem berüchtigten „offenen Briefe“ erklärte er 1846 die Elbherzogtümer für „Teile des dänischen Gesamtstaates“. Geibel antwortete in seinem schwunghaften „Protestlied“ mit dem eindrücklichen Refrain: „Wir wollen keine Dänen sein, Wir wollen Deutsche bleiben“; dann in den zwölf „Sonetten für Schleswig-Holstein“, die den Blick weit über die augenblicklich schwebende Frage hinausschweifen ließen, die Deutschland erinnerten an alle Verluste, die es bereits erlitten, vor allem an das Elsaß, „den Blutrubin in unsers Reichs Geschmeide“, die aber auch prophetischen Trost hatten für die Zukunft. Da läßt er das alte Münster von Straßburg sagen: Sonette für Schleswig-Holstein.

Auch meine Knechtschaft wird nicht ewig dauern,
Einst werd' ich ausgelöst mit Schwertesstreichen.

In Dänemark wurden diese Sonette verboten, in Deutschland von den Zeitschriften totgeschwiegen, von den zuständigen Autoritäten unbeachtet gelassen. Der Dichter aber ließ sich dadurch nicht beirren. Immer aufs neue ließ er seine Heroldsrufe für Kaiser und Reich ertönen zwischen den anderen Dichtungen, die seiner vielbesaiteten Harfe entquollen. Ich hebe daraus nur hervor das geistreiche Lustspiel: „Meister Andrea“, das für den damaligen Prinzen von Preußen (Kaiser Wilhelm I.) gedichtet und in dessen Palais am 7. April 1847 aufgeführt wurde. Eine Reise, die er im Sommer mit Franz Kugler durch Süddeutschland machte, regte ihn zu dem hymnusartigen Liede: „Die junge Zeit“ an. Aller Fortschritte der Neuzeit wird darin gedacht, auch freudig an den Umstand erinnert, daß „frohlockend der Stamm im Bruderstamme sein eignes Blut spürt“, aber ob er wohl der jungen Zeit von Erz ein Glückauf wünscht, kann er sich doch der Furcht nicht entschlagen, die er ihr mahnend vorhält: Meister Andrea.

Du möchtest einst im Rauche deiner Essen
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen,
Daß droben einer sitzt auf ew'gem Thron,
So lang vergessen, bis er in Gewittern
Herabsteigt, was du bautest, zu zersplittern
Wie jenen Turm von Babylon.

Im Spätjahr 1847 erschien die zweite Sammlung Geibelscher Gedichte, die er **„Juniuslieder“** nannte, „weil sie meistens in der hohen Sommerzeit seines Lebens entstanden waren“. Sie enthalten die seit 1841 gesammelten, zum Teil von mir in vorstehendem erwähnten Gedichte und bekunden von Jahr zu Jahr unverkennbare Fortschritte in der Entwickelung des Dichters. Die wüsten Märztage des Jahres 1848 erschütterten Geibel aufs allertiefste. Es war geschehen, wogegen er stets so energisch protestiert hatte: der Pöbel hatte sich den zerfetzten Königsmantel umgeschlagen. Wehmütig klagt er da: Juniuslieder. 1848.

Mein Herz, so freudig einst, so weit,
Hat keine Lust an dieser Zeit,
Wo weise Lippe Torheit spricht
Und deutsche Treu wie Glas zerbricht.
Das ist mein Gram zu jeder Stund;
Sie baun und legen keinen Grund,
Sie rechten sonder Maß und Huld
Und tilgen Schuld mit größrer Schuld.

Wohl kannte er die Quelle des unwandelbaren Trostes:

O nimm mich, Herr, in deine Hut
Und gib mir einen festen Mut,
Daß ich getrost den schweren Tag,
Wie einst den guten, tragen mag.

Dennoch verstummte seine Muse für lange Zeit, und er suchte in einer bisher ihm wenig sympathischen Arbeit Trost: für einen in die Frankfurter Nationalversammlung berufenen Freund übernahm er dessen Unterricht am Gymnasium und erteilte denselben zur großen Freude der Schüler bis Johannis 1849.

Inzwischen hatte ihm die erstarkte Bewegung des deutschen Volkes gegen Dänemark wohlgetan und noch mehr der lebhaft zu Tage tretende Drang der deutschen Stämme nach einheitlicher Gestaltung des Vaterlandes. Aber nur zu bitter hatten der Malmöer Waffenstillstand und die Mordszenen in Frankfurt ihn wieder enttäuscht, und dazu waren dann noch die Barrikadenkämpfe in Wien gekommen. Dennoch gab er nicht alle Hoffnung auf. Im Winter von 1848 auf 1849 arbeitete er mit freudiger Energie an einem Drama, dessen Stoff sozusagen in der Luft lag. Es handelte von Heinrich I., „dem mannhaften Wiederbringer des deutschen Reiches". Der erste Akt spiegelt die Aufregung und Verwirrung der Gegenwart in den Zuständen des deutschen Reiches zu Kaiser Konrads Zeiten trefflich ab. Auf dem Sterbelager empfiehlt Konrad aus Liebe zu seinem Volke den Sachsen Heinrich, seinen Feind, zum Nachfolger. Die Wahl erfolgt, Heinrich nimmt sie zum Heile Deutschlands an. Geibel hatte gehofft, dasselbe würde Friedrich Wilhelm IV. tun, als ihm von Frankfurt aus die deutsche Kaiserkrone dargeboten wurde. Aber Preußens König mußte aus Gründen ablehnen, die er in dem bekannten Briefe an E. M. Arndt darlegte, und damit war Geibels Stück zu Ende. Schmerzlich klagte er damals:

Heinrich I.

Ist's doch ein Traum gewesen,
Der sonder Spur verschwand,
Daß du, mein deutsches Land,
Noch einmal seist zu Ehren auserlesen,
Und wo in vor'gen Tagen
Der Stuhl des Kaisers stand,
Wächst fort das Gras; das muß ich ewig klagen.

Aber dennoch blieb er treu der Fahne, zu der er geschworen. Und 1851 sang er froh von dem kommenden „Tage der Erfüllung":

Jener Morgen von Gott gesandt,
Der bei klingendem Schwerterstreich
Im zerstückelten Vaterland
Neu aufrichtet das deutsche Reich.

Seine Gymnasialtätigkeit hatte ihm den Anlaß zu eingehendem Studium der mittelalterlichen Literatur gegeben. Auch das lenkte seine Gedanken von der Gegenwart ab und seine Poesie in neue Pfade. Es erwuchsen daraus die Entwürfe zu „Brunhild" und „Sophonisbe" und die Gedichte: „Gudrun", „Volker" 2c. Auch sonst war das Jahr 1849 reich an Gedichten trotz eigener Krankheit und trotz der Trauer um den Tod des ältesten Bruders. Eine neue Anregung gewährte die Bekanntschaft mit dem Fürsten Carolath, der ihn auf seine Güter in Schlesien einlud, im nächsten Jahre ihn in Gastein als Gast in seinem Hôtel empfing, dann ihn mit nach Wien und wieder nach Schlesien nahm, wo er bis Ende 1850 blieb. Dort entstand u. a. der „Mythus vom Dampfe", der eine durchaus originelle Auffassung des von anderen Dichtern schon behandelten Themas darbot. Auch die Bekanntschaft und Freundschaft mit Paul Heyse fällt in diese Jahre. Die erste gemeinsame Arbeit, die daraus erwuchs, war das schon oben erwähnte „Spanische Liederbuch", das 1851 erschien.

Mythus vom Dampfe.

Im Spätherbst desselben Jahres verlobte sich Geibel in seiner Vaterstadt mit Amanda — oder wie er sie lieber nannte — Ada Trummer, der siebzehnjährigen Tochter eines dort früh verstorbenen Advokaten, und am 26. August 1852 wurden sie vermählt. In München gründeten sie ihr Heimwesen — dorthin hatte schon im Januar der kunstsinnige König Maximilian II. von Bayern den Dichter als Ehrenprofessor der Universität berufen. Es war eine — wenn auch nicht

Geibels Vermählung.

glänzend honorierte — doch ehrenvolle und angenehme Stellung; nur im Winter war er an die Isarstadt gebunden und verpflichtet, über deutsche Literatur und Ästhetik Vorlesungen zu halten, den Sommer konnte er nach seinem Belieben verwenden.

In München.

Die Stellung zum König war bis zu dessen Tode eine ungetrübt freundschaftliche und in jeder Beziehung freie. Der Dichter hielt sich aufs strengste von allen politischen Dingen fern, wahrte sich aber volle Freiheit für seine Poesie. „Als einst in einem Konzerte," erzählt Goedeke, „Geibels Gedicht des ‚Alten im Barte' oder wie er es später nannte ‚Durch tiefe Nacht' (vgl. S. 353), das 1845 in Lübeck entstanden war, gesungen wurde und der König den Schluß, wann der Kaiser die Braut Deutschland heimführen werde, bedenklich fand, erwiderte Geibel ohne Bedenken: er sei geboren, wo das Lied entstanden, und der König habe ihm selbst seine dortigen Staatsbürgerrechte vorbehalten. Lächelnd meinte der Fürst, er werde ihrer hoffentlich nicht bedürfen."

Adas Tod.

Dennoch zog es den Dichter oft in die Heimat, namentlich als am 21. November 1855 sein junges Eheglück durch den Tod seiner Ada, die ihm 1853 ein Töchterchen geschenkt hatte, ein nur zu schnelles Ende nahm.

Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben,

klagt er in den „Ada" betitelten Tagebuchblättern, die zart und innig alles zusammenfassen, was sie ihm gewesen. In einem Schlußliede kommt Beruhigung über ihn; in Träumen sieht er sie, vom stillen Glanz der Ewigkeit umwoben, wenn auch nur flüchtig, aber

Ein Hauch ist über mir geblieben,
Ein Trost, wie ihn das Pfingstfest bringt,

Das süße Wissen, daß dein Lieben
Auch durch den Tod noch zu mir dringt.

Neue Gedichte.

In die Münchener Zeit fallen, trotz dieses herben Wehs und trotz des fast immer leidenden Zustandes des Witwers, eine Reihe bedeutender und anmutiger Gedichte: Ich nenne von größeren nur: „Der Bildhauer des Hadrian", dann „Tiberius" und „Ischarioth". Im Jahre 1856 erschien eine Sammlung: „Neue Gedichte"; 1864 die „Gedichte und Gedenkblätter". Auch die in Lübeck geplanten Tragödien: „Brunhild" und „Sophonisbe" (letztere erst 1868 erschienen) kamen in München zur Vollendung. Dazu kam seine höchst bedeutsame und wertvolle Übersetzertätigkeit; 1860 gab er mit F. A. v. Schack den „Romanzero der Spanier und Portugiesen", 1862 mit H. Leuthold die „Fünf Bücher französischer Lyrik" heraus.

Übersetzungen.

Daneben ließen sich die nationalpolitischen Klänge von Zeit zu Zeit vernehmen. 1857 rief er in „Ungeduld" aus:

Wir können's kaum erwarten:
Wann wird die Eiche grün?

Wann wird im deutschen Garten
Die Kaiserkrone blühn?

1858 fragte er in Anlehnung an das mannigfaltige und doch einheitliche Bild der Regenbogenfarben: „O wann rauschen so verschlungen Eure Farben Süd und Nord?" 1859 mahnte er aufs neue: „Seid eins!" und sagte einen siegreichen Krieg mit Frankreich voraus, und zum Schluß hieß es: „Steig als Phönix draus hervor, Kaiseraar des deutschen Landes!" 1860 rühmte er etwas optimistisch in dem Gedichte: „Tempora mutantur" das, was einst vom Kaiser und Reich nur hier und dort geflüstert worden: „Heut rauscht es fort im Volk von tausend Zungen." 1861 tröstet ihn die „Geschichte", die „im Wirrsal dieser Tage sich zur Prophetin Gott ersah":

Und ob sich rings Gewitter türmen
In West und Ost um unsern Pfad,
In „Deutschlands Beruf" bricht die Kaiseridee aufs neue machtvoll durch:
Sucht zum Lenken und zum Schlichten
Eine schwerterprobte Hand,
Die den güldnen Apfel halte
Und des Reichs in Treuen walte.
Sein gefürstet Banner trage
Uns schwant, daß auch in diesen Stürmen
Ein gottgesandter Frühling naht.
Jeder Stamm, wie er's erkor,
Aber über alle rage
Stolzentfaltet eins empor,
Hoch, im Schmuck der Eichenreiser
Wall' es vor dem deutschen Kaiser.

Jubelnd begrüßt er den Krieg wider Dänemark 1864 und feiert dann voll Freude den Tag von Düppel:

Im sonnigen Meere nun spiegelt sich aufs neu
Die preußische Ehre, die alte deutsche Treu.

Und als 1865 in der preußischen Konfliktszeit die Wogen der Parteien wieder hochgingen, da weist er es, wie einst 1843, mannhaft zuück, zu einer von ihnen zu schwören:

Eh' sie diente, der Volksparteien
Zwietracht weiterzutragen,
Lieber wollt' ich am nächsten Stein
Diese Harfe zerschlagen.

Und auch damals hielt er zuversichtlich fest an dem „Wort

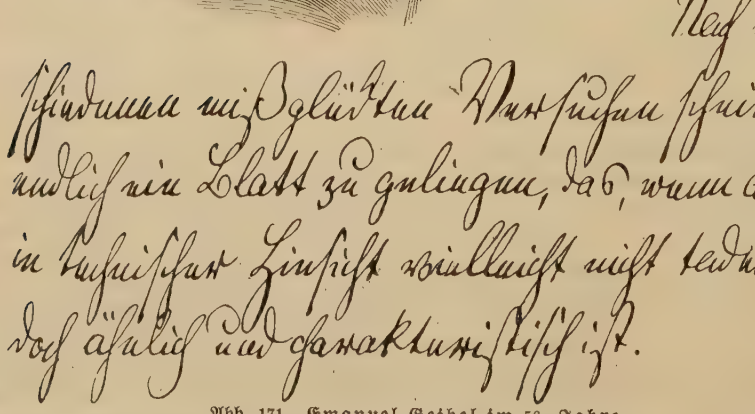


Abb. 171. Emanuel Geibel im 56. Jahre.
Nach einer Originalphotographie, dem Verfasser mit einem Brief aus Lübeck am 23. November 1871 zugesandt, worin obige Stelle vorkommt.

Das Lied vom Reiche.

Frisch auf und unverdrossen.
Wie grimmig die Welt auch thut!
Die zwei sind dir Genossen
Dein Gott und deutscher Muth.
Obs Herz schier bricht,
Verzage nicht,
Die Zähne beiß zusammen!
Es fügt sich doch
Wofür so hoch
Die besten Herzen flammen.

Nicht künstlich Wohlbehagen
~~Noch wüster Freiheit Lust~~ blutig Gaukelspiel [illegible]
~~Kann jemals Wurzel schlagen~~ [illegible]
~~Im deutschen Volkes Brust.~~ [illegible]
Doch Herz um Herz [illegible]
Durchzuckt der Schmerz [illegible]
Um die zerspaltne Liebe,
Doch wächst das Wort
Allmächtig fort
Das Wort vom deutschen Reiche.

Die ersten Strophen von **Geibels „Lied vom Reiche“** (?jedenfalls vor 1866) in seiner eigenhändigen Niederschrift (vgl. Gesammelte Werke IV, 220 ff.).

Nach dem Original im Besitz seines Schwiegersohnes, Dr. **Fehling** in Lübeck.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

vom deutschen Reiche" und rief sich und anderen zum Trost: „Drum wie's auch tost, Herz sei getrost! Das Reich wird dennoch kommen." Darum konnte er auch 1866 ganz anders mitfeiern als die erst nach dem Tage von Königgrätz bekehrten Dichter, konnte „den schwarzen Aar vom Norden, der seiner Schwingen Kraft erprobt", jauchzend begrüßen; freilich durfte er sich mit dem norddeutschen Bunde noch nicht zufrieden geben, er konnte die Zeit nicht erwarten, wo

Brausend auch die letzten Schranken
Spült hinunter dann der Main.
O wann kommst du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt,
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt?

Aus dem Jahre 1867 enthalten die „Heroldsrufe" acht Lieder. Da jauchzt er im Frühling:

An der tausendjähr'gen Eiche
Drängt sich junger Knospen Schwall,
Ein prophetisch Lied vom Reiche
Schmettert drein die Nachtigall.

„Vorwärts" ruft er, da „das Haus am Main, ohnmächt'ger Zwietracht Herd, zertrümmert liegt." Am Tage des Aufziehens der Bundesflagge singt er ein „hanseatisches Festlied", in dem aufs neue die Hoffnung durchleuchtet: „Bald hält ein junger Kaiseraar Ob deinem Schilde Wacht."

Im Oktober 1867 läßt er den „Ruf über den Main" erschallen an die Schwaben und Bayern, es Eberhard nachzutun, der „die Krone, danach er selbst begehrt, des Nordens starkem Sohne darbot am Vogelherd" und „dem Haupt, das Gott erkoren, die Kaiserkrone" darzubringen. Man fühlt es, daß er immer deutlicher anknüpft, wo er 1849 nach dem Schluß des ersten Aktes seines „König Heinrich" abgebrochen, bei der Idee, daß die Kaiserkrone dem Hause Hohenzollern gebühre. Noch deutlicher sprach er diese Hoffnung aus in einem Gedichte: „An König Wilhelm", mit dem er im Namen seiner Vaterstadt am 13. September 1868 deren hohen Gast begrüßte. Das wunderschöne Lied schloß mit dem aus vollstem Herzen kommenden Wunsche:

Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Solche Worte steigerten das seit König Max' Tode oft hervorgetretene Mißfallen in München auf den höchsten Grad. Derselbe König Ludwig, der drei Jahre später dem Preußenkönige die Kaiserkrone entgegentrug, setzte dem „Kaiserherold" gewissermaßen den Stuhl vor die Tür. Auch die Pension aus der Kabinettskasse wurde ihm entzogen. Geibel kehrte gern in sein Lübeck zurück. Der September aber brachte noch ein höchst charakteristisches Lied. Der Dichter sieht im roten Abendstrahl drei Vögel fliegen: einen schwarzen Raben von Rom, dessen Herr ein riesiges Netz auswirft, das aber zerreißt; einen grauen Habicht vom Seinestrand, dessen Herr, der kranke Leu, den wankenden Boden fühlt und ausruft: „Was wähl' ich, mich zu retten, Freiheit oder Krieg?", endlich eine weiße Taube:

Was bringst du, weiße Taube?
Du schwangst dich auf am Main —
Ein schwarzes Wetter sah ich
Vergehn in Sonnenschein.
Ein Regenbogen wölbte
Sich glorreich überm Strom,
Und wachsend aus den Trümmern
Stieg auf der Kaiserdom.

Seit dreißig Jahren hatte Geibel — unbeirrt durch alle Wechselfälle im politischen Leben und alle Zurufe der Parteien — für Kaiser und Reich, für ein geeintes Deutschland unter dem Hohenzollernbanner gesungen und gerungen;

ja schon in der ersten Sammlung seiner Gedichte erblickt er in Sanssouci „den immer vollern, Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern, Der schon den Doppelaar gebändigt“ und von dem erwachenden Barbarossa läßt er sich in seiner Ungeduld belehren, daß der Lenz kommen wird „plötzlich geboren über Nacht“.

Und nun kam das Jahr 1870 und brachte endlich Erfüllung seiner kühnsten Träume und Vorhersagungen. Geibels Lieder aus jener ruhmvollen Zeit sind noch in unser aller Erinnerung — ich werde darauf zurückkommen, wenn ich die gesamte patriotische Dichtung jener Zeit ins Auge fasse.

Spätherbstblätter.

Das folgende Jahrzehnt, in welchem ein tiefgewurzeltes unheilbares inneres Leiden ihm wachsende Qualen brachte, ließ trotzdem manche dichterische Frucht heranreifen; 1875 das „Klassische Liederbuch“, welches griechische und römische Dichtungen in trefflicher Verdeutschung enthielt, 1877 die „Spätherbstblätter“. Die Nachlese, welche diese Sammlung beut, ist reich an mancher köstlichen Frucht, aber es klingt doch wie ein Abschied, wenn er sagt:

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Akkorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag,
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag.

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Seit 1872 war dem lange Vereinsamten durch die Vermählung seiner einzigen Tochter mit Ferdinand Fehling ein erneutes häusliches Glück erblüht. In den Enkeln lebte der greise Dichter wieder auf. 1881 dichtete er das anmutige Lustspiel: „Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort.“ Dann folgte die Gesamtausgabe seiner Werke, die letzte Arbeit seines Lebens. Sie zeigt, wie reich sein dichterisches Schaffen gewesen; sie zeigt auch, daß er sich zu beschränken verstand. Gar manches hat er ausgeschieden, was die Einzelausgaben enthielten, und zahlreiche Dichtungen, die er geschaffen, hat er nie zum Druck gelangen lassen. Demut war durchweg der Grundzug seines Wesens, das sich am schönsten in den Worten ausspricht:

Ein Strahl Poesie
Beschien mir die Pfade,
Ich spürt' ihn als Gnade
Und rühmte mich nie.

Geibels Tod.

Und er hat den Lohn der Demut empfangen. Als er am Palmsonntagsmorgen, dem 6. April 1884, von seinen peinvollen Schmerzen durch einen sanften Tod erlöst worden war, hat unser Volk um ihn allerorten die Trauerklage ertönen lassen, und am Ostersonnabend hat ihn seine Vaterstadt wie einen Fürsten bestattet. Zu Häupten seines Sarges aber lagen die einst so vielgeschmähten Jugendgedichte, die durch den Wortschwall des „Jungen Deutschland“ nicht durchdringen zu können schienen, in der hundertsten Auflage, und Deutschlands Kronprinz wie sein Kanzler hatten Lorbeerkränze hinzugefügt. Am 18. Oktober 1889 ist ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet worden. — 1894 haben Karl Leimbach und Max Trippenbach „Geibels Leben, seine Werke und seine Bedeutung für das deutsche Volk“ in sehr anregender Weise dargestellt. 1896 erschien als Nachlese noch ein Band Gedichte von ihm aus seinem Nachlaß.

Unter den Dichtern, die — außer Geibel — in den vierziger Jahren der zum Aufruhr herausfordernden Poesie entgegenzutreten wagten, verweile ich eingehender nur noch bei dem schon vorhin erwähnten **Grafen Strachwitz**, dem freilich nur eine kurze Blütezeit vergönnt war.

Ich muß doch Frühling werden!
Emanuel Geibel.

Abb. 172. Emanuel Geibel im letzten Lebensjahre. Unterschrift aus dem Jahre 1870.

Moritz Graf Strachwitz, aus altem schlesischen Adelsgeschlechte, wurde am 13. März 1822 zu Frankenstein in Schlesien, nahe dem väterlichen Gute Peterwitz geboren. Im nächsten Verkehr mit der herrlichen Natur seiner Heimat aufgewachsen, durch alle Arten von Leibesübungen gekräftigt, dazu im elterlichen Hause Strachwitz.

auf das sorgfältigste geistig vorgebildet kam er auf das Gymnasium zu Glatz, später nach Schweidnitz, wo sein Sinn für Goethe nicht minder als für die alten Klassiker geweckt ward. Insbesondere waren Geschichte und Sage sein Element: er vertiefte sich gründlich in beides — seine Balladen und Romanzen sproßten aus diesem Boden hervor. Sehr früh regte sich der poetische Trieb; neun Jahre alt trug er am Geburtstag des Königs ein eigenes Gedicht: „Arthurs Tafelrunde" vor; auf dem Gymnasium entstanden die „Lieder eines Erwachenden", mit denen der zwanzigjährige Jüngling „keck und sicher in den deutschen Dichterkreis" trat. In Breslau und Berlin studierte er ohne sonderliches Interesse Jura; in Berlin insbesondere war sein Leben geteilt zwischen dem lockeren Treiben jungadliger Kreise und dem Anteil an dem Poetenverein des sogen. Tunnel, dem damals u. a. Louis Schneider, Franz Kugler, Scherenberg, Emanuel Geibel u. a. angehörten. Aber auch so duldete es ihn nicht lange in der „Stadt der Kritik und Politik", wie er Berlin in seinem Lied: „An die Romantik" nennt. Er eilte, sein erstes juristisches Examen zu machen, aber ehe er noch zur praktischen Arbeit gelangte, suchte er neue poetische Anregung auf einer Nordlandfahrt nach Norwegen und Schweden. Diesem an dichterischer Ausbeute reichen Ausfluge folgte 1847 eine Reise nach Italien, wo ihn die „Stadt der Poeten", die alte Meereskönigin Venedig, besonders anzog. Krankheit zwang ihn, in die Heimat zurückzukehren; in Wien blieb er liegen, und dort starb er unter der Pflege einer älteren Verwandten am 11. Dezember 1847. Auf dem Sterbebette wurde ihm ein Exemplar seiner „Neuen Gedichte" überreicht. Die Ausgabe seiner sämtlichen Gedichte hat sein einstiger Schulfreund, der bekannte Germanist Karl Weinhold, mit einem Lebensbilde des Dichters begleitet.

Lieder eines Erwachenden.

Die beiden Sammlungen der Lieder Strachwitz', zwischen denen fünf Jahre liegen, kennzeichnen wie offene Tagebuchblätter den Übergang vom Jüngling zum Manne. In den „Liedern eines Erwachenden" braust es wie junger feuriger Most: man wird bald an Friedrich Stolberg (I, 381 f.), bald an Herwegh erinnert; doch klingt es anders als bei dem letzteren, wenn Strachwitz an sein Schwert schlägt. „Es sitzt etwas, d. h. Mut und Wahrheit, hinter dem geharnischten Wort", bemerkt Wilhelm Herbst in einer Charakteristik des Dichters. Und bei aller mit ihm oft durchgehenden Glutphantasie, die nach „Völkergroll und Völkermord", nach „Klingenwechsel und Schwerterblitz" ungestüm verlangt, bei allem burschikosen Aufbegehren und jugendlich unfertigen Wesen wird man doch von seiner tiefen Empfänglichkeit für das Schöne und Große in Natur und Menschenleben sympathisch berührt. — In den „Neuen Gedichten" macht er dann Front wider die unsittlichen und revolutionären Zeitrichtungen. Im „Prolog" entfaltet er sein Banner, vor allem wider Heine und Genossen:

Neue Gedichte.

Frei blaut auch mir des Geistes kühnste Ferne,
Doch hab' ich nicht verlernt, vor Gott zu beten,
Von Frauenliebe sing' ich gar zu gerne,
Drum hab' ich nie mit Füßen sie getreten;
So kann ich nicht wie eure jüngsten Sterne,
Die Zwitter vom Roué und vom Propheten,
Den höchsten Gott und dann mein Lieb bewitzeln,
Ich mag euch nicht mit solchem Schmutze kitzeln.

In dem bedeutendsten und mannhaftesten seiner Lieder „Germania" tönt das nahende Grollen der Revolution warnend und mahnend hindurch:

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,
Land, du bist dem Tode nah,
Sieh dich um, Germania!
Dumpf in dir, o Kaiserwiege,

Gärt der Keim der Bürgerkriege,
Tausend Zungen
Sind gedungen,
Tausend Speere sind geschwungen,
Fieberträumend liegst du da.
Schüttle dich, Germania!

Während in Strachwitz das religiöse Moment nur leise anklingt, tritt es bei anderen Dichtern, die auch protestierten wider die jungdeutsche und wider die revolutionäre Dichtung, ganz in den Vordergrund. So rief, um nur einen anzuführen, Julius Sturm seinem Volke zu:

Julius Sturm.

Du wirst's, mein Volk, zur Einigkeit nie bringen
Und wirst noch jämmerlich in Zwietracht enden,
Läßt du noch länger dich von denen blenden,
An deren Haupt die Narrenschellen klingen.
Zu deinem Gott mußt du empor dich schwingen
Und auf den Knieen mit erhobnen Händen
Ihn bitten, daß er gnädig möge senden
Dir seinen Geist, mit ihm dich zu durchdringen.

Und die also sangen, stellten sich der nationalen Einheitsbewegung keineswegs feindlich entgegen, sondern förderten sie durch ihre dichterischen Gaben. Ja, von nun an hält das forttönende Vaterlandslied gleichen Schritt mit dem neuerwachten geistlichen und kirchlichen Liede.

---

7. Die deutsche Dichtung seit den fünfziger Jahren.

Je näher wir in unserer Geschichte der deutschen Dichtung den Tagen der Gegenwart kommen, desto unübersehbarer und verwirrender werden die Scharen der um den Lorbeer ringenden Geister, die an der Bildfläche auftauchen. Sie zählen nach Tausenden. Freilich sind es zum größten Teile nur Namen, die ebenso rasch verklingen, wie sie erklingen. Zahlreiche Erzeugnisse überdauern kaum das Jahr, in welchem sie erscheinen, manche wandern ebenso reinlich, wie sie aus den Händen des Buchdruckers und Buchbinders hervorgegangen sind, den Weg alles Papieres, in die Makulatur.

Wenn nun aber alle diese Eintagserzeugnisse in Abzug gebracht werden, bleibt doch noch eine so große Zahl von beachtenswerten Dichtern zweiten und dritten Ranges übrig, daß eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung ihrer Leistungen den Umfang dieses Buches auf das Doppelte steigern würde. Der von vornherein gefaßte Plan läßt aber eine solche Ausführlichkeit nicht zu. Dazu kommt, daß sich von der Gegenwart unmöglich ein abschließend historisches Bild entwerfen läßt. Es soll sich deshalb mein Augenmerk vornehmlich auf einige literarische Höhepunkte der letzten Jahrzehnte richten und nur ganz vorübergehend diejenigen untergeordneten Erscheinungen streifen, die in jener Schatten wohnen: beides, soweit dieselben nicht schon in den vorhergehenden, nach anderen Gesichtspunkten geordneten Abschnitten berücksichtigt worden sind, und im Anschluß an die Hauptgebiete der neueren

und neusten Dichtung. Gelegentlich wird dabei auf die früheren Jahrzehnte unseres Jahrhunderts zurückgegriffen werden, um den Entwickelungsgang der einzelnen Dichtungsarten vollständiger zu beleuchten.

Die Lyrik der Neuzeit.

Die Spätromantiker und ihre Nachfolger, vor allem die schwäbischen Dichter, hatten den einen Teil ihres Programmes, die Versenkung in das deutsche Mittelalter und die Neubelebung der deutschen Sagen- und Legendenwelt vortrefflich ausgeführt. Die Romantik beschränkte sich aber nicht auf die Erzeugnisse des germanischen Geistes, sie erstrebte die Erschließung aller Poesien der Welt. Durch ihren Dienst lernten wir Italiens und Spaniens Dichterschätze wie Shakespeares Dramen in mustergültiger Verdeutschung kennen. Aber auch den Orient wollten sie erforschen und seine teils dunkel geheimnisvolle, teils sinnlich farbenreiche Dichtung uns zugänglich machen. Ich habe erzählt, wie Goethe im West-östlichen Divan (S. 123), Platen in seinen Ghaselen (S. 200) und Rückert in seinen „Östlichen Rosen" ꝛc. (S. 244) diesem orientalischen Zug der Romantik gefolgt waren. Mit ihnen war die **orientalische Lyrik** entstanden, welche von anderen Dichtern fortgeführt und ausgestaltet wurde.

Stieglitz. Einige dieser Dichter besangen die Naturreize des Morgenlandes, wie **Heinrich Stieglitz** (1803—1849) in seinen matt empfindsamen „Bildern des Orients", (vgl. S. 307). — „Poetische Kulturbilder aus dem Orient" entwarf der Graf Alexander von Württemberg (s. S. 267), jener rüstige Wanderer in Afrikas Hammer. Wüsten, in seinen glutvollen „Liedern des Sturmes". — **Julius Hammer** (1810 bis 1862), am meisten bekannt durch seine Gedichtsammlung: „Schau um dich und schau in dich", gab ein osmanisches Liederbuch: „Unter dem Halbmond" heraus, in dem die orientalische Lebensweisheit der modernen Anschauung mund- Schefer. gerecht gemacht wurde. — Auch der Schlesier **Leopold Schefer** (1784—1862), dessen „Laienbrevier" dem lichtfreundlichen Erbauungsbedürfnisse lange Zeit genügte, trat in Rückerts Fußstapfen. Dabei verschmähte er jedoch die orientalischen Formen und suchte nur den Geist der morgenländischen Poesie durch die Bilder- und Farbenpracht und die „pantheistische Allversenkung" zur Geltung zu bringen. Noch als siebzigjähriger Greis sandte er den „Koran der Liebe" und „Hafis in Hellas" in die Welt, um die Sinnlichkeit zu verherrlichen. Aber beides hat ebensowenig Anklang gefunden wie seine poetischen Erbauungsbücher: „der Weltpriester" und „die Hausreden".

Bodenstedt. Der bedeutendste Vertreter der orientalischen Lyrik ist **Friedrich Martin Bodenstedt** (geb. am 22. April 1819 in dem hannöverschen Landstädtchen Peine, gest. den 18. April 1892 in Wiesbaden). Nachdem er das Kontor mit dem Gymnasium vertauscht und darauf in Göttingen, München und Berlin Philosophie und Geschichte studiert hatte, ging er 1841 als Erzieher der Söhne des Fürsten Gallizin nach Moskau. Dort mit der russischen Sprache und Literatur gründlich vertraut geworden gab er 1843 eine Blütenlese aus den Poesien Kosloffs, Puschkins und Lermontoffs heraus, von der Alexander Herzen rühmte, daß sie den russischen Originalen völlig ebenbürtig sei. Nach Beendigung seiner Moskauer Aufgabe übernahm

er eine Stelle an dem Gymnasium zu Tiflis, der bergumragten Hauptstadt Georgiens, als Lehrer der lateinischen und französischen Sprache. Dort studierte er das Tatarische und Persische unter Leitung des Philosophen Mirza Schaffy und übersetzte auch bald persische Gedichte, welche er durch seinen Lehrer kennen gelernt hatte. „Es konnte nicht ausbleiben," erzählt er später, „daß unter solchen Beschäftigungen und Einflüssen manche persische Weise in meinen eigenen Gedichten nachklang, deren Quelle damals sehr ergiebig sprudelte." Seine ersten Lieder zum Preise des Weines, besonders des rotfunkelnden Kachetiners, entstanden damals an einer sehr gemütlichen kleinen Tafelrunde. In die Heimat zurückgekehrt vollendete er sein historisch-ethnographisches Werk: „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen", das er in Tiflis begonnen hatte. Darauf folgte 1849 sein Buch: „Tausend und ein Tag im Orient". Den Mittelpunkt seiner darin erzählten Wandererlebnisse bildet die Charakterzeichnung Mirza Schaffys. „Mir schwebte dabei der Plan vor," sagt er, „den kaukasischen Philosophen mit poetischer Freiheit lebenswahr zu schildern, wie er sich mit all seinen individuellen Eigentümlichkeiten meiner Erinnerung eingeprägt hatte, und ihn zugleich als Gattungstypus eines morgenländischen Gelehrten und Dichters erscheinen zu lassen, ihn also bedeutender zu machen, als er war; denn ein wirklicher Poet war er nicht — — und von allen Liedern, die er mir als von ihm selbst herrührend vorsang, konnte ich nur ein einziges gebrauchen, das kleine übermütige Lied: ‚Mullah, rein ist der Wein, und Sünd' ist's, ihn zu schmähn ꝛc.' Seine übrigen Lieder ersetzte ich durch eigene, welche seinem Charakter und der Situation, in welcher ich ihn vorführte, angemessen waren." Die in das zweibändige Reisewerk eingeflochtenen Lieder, durch eine Auswahl seiner von der Sonne des Ostens nicht beschienenen Gedichte und Sprüche vermehrt, erschienen 1850 u. d. T. **„Lieder des Mirza Schaffy"**, wurden in alle Kultursprachen, auch ins Hebräische und Tatarische übersetzt, und erlebten im Original gegen 150 Auflagen. Von vielen wurden diese Lieder als eine Übersetzung angesehen. Auch heute fehlt es nicht an solchen, die trotz aller inzwischen erschienenen Erklärungen des Dichters den „Weisen von Tiflis" für einen ebenso großen Dichter halten wie Hafis, den berühmten Sänger von Schirâs, dessen Dichtungen Bodenstedt 1877 ins Deutsche übertragen hat. Diesen weinselig scherzenden Liedern, im Tone der heimlichen Trinker des Orients, diesen die Reize Zuleikas und Hafisas verherrlichenden sinnlich glühenden Liebesliedern, diesen Lobpreisungen irdischer Glückseligkeit und ungezügelter Lebenslust, welche das orientalische Leben von seiner verführerischsten, üppigsten Seite zeigend mit ihrem unnachahmlichen Wohllaut sich dem Ohre wie der Phantasie gleich gefällig einschmeicheln und dem Gedächtnis rasch einprägen, verdankt Bodenstedt seine große

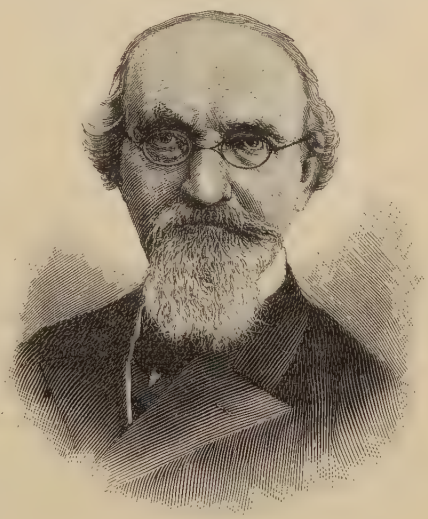


Abb. 173. Friedrich Martin von Bodenstedt in seinem letzten Lebensjahre. Nach einer Photographie von Karl Schipper in Wiesbaden (1892).

Mirza Schaffy.

Einkehr und Umschau.

Beliebtheit. Und doch verdienen weit eher seine späteren Dichtungen wie die Lieder vom Rhein und aus Thüringens Wäldern in der Sammlung: „Einkehr und Umschau", von denen viele sich durch frische Sangbarkeit auszeichnen, neben den besten seiner Zeit fortzuleben. Durchweg war ihm eine geschmeidige, glatte, vielgewandte Virtuosität der Form, ein rasches Erschauen und leichtes Gestalten eigen, aber im Grunde war er mehr ein anempfindendes als ein schöpferisches Dichtertalent und darum auch als Übertrager aus fremden Sprachen, so auch als Übersetzer Shakespeares hervorragend. Seine eigenen Dramen („Demetrius") dagegen, wie seine epischen Dichtungen („König Autharis Brautfahrt", „Andreas und Marfa", „Theodora" u. a.) errangen nur einen Achtungserfolg. Durch seine Mirza Schaffy-Lieder, die er 1874 in der Sammlung: „Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy" ergänzte, hat er die poetische Anschauungsweise der Morgenländer uns ganz zu eigen gemacht, und als Mirza Schaffy wird er in der deutschen Poesie fortleben. In sein vielbewegtes Leben läßt uns seine Selbstbiographie, die er u. d. T. „Erinnerungen aus meinem Leben" herausgab, interessante Blicke tun. Zwölf Jahre verlebte er als Professor der slavischen Sprachen an der Universität München, wohin ihn der dichterfreundliche König Maximilian von Bayern 1854 berufen hatte. Auf Wunsch dieses Fürsten, der eine Tafelrunde von Dichtern und Gelehrten um sich versammelt hatte, leitete er auch öfter die Aufführung klassischer Dramen auf der Münchener Hofbühne. Dies war die Veranlassung, daß der Herzog Georg von Meiningen ihn nach dem frühzeitigen Tode Maximilians im Herbst 1866 zum Intendanten seines Hoftheaters berief, bei welchem Anlaß er ihn gleichzeitig in den Adelsstand erhob. Nur ein paar Jahre hielt er es in dieser äußerst dornenreichen Stellung aus, aber die glänzenden Erfolge, welche die berühmten Gastspiele der wandernden Meininger später (1874—1890) erzielten, sind zum guten Teil seiner Belehrung und Einwirkung zuzuschreiben.*)

Selbstbiographie.

Die orientalische Lyrik dürfte in Bodenstedt wohl ihr Bestes geleistet haben — ein fremdartiger Beigeschmack ist ihr stets eigen gewesen, und recht in Fleisch und Blut ist sie unserem Volke nie übergegangen. Wie ganz anders wirkt ein ungeschminkt aus deutschem Geist und Herzen geborenes Lied von Uhland, von Geibel! Beide haben ausgesungen. Aber neben den zwei Hauptvertretern der neueren Lyrik gibt es doch noch eine ganze Reihe teils Geschiedener, teils noch Lebender, die sich ihnen würdig und zum Teil ebenbürtig anreihen.

Gedenken wir hier in erster Reihe der **geistlichen Lyrik**. Trotz der verschiedenen glaubensfeindlichen Strömungen, die sich im Jungdeutschland, in den Revolutionssängern und in der noch vielfach vom Rationalismus durchsetzten Kirche offenbarten, hatte sich das seit den Freiheitskriegen neuerwachte Glaubensleben unseres Volkes doch unter den Stillen im Lande in erfreulicher Weise entwickelt und brach jetzt mit neuer Kraft hervor. Eine Zeit der Erweckung folgte. Davon zeugt auch das neuerstehende **geistliche Lied**, das besonders Männer wie Knapp, Spitta, Sturm und Gerok wieder zu Ehren brachten. Von Württemberg ging eine Belebung desselben wieder durch Deutschland und gewann allmählich die Teilnahme der Gemeinden, die nun auch gegen die

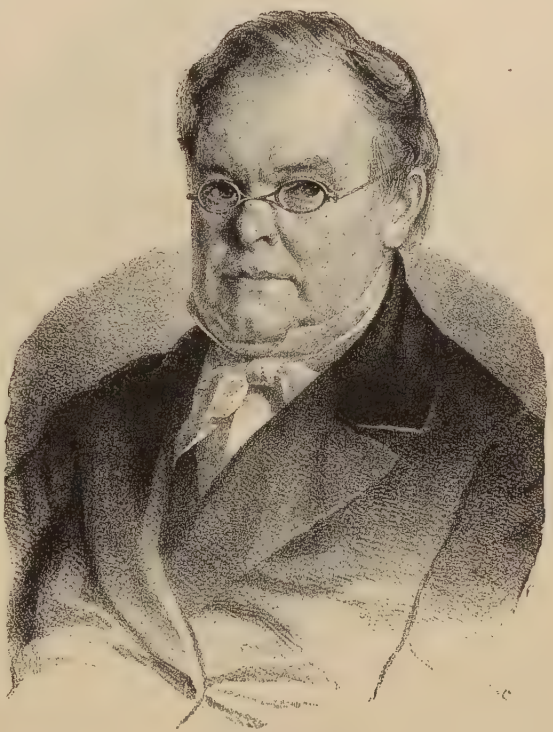
*) Eine treffliche Würdigung der Meininger hat Hans Herrig in seiner Schrift: „Die Meininger, ihre Gastspiele und deren Bedeutung für das deutsche Theater" (1879) gegeben. Sie wird in erwünschter Weise ergänzt durch Berthold Litzmanns Darstellung in seinen Vorlesungen über „das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart" 1894.

bis zur Unkenntlichkeit verballhornisierten und verwässerten Kirchenlieder der Aufklärungsgesangbücher protestierten und das Beste aus unserem großen Kirchenliederschatz alter und neuer Zeit in unverfälschter Gestalt zurückverlangten.

Albert Knapp.

Im Süden war **Albert Knapp** (geb. am 25. Juli 1798 in Tübingen, gest. den 18. Juli 1864 als Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart) der Hauptvertreter der neueren geistlichen Lyrik. Seinem ganzen Leben galt, was er im ersten Bande seiner „Christlichen Gedichte“ in der Zueignung an den Erlöser ausgesprochen hat:

„Vor deinem Throne liegt
mein Saitenspiel;
Du bist's, o Herr, der ihm
die Töne leihet,
So sei dein Ruhm auch meines Liedes Ziel
Und deiner Treue jeder Laut geweihet.“



Albert Knapp.

Abb. 174. Albert Knapp.
Nach einer Photographie von 1860.
Unterschrift aus einem Brief an den Verfasser (1857).

Vor allem war er darauf bedacht, die modernen Dichtungsformen mit dem Geiste des alten Kirchenliedes zu durchdringen, und in manchem seiner Lieder ist ihm das entschieden gelungen. Gustav Schwab urteilt über ihn: „Mit der warmen, tiefchristlichen Empfindung vereinigt Knapp einen Reichtum und Schwung der Phantasie, wodurch er sich den ersten Kirchendichtern aller Zeiten an die Seite stellt.“ Viele seiner Lieder („Eines wünsch' ich mir vor allem andern“, „Einer ist's, an dem wir hangen“) haben in den meisten neueren Gesangbüchern Aufnahme gefunden. In manchen herrscht das subjektive Gefühl sehr vor; zuweilen verfällt er in wortreiche Rhetorik und zu große Breite, aber eine warme Innigkeit durchdringt sie alle. Von 1833—53 gab er ein christliches Taschenbuch heraus, die „Christoterpe“ (Christenfreude), zu welcher die hervorragenden gleichgesinnten Schriftsteller Beiträge lieferten. (Seit 1880 als „Neue Christoterpe“ von Wilh. Baur, Emil Frommel und Rudolf Kögel und nach ihrem Tode von Max Vorberg u. a. fortgesetzt.) Neben den geistlichen Liedern hat er auch viele warm empfundene Naturlieder und historische Poesien (Hohenstaufenlieder: „Barbarossas Kirchtür“, „Ein Ostermorgen auf Hohenstaufen“ 2c.) gedichtet. Der Philosoph Schelling schrieb an Knapp im Jahre 1841 über die „Hohenstaufenlieder“: „Welche Freude in der Zeit

wie Scheidemünze abgegriffener poetischer Redeweisen solche Kraftworte! Welcher Reichtum der Empfindung, um alle Saiten anzuschlagen, die beim Gedanken an Hohenstaufen erzittern!“ Auch Musik und Dichtkunst werden von seiner Muse geehrt. Neben Bach und Händel hat er in begeisterten Versen Mozart und Beethoven, neben Dante und Klopstock auch Shakespeare, Goethe und Schiller gefeiert. Sehr ansprechend sind manche seiner poetischen Erzählungen. Die bekannteste darunter ist „die Einladung“: „Ein frommer Landmann in der Kirche saß.“

Spitta.

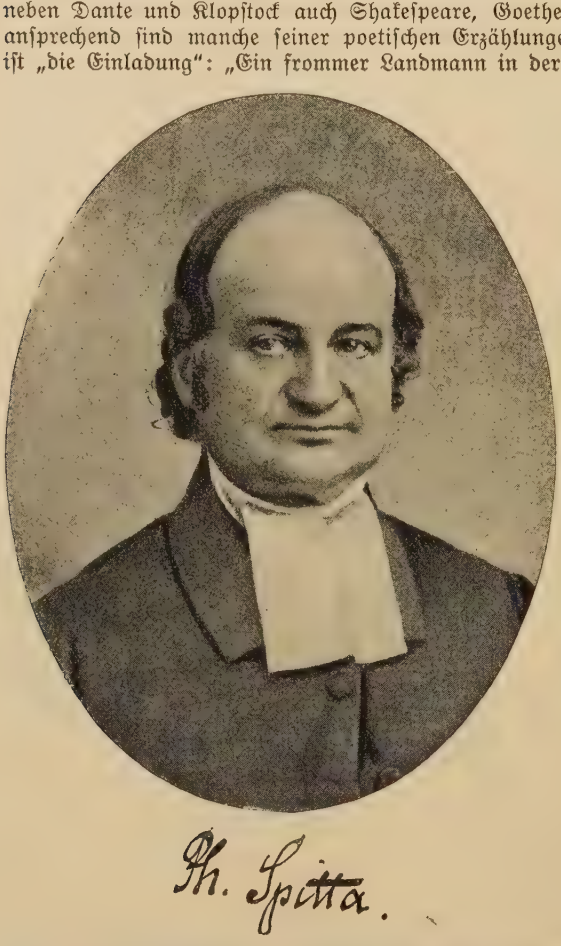
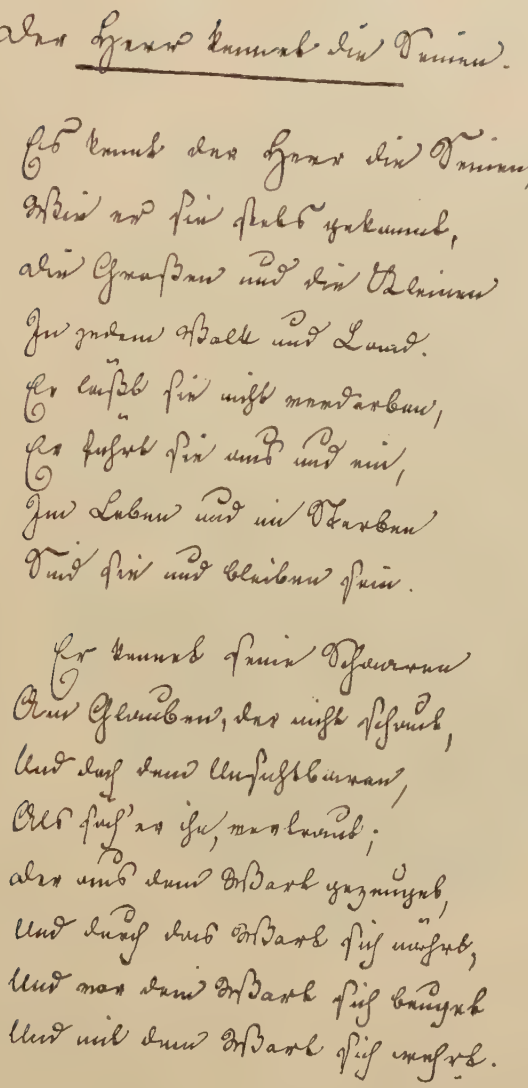


Abb. 175. Philipp Spitta. Nach einer Originalphotographie im Besitze von M. Heinsius in Bremen. Unterschrift nach einer Vorlage seines Sohnes, P. L. Spitta in Nette bei Bockenem.

Was Knapp im Süden, war **Philipp Spitta** im Norden. Am 1. August 1801 in Hannover geboren stammte er von Vaters Seite aus einer französischen Hugenottenfamilie (de l'Hospital) und kam nach dem frühen Tode seines Vaters zu einem Uhrmacher in die Lehre, trieb aber in seinen Freistunden Lateinisch und Griechisch. Im Jahre 1818 ermöglichte es seine Mutter, ihn auf das Gymnasium und dann auf die Universität Göttingen zu schicken, um Theologie zu studieren. In diesen Jahren dichtete er verschiedene weltliche Lieder, die nicht zum Drucke gelangt sind. Tholucks „Weihe des wahren Zweiflers“ wurde für ihn, wie er erzählt, der „Wegweiser durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis zur Himmelfahrt der Gotteserkenntnis“. Seitdem begann er auch geistliche Lieder zu dichten und sie zur Begleitung seiner Harfe zu singen. Aber erst nach längerem Sträuben entschloß er sich, seine Lieder drucken zu lassen. 1833 erschien die erste Sammlung, die er nach Psalm 57 V. 9 „**Psalter und Harfe**“ nannte, die sich rasch in den christlichen Häusern und Gemeinden einbürgerte und in zahllosen Ausgaben und Auflagen verbreitete. Später folgte eine zweite Sammlung. Im ganzen sind es 106 Lieder, welche die evangelische Kirche Spitta verdankt. Knapp nahm davon 53 in seinen „Evangelischen Liederschatz“ auf. Viele sind ins Englische und Französische übertragen und werden in den reformierten Kirchen viel gesungen. Auch in der katholischen Kirche haben sie ihre Freunde. Ein Literaturhistoriker, der ihr angehört, Pfarrer Brugier in Konstanz, bezeugt, daß sie „eine wunderbare Gewalt auf die



Der Herr kennet die Seinen.

Es kennt der Herr die Seinen,
Wie er sie stets gekannt,
Die Großen und die Kleinen
In jedem Volk und Land.
Er läßt sie nicht verderben,
Er führt sie aus und ein,
Im Leben und im Sterben
Sind sie und bleiben sein.

Er kennet seine Schaaren
Am Glauben, der nicht schaut,
Und doch dem Unsichtbaren,
Als sah' er ihn, vertraut;
Der aus dem Wort gezeuget,
Und durch das Wort sich nährt,
Und vor dem Wort sich beuget
Und mit dem Wort sich wehrt.

Spittas eigenhändige Niederschrift der ersten Verse seines Liedes:
„Der Herr kennt die Seinen“.

Nach dem Original im Besitz seines Sohnes P. L. Spitta in Nette b. Bockenem.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Zwei Liebchen.

Zwei Liebchen, Freunde, nenn' ich mein,
Und sagt ihr auch, das darf nicht sein!
Ihr könnt mich nicht bekehren.
Mein Herz hat Raum genug für zwei
Und vor der Welt bekenn' ich's frei
Und Niemand soll mir's wehren.

Und ruht das Eine mir im Arm,
Hält ohne eifersücht'gen Harm
Das Andre mich umfangen
Und blickt mich an und lächelt mild
Und küßt sein kleines Ebenbild
Auf Lippen und auf Wangen.

Die Liebe hat mir's angethan,
Denn blick' ich nur die beiden an,
Fühl' ich mein Herz erglühen;
Mir ist als käm' von fern herbei
Noch einmal meiner Jugend Mai
Mich wonnig zu umblühen.

Köstritz. Nov. 1864.

Julius Sturm.

„Zwei Liebchen" (1864) in der eigenhändigen Niederschrift Julius Sturms.
Nach dem Original im Besitz des Verfassers.

Verlag von Velhagen & Klasing

Bielefeld und Leipzig

Seele ausüben". Nachdem Spitta verschiedene Pfarrstellen mit großer Treue bekleidet hatte, kam er 1859 als Superintendent nach Burgdorf bei Hannover, wo er zwei Monate danach, am 28. September 1859, infolge eines Herzschlages starb. (Vergleiche Beilage Nr. 33.)

Auch **Julius Sturm** trug zu dem geistlichen Liederschatz unseres Jahrhunderts bei. Am 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß geboren studierte er in Jena Theologie und war danach zwei Jahre in Heilbronn Hauslehrer. In dieser Zeit lernte er Justinus Kerner und Nikolaus Lenau kennen. Nachdem er noch in Sachsen eine ähnliche Stellung bekleidet, wurde er zum Erzieher des Erbprinzen Heinrichs XIV. von Reuß-Schleiz ernannt und leitete sechs Jahre die Studien seines Zöglings. In dieser Stellung ließ er seine ersten „Gedichte" (1850) drucken. Bald danach wurde er Pfarrer zu Göschitz bei Zeitz. 1857 kam er als Pastor in seinen Geburtsort zurück. 1885 trat er in den Ruhestand, hat aber seitdem noch manches schöne Lied gesungen. Bis zum Jahre 1896 erfreute er sich eines rüstigen Greisenalters und hoffte seinen achtzigsten Geburtstag gesund zu erleben. Aber im Frühjahr erkrankte er und mußte sich in Leipzig einer Operation unterwerfen, an deren Folgen er am 2. Mai starb. — Sturm ist einer der fruchtbarsten Lyriker unserer Zeit, und viele seiner Lieder haben durch namhafte Komponisten (Kücken, Abt, Reinecke) eine weite Verbreitung gefunden. Der Grundton seiner Poesie ist eine tiefe, warme Frömmigkeit. Seine „Frommen Lieder" (1852), die durch das bekannte: „Gott grüße dich" eröffnet werden, begründeten seinen Dichterruhm. Unter seinen Kirchenliedern sind die Beicht- und Abendmahlsgesänge die bedeutendsten. Außer diesen haben auch andere in den Kirchengesangbüchern Aufnahme gefunden. Seine

Sturm.

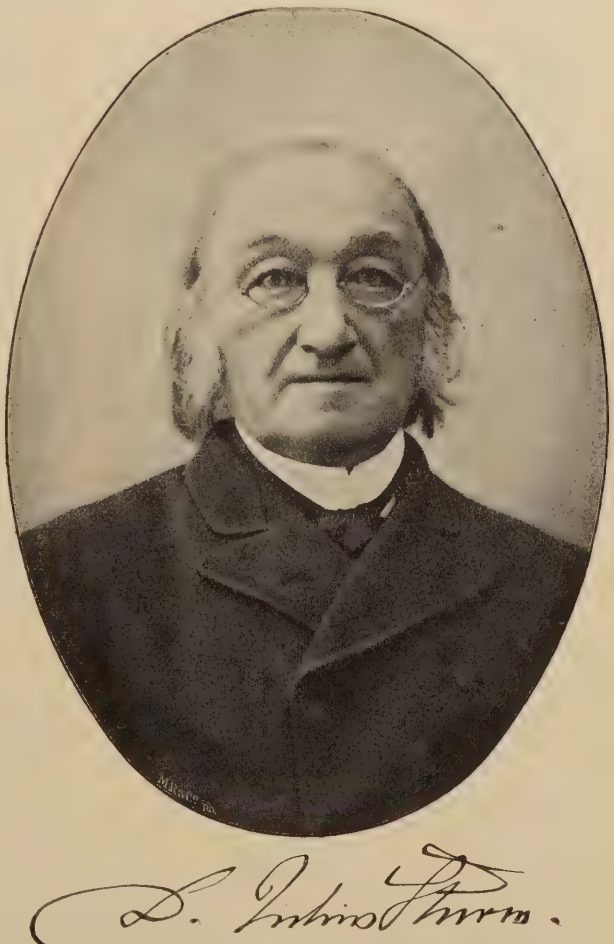
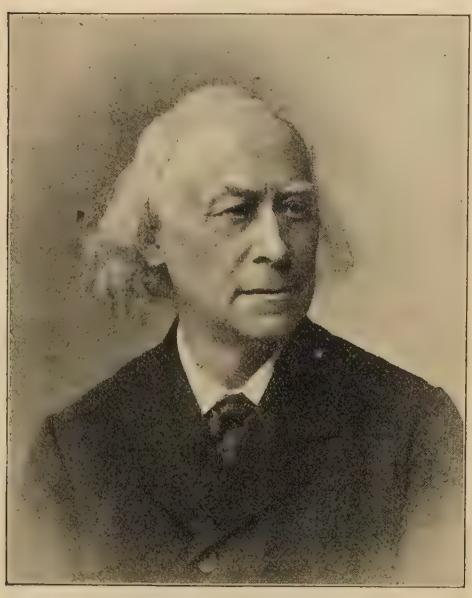


Abb. 176. Julius Sturm. Nach einer Photographie von 1894. Unterschrift eines Briefes an den Verfasser von 1875.

Lyrik umfaßt alle Klänge des deutschen Dichterwaldes. Vor allem ist er ein Sänger des deutschen Hauses. Zu seinen anmutigsten Liedern, die das Familienglück preisen, gehört das in der Beilage Nr. 34 mitgeteilte: „Zwei Liebchen". Auch aus der vaterländischen Geschichte hat er oft seine Stoffe gewählt und Heldengestalten wie den Grafen Eberhard, Otto III., Luther u. a., in seinen Balladen gefeiert. Vor allem hat er in die patriotische Dichtung mit eingestimmt und die Hauptmomente der letzten drei Kriege mit seinen „Kampf- und Siegesgedichten" begleitet (S. 369 f.). Sein Sohn August (geb. 1852) hat des Vaters dichterisches Talent geerbt und sich als Lyriker („Lied und Leben") und Epiker („Rübezahl" u. a.) hervorgetan.

Gerok.



Karl Gerok

Abb. 177. Karl Gerok. Nach einer Photographie aus den letzten Lebensjahren. Unterschrift aus einem Briefe vom 6. August 1878 an den Verfasser.

Kaum aber hat ein anderer geistlicher Liedersänger sich in solchem Maße die Liebe von Hoch und Niedrig, von Frommen und Freisinnigen, von Evangelischen und Katholiken erworben wie der schwäbische Dichter **Karl Gerok**. Am 30. Juli 1815 zu Vaihingen a. d. Enz als ein Pfarrerssohn geboren erhielt er seine Jugendbildung auf dem Gymnasium zu Stuttgart, wo Gustav Schwab dazu beitrug, seinen dichterischen Sinn zu erwecken und zu entwickeln. Nachdem er im Tübinger Stift seine theologischen Studien vollendet und dann als Repetent gewirkt hatte, wurde er nach kurzer Tätigkeit in einer Landgemeinde in die Hauptstadt seiner Heimat berufen, wo er fast vierzig Jahre hindurch als beliebter Kanzelredner und treuer Seelsorger in verschiedenen amtlichen Stellungen tätig war und als Prälat und Oberhofprediger am 14. Januar 1890 starb. Seinen Dichterruf verdankt er vor allem den in hundert starken Auflagen verbreiteten „**Palmblättern**" (1857), denen sich ergänzend eine „Neue Folge" (später u. d. T. „Auf einsamen Gängen" erschienen) und die „Pfingstrosen" anschlossen. Um diese poetischen Predigten sammeln sich noch fortwährend Tausende von Suchenden, welche ein Gotteshaus zu betreten vielleicht schon lange verlernt haben. Während in diesen drei Sammlungen die geistliche, oder eigentlich die biblische Poesie vorherrscht, enthalten die drei folgenden: „Blumen und Sterne" — „Der letzte Strauß" — „Unter dem Abendstern" vorwiegend weltliche Gedichte. Darin finden sich Naturlieder, die an das Schönste, was Goethe, Uhland und Geibel gedichtet, erinnern. (Vgl. auch das entzückende Lied: „Herbstgefühl" in den „Palmblättern".) Auch der Humor ist in seiner Poesie („Wanderers Kirchgang", „Der alte Pastor" u. a.) vertreten. Endlich hat Gerok auch zahlreiche patriotische Lieder gedichtet („Deutsche Ostern"), welche die großen Kriege von 1866 und 1870 dichterisch widerspiegeln und sich den besten Erzeug-

Palmblätter.

Dem deutschen Kaiser
zum neunzigsten Geburtstage

Kaiser Wilhelm neunzig Jahr!
Ists kein Märchen, ist es wahr?
Der drei Menschenalter sah,
Steht ein Wunder Gottes da.

Nie solang die Alpen stehn
Ward ein Held wie Du gesehn,
Nie solang noch rauscht der Rhein
Voll des [illegible] [illegible] hin.

Laß Dich grüßen, theures Haupt,
Das der Lorbeer dicht umlaubt,
Das, umwallt vom Silberbart,
Majestät und Milde paart!

Laß Dich küssen, tapfre Hand,
Die, zum Schirm dem Vaterland,
Achtzig Jahr den Degen trug,
Zwanzig Schlachten siegreich schlug!

„Dem Deutschen Kaiser zum neunzigsten Geburtstage“ (1887)
in **Karl Geroks** eigenhändiger Niederschrift.
Nach dem Original im Besitz des Verfassers.

Verlag von Velhagen & Klasing. Berlin und Leipzig.

Laß dir danken, edles Herz,
Ächt wie Gold und fest wie Erz,
Lauter, bieder, mild und schlicht,
Fromm vor Gott und treu der Pflicht!

Deutscher Mann von Kopf zu Fuß,
Nimm der Deutschen Ehrengruß,
Nimm ihn an von Süd und Nord
Du, des Reiches Hirt und Hort!

Vater du des Vaterlands
Friedefürst im Siegeskranz;
Weil dein Arm das Schwert noch hält,
Schweigt der Sturm und ruht die Welt.

Patriarch im Völkerkreis,
Aller Nationen Preis,
Dem der mächt'ge Zar sich neigt,
Dem der Groll des Frankreichs schweigt!

Nestor in der Fürsten Chor!
Immer glänzt du Jenen vor;
Wer ist dir an Jahren gleich?
Wer wie du an Ehren reich?

Durch der Jugend herbes Leid,
Durch des Mannes Kampf und Streit..
Wer ist's der mit Adlerflug
Sich auf Sonnenhöhe trug?
Er dem heut dein Knie sich beugt
Er dem heut dein Mund bezeugt:
Herr, nicht werth bin ich der Treu
Die mir täglich würde neu!

Was an dir dein Gott gethan,
Beten wir bewundernd an,
Sei der Herr dein Schild und Hort
Lang noch hier und ewig dort!

Karl Gerok

nissen der vaterländischen Poesie von 1813—15 würdig anschließen („Die Rosse von Gravelotte" 2c.). Seiner Liebe zu Kaiser und Reich hat er wiederholt bis an seinen Tod einen ergreifenden Ausdruck gegeben. Eines der mächtigsten Kaiserlieder, die seit 1870 gedichtet worden sind, ist das, welches er dem greisen Fürsten zum 90. Geburtstag sang. (S. Beilage Nr. 35.) Seinen Lebensgang von den ersten Jahren bis zu seiner Verlobung hat der Dichter mit gemütvoller Innigkeit und anmutigem Humor in seinen „Jugenderinnerungen" erzählt. Ein vollständiges Lebensbild hat sein Sohn Gustav Gerok 1892 herausgegeben.

Diesen Hauptvertretern der geistlichen Lyrik reiht sich noch eine ganze Schar mehr oder minder bedeutender Dichter an. So vor allem **Victor von Strauß und Torney** (geb. den 18. Sept. 1809 in Bückeburg, † 1899 in Dresden), dessen „Lieder aus der Gemeinde für das christliche Kirchenjahr" (1843) oft dem altkirchlichen Tone nahe kommen (Bist du, Herr der Meere, nur mit uns im Nachen u. a.). Auch seine anderen Gedichte atmen eine tiefe und wahre Empfindung. Auf seine Novellen und Romane komme ich später eingehend zurück. — Sehr gut hat den kirchlichen Volkston getroffen der Elsässer **Friedrich Weyermüller** (geb. 1810 zu Niederbronn i. E., † 1877) in seinen „Lutherischen Liedern" und „Weihnachtsstimmen". — Ein „Hoheslied in Liedern" dichtete **Gustav Jahn** (1818—1888), eine glaubenswarme dichterische Auslegung des geheimnisvollen Buches Salomos. — Endlich mögen noch erwähnt werden die beiden Pfarrer **Krummacher**, Friedrich Adolf (1767—1845), der S. 225 erwähnte Parabeldichter (Eine Herde und ein Hirt), und sein Sohn Friedrich Wilhelm (1796—1868), der berühmte Kanzelredner („Der vom Kreuze du regiereft"), **Gustav Knak** (1806—1878), der Dichter von: „Laß mich gehen" u. a., **August Schwartzkopff** (1818—1890), der es besonders verstand, die Psalmen Davids rhythmisch nachzudichten, **Albert Zeller** (1804—1877), dessen „Lieder des Leides", aus schweren Trübsalstagen als köstliche Früchte herangereift, sich zahlreichen Betrübten als mächtige Trostspender erwiesen haben („Gib dich dahin in Gottes Sinn!" — „Das Ungemach hält frisch und wach"), und der berühmte Kanzelredner **Rudolf Kögel** (1829—1896), dessen fast ausschließlich geistliche Gedichte sich durch Gedankentiefe und Gemütsreichtum auszeichnen.

Victor Strauß. Jahn. Zeller.

Von **Frauen** taten sich in der geistlichen Dichtung der neuesten Zeit hervor: **Agnes Franz** (1794—1843), die Verfasserin der „Parabeln", auch als Jugendschriftstellerin bekannt; **Luise Hensel** (1798—1877), deren „Müde bin ich, geh' zur Ruh" in aller Kinder Munde ist, außer so manchem anderen innig frommen Liede, das alt und jung gleich erquickt („Immer muß ich wieder lesen in dem alten heil'gen Buch" 2c.); **Cäcilie Zeller** (1800—1876), die Verfasserin des Buches: „Aus den Papieren einer Verborgenen", das eine Reihe einfach sinniger Lieder enthält; **Meta Häusser-Schweizer** (1797—1876), deren Gedichte Albert Knapp als „Lieder einer Verborgenen" herausgab; die **Gräfin Auguste von Egloffstein** (1796—1832), deren Lieder 1864 u. d. T. „Aus einem Tagebuche" erschienen. Ihr Leben wie ihre Poesie ist gleich anmutend und in bestem Sinne erbaulich. Endlich **Eleonore Fürstin Reuß** (El.). Ihre weltlichen wie geistlichen Lieder bieten viel Tiefes und Schönes in ansprechender Form.

Geistliche Dichterinnen.

Eine gute Auswahl der „Geistlichen Lieder im neunzehnten Jahrhundert" mit kurzen Lebensskizzen der Verfasser hat Otto Kraus herausgegeben. In umfassenderer Weise hat O. Wetzstein „Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert" (1891) beleuchtet.

Neben der geistlichen nimmt die **patriotische Lyrik** in der modernen Dichtung einen hervorragenden Platz ein. Seit dem alten Ernst Moritz Arndt und seinen Liedesgenossen der Befreiungskriege nie ganz verstummt hat sie

Patriotische Lyrik.

Becker.

Abb. 178. Nikolaus Becker, der Dichter des Liedes: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein. Nach einer Zeichnung von Th. Franken.

durch die ruhmreichen Kriege unseres Volkes von 1864, 1866 und 1870 einen ungeahnten neuen Aufschwung genommen.

Im Jahre 1840 war das berühmte „Rheinlied" (vgl. S. 371) entstanden. Sein Verfasser war der als Dichter sonst ganz unbedeutende Gerichtsschreiber **Nikolaus Becker** (geb. am 8. Okt. 1809 in Bonn, gest. den 28. Aug. 1845 zu Hünshoven). Das Lied machte ein ungeheures Aufsehen, wurde über zweihundertmal von bedeutenden Komponisten (Schumann, Kreutzer, Methfessel u. a.) in Musik gesetzt und rief zahlreiche französische Erwiderungen (von Musset, Lamartine u. a.) hervor. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sandte dem Dichter eine Ehrenspende von 1000 Talern, König Ludwig von Bayern einen goldenen, von Schwanthaler modellierten Pokal. Sein schönster Dank aber war ein Dichtergruß des greisen Ernst Moritz Arndt („Es klang ein Lied vom Rhein, ein Lied aus deutschem Munde" 2c.).

Während das Rheinlied auf allen Straßen und in allen Schenken bis zum Überdruß fort und fort gesungen und gefeiert wurde, blieb ein anderes, in demselben Jahre gedichtetes Lied lange Zeit unbeachtet.

Schneckenburger.

Es war „Die Wacht am Rhein", deren Verfasser **Max Schneckenburger** (geb. 17. Febr. 1819 zu Thalheim in Württemberg, gest. 3. Mai 1849 als Teilhaber einer Eisengießerei in Burgdorf bei Bern) die Anerkennung seines Liedes nicht mehr erleben sollte. Wie warm sein Herz an Deutschland hing, davon zeugt die „letzte Bitte", die er kurz vor seinem Tode in den folgenden Versen aussprach:

Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heimschen Strand!

Meines Herzens Flamme lodert
Einzig dir, Germania.
Drum, wenn einst mein Leib vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah!

Zum erstenmal kam „Die Wacht am Rhein" zur Geltung am 11. Juni 1854. Karl Wilhelm (geb. 1815 in Schmalkalden, gest. 1873), der sie komponiert hatte, ließ sie an jenem Tage anläßlich der silbernen Hochzeit des damaligen Prinzen von Preußen, späteren Kaisers Wilhelms I., von hundert Sängern singen; aber

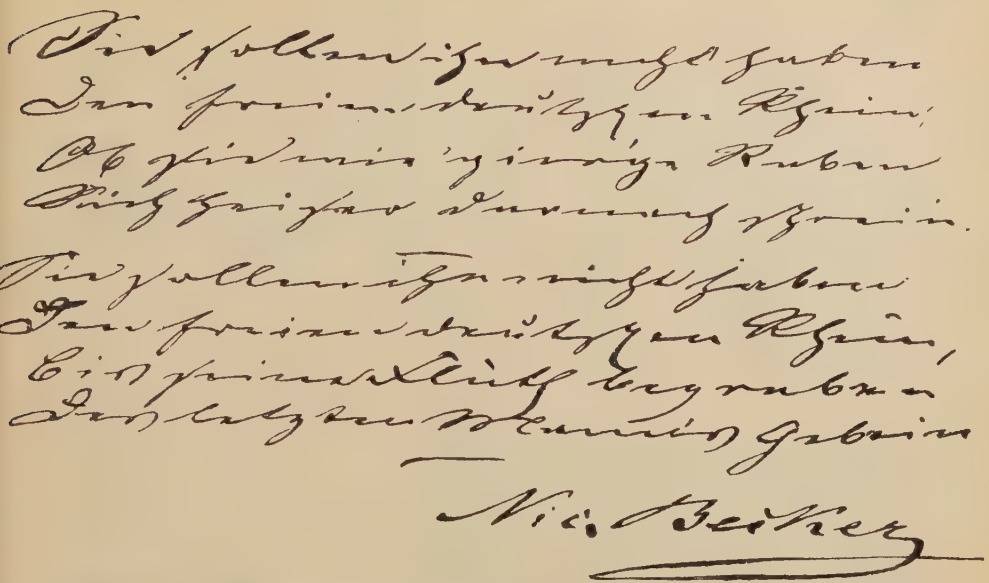


Abb. 179. Erste Niederschrift des Rheinliedes von der Hand des Dichters Nikolaus Becker.

volle Anerkennung errang das Lied doch erst im Jahre 1870, als es in dem Augenblick erwachte und aus allen Kehlen klang, wo unsere Krieger in den Kampf wider Frankreich zogen. Damals kamen auch erst die „Heroldsrufe" Geibels (S. 349), welche selbst in den stürmischen vierziger Jahren sich durch die Revolutionspoesie Bahn gebrochen und seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt laut in die Lande ertönt waren, zur vollen und freudigen Anerkennung.

Schleswig-Holstein-Lieder.

Ein ähnlich bedeutsames patriotisches Lied aus den vierziger Jahren ist das 1844 entstandene Lied von Schleswig-Holstein: „Schleswig-Holstein meerumschlungen," welches, von 1849 an durch ganz Deutschland gesungen, in dem Kriege von 1864 erst die rechte Bedeutung erlangte.

Straß.

Der 1864 zu Berlin verstorbene Kreisjustizrat **Heinrich Straß**, dessen Gedichte, seiner Zeit nicht unbeliebt, jetzt ganz vergessen sind, hatte zu einem Sängerfest in Schleswig ein Lied eingesandt, das vom Kantor Karl Gottfried Bellmann († 1861) komponiert war. Der Advokat Matthäus **Friedrich Chemnitz** († 1870 als Amtsrichter in Altona) hatte es „den augenblicklichen Zuständen und der Stimmung des Landes gemäß" frei umgedichtet. So ist das Schleswig-Holstein-Lied in der uns geläufigen Form entstanden. Am 24. Juli 1844 wurde es zum erstenmal von der Schleswiger Liedertafel gesungen und mit stürmischem Beifall begrüßt. Die erste Strophe des berühmten Liedes lautet in den beiden Abfassungen

Straß:	Chemnitz:
„Schleswig-Holstein, schöne Lande,	„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Wo mein Fuß die Welt betrat,	Deutscher Sitte hohe Wacht,
O daß stets an eurem Strande	Wahre treu, was schwer errungen,
Keime wahren Glückes Saat!	Bis ein schönrer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,	Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Halte fest der Eintracht Band!"	Wanke nicht, mein Vaterland!"

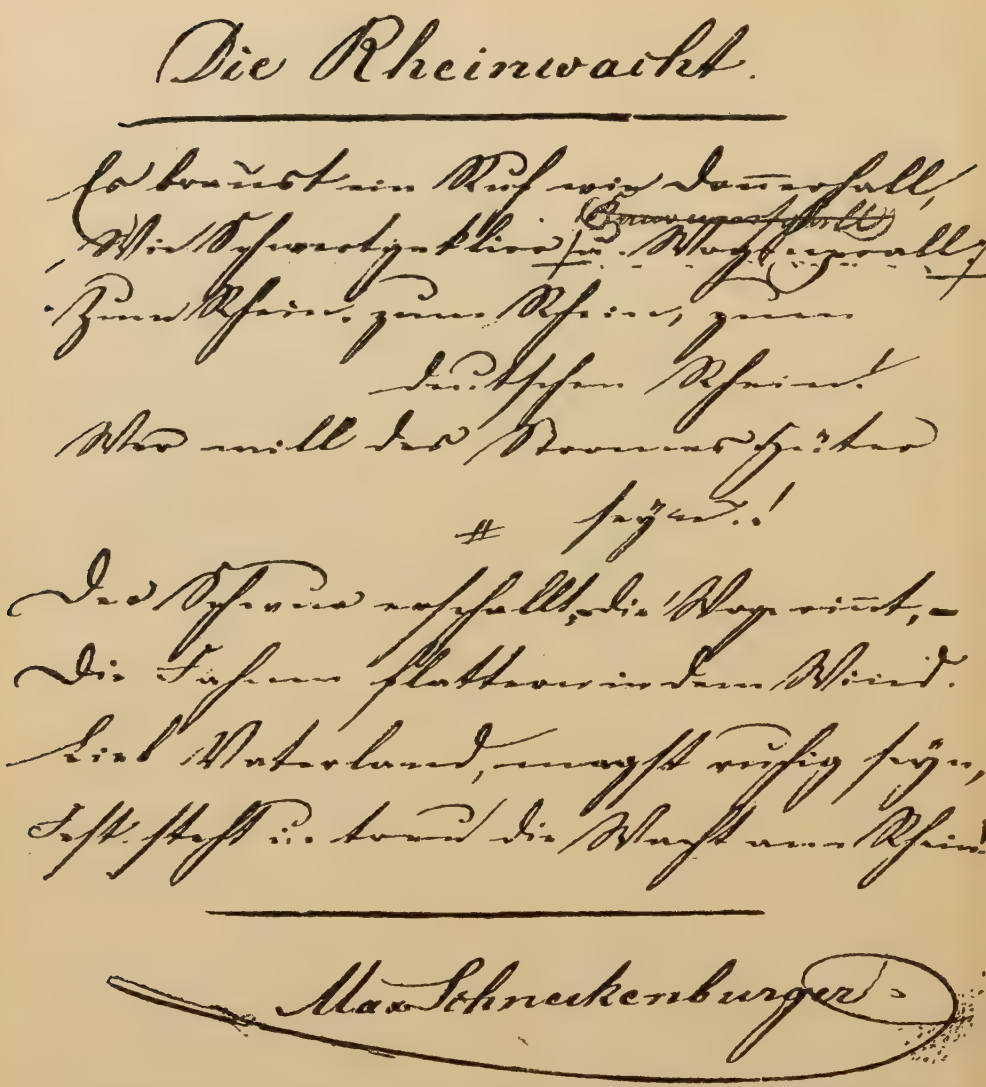


Abb. 180. Erste Niederschrift der „Wacht am Rhein" von der Hand des Dichters. (Erste und letzte Strophe.) Aus dem Besitze der Witwe desselben.
Die Entstehung des ersten Manuskripts fällt in die erste Novemberwoche des Jahres 1840. Sie zeigt noch mehrfache Korrekturen, zum Teil mit Bleistift. Die Überschrift lautet noch: „Die Rheinwacht". Auch fehlen am Schlusse die später hinzugekommenen beiden Endzeilen: „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein, Wir alle wollen Hüter sein!"

Geibels Schleswig-Holstein-Lieder (Protestlied: „Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben" 2c.) stimmten in diesen Ton ein. (Vergl. S. 353.) Aber auch sonst erweckte jener Feldzug, der das alte stammverwandte Land uns wieder zuführte, die kriegerisch-patriotische Dichtung. Der Sänger der „Gehar-

nischten Sonette", der greise Friedrich Rückert, sang „Kampflieder für Schleswig-Holstein". Theodor Fontane, der in seinen „Männern und Helden" 1849 die preußischen Krieger aus Friedrichs des Großen Zeit in volkstümlichem Tone besungen, feierte in markigen Versen den Tag von Düppel, Julius Sturm den Heldentod des Feldwebels Probst beim Sturm auf die Düppeler Schanzen; Georg Hesekiel den Übergang des Prinzen Friedrich Karl über die Schlei 2c. — Eine der wenigen epischen Dichtungen, die in jene Zeit würdig zurückgreifen, hat **Karl Heinrich Keck** (1824—1895) in „Anna", einem „Idyll aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung", 1850 am Jahrestage der Eckernförder Schlacht vollendet: eine vortreffliche, an Goethes „Hermann und Dorothea" erinnernde Zeitdichtung im antiken Gewande des Hexameters. H. Keck.

Auch der merkwürdig kurze Krieg von 1866 hatte seine Lieder. Theodor Fontane stand voran in der Reihe der Dichter, die den Tag von Königgrätz und den Siegeseinzug der Truppen in Berlin feierten. Wolfgang Müller von Königswinter besang die vornehmsten preußischen Generale des böhmischen Feldzuges; Georg Hesekiel „die Drei von Königgrätz"; Karl Gerok begrüßte in einem prächtigen Hymnus den so schnell und so glücklich errungenen Frieden. Lieder von 1866.

In den deutsch-patriotischen Sang hatten außerdem schon frühzeitig unsere elsässischen Stammesgenossen eingestimmt. An ihrer Spitze der „Straßburger von echtem Schrot und Korn" **Ehrenfried Stöber** (1779—1835), dessen dichterische Begabung seine beiden Söhne erbten: **August** und **Adolf Stöber** (beide zu Straßburg i. E. geboren, der erstere 1809, der zweite 1810, beide in Mühlhausen gestorben, 1884 und 1892). Beide übertrafen den Vater sowohl durch einen politisch weiteren Blick, wie durch die vollendetere Form ihrer Dichtungen. Gemeinsam gaben sie die „Alsabilder" heraus, eine Sammlung vaterländischer Sagen und Volkslieder, und versuchten dadurch die Erinnerung an die deutsche Vergangenheit des Elsaß und seine Zusammengehörigkeit mit Deutschland neu zu beleben. Stöber.

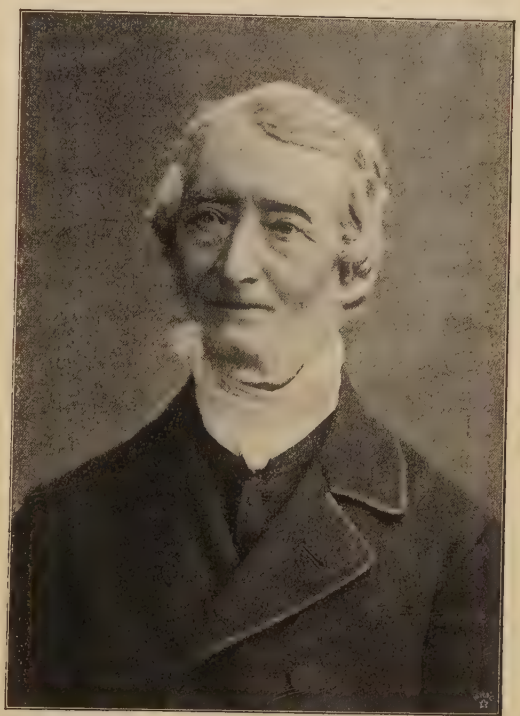


Abb. 181. Adolf Stöber.
Nach einer Photographie.

Während der gelehrte Professor August Stöber vornehmlich die alten Schätze ausgrub und sammelte, verarbeitete der sinnige Pfarrer Adolf Stöber, der talentvollste unter den elsässischen Sängern, diese Funde im Geiste Uhlands in zahlreichen Romanzen und Balladen, die alle auf das patriotische Ideal ihres Lebens hinzielten. So legte er dem Kaiser Sigismund, als er in fröhlicher Laune seine alte Reichsstadt Straßburg besucht, die bedeutsamen Worte in den Mund:

Wie euren Finger golden
Umfaßt jedweder Ring,
Soll eure Söhn' umwinden
Der Treue festes Band
Und soll sie ewig binden
Ans deutsche Vaterland!

Die sich an die Familie Stöber anschließenden Dichtergenossen bewahrten treu das Kleinod der deutschen Sprache und erwiesen sich als Schildträger des deutschen Liedes. Ihr Symbol war der Münsterturm,

„Der so treu hernieder blickt
Und der Eintracht stumme Grüße
Rings herum ins Rheintal schickt!"

Unter den Jüngeren schloß sich ihnen **Karl Hackenschmidt** (geb. 1839, Pfarrer an Jung Sankt Peter in Straßburg) auf das wärmste an. Als 1859 auf dem Münster „welsche Fahnen" wehten, dichtete er prophetisch:

Ei, so weht nur, welsche Fahnen!
Aus der Nacht entsteigt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag;
Wo er schlägt die starken Klauen
In des Domes Felsenkleid
Und verkündet siegesjubelnd
Deutschlands neue Herrlichkeit.

Candidus. Und als das Elsaß und Straßburg wieder deutsch geworden waren, da jubelte **Karl Candidus** aus Bischweiler (geb. 1817) im fernen Odessa, wo er als Pfarrer lebte:

Am Schwarzen Meere ward mir kund:
Straßburg sei nicht mehr welsch zur Stund,
Da wurde mir so wohl, so frei,
So spaßhaft und doch ernst dabei.
Jetzt simmer (sind wir) ditsch für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Kurze Zeit danach (1872) erlag der treue Patriot, der anonym bereits 1846 „Gedichte eines Elsässers" und 1854 fünfzehn Kanzonen „Der deutsche Christus" herausgegeben, einem Brustleiden, ohne seine Heimat wiedergesehen zu haben.

Nach geschlossenem Frieden gab der als geistlicher Liederdichter bereits (S. 369) genannte Friedrich Weyermüller seine „Kriegs- und Friedenslieder eines Elsässers" heraus, in denen er als Deutscher die neue Zeit und das alte Deutschland hoffnungsvoll begrüßte.

Lieder von 1870. Es waren die Echoklänge auf den vielhundertstimmigen Jubelgesang der diesseits des Rheins weilenden deutschen Brüder. Berufene und Unberufene stimmten die Leier und begleiteten jeden Schritt und Tritt unserer tapferen Krieger mit ihren Liedern. Man ist jetzt geneigt, diese neueste patriotische Kriegslyrik zu unterschätzen und spricht von ihr, im Vergleiche mit dem Freiheitsgesange von 1813—1816, fast verächtlich. Gewiß mit Unrecht. Spreu gab es unter dem großen Liedersegen des letzten Krieges ja gewiß sehr viel; es fehlte daran 1813—1815 aber auch nicht, nur daß uns die damalige Dichtung schon besser gesichtet überliefert worden ist. Aber verkannt darf nicht werden, daß der dichterische Ertrag von 1870/71 doch auch reich an echtem Korn ist, daß sich jahrhundertelang erhalten und bewähren wird. Auch an sangbaren und bei festlichen Anlässen gern gesungenen Liedern mangelt es

nicht. Ja es gab Lieder, die den Volkston so klar und wahr trafen, daß man sie lange sang, ehe es nur jemand einfiel, nach dem Namen des Verfassers zu fragen.*)

Wie urfröhlich und echt humorvoll berührte doch sofort das prächtige Soldatenlied: „König Wilhelm saß ganz heiter“ des Waldeckers **Woldemar Kreusler** (nach dem Kriege in das Stadtphysikat von Brandenburg a. H. berufen, wo er als Geh. Sanitätsrat ein hohes Alter erreichte) und nicht minder das in aller Welt bekannt gewordene **Kutschkelied**! Als den Dichter desselben gab sich später der Präpositus **Herm. Alex. Pistorius** zu erkennen, der nur die Anfangsverse einem Berichte des „Daheim“ entnommen hatte: Kreusler.

Was kriecht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium.

In ernsteren Tönen begrüßten Hoffmann von Fallersleben, Karl Simrock, Friedrich Bodenstedt, Georg Hesekiel, Julius Sturm den Kriegsanbruch; unmittelbar nach der Kriegserklärung (Juli 1870) kündigte Geibel in dem „Psalm wider Babel“ der Stadt Paris das schauerliche Gericht an:

Es wird zertreten der Rächer — Daß durch die krachenden Dächer
Die Stätten, da ihr sitzt, — Hochauf die Lohe spritzt.

Und Freiligrath jubelte:

Schwaben und Preußen, Hand in Hand, — Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Der Nord, der Süd, ein Heer! — Ein Wille sind wir heut!

Dazwischen begleitete der Chor der Gelehrten unseren Feldzug wider Frankreich. Der 73jährige Professor Maßmann, ein Freund des Turnvaters Jahn, der schon 1813 seine Leier hatte erklingen lassen, nahm sie noch einmal zur Hand und rührte sie zum Preise der alten und der neuen Zeit. Der Archäolog Ernst Curtius besang „des Königs Auszug“ wie später auch „des Königs Heimkehr“ in schwungvollen Versen; Heinrich von Treitschke, der Historiker, ließ das „Lied vom schwarzen Adler“ erklingen, der Philosoph Moritz Carriere frohlockte: Maßmann. Curtius. Treitschke.

Das war Triumph schon vor dem Kampf:
In Treue Nord und Süd verbunden —

der Literarhistoriker Goedeke rief:

Wie auch das Glück der Schlachten schwanke,
Dem deutschen Volk nur ein Gedanke:
Der letzte Sieg muß unser sein!

Männer, die sonst nur in Prosa gedichtet, erhoben ihre Stimme in begeisterten Versen. Levin Schücking brachte ein Hurra dem deutschen Michel: Schücking.

Hurra, du deutscher Michel und deinem Heldenmut!
Wie mähet deine Sichel in heißer Ernte Glut!
Wie schlägst du drein so mächtig und achtest nicht dein Blut —
O Michel, du bist prächtig, gerätst du so in Wut!

Dazu erklangen aus Nord und Süd die Lieder der alten Sänger. Der greise Holtei gedachte seiner in des ersten Napoleons Zeiten zurückreichenden Erinnerungen und prophezeite, es würde wieder gehen wie damals: Holtei.

*) Vgl. Historische Volks- und volkstümliche Lieder des Krieges von 1870—71. Aus fliegenden Blättern u. s. w. gesammelt von F. W. Freiherrn von Ditfurth.

Er (Napoleon) wähnt es schlimm zu machen,
Gott hat es gut gemacht!

Von Stadt zu Stadt, von Schlacht zu Schlacht begleiteten die Sänger die Ereignisse und den Führer der deutschen Heere. Als Straßburg fiel, sang Karl Gerok in Anlehnung an das alte Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz, da fing mein Trauern an". Hermann Lingg feierte die Einnahme von Metz:

Gerok.

Abgelöst, Franzose! Seinen Posten
Nimmt fortan der Deutsche wieder ein.
Westwärts Abendnebel gloften;
Auf der Mosel Höhen tagt's im Osten —
Und die Zukunft, deutsches Volk, ist dein!

Und als der Kaiser Napoleon gefangen ward am Sedantage, da tönte es wie in höherem Chor aus Emanuel Geibels Munde:

Geibel.

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan,
Ehre sei Gott in der Höhe!

während Felix Dahn in freien Rhythmen die Schlacht von Sedan kräftig schilderte und vorahnend von Preußens ehrwürdigem König ausrief:

Felix Dahn.

Mir war, als
Säh' ich, geformt aus
Den goldenen Strahlen
Der sinkenden Sonne,
Ob seinem Haupte
Schimmernd schweben
Hoch gewölbt
Eine Kaiserkrone.

Und als er, der greise Held, wirklich Kaiser geworden, da begrüßte ihn nicht nur der ebenfalls ergraute Patriot Christ. Friedrich Scherenberg (geb. 1798, † 1881 in Berlin), der 1849 durch sein vaterländisches Epos: „Waterloo" großes Aufsehen erregt und später auch „Leuthen" und „Ligny" besungen hatte, beim Siegeseinzug an der Spitze seiner Garden in Berlin mit schwungvollen Worten, da vernahm man auch Gustav Freytag zum Preise der „Kaiserkrone"; und Felix Dahn stimmte seinen machtvollen deutsch-lateinischen Hymnus: „Macte senex Imperator!" „Heil Dir, greiser Imperator!" an.

Scherenberg.

Plattdeutsche Rede mischte sich in die hochdeutschen Gesänge. Klaus Groth hatte schon im Juli 1870 frohlockt:

Vun alle Bergen, de Krüz un Quer,
Dar is dat wedder, dat dütsche Heer!

Nun brachte Fritz Reuter „Ok 'ne lütte Gaw" dar.

So ging es fort, bis Theodor Fontane am 16. Juni 1871 dem Heere zusang:

Zum dritten Mal
Ziehen sie ein durch das große Portal;
Der Kaiser vorauf, die Sonne scheint,
Alles lacht und alles weint —

und Karl Gerok zum Friedensfest ein neues Tedeum anstimmen konnte:

Gerok.

Herr Gott, vor dem wir auf den Knieen lagen,
Eh' unser Arm sich hob zum blut'gen Strauß,
Auf Adlersflügeln hast du uns getragen,
In Feuerwolken zogst du uns voraus.

Macte Imperator!
Macte senex Imperator,
Barbablanca, triumphator,
Qui viasti Galliam
Et coronae Germanorum
Post viduium saeculorum
Reddidisti gloriam.

Petulanter lacessitus
Justo clypeo munitus
Heeribannum excitas:
Ecce surgunt quotquot gentes
Oras incolunt stridentes
Alpes usque niveas.

Würzburg 9. II 1871.

Heil dem Kaiser!
Heil Dir, greiser Imperator,
Barbablanca, Triumphator,
Der Du Gallien niederzwangst
Und der Krone der Germanen,
Wittwe längst des Ruhms der Ahnen,
Glanz und Schimmer neu errangst.

Frech vom Uebermuth beleidigt,
Mit dem Schild des Rechts vertheidigt,
Rufst den Heerbann Du in's Feld:
Sieh, da greift vom Fels zum Meere
Klirrend alles Volk zur Wehre,
Eine Deutsche Waffenwelt.

Felix Dahn

Abb. 182. Felix Dahns Kaiserhymnus (V. 1. 2.) in eigenhändiger Niederschrift. Nach dem Original im Besitz des Verfassers.

Du halfst uns dreiundzwanzig Schlachten schlagen,
Du führst als Siegesherzog uns nach Haus.
Herr Gott, so weit noch beten deutsche Zungen,
Sei dir zuerst ein Loblied heut gesungen!

Alles zusammenfassend ließ danach Oskar v. Redwitz das „Lied vom neuen Deutschen Reich“ erklingen, das in trefflicher Weise die Befreiungskriege Lied vom Deutschen Reich.

mit dem großen Einigungskriege in Verbindung setzt, da es als das Vermächtnis eines ehemaligen Lützowschen Jägers auftritt, der in greisem Alter seinen einzigen Sohn in dem neuen Kampf entsendet und ihn mit dem Eisernen Kreuz ruhmvoll geschmückt vor Paris wiedersieht, aber nur, um ihn kurz danach zu verlieren. In des Vaters Arm erliegt der Tapfere seinen Wunden, nachdem er siegesfroh noch ausgerufen:

„Doch klag' ich nicht, muß ich so jung auch sterben,
Half ich dem Vaterland doch Ruhm erwerben
Und seines neuen Reiches Herrlichkeit!"

Aus großer Zeit.

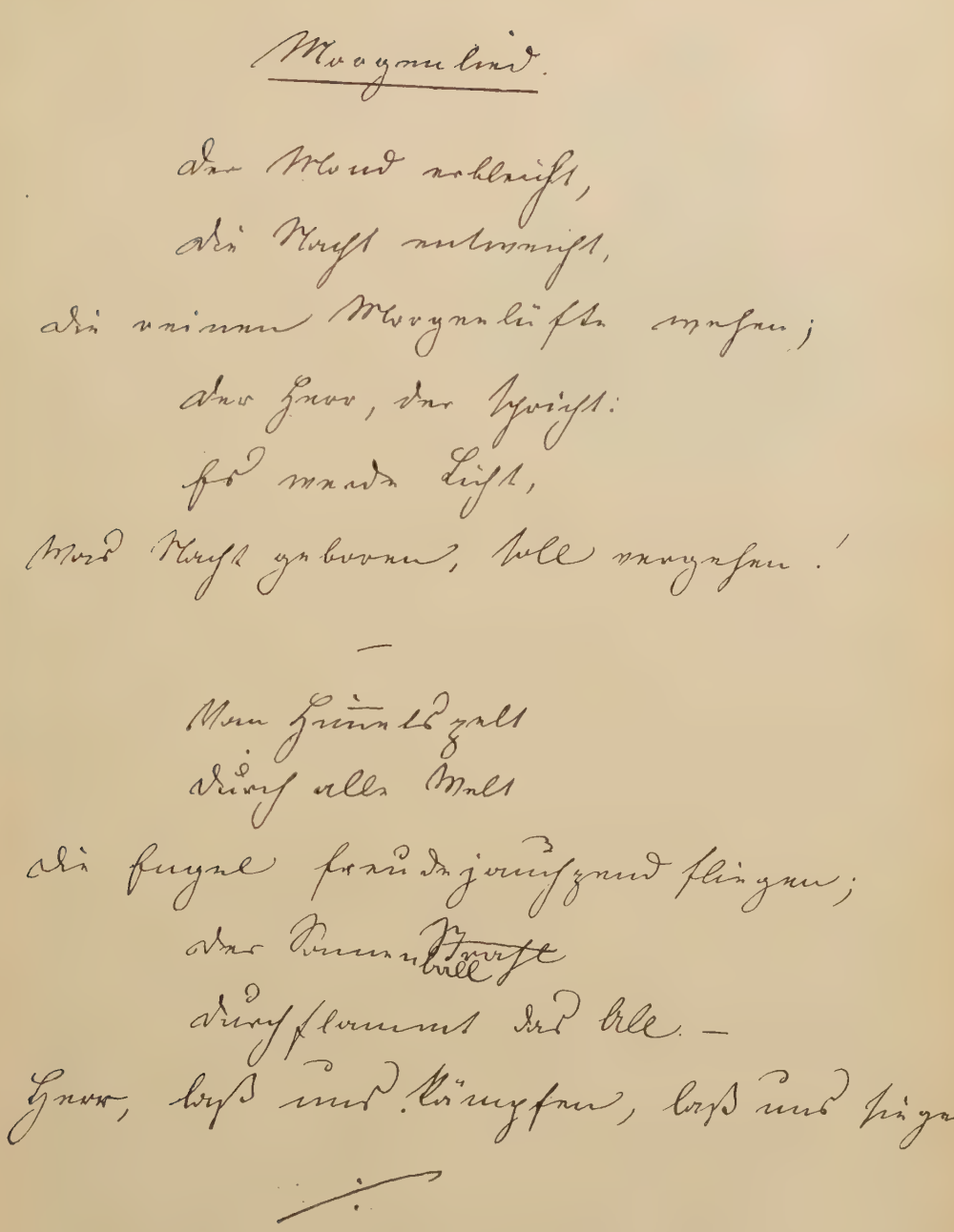
Unter den zahlreichen Nachklängen ragt eine Dichtung hervor, die aus anonymer Feder hervorgegangen den vollen Zauber deutschvaterländischer Poesie über dieses Stück der jüngsten Vergangenheit ergießt. Das u. d. T.: „Aus großer Zeit" erschienene Werk ist kein Epos wie die Ilias oder das Nibelungenlied, aber eine von Anfang bis zu Ende fesselnde, die Ereignisse des großen Krieges treu und lebenswarm wiedergebende volkstümlich-poetische Chronik, deren meisterhaft gehandhabte altdeutsche Reimpaare — gut vorgelesen — angenehm und kräftig ins Ohr fallen. Seitdem hat die vaterländische Dichtung nicht geruht; das Lob des großen Kaisers, welcher Deutschlands Hoffnungen erfüllt hatte und sich aller Herzen durch seine Persönlichkeit gewann, erklang in allen Tonarten bis an seinen Tod und lebte bei der Jahrhundertfeier seiner Geburt (1897) neu auf. Auch zu Ehren seiner Helfer und Rater, besonders des eisernen Kanzlers, wurde manches Lied gesungen.

Weltliche Lyrik.

Groß ist die Schar lyrischer Dichter und Dichterinnen, die aus allen Tonarten nach Uhlands Programm singen von „Lenz und Liebe, von Treue und Heiligkeit, von Freiheit, Männerwürde" ꝛc. Seinem Aufruf: „Singe, wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald!" ist nur zu ausgiebig Folge geleistet worden, und die Zahl der „literarischen Stubenhocker, die ihre Erzeugnisse centnerweise in Goldschnittbändchen drucken lassen", überwiegt leider. Aber doch fehlt es nicht an ersten Sängern, die im frischen, grünen Wald ihre Stimme erhoben haben, und deren Lieder von Mund zu Mund weiter klingen. In bunter Reihe seien nur einige der besten Namen herausgegriffen.

Reinick.

Welch ein inniges und tiefes Gemüt spricht aus den Liedern des Malers **Robert Reinick**! Ein Danziger Kaufmannssohn, geb. den 22. Febr. 1805, bildete er sich in Berlin unter der Leitung des Professors Begas zum Historienmaler aus. Zugleich wurde sein dichterisches Talent durch Eichendorff und Chamisso geweckt. In des letzteren Musenalmanach erschienen seine ersten Erzeugnisse. Späterhin wirkten Düsseldorf und Rom vielfach anregend auf seine Doppelgabe. 1844 siedelte er nach Dresden über, wo er im glücklichen Familienkreise und im Verkehr mit Kollegen und Freunden acht Jahre seiner Kunst wie der Poesie lebte. Der unserem Volk eigene Zug zur Natur offenbart sich in seinen Liedern. Ein reines, harmloses Kindergemüt jubelt in seinen „Frühlingsglocken: Maiglöckchen tut läuten, Was hat das zu bedeuten? Frühling ist Bräutigam." Viele seiner Naturlieder atmen eine so ernste Stimmung, daß sie fast an das geistliche Lied streifen. So tönt u. a. sein „Morgenlied" (Beil. Nr. 36) in ein Gebet aus: „Herr laß uns kämpfen, laß uns siegen!" — Wie naiv und schalkhaft sind seine Liebeslieder, wie lustig seine Wander- und Zechlieder! In allen sprudelt sein Humor in reichster Fülle und ergießt sich über die verschiedensten Erlebnisse eines freien, frischen



„Morgenlied“ von Robert Reinick.
In der eigenhändigen Niederschrift des Dichters von 1845.
Nach dem Original im Besitz des Verfassers.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig

Künstlerlebens. Alles, was er gedichtet, ladet unwiderstehlich zum Gesange ein. Vorzüglich verstand er es, den Kindern zu erzählen und zu singen. Sein „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch", welches auch ein Lebensbild des liebenswürdigen Dichters enthält, ist noch heute ein Liebling der Jugend. Es ergötzen sich daran aber auch alle, welche die Kinder lieb haben. Am 7. Februar 1852 wurde er seiner Familie und seinen Freunden durch den Tod entrissen.

Abb. 183. Robert Reinick.
Nach einer Photographie im Besitz von Fräulein Mathilde Behrend in Danzig. Unterschrift von 1845 nach einer Vorlage im Besitz des Verfassers.

Kopisch.

Einem anderen Maler, **August Kopisch** (1799—1853), der in kühnem Schwimmen die blaue Grotte tief unter dem Felsen von Capri einst entdeckte, verdanken wir neben manchem ernsteren Liede viele zarte und viele muntere Elben-, Nixen-, Zwergsagen, u. a. die reizenden „Heinzelmännchen" und ergötzliche Volksschwänke („die Histörchen" — „der große Krebs im Mohriner See" 2c.). Alle Weintrinker werden ihm für sein humoristisch-volksmäßiges „Als Noah aus dem Kasten war" dankbar sein. — Der berühmte Kunsthistoriker **Franz Kugler** (1808—1858) darf den beiden sich wohl anreihen. Er hat den Ton des Volksliedes meisterlich zu treffen gewußt, wie sein vielgesungenes „An der Saale hellem Strande" allein schon beweist. — Ein anderer Mann der Wissenschaft, der Literarhistoriker **Wilhelm Wackernagel** (1806—1869), verstand es, neben den zartesten Liebesklängen, wie sie in seinen „Liedern aus dem Brautstande" ertönen, auch den urwüchsigsten Humor walten zu lassen, wovon sein prächtiges „Weinbüchlein" ein Beweis ist.

Kugler.

W. Wackernagel.

Aus allen deutschen Gauen ertönt der deutsche Liederklang.

Am Rhein hat **Gottfried Kinkel**, den wir noch als Epiker (S. 392 ff.) kennen lernen werden, auch seine schönsten und ergreifendsten Lieder gesungen, ehe die Politik ihm die Harfe aus der Hand nahm. Aus jener jüngeren Zeit stammt das Lied: „Gruß an mein Weib", ebenso das „geistliche Abendlied", der schöne „Strauß aus dem Jugendgarten", vor allem das friedensvolle Lied „Sonntagsstille", von dem ich die erste, im Gebetston gehaltene und die letzte schwungvoll verheißungsvolle Strophe hier mitteile:

Kinkels Lieder.

Laß sinken mich in dein Erbarmen,
O Herr, so mild noch im Gericht!
Verstießest du doch uns, die Armen,
Ganz aus dem Paradiese nicht.
Wohl galt's, die Jugendheimat meiden
Und sich mit Knechtesarbeit mühn,
Doch ließest du in bangen Leiden
Am Sabbath uns noch Eden blühn.

Noch eine Ruhe soll dir werden,
O Volk des Herrn! Sie ist nicht fern,
Denn schon erglänzt auf weiter Erden
Das Kreuz als ew'ger Morgenstern.
Getrost, getrost! bald ist verronnen
Der Weltenwoche Sturmeslauf:
Im Osten graut mit hellern Sonnen
Der Weltensabbath schon herauf!

Auch aus der Lyrik **Simrocks** (vgl. S. 387) weht uns die rheinländische Luft an. In dem köstlichen Lied: „Warnung vor dem Rhein" heißt es munter:

Simrock.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut:
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht dir so freudig der Mut.

Rittershaus.

Unter den Dichtern des Wuppertales hat **Emil Rittershaus** (geb. 1834, † 1897) zur Feier der Vollendung des Cölner Domes am 15. Oktober 1880 ein schwungvolles Lied gesungen, das mit dem altehrwürdigen Bau und seiner Geschichte hinfort für alle Zeiten verbunden bleiben wird. Sonst herrscht in seinen Zeitgedichten zu sehr das rhetorische Pathos vor. Aber auch manch anmutiges Liebeslied („Was ist die Liebe?") enthalten seine Gedichtsammlungen, und alle häuslichen Lebensbeziehungen hat er in innig warmen Tönen gefeiert. Sehr schön ist seine poetische Würdigung Annettes von Droste-Hülshoff.

Volkmann-Leander.

Unter den Sachsen erwarb sich **Richard von Volkmann**, der berühmte Hallenser Chirurg (geb. den 17. August 1830 zu Leipzig), durch seine Dichtungen einen bleibenden Namen. Während der Kriege 1866 und 1870 entfaltete er die großartigste Tätigkeit auf den Verbandsplätzen der Schlachtfelder und in den Feldlazaretten. In den Mußestunden, die ihm während der Belagerung von Paris zu teil wurden, nachdem die meisten Verwundeten aus den Schlachten nach Hause geschickt waren, schrieb er seine sinnigen tiefpoetischen „Träumereien an französischen Kaminen", zunächst nur als Grüße an Weib und Kind. Erst auf das Drängen seiner Freunde entschloß er sich nach seiner Heimkehr aus dem Felde sie unter dem Pseudonym „Richard Leander" (der griechischen Übersetzung seines Namens) zu veröffentlichen. Selten haben Kunstmärchen eine so günstige Aufnahme gefunden. Später hat er sich auch als Lyriker hervorgetan. „Aus der Burschenzeit" und „Auf klassischem Boden" sind die eigenartigsten Stücke in der Sammlung seiner „Gedichte". 1885 wurde er von Kaiser Wilhelm I. in den erblichen Adelsstand erhoben. In später Zeit, da er nervenkrank meist im Süden weilte, entstanden, meist in schlaflosen Nächten erdacht und niedergeschrieben, seine „Alten und neuen Troubadourlieder". Sie sind meist der provenzalischen Poesie nachempfunden und frei nachgebildet, aber doch inhaltlich neu. Am 28. November 1889 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden in einer Nervenheilanstalt zu Jena.

Scheurlin.

Unter den Bayern soll **Georg Scheurlin** (1802—1872) unvergessen bleiben, in dessen einfachen Versen ein reiches Gemütsleben sich offenbart, das oft in echt volksmäßiger Weise zum Ausdruck kommt. Seine Liebesgedichte zeugen von tiefer Empfindung und sind an eigentümlichen Gedanken reich:

Das Veilchen und die Rose,
Und all der Blumen Pracht,
Die geht der Frühling dichten,
Dieweil er dein gedacht.

K. Stieler.

Unter den bayrischen Dichtern der neueren Zeit nimmt **Karl Stieler** einen hervorragenden Platz ein. Am 15. Dezember 1842 zu München geboren, der Sohn des berühmten Porträtmalers Joseph Stieler (S. 125), hatte er schon früh Gelegenheit, mit dem bäuerlichen Element seiner Heimat vertraut zu werden und sich den oberbayrischen Dialekt völlig anzueignen. Schon als siebzehnjähriger Gymnasiast dichtete er darin mit der größten Naturwüchsigkeit und übertraf bald seinen Lehrer Professor **Franz von Kobell** (1803—1882), den Mineralogen, „Gamsenjager" und Verfasser von zahlreichen „Geschichtln" und „Schnadahüpfln". Nachdem Stieler die Rechte studiert, unternahm er größere Reisen ins Ausland und bekam nach seiner Rückkehr eine Anstellung am bayrischen Staatsarchiv. Eine Reihe von Gedichtsammlungen im oberbayrischen Dialekt („Bergbleamln — Habt's a Schneid — Um Sunnawend"), machten ihn in seiner Heimat rasch zu einem populären Dichter. Das Gebirgsvolk nannte ihn stets nur den „Stielerkarl". Auch in hoch-

deutscher Sprache hat er Bedeutendes geleistet. Seinen „Hochlandsliedern“ gibt er die Verse zum Geleit:

Waldhauch hat euch durchdrungen,
Bergluft und Almenschnee —
Ich sang auch, wo gesungen
Wernher von Tegernsee.

Karl Stieler

Abb. 184. Karl Stieler. Nach einer Photographie. Unterschrift eines Briefes von 1866 an den Verfasser.

Aus einem glücklichen Heimwesen wurde er durch einen frühen Tod am 12. April 1885 herausgerissen. Kurz zuvor hatte er sein letztes Werk: „Ein Winteridyll“ gedichtet, das er nicht mehr zum erstrebten Abschluß bringen konnte. Aus diesem dichterischen Vermächtnis, das sich durch Innigkeit der Empfindung und Wohlklang der Sprache auszeichnet, lernt man den hochbegabten Dichter ebensosehr wie den liebenswürdigen Menschen in seinen Beziehungen zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind am besten kennen.

Der Pfälzer **Martin Greif** (vgl. unter Drama) zeichnet sich in seinen Gedichten (6. Auflage 1895) besonders durch die stimmungsvollen, kurzen „Naturbilder“ aus. Eine reiche Empfindung liegt darin, nicht selten klingt ein religiöser Gedanke hindurch. So in dem Liede „Hochsommernacht“: Greif.

Stille ruht die weite Welt,
Schlummer füllt des Mondes Horn,
Das der Herr in Händen hält.

Nur am Berge rquscht der Born —
Zu der Ernte Hut bestellt
Wallen Engel durch das Korn.

Durch seine Liebespoesie geht oft ein wehmütiger Ton, und in manchem seiner religiösen Lieder (z. B. „der Zweifler“) fühlt man die tiefen inneren Kämpfe des katholischen Dichters hindurch. Gemütvoll sind alle seine Lieder, mehr zart und sinnig als grade von unwiderstehlicher Gewalt.

In Württemberg hat **Joh. Georg Fischer** (geb. am 25. Oktober 1816 in Groß-Süssen, † 4. Mai 1897 in Stuttgart) im Nachklang des schwäbischen Dichterkreises manch ernstes und manch heiteres Lied gesungen. Ans Volkslied klingt es an, wenn er singt: Fischer.

Es ist kein hoher Berg so hoch,
So tief kein tiefes Tal,
Es dringt hinauf ein Vögelein,
Hinab ein Sonnenstrahl.

Und wärst du selbst die Perl' im Meer
Und wärst das Alpengold,
So hoch und tief hätt' ich dein Herz,
Kostbares Kind, geholt.

Unter seinen Idyllen ist eine besonders ansprechende „Der glückliche Knecht“. Neben Fischer sind von den jüngeren schwäbischen Dichtern noch zu nennen Eduard Paulus (geb. zu Stuttgart 1837) und die beiden Brüder Karl und Richard Weitbrecht (geb. 1847 und 1851), die auch als gewandte Erzähler sich hervorgetan haben. Paulus. Weitbrecht.

In Baden verdient **Heinrich Vierordt** (geb. 1855 in Karlsruhe, lebt dort) genannt zu werden, dessen „Lieder und Balladen“ sich durch Gedankentiefe und Gestaltungs- Vierordt.

Rollett. kraft auszeichnen. — In Österreich darf **Hermann Rollett** (geb. 1819, lebt in Baden bei Wien) nicht unerwähnt bleiben, dessen „Frühlingsboten aus Österreich", „Frische Lieder" 2c. neben einigen längst verrauschten politischen Klängen manch anmutiges Lied von dauerndem Werte enthalten. — Auch die Tiroler haben zu der deutschen Lyrik beigetragen. In seinem „Liederfrühling aus Tirol" gibt Rudolf Heinrich Greinz ein Gesamtbild der Tiroler Poesie dieses Jahrhunderts. Darin führt er gegen dreißig Dichter vor. Unter ihnen ist wohl der bedeutendste

Hermann von Gilm. **Hermann von Gilm** (1813—1864), der in den „Sommerfrischliedern aus Natters" sein junges Liebesglück ganz reizend schildert. Ein anderer ist **Adolf**

Pichler. **Pichler** (geb. 1819 in Innsbruck, als Universitäts-Professor gest. ebenda 1900). Als Hauptmann einer Freischar gegen die Italiener hatte er 1846 begeisterte „Frühlieder aus Tirol" und auch seitdem manches warmgefühlte Lied gedichtet. Auch

Angelika v. Hörmann. **Angelika von Hörmann** (geb. 1843 zu Innsbruck, wo sie noch lebt) hat u. a. tiefempfundene „Grüße aus Tirol" nach Deutschland entsendet und ist durch ihren Prolog zur Eröffnung der Brennerbahn in weiten Kreisen bekannt geworden.

Holtei. Dem Schlesierlande, das einst zwei Dichterschulen seinen Namen gab, gehört **Karl von Holtei** (geb. 1797, † 1880) an, der manch ansprechendes Liederspiel gedichtet, worauf ich in der Geschichte des Dramas zurückkomme. Bedeutender als seine hochdeutschen Dichtungen sind seine „Schlesischen Gedichte", zu denen er durch Hebel angeregt wurde. Darin trifft er den Volkston aufs trefflichste und charakterisiert Land und Leute seines Schlesierlandes aufs treuste („Derheeme" u. a.).

Wie Holtei den schlesischen Dialekt poetisch verwertete, so taten es **Daniel Arnold** (1780—1829) mit dem elsässischen im „Pfingstmontag", **Johann Conrad Grübel** (1736—1809) mit dem Nürnberger, **Peter Rosegger** in seiner Sammlung „Zither und Hackbrett" mit dem steierischen 2c.

Klaus Groth.

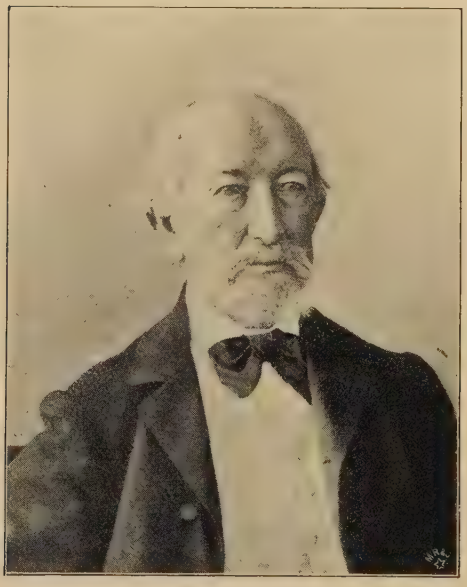


Abb. 185. Klaus Groth.
Nach dem im Staatsauftrage für die Nationalgalerie in Berlin von L. Bokelmann gemalten Bildnis. (Ausschnitt.)

Mit großem Erfolge behandelte **Klaus Groth** das Ditmarscher Plattdeutsch, das er in dem Gedichte „Min Moderspraak" begeistert pries:

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigall,
Mi lopt jo gliek in Ogenblick
De helle Tran hendal.

Am 24. April 1819 zu Heide im Holsteinischen geboren hatte er als der Sohn eines Windmüllers und Landwirtes nur eine Dorfschulbildung empfangen. Im 15. Jahre Schreiber des dortigen Kirchspielvoigtes geworden fand er bei diesem Gelegenheit, sich mit den klassischen Dichterwerken vertraut zu machen. Da sein heißer Wunsch zu studieren nicht erfüllt werden konnte, bezog er 1838 das Lehrerseminar zu Tondern und wurde darauf als Mädchenlehrer in seinem Geburtsort angestellt. In dieser Stellung benutzte er jeden freien Augenblick dazu, sich

Verlarn.

De Moder geit un jammert,
De Vader wischt de Thran'n.
Ik mak de Kök un feg de Stuv,
Wi lat se stan un gan.

De Nawers kamt to trösten
Un snackt en fründli Wort,
Un wenn se tröst un wenn se warnt,
Blif ik mi trüri fort.

Dat Abends inne Kamer
Bi dage düstre Nacht,
Dann weer ik all de Leben natt
Bet an den hellen Dag.

Verlarn. Gedicht von Klaus Groth.

Nach der eigenhändigen Niederschrift des Dichters vom 23. Mai 1894. Im Besitz des Verfassers.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Se hebbt ja noch en annern,
Se hebbt ja noch en Söhn,
Jk seh ja nix as bittre Thran'n,
Un müss ja heemli ween'.

Un kumt sin Kameraden
Un seggt, wa brav he weer,
Da müss ik rut, allen na'n Hof,
Un legg mi annen her.

Mi dünkt, ik hör dat Scheten
Un wa de Kugeln fallt,
Mi dünkt, ik hör, he röppt, he röppt:
Min Anna, kumm man bald!

Kiel 23 Mai 1894 Klaus Groth

in alten und neueren Sprachen auszubilden, um die Prüfung für das höhere Lehrfach machen zu können. Darunter litt seine Gesundheit so sehr, daß er auf der Insel Fehmarn Erholung suchen mußte. Dort entstand seine Gedichtsammlung: „Quickborn“ (Jungbrunnen), die von seinem theologischen Landsmann **Klaus Harms** warm befürwortet und später auch von Ernst Moritz Arndt empfohlen 1852 — also vor Reuter — erschien (2. Teil 1870). Durch die Seebäder gestärkt konnte er seine Prüfung bestehen, erwarb sich auch die philosophische Doktorwürde in Bonn und habilitierte sich 1857 in Kiel als Dozent der deutschen Sprache und Literatur. 1866 wurde er zum Professor ernannt. Nachdem er sich seines hohen Alters wegen von der Lehrtätigkeit zurückgezogen hatte, starb er 1899.

Quickborn.

Der „Quickborn“ enthält die schönsten Gedichte Klaus Groths. Besonders zart empfunden und ergreifend ist das Lied: „Verlarn“, das ich in der Beilage Nr. 37 nach seiner Handschrift mitteile. Sehr anmutend sind seine Idyllen „Meister Lamp un sin Dochder“ — „Ut de Marsch“ u. a.). Ein köstlicher Humor tritt uns in seinem „Matten Has“ entgegen. Ins Gebiet der Idylle fallen auch die „Vertellen“. Es sind Prosaerzählungen, aber alle mehr oder weniger lyrisch angehaucht. Auch hochdeutsche Gedichte hat Klaus Groth herausgegeben, die fast alle in das Gebiet der Lyrik gehören, aber seine Stärke liegt doch auf dem Gebiete des Plattdeutschen, für dessen Vorzüge und Fortdauer er auch in mehreren sprachgeschichtlichen Büchern („Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ 2c.) eine Lanze gebrochen hat.

Theodor Storm.

Ein anderer Schleswiger Dichter, **Theodor Storm**, hat sich ganz auf das Hochdeutsche beschränkt. Den breitesten Raum seiner Dichtertätigkeit nehmen seine Novellen ein. Da diese sich, wie er selbst sagt, „aus seiner Lyrik entwickelt“ haben, so finden seine trefflichen Gedichte bei der Besprechung seiner Novellistik Erwähnung.

Ludwig Giesebrecht.

Das Mecklenburger Land wird würdig vertreten durch **Ludwig Giesebrecht** (geb. 1792 zu Mirow, Gymnasial-Professor in Stettin, gest. 1873 zu Jasenitz bei Stettin), den Oheim des großen Historikers gleichen Namens. Treffend ist Giesebrecht der „Dichter des deutschen Hauses“ genannt worden. Seine schönsten, innigsten Lieder sind in der Stille des Hauses geboren und preisen das Haus („Trauliche Enge“ 2c. 2c.). Man darf ihn aber auch den Dichter der Freiheit und der Frömmigkeit nennen. Aus seiner Jugendzeit, die ihn unter den Freiheitskämpfern von 1813—1815 sah, stammt so manches feurige Schlacht- und Soldatenlied im Schenkendorffschen Tone und Geist; 1865 dichtete er eine „Kantate zur Jubelfeier der Schlacht von Belle-Alliance“. Begeistert trat er schon als Jüngling für die Kaiseridee ein, die er sodann als Mann im Frankfurter Parlament zu verteidigen Gelegenheit hatte und die er als Greis verwirklicht sehen durfte. Mit Vorliebe schlägt er tiefernste Töne an; seine geistlichen Gedichte spiegeln die verschiedenen Phasen seiner eigenen religiösen Entwickelung lebenswahr und ergreifend ab; in weiten Kreisen ist das Lied: „Laßt mich meine Pfade still mit Christus gehn“ bekannt und beliebt. Doch auch an heiter-neckischen Klängen fehlt es seiner Muse nicht. Das Trinklied: „Wackre Zecher, greift zum Becher“ 2c. ist in mehrere Kommersbücher übergegangen. Eine Reihe seiner Dichtungen sind von seinem Freunde **Karl Loewe** komponiert.

Fontane.

Fontane ist ein echt märkischer Dichter, nicht bloß in seiner patriotischen (S. 373) Dichtung, sondern vor allem in seinen kräftigen Balladen. In früherer Zeit hat er uns sinnige Lieder („Ich bin hinauf, hinabgezogen“) und Sprüche („Es kann die Ehre dieser Welt dir keine Ehre geben“) geschenkt, denen auch religiöse Motive („Ich bin ein unglückselig Rohr“) nicht fremd waren, später erfand er sich zu seinen erzählenden Gedichten eigne freie Rhythmen und eine eigenartige, oft knorrige Ausdrucksweise, welche sich mit prächtigem Humor und gesunder, praktischer Lebensweisheit verband.

Baumbach.

Dem Thüringer Land entstammt **Rudolf Baumbach**. Am 28. September 1840 wurde er in dem kleinen Städtchen Kranichfeld geboren, welches an der Straße zwischen Weimar und Stadt-Ilm mitten im rauschenden Thüringer Tannenforst liegt. Seine Gymnasialbildung erhielt er in Meiningen, wohin sein Vater, der herzogliche Hofmedikus, bereits zwei Jahre nach der Geburt des Knaben übersiedelte. Aus seinen frühesten Gedichten, die unter dem Titel „Mein Frühjahr" 1882 erschienen, als er sich bereits einen Namen erworben hatte, geht hervor, daß er eine ähnlich geartete Mutter wie Goethe hatte, die ihm die Lust zum Fabulieren erweckte (vgl. das Gedicht: „Kindermärchen"). Nachdem er in Leipzig, Würzburg und Heidelberg Naturwissenschaft studiert und auf letzterer Universität seinen Doktor gemacht hatte, trat er in Österreich ins Lehramt ein und bald danach als Dichter hervor. Der Erfolg seiner Dichtungen war so groß, daß er sein Lehramt niederlegen, jahrelang die Welt bereisen und sich dann zuerst in Triest, seit einigen Jahren aber in seinem heimatlichen Meiningen niederlassen konnte. Die schönsten seiner Lieder sind auf seinen Wanderungen entstanden. Darum nannte er auch die erste Sammlung: „Lieder eines fahrenden Gesellen", eine andere: „Lieder von der Landstraße", eine dritte: „Spielmannslieder". Ein gesunder Frohsinn geht durch all sein Singen und Dichten. Von Weltschmerz und Pessimismus findet sich keine Spur darin. Sein Humor ist zuweilen etwas burschikos und leichtfertig, meist aber wirkt er herzerquickend. Das Geheimnis dieses Frohsinns ist das Wandern selbst. Er gibt den guten Rat:

Abb. 186. Rudolf Baumbach.
Nach einer Photographie von 1892.

Lieder eines fahrenden Gesellen.

Drum willst du an der Welt dich freun,
Am besten wird's von oben sein!
Frisch auf, den Fuß gehoben!
Laß Tintenfaß und Bücher ruhn
Und klimme in den Nägelschuhn
Nach oben!

Und so wandert denn der Dichter landein und landaus durch alle Gaue seines Vaterlandes und durch alle Zeiten. Aber so gern er sich auch in die Welt der Sage versetzt, am liebsten weilt er doch im frohen Lichte der Gegenwart. Jeder Blume und jedem Baum versteht er eine poetische Seite abzugewinnen und die Liebe in immer neuen Klängen bald schalkhaft, bald ernst zu besingen. Seine Freude am Leben und an Gottes schöner Welt spricht sich auch in seinen „Thüringer Liedern" in herzerquickender Weise aus. Darum fühlt er sich so wohl in der hochgelegenen, vielgefeierten Gemeinde Gabelbach (im Großherzogtum Sachsen-Weimar). Es ist die durch Goethe klassisch gewordene Stätte, auf welcher zu seiner Zeit auf der noch unbewachsenen Kuppe des Kickelhahns ein turmartiger Bretterbau stand, in welchem Goethe oft mit seinem Diener Seidel gehaust hat. Dort entstand auch sein Lied: „Über allen Wipfeln ist Ruh", das er mit Bleistift an die innere Holzwand der Hütte schrieb (vgl. S. 38). Ihr besonderes Gepräge hat die Gemeinde Gabelbach aber durch Viktor von Scheffel erhalten, der ein Studien-

Thüringer Lieder.

genosse und Herzensfreund des „Gemeindevorsitzenden" Justizrat Schwanitz zu Ilmenau war und von ihm auch zum „Gemeindepoeten" erkoren wurde. Als Scheffel starb, folgte ihm zuerst in seinem Ehrenamte Friedrich Hofmann aus Leipzig und nach dessen Tode 1888 Rudolf Baumbach. Dieser widmete ihr folgende Verse, die wir in des Dichters Handschrift mitteilen.

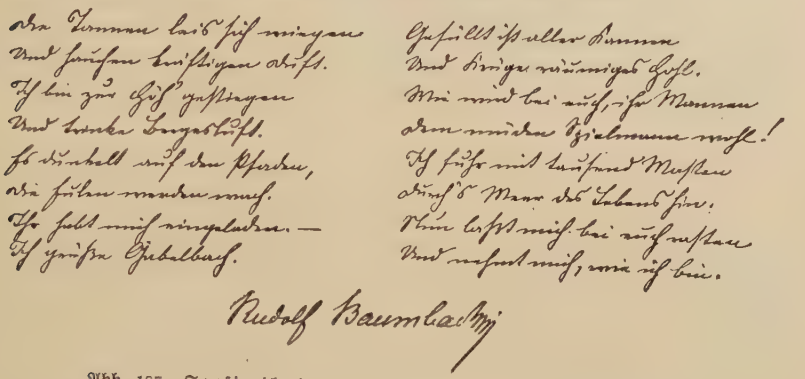


Abb. 187. Facsimile des Gemeindepoeten von Gabelbach.

Baumbachs Balladen sind meist lustige Schnurren, doch sind ihm auch ernstere Töne nicht fremd. Wie männlich kraftvoll ist z. B. das Lied: „Eisen auf immerdar", das er dem eisernen Geschlecht der Steiermark zu Ehren gesungen hat. Von seinen Erzählungen und Märchen in ungebundener und gebundener Rede noch ein Wort im nächsten Abschnitt (vgl. S. 406).

In den Gedichten eines Schweizers, des 1827 geborenen, 1879 in der Irrenanstalt Burghölzli bei Zürich verstorbenen **Heinrich Leuthold**, herrscht dagegen die pessimistische Weltanschauung vor; selbst in seinen schönen Liebes- und Trinkliedern kommt keine reine Freude auf. — Aus der Schweiz ist auch eine revolutionäre Lyrik à la Herwegh zu uns gedrungen. In dem Verlagsmagazin von J. Schablitz in Zürich erschienen die Poesien eines daselbst lebenden baltischen Edelmannes **Maurice Reinhold v. Stern** (geb. den 3. April 1859 in Reval). In seinen „Proletarierliedern" (1885, 2. Aufl. u. d. T. „Stimmen im Sturm" 1888) tritt er offen als Sozialdemokrat hervor, der die „blutige Rebellion" als sein „stolzes edles Lieb" in die Arme schließt und das „Krähen des roten Hahnes" auf den Dächern seiner Widersacher verkündet. Doch auch reine Töne versteht er zuweilen anzuschlagen, besonders in seiner Sammlung: „Excelsior" (1889), in der durchweg ein maßvollerer Ton herrscht. Da finden sich schwungvolle Bilder aus der Natur („Alpenglühen" — „Im Haidekraut" 2c.), die zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Lyrik je hervorgebracht. Neuerdings ist er auch auf dem „Weg nach Damaskus" zurück zum Glauben seiner Kindheit gekommen. Davon zeugt der herrliche „Lobgesang der Werkleute", d. h. der Arbeiter, den ihnen der Dichter vorausschauend in den Mund legt: „Herr Jesus, dich grüßen die Verachteten, die dich nicht kannten! Du bist uns nahe, und deine Liebe ist unser Leitstern. Dunkelheit trübte unser Auge, und Nacht umschloß unsere Sinne. Nun aber wissen wir, daß du der Herr bist, und deine Treue ist unser Schwert gegen die Mächtigen und Ruhelosen der Zeit, und unser Stab in die Hütten des Friedens und der Erbauung. Herr, deine Werkleute folgen dir fröhlich und wollen bauen an der Kirche der Welt!"

Leuthold.

Reinhold v. Stern.

Von **Frauen** vertreten die weltliche Lyrik u. a. **Betty Paoli** (Elisabeth Glück, geb. 1815, † 1894 zu Wien), deren Liebeslieder („Ästern") zu den schönsten

Dichterinnen.

gehören, die wir besitzen. Anmutige Lieder in reicher Zahl hat die fürstliche Dichterin Elisabeth Königin von Rumänien (geb. in Neuwied den 29. Dezember 1843, residiert in Bukarest) unter dem Pseudonym: **Carmen Sylva** in ihrer Sammlung: „Meine Ruh“ (1884) und „Heimat“ (1891) zu dem Schatz unserer Lyrik beigesteuert. — Die durch seltene Formvollendung ausgezeichneten Gedichte von **Frida Schanz** (Frau Soyaux geb. Schanz, geb. den 16. Mai 1859 in Dresden, lebt in Berlin), ergreifen den Leser durch ihre aus der Tiefe der Seele heraus geborene Empfindung, wie durch den Reichtum ihrer Gedanken. Meisterhaft behandelt sie die Spruchdichtung. Von den Spruchsammlungen („Vierblätter“, „Ährenlese“ u. a.) gilt, was sie in einem ihrer Sprüche von guten Büchern insgemein sagt:

Der kann im vollen Ernste sagen,
Daß er ein gutes Buch genießt,
Der drin noch sinnend weiter liest,
Wenn er es lange zugeschlagen.

Karl Schrattenthal hat neuerdings zwei „Naturdichterinnen“ in die Öffentlichkeit eingeführt; die Bäuerin **Johanna Ambrosius** (geb. 1854 in dem ostpreußischen Kirchdorf Langwethen) und die ländliche Industrielehrerin **Katharina Koch** (geb. 1810 zu Ortenburg in Niederbayern, † 1892), welche an Luise Karsch (I, 339) erinnern, sie aber durch Formgewandtheit und echte Poesie übertreffen.

Die Bestrebungen des **„jüngsten Deutschlands“**, auf allen Gebieten mit dem alten Singsang und Klingklang zu brechen und ein Neues zu pflügen (s. hinten unter Drama) traten zunächst in der Lyrik hervor. Arno Holz (geb. 1863 zu Rastenburg in Ostpreußen), Karl Henckell (geb. 1864 zu Hannover), Hermann Conradi (geb. 1862 zu Jeßnitz in Anhalt), John Henry Mackay (geb. 1864 zu Greenock in Schottland), Wilhelm Arent (geb. 1864 zu Berlin), Otto Erich Hartleben (geb. 1864 zu Clausthal), Julius Hart (geb. 1859 zu Münster) und Richard Dehmel (geb. 1863 in der Mark Brandenburg) machten sich zu Führern der Jugend und brachten ihre neue Wirklichkeitsdichtung teils stammelnd, teils mit flammender Begeisterung zum Ausdruck. Was sich allmählich herausgeschält hat, was als reif die nicht selten unsaubere Schale durchbricht, ist weit weniger neu, als man nach dem Sturmgebraus erwarten sollte. Indem sie in dem Stofflichen überall tiefer hinabstiegen, bis in Sphären, die man sonst vermied, zu dem nackten Proletarierelend und den Dirnen, zu Weltverachtung und Ekel nach wüstem Genuß, haben sie die Poesie weder bereichert noch vertieft. Was in ihnen lebte, war wenigstens anfangs für feinere Empfindung zumeist nicht liebenswert, und was sie liebten:

Ich liebe, was niemand erlesen,
Was keinem zu lieben gelang:
Mein eignes, urinnerstes Wesen
Und alles, was seltsam und krank — (Felix Biedermann.)

ist anderen gewöhnlich nicht wichtig genug, um es poetisch nachzuleben. Nur in Detlev von Liliencron (geb. 1844 zu Kiel) ist etwas von urwüchsigerer und tiefgründigerer Kraft zu spüren, wenn er sich nicht in Absonderlichkeiten verliert oder mit dem Phantasus überschlägt.

Die Anregungen, welche von ihnen ausgehen, sind dabei nicht zu verachten. Von den Idealen der alten Zeit sind sie zur Wirklichkeit fortgeschritten und haben mehr in das Leben ihrer Zeit hineingegriffen. Gegenüber einem vielfach überspannten Idealismus, in den die klangreichen, aber an Vorstellungen und Gedanken armen Nachahmer Geibels verfallen waren, kann daraus etwas Gutes folgen. Daß die Lyrik sich je dauernd auf diesen Klang verirren würde, war nicht zu befürchten, und die neusten Blüten männlicher wie weiblicher Dichtung zeigen bereits Rückkehr zu reineren Formen und idealeren Sphären.

Die Epik der Neuzeit.

Wie Herder und die Romantiker Brentano und Arnim nachgewiesen, wurzelt die poetische Kraft unseres Volkes im Volksgesange. Daraus ist auch zum Teil die moderne Epik erwachsen. Sehr deutlich zeigt sich das in der Dichtung des Rheinländers **Karl Simrock**, der, wenn auch kein großes schöpferisches Genie, es doch verstand, „aus tiefstem Bergesschacht", wie Zedlitz es ausdrückt, „manch goldnen Hort heraufzubringen, der drin Jahrhunderte geschlafen".

Simrock.

Karl Josef Simrock, geb. den 28. August 1802 in Bonn, ging von der ihm unsympathischen Rechtswissenschaft zur Erforschung der deutschen Vergangenheit über, hörte in Berlin die Vorlesungen Lachmanns und ließ sich dann auf seinem Weingut Menzenberg bei Bonn nieder, wo er als Privatgelehrter und Dichter lebte und wirkte, bis er 1850 als Professor der deutschen Sprache und Literatur an die Universität seiner Vaterstadt berufen wurde, in welcher Stellung er bis an seinen Tod am 18. Juli 1876 mit großem Erfolge tätig war. Außer seinen lyrischen Gedichten (S. 379) hat er manche schöne Ballade gedichtet. Das Beste hat er auf diesem Gebiete in den „Rheinsagen" geleistet. Im „Nibelungenhort" weist er auf die Hauptarbeit seines Lebens, die Übersetzung des Nibelungenliedes (I, S. 72) hin. Aber nicht nur dieses, sondern den Gesamtschatz der altdeutschen Dichtung bis auf die Minnesänger, insbesondere auf die Dietrichssage im Amelungenlied (I, S. 73) und Heldenbuch (I, 77), hat er uns durch seine Übertragung ins Neuhochdeutsche erschlossen. Goethe dachte sehr hoch von Simrocks Nibelungenübersetzung. „Der neue Bearbeiter," sagt er, „ist so nahe als möglich, Zeile vor Zeile beim Original geblieben. Es sind die alten Bilder, aber neu erhellt. Es ist, als ob man einen verdunkelnden Firnis von einem Gemälde genommen hätte, und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen." Jetzt ist sie durch neuere Übertragungen überholt. Einen guten Überblick über die Haupterzeugnisse der Poesie unserer Vorfahren gewährt sein „Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache". Er gibt darin ausreichende Proben der altnordischen wie der alt- und mittelhochdeutschen Dichtung, teils in Übersetzungen, teils in freien Nachbildungen. Von seinen eigenen epischen Dichtungen ist „Wieland der Schmied" die ansprechendste.

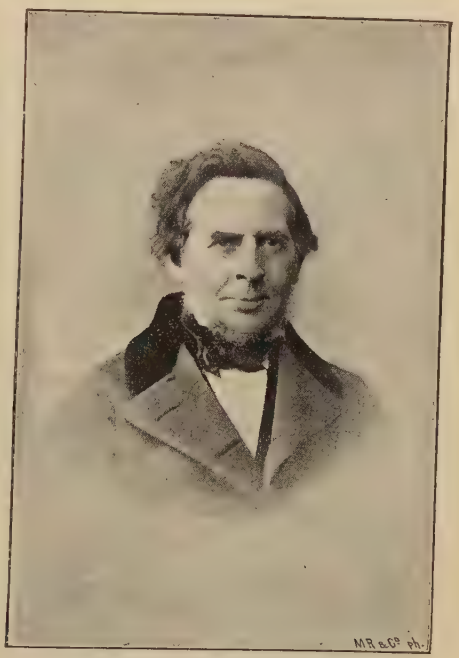


Abb. 188. Karl Josef Simrock.
Nach einer Photographie von 1875.

Angeregt durch Simrock und die Germanisten insgemein griffen mehrere Epiker in die deutsche Vergangenheit zurück, sei es um ihre geschichtlichen

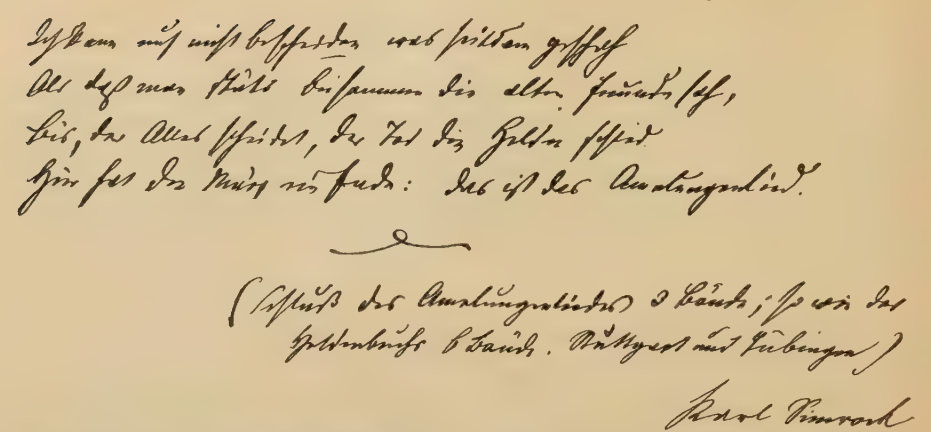


Abb. 189. Der Schluß des „Amelungenliedes" von Karl Simrock in eigener Niederschrift. Nach dem Original im Besitz von Wilhelm Künzel in Leipzig.

Momente, sei es um ihre Sagenwelt dichterisch zu verjüngen. Das tat vor allem
Lingg. Dr. med. **Hermann Lingg** (geb. 1820 in Lindau, lebt in München), ein origineller und tiefsinniger Dichter, der aber mit seinem großen dreibändigen Epos: **„Die Völkerwanderung"** nicht zur Vollendung durchzudringen vermochte, weil er den gewaltigen Stoff nicht künstlerisch einzudämmen und zu konzentrieren verstand. Von epischer Meisterschaft sind jedoch einzelne Gesänge, z. B. „Maximus und Eudoxia", in welchem er die Vandalenplünderungen Roms in großem Stil schildert und geschickt die Erlebnisse der einzelnen in das erschütternde Weltereignis hineinflicht. Das Ganze ist gewissermaßen ein poetischer Kommentar zu Kaulbachs Hunnenschlacht im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin. Auch als Lyriker ist Lingg originell, nur trägt seine Muse zumeist ein düsteres Gewand, und nur selten weiß er mildere Töne anzuschlagen (z. B. in den Liedern „Friedensbild" und „Bergseestille").

Wolfgang Müller. In Simrocks Fußstapfen ging auch **Wolfgang Müller** (1816—1873), der sich zur Unterscheidung von seinen zahlreichen Namensvettern nach seinem Geburtsorte Müller von Königswinter nannte. Ein vielbeschäftigter Arzt, fand er doch Zeit, sein dichterisches Talent in ergiebiger Weise zu verwerten. Das Vorzüglichste leistete er in seinen Balladen und Romanzen, die er u. d. T. „Loreley, ein rheinisches Sagenbuch" herausgab. Auch ein sehr anmutiges Rheinidyll: „Die Maikönigin" stammt von ihm. Als Lyriker ist er durch sein vielgesungenes Lied: „Mein Herz ist am Rhein!" bekannt.

Ludwig Bechstein. Um die Hebung des Thüringer Sagenschatzes, wie um die Sammlung und Verbreitung der Märchen machte sich **Ludwig Bechstein** (1801 geb. in Weimar, lebte als Bibliothekar und Altertumsforscher in Meiningen, † 1860) sehr verdient. Sein weit verbreitetes „Deutsches Märchenbuch" verschaffte ihm den Namen „der Märchenbechstein". In dem erzählenden Gedichte: „Thüringens Königshaus" führt er uns die Zeiten Chlodwigs und den Sieg des Christentums über die germanische Heidenwelt in kurzen gereimten Versen vor.

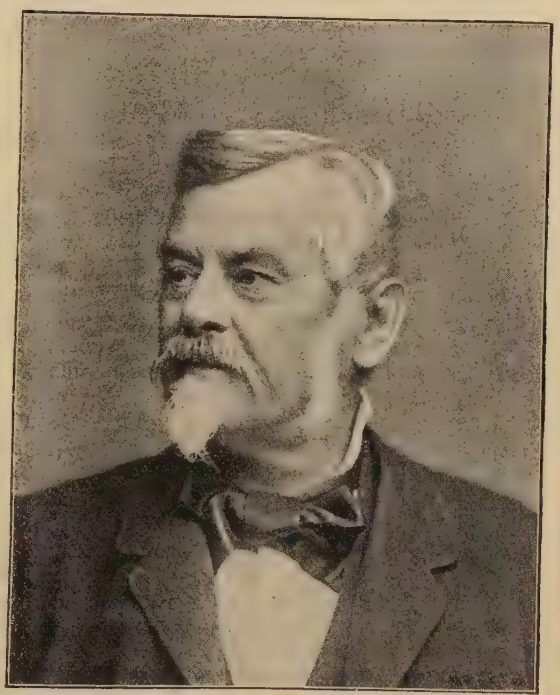
Felix Dahn. Die nordische Sage wie die altdeutsche Heiden- und Heldenzeit hat **Felix Dahn**, den wir weiterhin als Romandichter kennen lernen werden, in seinen Balladen mit großem Geschick und dichterischem Schwung behandelt. Zu den eigentümlichsten seiner historischen Lieder gehört „Gotentreue", in welche eine der Lieblingsfiguren der altheimischen Sage, der alte Hildebrand, sehr wirkungsvoll hineinspielt;

ferner „Hako Heißherz", „Harpa" und die „Mette von Marienburg". Unter seinen größeren epischen Dichtungen ist die bedeutendste „die Amelungen" in das Jahr 100 nach Chr. verlegt. Obgleich an die gotische Geschichte angelehnt, ist es doch eine poetisch ganz freie Erfindung. Unter Dahns lyrischen Poesien findet sich manch schönes eigenartiges Lied („Abendfeier" 2c.). Zuweilen mischen sich pessimistische Anklänge und heidnische Anschauungen hinein (z. B. „Weltanschauung").

Wilhelm Herz.

Dem langobardischen Sagenkreise (vergl. I, 80) entnahm **Wilhelm Herz** (geb. am 24. Sept. 1835 zu Stuttgart, † als Professor der Literaturgeschichte in München d. 7. Jan. 1902) sein anmutiges kleines Epos: „Hugdietrichs Brautfahrt"; der Artussage (I, 96) das größere Epos: „Lanzelot und Ginevra", in welchem er den schauerlichen Untergang des Königs Artus und aller seiner Ritter schildert. Auch in seinen Balladen bewährt sich sein episches Talent. Eine seiner schönsten ist einem alten Sagenstoffe der Edda entnommen: „Das Lied von Helgi und Hedin". Auch hat er Gedichte des Mittelalters trefflich verdeutscht, so u. a. das große Epos Gottfrieds von Straßburg: „Tristan und Isolde" (I, 111), das älteste französische Epos von Roland (I, 41), das Spielmannsbuch, Parzival u. a.

Während die meisten epischen Dichter, welche die von Simrock zuerst versuchte Neugestaltung der deutschen Heldensage fortsetzten, sich auf einzelne Episoden der mittelalterlichen Dichtungen beschränkten, unternahm der noch jetzt in rüstigem Greisenalter zu Frankfurt a. M. lebende Dichter **Wilhelm Jordan** einen größeren Anlauf. Am 8. Februar 1819 als Sohn eines Geistlichen in Insterburg in Ostpreußen geboren gab er das Studium der Theologie in Königsberg nach kurzer Zeit auf, weil er durch das Leben Jesu von Strauß am Christentum irre geworden war, und widmete sich der Philosophie und den Naturwissenschaften. Nachdem er sich an der politischen Tendenzpoesie der vierziger Jahre beteiligt und danach ein größeres religions-philosophisches Gedicht: „Demiurgos", welches die Grundgedanken des Buches Hiob und des Goetheschen Faust wieder aufnahm, veröffentlicht hatte, ging er daran, die ganze Nibelungensage in ein umfangreiches Epos zusammen zu schweißen. Er beabsichtigte damit die Erzählung des Nibelungenliedes durch Hereinziehung der eddischen Göttersage und aller der Episoden, welche in Gedichten und



Wilhelm Jordan.

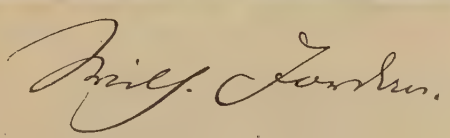


Abb. 190. Wilhelm Jordan.
Nach einer Photographie von 1894.

Bruchstücken außerhalb des uns bekannten Epos noch aufgefunden worden sind, zu ergänzen und gewissermaßen neu zu gestalten. In dem Vorgesange zu dem so entstandenen großen Epos: „Nibelunge" spricht die Göttin der deutschen Sage zu ihm: Nibelunge.

„Was einst graniten
Formte der Väter vollere Rede,
Das versuche zu modeln von weicherem Marmor
Der lebenden Sprache. Noch sprudelt ihr Springquell
Unerschöpflich schäumend aus tiefen Schachten
Eignen Erinnerns und bildender Urkraft
Und bedarf nur der Leitung, um lauter und lieblich
Mit rauschendem Redestrom bis zum Rande
Der Vorzeit Gefäße wieder zu füllen
Und neu zu verjüngen nach tausend Jahren
Die wundergewaltige uralte Weise
Der deutschen Dichtkunst."

Mit anderen Worten, er will die uralte heidnische Nibelungensage in der ältesten Form des epischen Gesanges, dem Stabreim (I, 18), durch eine Neudichtung vollständig und rein, ohne die später eingemischte christliche Färbung wieder herstellen. Bei ihm gestaltet sich danach die Erzählung nun folgendermaßen. Das erste Lied ist die Sigfridsage.

Sigfridsage.

Sigfrid, das auf dem Rhein ausgesetzte Kind der schönen Jördis und Sigmunds, des meuchlings erschlagenen Burgunderkönigs, des Oheims von Gunther, wird von dem Schmied Wieland in der Wildnis erzogen (vgl. I, 64). Dieser schmiedet ihm das Schwert Balmung, mit welchem er den Drachen erlegt und den Nibelungenhort nebst der unsichtbar machenden Tarnhaut und dem Zauberring Antwaranaut (d. h. Schatz des Antwari) gewinnt. Auf dem Götterrosse Grani, bedeckt mit der schützenden Tarnhaut, durchreitet er nun die Waberlohe und erweckt mit seinem Kuß die ihm bestimmte Braut, die seit hundert Jahren von Odhin in Schlaf versenkte Brunhild. Sie will aber nur einen König zum Gemahl und sendet „den Findling" aus, damit er erst sich ein Reich erwerbe. Im Vertrauen, daß niemand als er sie je werde überwinden können, macht sie ihre Hand zum Preis eines Wettkampfes. Alles verläuft nun wie im Nibelungenliede, nur mit dem Unterschiede, daß die alte Königin Guta, von Sigfrids Ähnlichkeit mit dem einst von ihr geliebten Sigmund betroffen den Sohn des Ermordeten in ihm ahnt und, um ihn an ihr Haus zu fesseln, ihm einen Zaubertrank mischt, der ihn der ersten Neigung vergessen und in Liebe zu Kriemhild entbrennen läßt. Bei dem Brautkampf auf Island betäuben Hagen und Sigfrid Gunther durch einen Schlaftrunk, und, während dieser in seinem Zelte schläft, ficht Sigfrid mit geschlossenem Visier den siegreichen Entscheidungskampf aus und flüstert nachher in der Halle an Gunthers Seite, unter der Tarnhaut, diesem die Antworten auf die drei Runenrätsel der Walkyre zu. Ferner erscheint Hagen mehr noch als im Nibelungenliede als das Prinzip des Bösen. Der einzig menschlich versöhnende Zug ist seine Freundestreue zu Volker und eine leise, kaum verstandene Sehnsucht nach seinem kindlichen besseren Selbst, die einmal in ihm hervorbricht, während er doch die Notwendigkeit einer neuen Greueltat vor sich sieht. Er muß Sigfrid töten, um nicht seinem Gericht zu verfallen, da dieser mit Hilfe des treuen Wieland nahe daran ist, den Beweis führen zu können, daß er der rechtmäßige Erbe des burgundischen Königsthrones und Hagen der Mörder seines Vaters sei. Aus Furcht, den Thron zu verlieren und von seinem Weibe verachtet zu werden, willigt der schwache Gunther in die Ermordung Sigfrids. Schon erheben sich im Odenwalde die Säulen eines herrlichen Denkmals für König Sigmund, das ihm sein Sohn

errichtet — da fällt dieser durch Hagens heimtückische Mörderhand während einer Sonnenverfinsterung, und sein Blut färbt das weiße Maßlieb dunkelrot.

Die Sigfridsage schließt mit der Versöhnung der beiden Königinnen Brunhild und Kriemhild nach einer hochdramatischen ergreifenden Szene zwischen ihnen, einer Versöhnung, welche zu dem Zwecke geschlossen wird, den in Hela weilenden unglücklichen Sigfrid zu erlösen. Brunhild verbrennt sich deshalb mit Sigfrids Leiche auf einem Scheiterhaufen, während Kriemhild die Pflicht der Rache an seinen Mördern auf sich nimmt und außerdem Brunhild gelobt, an ihrem schwächlichen, vom eigenen Vater verachteten Söhnchen Helgi Mutterstelle zu vertreten.

Heimkehr Hildebrants.

Das zweite Lied schildert die „Heimkehr Hildebrants", des Wölfings. Kriemhild hat eine Tochter Schwanhild von Sigfrid gehabt, welche durch Seeräuber entführt worden ist, und welche sie über allen Rachegedanken nie vergessen hat. Vor ihrem Tode im Heunenlande hat sie Dietrichs Waffenmeister Hildebrant das Versprechen abgenommen, nicht zu ruhen, bis er diese Tochter aufgefunden habe. Auf seinen langen Wanderzügen, welche der Held unternimmt, um sein Versprechen zu erfüllen, erzählt er in abendlichen Versammlungen bei einem Nordlandskönige ausführlich die Rache Kriemhilds und den Untergang der Nibelungen. An demselben Königshofe findet er Schwanhild und nimmt sie mit sich in seine Heimat, wo sie bei Frau Ute anfangs unerkannt Magddienste leisten muß, um Demut zu lernen. Eine besonders schöne Erscheinung ist diese Frau Ute, welche man eine deutsche Penelope nennen könnte, da auch sie unedle und unwürdige Freier mit List und voll Treue gegen ihren fernen Gemahl abweist. Das Gedicht schließt mit dem Zweikampf zwischen dem Vater und dem Sohne (vgl. I, 11 f.) und nach dem unblutigen Ausgange desselben mit der Verbindung von Schwanhild und Hadubrant.

Episoden.

In diese großen Umrisse hinein ist eine ganze Anzahl kleiner Episoden verwebt, welche das Schicksal des Königs Dietrich, des Sängers Horant u. a. schildern. Mancherlei Modernes mischt der moderne Dichter störend in seine Erzählung, z. B. einen Hinweis auf das goldene Reich der Inkas, auf die Erfindungen der Neuzeit u. dgl. Es ist daraus dem Dichter ebensosehr wie aus seinem vielfachen persönlichen Hervortreten, welches dem Charakter des Epos allerdings widerspricht und in dem alten Nibelungenliede niemals vorkommt, ein nicht ganz ungerechter Vorwurf gemacht worden. Aber zu wie großen Mißgriffen auch den Dichter die Absicht, sich dem heutigen Sprachgebrauch und Kulturzustande anzunähern, verleitet haben mag, es ist ihm doch gelungen, der Herrlichkeit und Kraftfülle der Poesie der Vergangenheit wieder mächtig zu werden und die alte Heldensage uns in einem Grade verständlich und zu eigen zu machen, wie es weder das Original noch die beste Übersetzung der alten Dichtwerke je vermocht hätten. Ja, man kann sagen, die alte deutsche Götter- und Heldenwelt, wie sie Edda und Nibelungenlied in erster Linie enthalten, ist unserem modernen Empfinden erst durch Jordans sprachgewaltige Dichtung ganz verständlich geworden. Auch kann ich es nicht tadeln, daß Jordans deutscher Sinn und seine Freude an der Neugestaltung Deutschlands verschiedentlich in seinem großen Epos hervortreten und auch leise noch durchklingen in dem Segensgesange der Nornen, mit dem das ganze Lied schließt:

Der schuldvolle Schatz,
Der die Geister vergiftet,
Ist unsuchbar versenkt
Im rauschenden Rhein.
Der heilsame Hort
Wird hier nur behütet,
Bis die Größe der Väter
Begriffen das Volk.

Geheiligtes Haus,
Dich segnen versöhnt
Die webenden Nornen,
Die Welt zu erneu'n.
So schießet nun fort,
Ihr Fäden des Schicksals,
Das Fülle der Macht will
Vom Fels bis ans Meer!

Jordans Homer.

Jordans Übersetzung der Ilias und der Odyssee Homers beweist, wie er sich auch in das klassische Altertum hineinzuleben verstanden hat. Unter seinen zahlreichen Gedichtsammlungen („Strophen und Stäbe“ — „Andachten“ 2c.) lassen die „Letzten Lieder“ (1893) einen Blick in sein häusliches Leben tun. In zwei Liedern „Aus gleicher Tonart“ schildert er das Verhältnis zu seiner ein Jahr zuvor verstorbenen Frau, seine Werbung, ihren vieljährigen Brautstand, die Leiden und Freuden ihres ehelichen Lebens. Einen Blick in sein reiches Gemütsleben gewähren die beiden folgenden Strophen:

Gestanden sei's, und schliff auch Zank
Einander endlich spiegelblank
Die harten Nordnaturen,
Indem wir erst im Widerstand
Wie stark, wie fest, wie streitgewandt
Wir seien, stolz erfuhren.

Wir hatten immer beide recht;
Wenn das nach jedem Wortgefecht
Wir lachend eingestanden —
Wie köstlich war der Friedensschluß,
Sobald von selbst zu langem Kuß
Sich unsre Lippen fanden!

Die von Karl Simrock ausgesäte Saat ging noch weiterhin in erfreulicher Weise auf, wenn sie auch sehr verschiedenartige Früchte zeitigte. Dafür ist einer der ersten unter den modernen Epikern **Gottfried Kinkel** ein Beweis. Am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn geboren, eines evangelischen Pfarrers Sohn, hatte er in Bonn und Berlin Theologie studiert und sich 1836 als Privatdozent der Kirchengeschichte in Bonn habilitiert. Auch hatte er von dort aus als Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde in Cöln gedient, später aber beide Ämter niedergelegt, da seine nachherige Frau, die dichterisch und musikalisch sehr begabte Johanna, — die geschiedene Frau des Buchhändlers Matthieux, später auch als Schriftstellerin („Hans Ibeles in London“) bekannt — auf seinen schon skeptischen Geist einen entscheidenden Einfluß ausübte und ihn sowohl politisch wie religiös immer weiter nach links drängte. Nachdem er sie 1843 geheiratet, legte er sein geistliches Amt nieder und trat in die philosophische Fakultät zu Bonn über, in welcher er 1846 zum Professor der Kunst- und Kulturgeschichte ernannt wurde. Das Jahr 1848 stürzte ihn aber völlig in die politische Bewegung. Er schloß sich den roten Republikanern an, beteiligte sich an dem verunglückten Sturm auf das Zeughaus in Siegburg und danach an dem badischen Aufstande. Mit den Waffen in der Hand als Rebell gegen seinen König gefangen genommen, traf ihn eine härtere Strafe als irgend einen seiner Gesinnungsgenossen. Er wurde zu Zuchthaus verurteilt, kam später auf die Festung zu Spandau, von wo er durch den damaligen Studenten Karl Schurz, den späteren nordamerikanischen Staatsmann, befreit wurde und glücklich nach England entkam. Nachdem er lange Jahre in London als Professor der deutschen Literatur an der London University gewirkt und nach dem tragischen Tode Johannas sich zum zweitenmal

Gottfried Kinkel.

Johanna Kinkel.

Abb. 191. Gottfried Kinkel.
Nach einer Photographie aus den letzten Lebensjahren.

verheiratet, bekam er 1866 einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte an das eidgenössische Polytechnikum nach Zürich. Dort lebte er als ein sehr beliebter Lehrer und von allen, die ihn kannten, hochgeachteter Mann bis an seinen Tod am 14. November 1882.

Obgleich Gottfried Kinkel sich an der revolutionären Tendenzdichtung nur ganz geringfügig beteiligt hatte, gehörte er doch zu den konsequentesten Revolutionären und blieb auch 1871 in einem starren Gegensatz zu dem neuen Deutschen Reich. Dabei war er aber in seinen Dichtungen durch und durch ein deutscher Mann. In Bonn hatte er durch den Umgang mit Simrock eine erneute Anregung zur Dichtung erhalten, und seine „Bilder aus Welt und Vorzeit" zeigen die Wirkung derselben. Wie er in seinem Prolog es ausdrückt, läßt er die Bilder der Ahnen nicht in säuselnden grauen Nebeln auftreten, sondern in blanker Pracht. Zwei der darin enthaltenen Gedichte zeigen insbesondere, wie meisterhaft er es verstand, unsere alte Heldensage dichterisch zu verjüngen. Das eine ist dem Nibelungenkreise entnommen und schildert, wie Brynhildis von Sigurd aus dem Banne der Flammenburg erlöst wird. Das andere schildert den sagenhaften Tod des greisen Dietrich von Bern, der in das Reich der Schwarzelfen zurückkehrt (I, 80). Neben diesen beiden finden sich aber in dieser Abteilung seiner Gedichte eine Reihe anderer prachtvoller Balladen, deren Stoffe bald der römischen Geschichte, bald der christlich-kirchlichen Überlieferung entnommen sind. Scipio und Cäsar auf der einen Seite, Petrus, Margareta und Dorothea auf der anderen sind Meisterstücke von lichtvoller Anschaulichkeit und Plastik.

Das Bedeutendste leistete Kinkel in seiner größeren epischen Dichtung: „Otto der Schütz" (1846), deren Stoff er einer alten niederrheinischen Sage, welche bereits mehrfach, u. a. von Arnim in bunt wunderlicher Weise behandelt worden war, entnommen hat. Im Ton des altdeutschen, kurzzeiligen Epos, in duftig anmutenden Versen und doch in kräftig markigen Zügen erzählt er darin, wie Otto, des Landgrafen Heinrich von Thüringen zweiter Sohn, aus der väterlichen Burg entflieht, weil der Vater ihn, den lebensfrohen, tatendurstigen Jüngling, zum Mönch bestimmt hat. In klarer Frühlingsabendpracht fährt Otto im leichten Kahne den Rhein hinab. So kommt er um Mitternacht in ein lieblich Land; am Ufer glänzt ein Licht, müde steigt er aus, und unter Gottes freiem Himmel verschläft er die ganze Nacht. Früh am Morgen wird er durch einen alten wettergebräunten Förster geweckt, mit dem er rasch Freundschaft schließt, dem er jedoch seine Herkunft nicht verrät. Der Alte nimmt ihn mit zu seinem Herrn, dem Grafen Dietrich von Cleve, dessen Augen er durch den Meisterschuß auf sich zieht, welchen er auf einem Schützenfeste tut. Des Grafen holdseliges Töchterlein Elsbeth überreicht ihm tieferrötend den Siegeskranz. Aus rasch entflammter Liebe zu ihr tritt er in des Grafen Dienste und läßt selbst das Zeichen des freien Mannes, seine goldenen Locken, geduldig abschneiden. Nun folgt eine Zeit banger, seliger Lust für die beiden; doch nur als Knappe leistet er ihr Dienste, bis er eines Tages sie aus dem Weiher rettet, in den sie vor einem sie verfolgenden wilden Auerochsen in Todesangst gestürzt ist. Erst jetzt gestehen sie sich ihre Liebe. Eine lange Zeit vergeht nach diesem Vorfall, ohne daß die Liebenden dem Vater ein offenes Geständnis zu machen wagen. Inzwischen ist Ottos älterer Bruder gestorben, und sein Vater hat Herrn Homburg als Kundschafter nach dem Flüchtling ausgesandt. Als dieser auf seiner Fahrt auch an den Clever Hof kommt, erkennt er sofort beim Eintritt in die Burg den Sohn seines Lehnsherrn, der gerade die Wache hält. Otto, der sich verraten sieht, ergreift die Flucht, wird jedoch eingeholt und erhält nach einer kurzen, aber entscheidenden Minneprobe aus Dietrichs Hand die zarte Elsbeth als Verlobte. Bald darauf, nachdem auch der Vater versöhnt, wird ihre Vermählung gefeiert. Otto der Schütz.

Während diese reizende Dichtung von Jahr zu Jahr an Beliebtheit gewann, vermochte ein zweites Epos: „Der Grobschmied von Antwerpen" (1872) sich keine

Bahn zu brechen. Auch ein drittes „Tanagra“ (1883) ist ziemlich unbekannt geblieben. Conrad Meyer nennt es „ein süßes Idyll von einfachster Komposition, das seinen eigentümlichen Reiz erhält von der aus dem Schmerz über den Verlust eines Lieblingskindes und der unzerstörbaren Lebenslust des Sechzigers gemischten Doppelstimmung, welche die kräftigen Verse abwechselnd verschattet und erleuchtet.“

Wenn schon Gottfried Kinkels romantisches Rheinepos nicht zu den großen, Geist und Herz mächtig bewegenden Dichtungen gehörte, so war das noch weniger der Fall mit einem anmutigen Waldmärchen, welches lange Zeit zu der beliebtesten Damenlektüre gehörte. Es war „Waldmeisters Brautfahrt“ von Otto Roquette.

Roquette.

Otto Roquette, am 19. April 1824 zu Krotoschin in Posen geboren, entstammte einer Emigrantenfamilie aus dem südlichen Frankreich, die infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes unter Kurfürst Friedrich III. in die Uckermark eingewandert war. Auf dem Gymnasium und während seiner Studienzeit in Heidelberg, Berlin und Halle dichtete er zahlreiche Lieder, von denen er manches später veröffentlicht hat. Nach seiner Promotion zum Doktor der Philosophie und nach längeren Reisen übernahm er eine Lehrerstellung an der Blochmannschen Erziehungsanstalt in Dresden, wurde später an die Kriegsakademie in Berlin berufen, danach an die dortige Gewerbeakademie und 1869 als Professor der deutschen Sprache und Literaturgeschichte an die technische Hochschule in Darmstadt, wo er am 18. März 1896 gestorben ist, nachdem er noch 1894 u. d. T. „Siebzig Jahre“ die Geschichte seines Lebens erzählt hatte. Im Jahre 1851 erschien **„Waldmeisters Brautfahrt“**, das er ein „Rhein-, Wein- und Wandermärchen“ nannte. Es ist eine jugendfrische, von einem Nachklang der Romantik leise durchhauchte Dichtung, die um so mehr durchschlug, als sie zu einer Zeit erschien, in der politische Verstimmung vorherrschte und man der politischen Tendenzdichtung im höchsten Grade überdrüssig war. Das anmutige Märchen hat übrigens wenig epischen Gehalt, sondern wirkt wesentlich durch seinen lyrischen Zauber. In frischer Jugendlichkeit erzählt der Dichter darin die Hochzeit des Prinzen Waldmeister, den ein Botaniker bei einem Spaziergang in die Botanisiertrommel gesteckt, der aber mit Hilfe seiner Diener sich befreit hat, mit der Tochter des Königs Feuerwein, der schönen Prinzeß Rebenblüte. Fünfundzwanzig Jahre nach Erscheinen „der Brautfahrt“ dichtete er einen

Waldmeisters Brautfahrt.

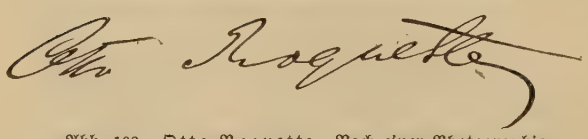


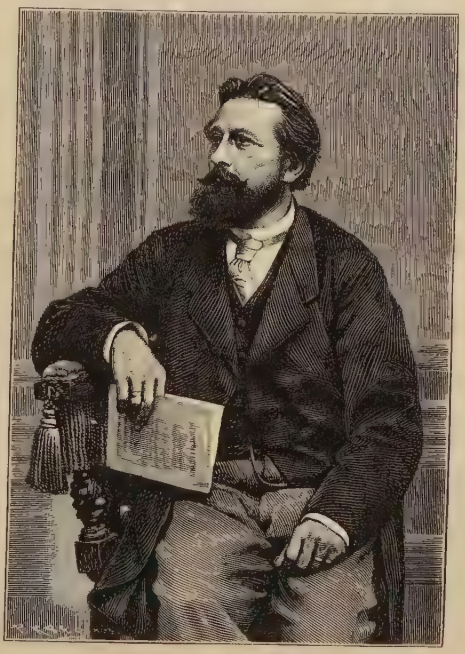
Abb. 192. Otto Roquette. Nach einer Photographie. Unterschrift aus einem Briefe v. 24. 4. 1865 an den Verfasser.

„Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit", einen anmutigen Nachhall, der bei vielen lebhaften Anklang gefunden hat. Unter Roquettes späteren erzählenden Gedichten bietet „Hans Haidekuckuck" ein lebendig frisches Bild aus dem alten Nürnberg und dem bunten, wechselvollen Volksleben der Reformationszeit. Auch als Lyriker hat er manches frische Lied gesungen. Besonders reizend sind zwei seiner vielgesungenen Lieder: „Die Tage der Rosen" und „Weißt du noch?"

Gleichzeitig mit Otto Roquettes heiter idyllischen Waldmärchen war ein romantisches Gedicht erschienen, welches noch viel mehr die Damenwelt der zu Ende gehenden vierziger Jahre entzückte. Es war **„Amaranth"**, das Erstlingswerk eines jungen katholischen Dichters, **Oskars von Redwitz**, eines Schülers von Karl Simrock.

Oskar von Redwitz.

Oskar Freiherr von Redwitz wurde am 28. Juni 1823 in der bayrischen Strafanstalt Lichtenau, der sein Vater damals als königlicher Kommissar vorstand, geboren. Seine Mutter war eine Nichte Millers, des Verfassers der Klostergeschichte: „Siegwart" (I, 373 f.). Zwei Jahre später wurde sein Vater an das Centralgefängnis der Pfalz in Kaiserslautern versetzt. In der uralten kaiserlichen Stadt verlebte der Knabe trotz Gefängnismauern und trotz des täglichen Anblicks der Kettensträflinge eine äußerst frohe, poetisch frische Kinderzeit, deren Erinnerungen er später in seinem Roman: „Hermann Stark" lebendig wiedergegeben hat. Auch der weitere Verlauf seiner äußeren und inneren Lebensführungen auf den verschiedenen Berufsstationen seines Vaters, seine Schülerzeit in Speier, Weißenburg und Zweibrücken, sein Studentenleben wie manche andere Züge seiner späteren Lebensgestaltung, spiegeln sich in diesem Romane in poetisch freier Weise wieder. Er beweist auch, daß Redwitz schon frühzeitig mit dem Protestantismus lebendige Fühlung hatte und daß er stets duldsam gegen seine Bekenner, ja mit einzelnen nahe befreundet war. Mitten unter den Arbeiten für sein erstes juristisches Examen kam ihm eines Tages ganz ungesucht der Gedanke zu seiner „Amaranth", die er sofort begann, mit in das praktische Amt hinübernahm und in den Nachtstunden in Kaiserslautern fortführte, während er am Tage im Bureau eines Rechtsanwalts mit trockener Abschreiberei beschäftigt war. Ehe diese Doppelarbeit, unter welcher seine Gesundheit entschieden litt, vollendet war, lernte er die künftige treue Gefährtin seines Lebens in der damals kaum sechzehn-



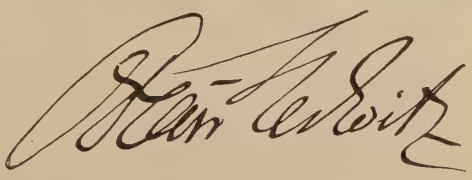


Abb. 193. Oskar Freiherr von Redwitz.
Nach einer Photographie von 1890.
Unterschrift eines Briefes an den Verfasser vom 8. Juli 1871.

jährigen Gutsbesitzerstochter Mathilde Hoscher kennen, die mit ihrer verwitweten Mutter in dem nur durch den Reichswald von Kaiserslautern getrennten Meierhofe Schellenberg weltabgeschieden lebte. In ihr fand er sein Ideal edler Weiblichkeit verkörpert, wie er es in der „Amaranth" als den Ausdruck seiner Sehnsucht gezeichnet hatte. Im Jahre 1849 trat er mit seinem Gedichte vor das Publikum. Von der katholischen Presse als ein „Messias der Poesie" gefeiert, von der Universität Würzburg wegen des christlichen Geistes seiner Dichtung zum Ehrendoktor der Philosophie gemacht, in den evangelisch-konservativen Kreisen mit ungemessener Begeisterung begrüßt wurde er von der freisinnigen Presse als Ultramontaner verketzert, ja sein Gedicht wurde geradezu ein „jesuitisch-pfäffisches" Werk genannt. Daß diese Urteile schief sind, lehrt schon ein Blick auf den Inhalt des Epos.

Amaranth. Zur Zeit Kaiser Rotbarts lebt auf einem Schlosse im Neckartal ein junger Ritter Walther mit seiner frommen Mutter. Vor seinem frühen Tode hatte der Vater mit einem italienischen Waffenbruder, welcher eine einzige Tochter Ghismonda hatte, eine Verbindung ihrer beiderseitigen Kinder eidlich gelobt. Als beide herangewachsen, zieht Walther auf eine Ladung der jungen Fürstin nach Como, um das Wort des Vaters zu lösen. Unterwegs im Schwarzwald nötigt ein Unwetter ihn, in einem einsamen halbverfallenen Schlosse Zuflucht zu suchen, das ein alter „Sängerwirt" mit seiner einzigen Tochter Amaranth bewohnt. In beider Herzen erwacht eine heiße Liebe zueinander (vgl. Beil. Nr. 38), aber das ihnen heilige Wort seines Vaters bestimmt sie zu entsagen. In Como wird Walther von Ghismondas strahlender Schönheit anfangs geblendet, und er bleibt auch noch entschlossen, des Vaters Eid zu halten, als sie sich in ihrem freigeistigen und dabei herzlosen Wesen offenbart. Alle Versuche, sie zu bekehren, sind vergeblich; dennoch schreitet er mit ihr zum Altar. Dort verlangte er plötzlich von ihr, sie solle bekennen, „daß Christus Gott sei". Als sie beharrlich schweigt, erklärt der Erzbischof das Bündnis für aufgelöst. Nach ruhmvollen Taten im Dienste des Kaisers kehrt Walther heim und macht die fromme Amaranth, von der Mutter Segen begleitet, zu seinem Weibe.

Man sieht, hier tritt nichts anderes zu Tage als die den Romantikern eigene Schwärmerei für die verführerische Sinnenreizung des Katholizismus und eine große Unklarheit über den tiefsten Kern des Christentums. Von ultramontaner und jesuitischer Tendenz findet sich darin nichts, und die jedes wahre Gefühl beleidigende, inquisitorische Szene am Traualtar ist auch von katholischer Seite entschieden getadelt worden. Übrigens sollte über den offenbaren Mängeln des Gedichts nicht vergessen werden, daß dasselbe manche lyrische Schönheit, manche stimmungsvolle Naturschilderung enthält, ja daß es ein echt poetisches, melodiöses Talent offenbart, welches auch seine Gegner ihm haben zugestehen müssen.

Hochzeit. „Amaranth" hatte die achte Auflage erlebt, als Oskar von Redwitz im Mai 1851 seine Hochzeit feierte, worauf er mit seiner jungen Frau in Bonn die bereits vorher begonnenen mittelhochdeutschen Studien unter Simrock fortsetzte, da er entschlossen war, seiner juristischen Laufbahn zu entsagen. Da gelangte an ihn von Graf Leo Thun der Ruf als Professor der Literaturgeschichte an die Universität Wien. Er folgte, blieb jedoch in dieser ihm wenig zusagenden Stellung nur ein Jahr. Danach kehrte er auf das Gut seiner Schwiegermutter zurück, um ausschließlich seinem Dichterberufe zu leben. Die dort entstandene „Sieglinde", die er eine „christliche Tragödie" nannte, bezeichnet er später selbst als ein mißratenes Werk, und sieben Jahre nachher, während welcher er sich auch als Landwirt auf seinem alten Familiengute Schmölz versucht hatte, sagte er in dem Vorgedichte zu dem dort entstandenen Drama: „Thomas Morus":

„Den Jugendsang sang ich nach Frauenart,
Jetzt singt der Mann ein Lied nach Mannessinne."

Amaranths

Zwei Lieder.

1.

Es muß was Wunderbares sein,
Ums Lieben zweier Seelen,
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen.

Und Freud und Leid, u. Glück und Noth,
So miteinander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod,
Sich nur von Liebe sagen!

Zwei Amaranth-Lieder von Oskar von Redwitz.

Nach der eigenhändigen Niederschrift des Dichters im Besitz seines Sohnes,
des Freiherrn Max von Redwitz.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

V

Ihr lieben Vöglein singt nur fort,
Was bangt warum die kleine Brust!
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,
Singt von des Frühlings Lieb und Lust!

Und sänget ihr auch ewig fort,
Viel tausend Jahre Tag und Nacht,
Ihr könntet singen nie genug!
So schön hat Gott die Welt gemacht!

Einige Jahre darauf siedelte er nach München über, wo unter fast beständigen neuralgischen und asthmatischen Schmerzen seine Prosadichtung: „**Hermann Stark**“ innerhalb fünf Jahre vollendet wurde. Auf das Drängen der Ärzte, ein milderes Klima aufzusuchen, zog er im Oktober 1870 nach Aschaffenburg. Von dort entsandte er im darauf folgenden Frühjahr das von mir schon früher (vgl. S. 377) erwähnte „**Lied vom Deutschen Reich**“. Im Jahre 1872 hatten die Leiden des Dichters einen solchen Grad erreicht, daß er sich entschließen mußte, sein bayrisches Vaterland zu verlassen und sich im lieblichen Meraner Tal mit den Seinen dauernd niederzulassen. Die von ihm an den sonnigen Abhängen von Obermais erbaute Villa Schillerhof war bald der Mittelpunkt der reichsdeutschen Kolonie, aber die dunkeln Schatten der Krankheit wichen auch dort nur vorübergehend von seinem Leben und entwickelten sich unter den verhängnisvollen Einwirkungen des Morphiums im Laufe der Jahre zu der hochgradigen Neurasthenie, welcher er bald nach seinem 68. Geburtstage am 6. Juli 1891 in der Nervenheilanstalt von St. Gilgenberg bei Bayreuth erlag. Hermann Stark.

In der Meraner Leidenszeit entstanden noch drei Romane, auf welche ich wie auf seine den sechziger Jahren angehörende Dramen in den weiteren Abschnitten meines Buches zurückkommen werde. Dort entstanden aber auch zwei epische Gedichte: „**Odilo**“ und das „**Deutsche Hausbuch**“.

Das Epos **Odilo** bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt gegen sein Jugendgedicht. Es ist kürzer geschürzt, die Darstellung hat vielfach einen kräftigen realistischen Zug, die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, und das reflektierende Element steht, wenn auch in breiter Ausführung, überall im Dienste der Handlung. Der Held des Liedes, Odilo, der Sohn eines katholischen Arztes, tritt nach dem frühen Tode des Vaters gegen den Wunsch seiner protestantischen Mutter in ein Kloster, dem ein Bruder seines Vaters, der sein Pate und Lehrer gewesen, einst angehört hat. Am Ende des Novizenjahres ist er aber durch die im Kloster gemachten Erfahrungen dazu gelangt, dasselbe zu verlassen, den Beruf seines Vaters zu wählen und das väterliche Testament, das in dem Motto der Dichtung: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe“ zum Ausdruck kommt, mit Darangabe seines eigenen Lebens zu vollstrecken. Odilo.

In diesem Epos ist vielfach eine Verleugnung des alten Glaubens des Dichters gefunden worden. Ich kann dem nicht beistimmen. Nur ist der Glaube in Odilo männlich ausgereift und im Sinne des apostolischen Hohenliedes der Liebe ausgestaltet. So konnte Redwitz auch im Vorworte dazu im Rückblick auf die „Amaranth“ sagen:

„Denn trotz der beiden Lieder Unterschied
Sind innerlich sie dennoch tief verwandt,
Und auch ich selbst mir darin treu verblieb,
Der ich in beiden, wie mein Herz mich trieb,
Mein inneres Leben gleich getreu bekannt.“

In dem Gedichte: „**Deutsches Hausbuch**“ singt er das Lob des deutschen Hauses in oft etwas umständlicher, aber tief empfundener Weise. Das Buch soll eine Hauschronik in Versen, den Rückblick eines greisen Mannes auf die verschiedenen Stufen seines Lebens, darstellen. Gelegentlich herrscht darin ein moralisierender Ton und eine ans Hausbackene grenzende Lebensanschauung vor, aber doch weht ein gesunder frommer Sinn durch das ganze Buch, und es ist reich an poetischen Schönheiten. Hausbuch.

Der katholischen Kirche gehört ebenfalls ein westfälischer Dichter an, der — hochbetagt vor die Öffentlichkeit getreten — in wenigen Jahren sich die Anerkennung

Friedrich Wilhelm Weber.

und Liebe seines Volkes erworben hat, **Friedrich Wilhelm Weber.** Geboren am 26. Dezember 1813 in dem Forsthause des einsamen westfälischen Walddorfes Alhausen bei Driburg (Aldinghaus in „Dreizehnlinden" X) studierte er in Greifswald und Breslau, wo er Hoffmann von Fallersleben und Gustav Freytag näher trat, zuerst Philologie, dann Medizin und ließ sich 1842 als praktischer Arzt in dem Badeorte Driburg bei Paderborn nieder, von wo er 1856 als Brunnenarzt nach Lippspringe ging. 1867 siedelte er auf Wunsch seines Freundes, des Freiherrn Guido von Haxthausen, nach Schloß Thienhausen unweit Pyrmont über, ohne seine ärztliche Tätigkeit ganz aufzugeben. Daneben lag er (seit 1861—1892) seinen parlamentarischen Pflichten (als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses) im Winter ob. 1888 erwarb er ein kleines Heimwesen in dem Städtchen Nieheim im alten Wetigau, wo er bis an seinen Tod, den 5. April 1894 gelebt hat. — Nachdem er in den Jahren 1869—74 dichterisch treu und frei einige Dichtungen Tennysons („Maud", „Enoch Arden") und eine Reihe schwedischer Lieder ins Deutsche übertragen, ließ er — 65 Jahre alt — 1878 seinen Sang von **„Dreizehnlinden"** erscheinen, der in sechzehn Jahren sechzig, bis 1901 hundert Auflagen erlebt hat. Das in wenigen Jahren unter Katholiken wie Protestanten ungewöhnlich rasch eingebürgerte Lied versetzt uns in die Zeit Ludwigs des Frommen, also in das neunte Jahrhundert und spielt im alten Sachsenlande, dessen Volk damals überwunden und äußerlich bekehrt war. Fränkische Grafen walten dort des Rechtes, und die Mönche in der Benediktinerabtei Dreizehnlinden (einem frei erfundenen Namen, unter dem man sich vielleicht Corvey an der Weser zu denken hat) sind „sanft bemüht, durch Lieb und Lehre Trotz und Wahn zu überwinden"; aber viele Sachsen sind der neuen Ordnung gram und nehmen teil an den geheimen Opfern, die von der greisen Priesterin Svanahild veranstaltet werden. Der Vertreter dieses Kampfes und damit der Held des ganzen Gedichtes ist der letzte Sproß der „Falken", Elmar vom Habichtshofe, welcher von langen Wikingsfahrten heimgekehrt und auf seinem Herrensitz vereinsamt mit der zähen Beharrlichkeit seines Stammes am Glauben der Väter festhält. Dennoch steht er mit Bodo, dem milden und gerechten fränkischen Grafen über den Rhetegau, in freundnachbarlichem Verkehr, aus dem ein Liebesbund zwischen ihm und Bodos Tochter Hildegunde allmählich erwächst. Durch die Ränke des auf ihn eifersüchtigen Sendgrafen Gero wird er aber von der Geliebten getrennt und auf falschen Zeugeneid durch das Gaugericht im Ding in Acht und Bann getan. Auf dem Wege ins Elend von seinem Feinde meuchlings verwundet sinkt er vor dem Kloster Dreizehnlinden leblos vom Pferde. Die Mönche nehmen ihn liebevoll auf, pflegen und heilen ihn. Die Belehrung des Priors, mehr

Abb. 194. Friedrich Wilhelm Weber.
Nach einer Photographie von 1889.
Unterschrift aus einem Briefe vom 11. Mai 1891 an den Verfasser.

Dreizehnlinden.

aber noch die an ihm, dem Heiden, im Namen und auf Geheiß des Christengottes geübte Barmherzigkeit gewinnt ihn nach längerem Schwanken für die Wahrheit des Christentums. Da inzwischen seine Unschuld sich erwiesen und seine Verurteilung aufgehoben, kehrt er nach seiner Taufe in sein Vätererbe zurück. Von König Ludwig zum Amtsnachfolger des inzwischen verstorbenen Grafen ernannt tritt er als der erste Graf aus sächsischem Stamme das ihm übertragene Amt an und vermählt sich mit der treubewährten Geliebten.

Diese ungemein einfache Fabel, deren poetisch anmutige Durchführung ebensosehr an die mittelalterlichen Erzähler, wie an die Farbengebung der altdeutschen Maler erinnert, erhält ihren Hauptreiz durch die treue Lokalfarbe des westfälischen Schauplatzes mit seinen Wiesengründen und Eichenwäldern, durch die feine und sinnige Naturschilderung und die unparteiische Charakteristik der verschiedenartigsten Vertreter des Franken- und des Sachsenstammes wie des alten und des neuen Glaubens. Die märchenhaften — bald launig schalkhaften, bald ernst anregenden — Reden der Bäume und Tiere des Waldes, welche „als Laubwerk die Säulen des Epos umschlingen" und manchem polemischen Stoßseufzer des Verfassers zum Ausdruck verhelfen, unterbrechen aber gar zu oft den Gang der Erzählung. Herausgelöst und an sich betrachtet zeugen sie von dem reichen und vielbesaiteten Dichtergenie des Sängers von „Dreizehnlinden". Ein weiteres Zeugnis davon legen seine 1881 — auf Drängen mehrerer Freunde — erschienenen Gedichte ab, deren Ursprung zum Teil in die fünfziger Jahre zurückreicht. Da vernehmen wir lyrische Klänge, die den Volkston glücklich treffen und zum Singen einladen, da finden wir markige Balladen („Teufelsballade" — „Twardowski" — „Eine Leichenwacht" — „Sachsentrotz" 2c.); da sind Sprüche und Epigramme, oft scharf polemisch, obgleich doch nie an den Mann des Centrums erinnernd; da spiegelt sich schön und klar des Dichters Entwickelungsgang in dem Liede: „Am Amboß" ab und zeigt, wie er es verstanden, über der Poesie niemals seinen ernsten, ihm heiligen Beruf zu vernachlässigen. Darin heißt es: Gedichte.

Wohl träumten wir im Herzen tief
Viel wunderbare Melodieen,
Ein Zauberwald, der schlief und schlief,
Den keine Frühlingssonne rief,
In Frühlingsschönheit aufzublühen.

Mir war ein andres Ziel gestellt,
Mir blieb nicht Zeit zu süßen Weisen.
Oft war die Brust wohl hoch geschwellt:
Doch „schaffen, schaffen!" rief die Welt,
Und rüstig griff ich nach dem Eisen.

„Zuweilen nur quoll mein Sang, wenn feuriger die Pulse glühten", fährt er fort, und manches Schöne hat er in Mußestunden der Begeisterung geschaffen. Auch manches, was in die Sammlung seiner Gedichte nicht aufgenommen ist. Mir liegt ein solches Lied: „Auf Uhlands Tod" vor, das dem großen schwäbischen Dichter aus dem Munde des Westfalen eine warme Huldigung spendet. Ich teile daraus nur eine Strophe (S. 400) in der Handschrift des Dichters mit, die er dem Arzte, der Uhlands Scheiden beigewohnt, in den Mund legt. Auf Uhlands Tod.

Sein letztes größeres Werk: „**Goliath**" (1892) spielt in Norwegen und beruht auf einer wahren Begebenheit. Der Held Olaf, um seiner Riesenstärke und Riesengröße willen Goliath genannt, ist, früh verwaist, von dem reichen Bauern Knud erzogen worden. Obwohl er demselben das von fahrendem Gesindel bedrohte Leben wie seinen einzigen Sohn gerettet, jagt ihn Knud doch aus dem Hause, als der treue Knecht es wagt, um die schöne Margit, des Bauern Tochter, zu werben. Goliath geht weit über das Gebirge weg und findet bei Verwandten ein kärgliches Brot bei harter Arbeit. Wie Margit, so hält auch er fest an dem gegenseitigen Gelöbnis des Gehorsams gegen den Vater und der Treue gegeneinander. Nach dem Tode des alten Knud, der unversöhnt gestorben, findet Margit Mittel und Wege, dem Geliebten Kunde von sich zu senden. Später besucht sie ihn jedes Jahr „einen Sommertag lang". Doch beide ehren das Gebot des Vaters und finden Goliath.

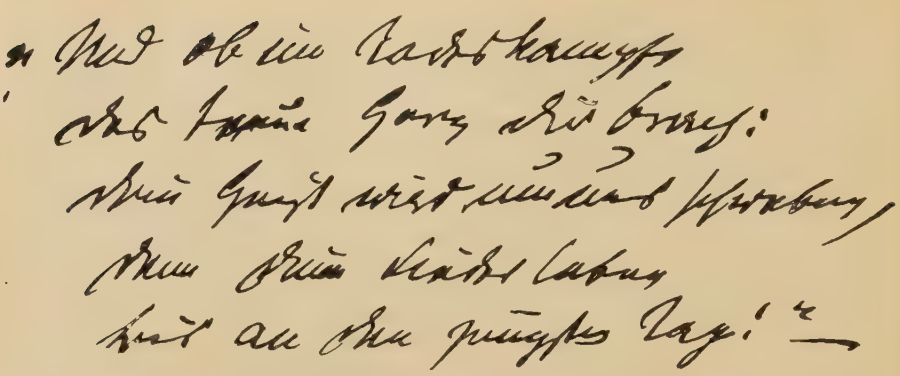


Abb. 195. Eine Strophe aus Fr. W. Webers Lied: „Auf Uhlands Tod". Nach dem Original im Besitze des Sohnes des Dichters.

Frieden in der Entsagung: „Der Mensch ist ruhelos, solang er heischt, Doch die Entsagung macht ihn still und stark."

Den Grundcharakter seines Lebens und seines Dichtens hat Fr. W. Weber selbst gezeichnet in dem Spruch:

„Das ist so recht Westfalenart:
Fromm, sinnig, weich, — nicht überzart,
Zäh, treu, auch trotzig, deutsche Leute:
So waren sie, so sind sie heute".

Derselbe Geist spricht aus der Gedichtsammlung: „Herbstblätter", die teils aus der Jugend, teils aus den letzten Lebensjahren Webers stammend nach seinem Tode (1896) veröffentlicht wurden.

Einen viel tieferen und nachhaltigeren Griff in die Schätze unserer alten Dichtung und Sage tat aber doch ein anderer Dichter, dessen Werke noch heute weit verbreitet und viel gelesen sind: **Joseph Viktor von Scheffel.** Um diese Behauptung zu erhärten, erwähne ich hier sogleich, daß der „Trompeter von Säkkingen" bereits in dem Todesjahre Scheffels in 200000 Exemplaren verkauft war und bis 1900 250 Auflagen erlebt hat.

Viktor von Scheffel.

Joseph Viktor Scheffel wurde am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe geboren und bezog mit siebzehn Jahren die Universität. In München, Heidelberg und Berlin studierte er ohne besonderes Behagen die Rechtswissenschaft:

Römisch Recht, gedenk' ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt!

läßt er den in Heidelberg studierenden Jung Werner gewiß im Nachklang seiner eigenen Eindrücke seufzend ausrufen. Kulturgeschichte und Altertumskunde zogen ihn mehr an als das unbefriedigende Fachstudium. Was er auf der Universität dichtete, waren zumeist, wie er es einmal mit einem derben Studentenausdruck nannte, „Schmachtfetzen", das heißt sentimentale Lieder. Doch rühren auch einige von den Trompeterliedern aus jenen Tagen, darunter das herrlichste: „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen, behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein." Nachdem er 1847 sein Staatsexamen gut bestanden und als Dr. juris promoviert hatte, trat er in die Praxis, in welcher er es aber nur fünf Jahre aushielt. 1852 gab er sie für immer auf und ging nach Italien, zunächst nach Rom. Den Plan zum „Trompeter" nahm er im Kopfe und die große Zeichenmappe unterm Arm mit. Auf italienischem Boden ging der Kampf, der auch in den früheren Jahren schon

sein Inneres bewegt hatte, erst recht wieder los. Den Juristen hatte er abgetan, ein Künstler wollte er werden, aber die Frage war: ob Maler oder Dichter? Von qualvollen Zweifeln geplagt flüchtete er endlich nach der Insel Capri, um in der Einsamkeit den inneren Kampf zur Entscheidung zu bringen. Sein jugendfrischer Sang vom Oberrhein „**Der Trompeter von Säckingen**", der dort entstanden ist und an den vieles in der Künstlerherberge „Pagano" auf Capri erinnert, läßt keinen Zweifel, daß er die rechte Wahl getroffen, obgleich derselbe anfangs in Deutschland sehr kühl aufgenommen wurde. Am 1. Mai 1853 sandte er dieses echt deutsche Lied „seinen teuren Eltern" mit einer Zueignung, in der es zum Schluß hieß:

Trompeter von Säkkingen.

Nehmt ihn, wie er ist, rotwangig,
Ungeschliffner Sohn der Berge,
Tannzweig auf dem schlichten Strohhut.
Was ihm wahrhaft mangelt, deckt es
Mit dem Schleier güt'ger Nachsicht.
Nehmt ihn, nicht als Dank, — ich stehe
Schwer im Schuldbuch Eurer Liebe, —
Doch als Gruß und als ein Zeichen,
Daß auch einer, den die Welt nicht
Auf den grünen Zweig gesetzt hat,
Lerchenfröhlich und gesund doch
Von dem dürren Ast sein Lied singt.

Jos. Victor von Scheffel

Abb. 196. Joseph Viktor von Scheffel.
Nach einer Photographie von 1882.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges studiert Jung Werner in Heidelberg, wird aber relegiert, weil er vom Weine berauscht der Kurfürstin Leonore in schmachtenden Versen seine Liebe erklärt hatte. Nun zieht er mit seiner Trompete, die er meisterlich bläst, als fahrender Spielmann durch den Schwarzwald. Bei einem Feste erblickt er des alten Freiherrn von Säkkingen Töchterlein, die liebliche Margareta, und alsbald packt ihn „der Liebe Zauber". Als Burgtrompeter tritt er in ihres Vaters Dienste und erwirbt sich dessen Gunst insbesondere durch die Verteidigung des Schlosses gegen die Bauern. Als er dabei verwundet wird, rettet ihn Margaretas sorgliche Pflege; die Genesung führt zu einem gegenseitigen Liebesgeständnis. Als er aber um ihre Hand wirbt, weist der Vater ihn zurück. So muß er seinen Wanderstab weiter setzen, gelangt unter manchen Abenteuern bis nach Rom und wird dort Kapellmeister des Papstes. In dieser Stellung sieht ihn Margareta

wieder, die man nach Italien „zur Luftveränderung“ gesandt hat, weil sie in Liebesharm sich verzehrte. Papst Innocenz XI. (1676 bis 1689) nimmt sich des Paares an, macht Jung Werner zum Ritter seines Hofes und segnet den Bund der Liebenden ein. — Diese jugendfrische Liebesgeschichte ist von köstlichem Humor durchwürzt, dem namentlich der Kater Hiddigeigei, die „selbstbewußte epische Charakterkatze“, ein origineller Nachkomme Kater Murrs und des gestiefelten Katers, einen immer frischen gesunden Ausdruck gibt. Besonders gelungen ist des Katers Klage über die Menschen:

O die Menschen tun uns Unrecht,
Und den Dank such' ich vergebens,
Sie verkennen ganz die feinern
Saiten unsers Katzenlebens,

Und wenn einer schwer betrunken,
Niederfällt in seiner Kammer
Und ihn morgens Kopfweh quälet,
Nennt er's einen Katzenjammer.

Katzenjammer, o Injurie!
Wir miauen zart im stillen,
Nur die Menschen hör' ich oftmals
Graunhaft durch die Straßen brüllen.

Ja sie tun uns bitter unrecht,
Und was weiß ihr rohes Herze
Von dem wahren, tiefen, schweren,
Ungeheuren Katzenschmerze?

Reizende Lieder („Lind duftig hält die Maiennacht“ u. a.) sind wie duftende Blüten in die Erzählung hineingeflochten. In der glücklichen Verschmelzung zarter Innigkeit mit urwüchsigem Humor ruht vornehmlich die hinreißende Wirkung dieses freien Waldliedes der Romantik, der Scheffel neues Leben, frisches Blut und fröhliche Kraft wieder eingeflößt hat, als sie bereits fast erstorben war.

Urbild des Trompeters.

Den Anlaß zum „Trompeter“ hatte ein alter Grabstein auf dem Kirchhof zu Säkkingen aus dem 17. Jahrhundert gegeben, dessen Inschrift anhub: „Hier ruht Herr Werner Kirchhofer, der einstmals ein Trumpetter war, und seine Eheliebste Maria Ursula, geb. Freiin von Schönau“ — und mit den Worten schloß:

„daß beid' auf Erden schon den Himmel hatten,
und daß nach kurzem Witwenleid
Marie gefolgt ins Grab dem Gatten.“

Im Engeren.

Nach seiner Heimkehr aus Italien lebte Scheffel in Heidelberg in einem Freundeskreise, dessen Seele der Historiker Häusser war, in einem Kreise, der

den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
bei goldnem Rheinwein oft beflissen war.

In dem „Engeren“, wie der joviale Freundeskreis sich nannte, wurde manches Lied Scheffels gesungen, das in dieser Zeit entstand, und nicht in Scheffels Studentenzeit, wie man zuweilen irrtümlich geglaubt hat, das dann aber rasch in Studentenmunde weiter klang. Erst 1867 wand er aus diesen Liedern einen reichen Strauß, der u. d. T. „**Gaudeamus**“ bekannt ist. Neben manch frisch duftigen Liedern wie „Alt-Heidelberg, du feine“ herrscht darin der urwüchsigste, oft freilich recht derbe und mit Gelehrsamkeit gespickte Humor und eine trunkene Poesie. Am populärsten ist wohl „die Schlacht am Teutoburger Walde“ mit dem launigen Anfang: „Als die Römer frech geworden, zogen sie nach Deutschlands Norden.“ In Heidelberg entstand auch der Plan zu Scheffels großer Prosa-Dichtung „Ekkehard“, auf die ich im nächsten Abschnitt bei der Geschichte des modernen Romans zurückkommen werde.

Gaudeamus.

Im Jahre 1859 wurde Scheffel von dem Großherzog von Weimar auf die Wartburg geladen. Dem Aufenthalt in der alten thüringischen Landgrafenburg verdankt sein Liederbuch „**Frau Aventiure**“ seine Entstehung, besonders war er durch die Darstellungen des berühmten Malers Moritz von Schwind aus dem sagenhaften Sängerwettkampf (I, 150 ff.) auf der Wartburg dazu angeregt worden. „Damals gedachte ich,“ sagt er im Vorwort, „hei, wer so viel erfahren

Frau Aventiure.

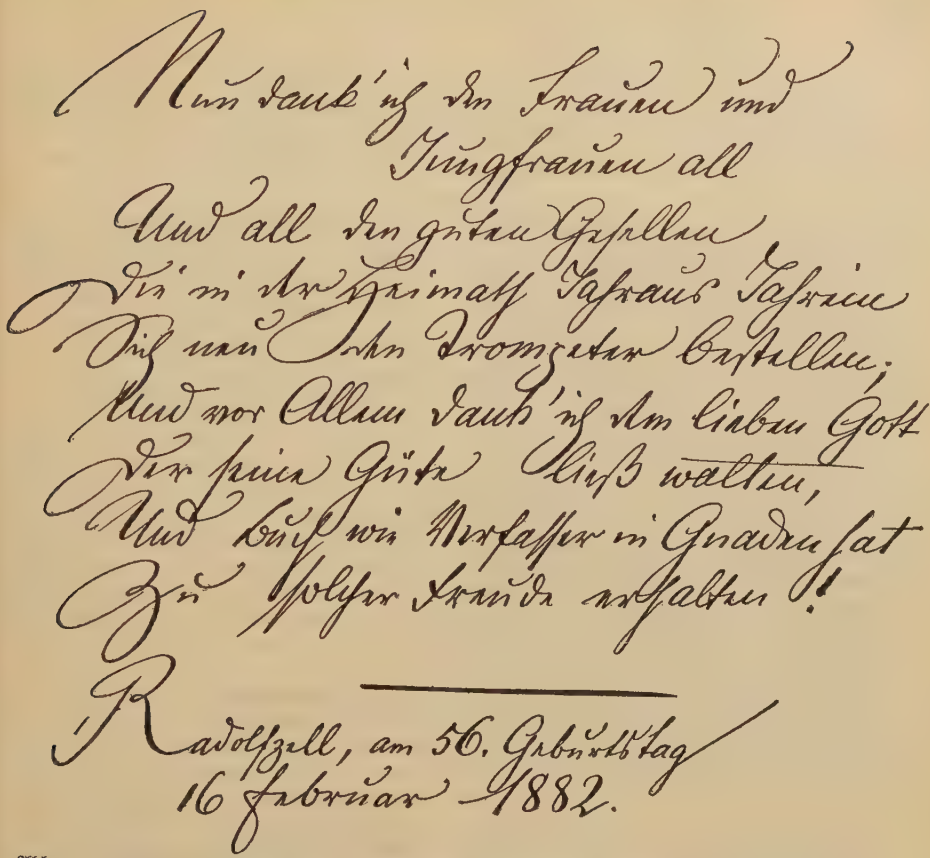


Abb. 197. Schluß des Vorwortes zur einhundertsten Auflage des „Trompeter von Säkkingen“, in Viktor von Scheffels eigenhändiger Niederschrift.
Im Besitz der Verlagsbuchhandlung von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart.

dürfte und erführe, daß er mit den halbmythischen Schemen dieser mittelalterlichen Sänger, ihrem Leben, Fühlen und Dichten samt den starren und treibenden Kräften ihrer Epoche vertraut würde, wie mit Goethes und Schillers klarer Zeit! Dem so Sinnenden erschien nun Frau Aventiure und sprach: Vertraue dich mir, ich führe dich zu jenen!“ In diesen Liedern aus Heinrichs von Ofterdingen sangesfreudigen Tagen erstand der von ihm gründlich studierte mittelalterliche Minnegesang zu neuem Leben. Zuweilen tut er in Nachahmung altertümlicher Klangfarbe vielleicht des Guten zu viel, so z. B. in dem Schlußvers des sonst so schönen Gedichtes von Wolfram v. Eschenbach, „die Ausreise“:

Drum müht sich mein Sinnen Turnierdank und Minnen
Von ihr zu gewinnen im selben Tjost,
Bald wird sich's entscheiden, wenn nach dem Durchschneiden
Der Seile mit Streitern der Buhurt ertost,
Dann heißt's: kalopieret

Und nimmer faylieret
Und kräftig pungieret!
. . . Sand küssen muß jeder, der wider mich stapft!

In solchen Wendungen tut sich die sprachliche Treue auf Kosten der Poesie hervor; aber sonst entlockt der Dichter fast durchweg seiner Leier die reinsten lyrischen Klänge, wie in dem schönen Gedicht Heinrichs von Ofterdingen:

Junge Minne.

Schaust du verträumt vom Turme nieder,
Du hochlandwilde scheue Maid,
In knappgeschnürtem Purpurmieder
Und keuscher Herzensherrlichkeit:
So denk' ich einer Alpenrose,
Die knospend auf der Klippe steht,
Unsorgsam, ob bei Stein und Moose
Ein Menschenauge sie erspäht.

In abgrundtiefer Felsenklause
Bricht donnernd sich der Bergstrom Raum
Und füllt die Schluchten mit Gebrause
Und seines Falls zerstiebtem Schaum . . .
Sie aber freut ihr weltfern Blühen,
Der Wellen Gaukelspiel und Tanz,
Und wenn die Nebel sonnig sprühen,
Des Regenbogens Funkelglanz.

„Scheffels Lyrik," bemerkt Karl Bartsch, „baut sich durchaus auf epischem Hintergrunde auf, sie objektiviert, wie es die Lyrik des Volksliedes tut." So auch in den hymnusartig schwungvoll dahinrauschenden „Bergpsalmen", denen eine alte Legende zu Grunde liegt. Sankt Wolfgang, der Bischof von Regensburg im neunten Jahrhundert, „aus Kaiserfehde und Fürstenstreit entflieht zur Alpeneinsamkeit hinan" an den Abersee in den Salzburgischen Alpen. Da als Einsiedler lebend erblickt er im Sturmeswehen den Herrn, in den Nebelbildungen allerhand lockende Phantasiegebilde der Vergangenheit, dann wieder reizende Naturbilder, die sich ihm zu den verschiedensten Gestalten verwandeln, und er findet Trost in der Gottespracht und Weltabgeschiedenheit der Berge.

Bergpsalmen.

Seit dem Jahre 1869, in dem die „Bergpsalmen" erschienen, ließ der Dichter mit Ausnahme einiger Gelegenheitsgedichte nichts mehr erscheinen. Den helleren Teil des Jahres bis in den Herbst, wo er nach Karlsruhe zurückkehrte, verlebte er in seiner Villa Seehalde am Bodensee in Radolfzell, in derselben Gegend, die durch seinen „Ekkehard" uns allen nahegerückt ist, mit dem Blick auf den Hohentwiel. An seinem fünfzigsten Geburtstage 1876 wurde ihm eine Huldigung aus allen Teilen Deutschlands zu teil wie kaum je einem anderen Dichter. Auch der erbliche Adel wurde ihm an diesem Tage verliehen. Und doch ist er seines Lebens und Dichtens nie recht froh geworden. Seine Ehe hatte ihm nicht gewährt, was er erwünscht und erhofft hatte, und sein zum Grübeln geneigtes Temperament verdunkelte ihm alle glänzenden Erfolge seines Schaffens. Nach Karlsruhe zog es ihn immer wieder zurück. Dort ist er auch nach schweren Leidenstagen am 9. April 1886 aus der Zeitlichkeit geschieden. Ein Denkmal ist ihm 1891 in Heidelberg mitten auf der großen Terrasse des Schlosses errichtet worden. Sein Lebensbild ist 1892 durch seine „Episteln" (Briefe aus der Jugendzeit) wirkungsvoll vervollständigt worden.

Scheffels Episteln.

Neben Scheffels „Trompeter" erhält sich ein anderes Gedicht in der Gunst der Zeitgenossen, das bereits 1843 erschienen ist. Es ist „**das Wort der Frau**" des Ostpreußen **Friedrich von Heyden** (1789—1851), dessen übrige epische und dramatische Dichtungen bereits vergessen sind. Im wesentlichen historisch treu, spielt es in der Zeit der Hohenstaufen. Es verherrlicht den Sieg weiblicher Beharrlichkeit und energischer Mutterliebe über den Willen des Reiches und das Gebot des Kaisers. Neuerdings ist es von dem Sohne des Dichters August von Heyden sehr ansprechend illustriert worden.

Friedrich v. Heyden.

Mehr und mehr hatten sich in die epischen Gedichte auf historischem Grunde moderne Elemente eingemischt. An Stelle der Verjüngung trat

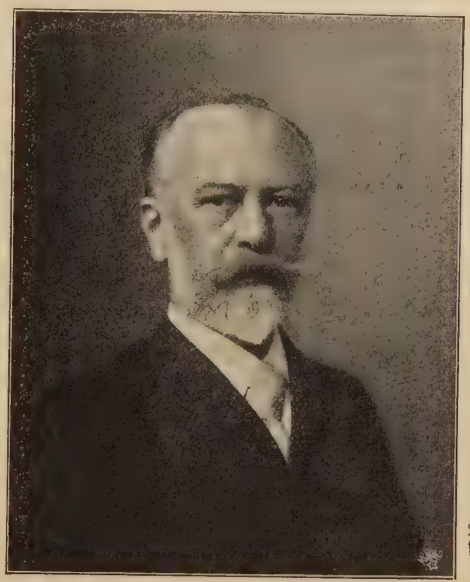
eine Modernisierung der alten Stoffe. Das war besonders der Fall bei einem Jünger Scheffels, der durch den flotten, heiteren Ton und die frische Natürlichkeit seines Vortrages rasch beliebt wurde.

Julius Wolff.

Es war **Julius Wolff**. Am 16. September 1834 in Quedlinburg geboren entging er nur mit Mühe der Verpflichtung, als ältester Sohn die Leitung der altbestehenden Tuchfabrik seines Hauses zu übernehmen. Nach einem fröhlichen Studentenleben, bei dem er nie an einen Brotberuf gedacht, gründete er in seiner Vaterstadt eine Zeitung, von deren Redaktion ihn der Ausbruch des Krieges von 1870 abberief. Als Reserveoffizier vor Toul mit dem eisernen Kreuze geschmückt kehrte er nach dem Friedensschlusse in die Heimat zurück, in welcher er sich durch seine Lieder „aus dem Felde", besonders durch sein ergreifendes Gedicht auf die bei Dijon dem Regiment der Einundsechziger verloren gegangene Fahne, bekannt und beliebt gemacht hat. Sechs Jahre darauf trat er mit einem kleinen Epos auf, in welchem er einen ganz anderen Ton anschlug, mit dem Schelmenliede, wie er's nannte, „**Till Eulenspiegel Redivivus**". Dieser auferstandene Eulenspiegel hat aber fast nur den Namen von seinem berühmten Ahnherrn und ist ein durchaus moderner Witzbold, oder wie man ihn richtig charakterisiert hat, „ein halb kaustischer, halb sentimentaler Philosoph", der auch in die moderne Unart verfällt, alles, was ein geistliches Gewand trägt, zu verhöhnen. Wolff legt seinem Helden eine nicht weniger als fünf Seiten lange Tirade gegen Mucker und Frömmler in den Mund. Sein Eulenspiegel braust aber nicht nur vor den Heuchlern, sondern vor jedem Geistlichen im Talar ärger auf als ein Truthahn vor dem roten Tuch. An einer Stelle schreit er:

Julius Wolff.

Till Eulenspiegel.



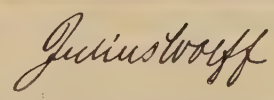


Abb. 198. Julius Wolff. Nach einer Photographie. Unterschrift eines Briefes vom 22. 10. 1874 an den Verfasser.

Kommt mir einer in die Quer,
So fall' ich wütend drüber her
Und rufe: Knüppel aus dem Sack
Aufs Heuchlervolk, aufs Muckerpack!

Die nächsten Dichtungen Wolffs haben sich von diesen Geschmacklosigkeiten frei gehalten, insbesondere sind die Aventiure „**Der Rattenfänger von Hameln**" und die Waidmannsmär „**Der wilde Jäger**" recht anmutige Dichtungen. Um die beiden sagenhaften Gestalten hat es der Dichter verstanden, eine genial erfundene Geschichte auf kulturhistorisch treu gezeichnetem Untergrunde aufzubauen, die voller Poesie bald erschütternd, bald belustigend, aber von Anfang bis zu Ende fesselnd den Leser mit fortreißt. Von besonderer Schönheit sind in diesen Epen die zahlreichen eingeschobenen Lieder. — In dem darauf folgenden „**Tannhäuser**", welchen Wolff einen „Minnesang" nennt, der aber richtiger ein historischer Roman in Versen heißen sollte,

Tannhäuser.

identifiziert er den Minnesänger dieses Namens (I, 158) mit dem ganz sagenhaften Heinrich von Ofterdingen (I, 150 f.) und macht ihn (nach Scheffels Vorgang in der „Frau Aventiure") zum Dichter des Nibelungenliedes. Dazu umgibt er ihn mit einem vollen Kranze der Minnesänger, von Dietmar v. Aist bis auf Neithart, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg eingeschlossen. Dabei ist das sagenhafte Element beibehalten, wodurch in das beabsichtigte Zeitbild eine die Einheitlichkeit der Komposition schädigende Schwankung kommt. Viele schöne Einzelheiten, z. B. „der Minnehof zu Avellenz", worin der minnesängerliche Überschwang parodiert wird, „der Fiedelvoigt" und die allerdings sehr modern klingenden Lieder, die er den Helden und den anderen Sängern in den Mund legt, können dafür keinen Ersatz bieten. Das eingangs in dem hübschen „Minnegruß" den Frauen gegebene Versprechen, „keine Saiten anzuschlagen, unrein in ihrem Klang," ist übrigens keineswegs streng durchgeführt. Nachdem Wolff durch sein Reiterlied: „Die **Pappenheimer**" (1889), in welchem sich das gewaltige und erschütternde Elend des Dreißigjährigen Krieges zu einem „fröhlichen Plündern und Raufen" verflüchtigt, auch manche seiner begeistertsten Bewunderer etwas ernüchtert hatte, kehrte er in der Dichtung: **„Renata"** (1891) wieder ganz zu der Dichtweise seiner ersten Zeit zurück. Wie vordem Hameln baut er darin anschaulich und malerisch Hildesheim mit dem Dom des hl. Bernward und dem uralten Rosenstrauch daran, mit der Festlaube des Rathauses und der Domherrnschenke vor uns auf. In einer ganz geschickten Fabel wird der Sieg der Renaissance, d. h. der wiedergeborenen Kunst der Antike zu Anfang des 16. Jahrhunderts verkörpert und verherrlicht, worauf schon der Name der Heldin „Renata" (die Wiedergeborene) anspielt. Das Triumphlied der neuen Kunst, das er dem jungen Goldschmied Leupold, dem Geliebten der Heldin, in den Mund legt, zeigt am besten das Motiv des ganzen Gedichts. Der Vater des Goldschmiedtöchterleins, seiner besten Arbeiterin, ist hochnotpeinlich verurteilt worden, weil er durch einen in den neuen Formen der Renaissance gefertigten goldenen Pokal einen dämonischen Zauber auf die Trinker ausgeübt haben soll. Leupold, der ihn erst in diese neue Kunst eingeweiht, erklärt die wahre Ursache des vollführten Zaubers, nachdem er vorher selbst aus dem Goldpokale zum Beweis seiner Unschädlichkeit getrunken. Julius Wolff erweist sich auch in diesem Gedichte als ein begabter Vertreter der modernen Epik. Wer das Mittelalter kennt, wird sich freilich des Eindrucks beim Lesen dieser Poesien nicht erwehren können, daß die darin aufgebaute Mittelalterlichkeit doch etwas Gemachtes und Künstliches hat. Durch Ton und Stil des Gedichtes wird man unwillkürlich an das erinnert, was die modernen Architekten ebenso wie die modernen Kunstmöbelfabrikanten „stilvoll" nennen. Wenn die eintönigen trochäischen Verse, in denen es geschrieben ist, gut vorgelesen werden, hört sich das Gedicht übrigens ganz behaglich an. Unermüdlich in der Kunst des Reimens und phantastischen Gestaltens folgten dann immer neue gereimte Erzählungen wie „Der fliegende Holländer", „Assalide", „Der Landsknecht von Cochem" (1898) und „Der fahrende Schüler" (1900).

Pappenheimer.

Renata.

Neben Julius Wolff wird gewöhnlich ohne weiteres der von mir bereits als Lyriker besprochene **Rudolf Baumbach** (vgl. S. 384 ff.) gestellt, aber er ist wie in seiner Lyrik so in seinen epischen Dichtungen diesem bedeutend überlegen. Sein Lied von **„Horand und Hilde"** (1879) zeigt, wie tief er in den alten Sagenschatz unserer Dichtung eingedrungen ist, und wie aus diesem ihm tief innerlich zu eigen gewordenen Reichtum Lieder und Bilder in Fülle emporquellen. Daraus erwächst dann eine dem Original nicht widersprechende, wenn auch frei weiter dichtende Verjüngung der alten Stoffe. Aus dem Gudrunliede ist der Sänger Horant (I, 85) bekannt, der so wunderbar sang, daß er die Menschen wie die stumme Natur durch seine Lieder berückte. Was aber das alte Lied unausgeführt läßt, das spinnt Baumbach in seinem Gedichte weiter und schildert, wie Hilde durch Horants

Rudolf Baumbach.

Sang von Liebe zu ihm erfaßt doch ihrem Herzenszuge nicht folgen kann, und wie er selbst zur Entsagung gezwungen in dem Kampfe für seinen König Hettel um Hildes Besitz von ihrem Vater, dem grimmen König Hagen, erschlagen wird.

Unter den späteren Gedichten Baumbachs ist **„Frau Holde“** (1881) eines der schönsten. Es ist eine einfache Herzensgeschichte, in welche er die Sage von der alten hilfsbereiten Göttin hineinspielen läßt, ein frisches und anspruchsloses Phantasiestück aus der Heimat des Dichters, voll echter, herzerfreuender Poesie. Alle Vorzüge Baumbachs, seine innige Vertrautheit mit dem Leben der Natur, die zwingende und überzeugende poetische Kraft, mit welcher er Märchenhaftes und Realistisches miteinander verschmilzt, das bewunderungswürdige Geschick, mit dem er die abgegriffene Dichtersprache unserer Tage durch die altdeutsche Volkspoesie auffrischt, ohne ihr doch einen unbehaglich altertümlichen und altertümelnden Beigeschmack zu geben, bewähren sich in diesem Gedichte aufs glänzendste. Außer seinem Erstlingswerk, dem einer slovenischen Alpensage frei nachgedichteten Sange „Zlatorog“, sind noch zwei andere Dichtungen Baumbachs erwähnenswert: **„Der Pate des Todes“** (1884), dem das bekannte Grimmsche Märchen „Gevatter Tod“ zu Grunde liegt, und seine poetische Erzählung: **„Kaiser Max und seine Jäger“** (1888), welche sich auf eine Jugendepisode des ehrsamen Schuhmachers und Poeten Hans Sachs gründet, der in den Jahren seiner Wanderschaft eine Zeitlang Waidmann am kaiserlichen Hofe Maximilians gewesen sein soll. Frau Holde.

Auffällig ist es, daß nur selten die Heldengestalten unseres deutschen Mittelalters und der neueren Zeit zu Gegenständen der epischen Dichtung gewählt wurden. Außer Scherenberg, Fontane und von Heyden gibt es allerdings noch einige Dichter, die teils aus der allgemeinen deutschen Geschichte, teils aus der Lokalgeschichte ihre Stoffe entnommen haben; aber was sie geschaffen, war nicht von dauerndem Werte und ist längst mit Recht verklungen.

Die einst von der Romantik ausgegangene Anregung, den Blick in die Ferne zu lenken, trieb dagegen auch bis in die neuere Zeit manche bemerkenswerte Blüten auf dem Gebiete der Epik. Hervorragendes leistete darin Graf **Adolf Friedrich von Schack**. Am 2. August 1815 in Schwerin geboren, erwachte schon auf dem Gymnasium zu Frankfurt a. M., wohin sein Vater als Mecklenburgischer Bundestagsgesandter berufen war, in ihm das Interesse für die Weltliteratur. Auf eigene Hand erlernte er Spanisch und Italienisch und begann sogar das Studium der orientalischen Sprachen und des Sanskrit. Auch auf der Universität setzte er die linguistischen Studien neben seiner juristischen Berufsarbeit fort. Nach langen Reisen, welche sich bis Palästina und Ägypten ausdehnten, zum Legationssekretär in Frankfurt ernannt verfaßte er in seinen zahlreichen Mußestunden eine „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“. Daneben erlernte er Persisch, um das unserer Dichtung so nahe verwandte Epos: „Schahname“ des Firdusi (= „des Paradiesischen“, Beiname des persischen Dichters Abul Kasim Ransur, 940 bis 1030, vgl. I, 1. 13) in deutsche Verse zu übertragen. Im Herbst 1851, als dieses größte Werk seines Lebens vor die Öffentlichkeit trat, machte er von seines Vaters Genehmigung Gebrauch und trat in das Privatleben zurück. Von da an lebte er als Gelehrter, Dichter und Kunstmäcen in München, wohin ihn König Maximilian II. eingeladen hatte. Dort gründete er in einem eigens dazu gebauten Renaissance-Palast die berühmte Gemäldegalerie, gab mit Geibel den „Romanzero der Spanier und Portugiesen“ (S. 355) heraus und ließ 1865 die erste Sammlung seiner „Gedichte“ erscheinen. Aber weder diese noch eine große Anzahl anderer Originaldichtungen (Novellen in Versen, Epen, zahlreiche Dramen) sind jemals allgemein beliebt geworden, wie er es mit ganzer Seele erstrebte. Ein idealer Sinn und eine hohe und reine Begeisterung für alles Große, Schöne und Edle tritt uns Graf Schack. Romanzero.

in seiner gesamten Dichtung entgegen. In manchen seiner epischen und dramatischen Dichtungen („Lothar", „Siegesfeier in Straßburg", „Cancan" u. a.) kommt seine warme Vaterlandsliebe zum schwunghaften Ausdruck. Aber keines seiner Gedichte reißt die Seele mit fort. Seine Lyrik wie seine Epik ist zu gedankenschwer und tritt mit zu großem rhetorischen Pathos auf. Auch seine Dramen haben stets nur einen kühlen Achtungserfolg erzielt. Viele seiner Dichtungen spielen im alten Griechenland, so

Plejaden.

„Die Plejaden", die den Freiheitskampf der Hellenen gegen die Perser zum Hintergrunde einer romantischen Liebesgeschichte machen und mit der Schlacht von Salamis abschließen. Andere spielen im Orient („Nächte des Orients", „Stimmen vom Ganges" 2c.). Auch diese sind immer mehr bewundert als gelesen worden. Trotz aller Anerkennung, die ihm zu teil ward, und die er als unvergleichlicher Übersetzer oder besser Nachdichter des Firdusi, des Kalidasa, der spanischen Dramatiker 2c. in erster Reihe verdient, trauerte er doch bis an sein Lebensende darüber, daß er von seinem Volke verkannt sei. Am 14. April 1894 endete sein inhaltreiches ideales Leben in Rom.

Abb. 199. Graf Adolf Friedrich von Schack. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach. Unterschrift eines Briefes vom 19. 9. 1881 an den Verfasser.

Wie die griechische Kunst auch nach dem römischen Reich vordrang, hat uns der gelehrte Erforscher Italiens (Verf. der „Geschichte Roms im Mittelalter")

Gregorovius.

Ferdinand Gregorovius (1821 bis 1891) in seinem Epos **„Euphorion"** gezeigt. Das mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschriebene Gedicht führt uns in die letzten Tage von Pompeji und gewinnt dadurch noch einen erhöhten Reiz. Euphorion, der griechische Hausssklave eines reichen Römers in Pompeji, ein meisterhafter Bildner in Erz und Metall, hat gerade am Tage vor dem Ausbruch des Vesuvs die letzte Hand an einen kunstvollen Kandelaber gelegt, den er zum Geburtstagsgeschenk für die liebliche Jone, die Tochter seines Herrn, gefertigt hat. Aus dem fürchterlichen Erdbeben, welches Pompeji zerstörte, rettet Euphorion seine Jone aufs Schiff, und in Alexandrien finden sie ein neues der Liebe und der Kunst geweihtes Leben. Den prächtig gebildeten Kandelaber aber müssen sie in den Trümmern von Pompeji zurücklassen.

Hamerling.

Auch ein österreichischer Dichter entnahm den Stoff zu seinem glänzendsten und epochemachenden Epos dem alten Rom. Es war **Robert Hamerling**. Aus seiner Selbstbiographie, die er kurz vor seinem Tode u. d. T.: „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" herausgegeben, teile ich die Hauptmomente seines

Lebens und Dichtens mit.*) Am 24. Mai 1832 zu Kirchberg am Walde, einem romantischen Flecken an der böhmisch-mährischen Grenze von armen Eltern geboren verbrachte Hamerling seine Knabenjahre in den Mauern des dortigen Cisterzienserstiftes, wo er bereits Versuche im Versemachen anstellte. Auf den Befehl eines der Patres wurde ein von ihm verfaßtes Gebet in Versen der täglichen gemeinsamen Morgenandacht hinzugefügt. Unterstützt durch die Prinzessin Luise von Frankreich, die nachherige Herzogin von Parma, deren Familie in Kirchberg ein Schloß besaß, wurde es ihm möglich, nach einer höheren Bildung zu streben. Mit vierzehn Jahren trat er aus dem Kloster in die Welt, d. h. er kam nach Wien, wo er zuerst das Gymnasium und dann die Universität besuchte und sich an der Revolution von 1848 beteiligte. In der Schüler- und Studentenzeit entstand eine ganze Reihe von lyrischen, epischen und sogar dramatischen Gedichten. In diese Zeit fallen auch seine schwersten inneren Kämpfe um die Wahrheit des Christentums, von dem er allmählich ganz abkam. Nach vollendeten Universitätsstudien und bestandener Lehramtsprüfung wurde er am Gymnasium zu Triest als Professor angestellt. In dieser Stellung wirkte er zehn Jahre, bis sein leidender Gesundheitszustand ihn nötigte, noch im besten Mannesalter in den Ruhestand zu treten und in seinem Landhause bei Graz sich niederzulassen. Dort lebte er von seiner reichlich bemessenen Pension und dem Ertrage seiner literarischen Tätigkeit mit seinen hochbetagten Eltern. Ein tuberkulöses Unterleibsleiden nagte aber an seinem Leben und zwang ihn zu weltscheuer Zurückgezogenheit. Von seinen zuletzt unerträglichen Leiden befreite ihn der Tod am 13. Juli 1889.

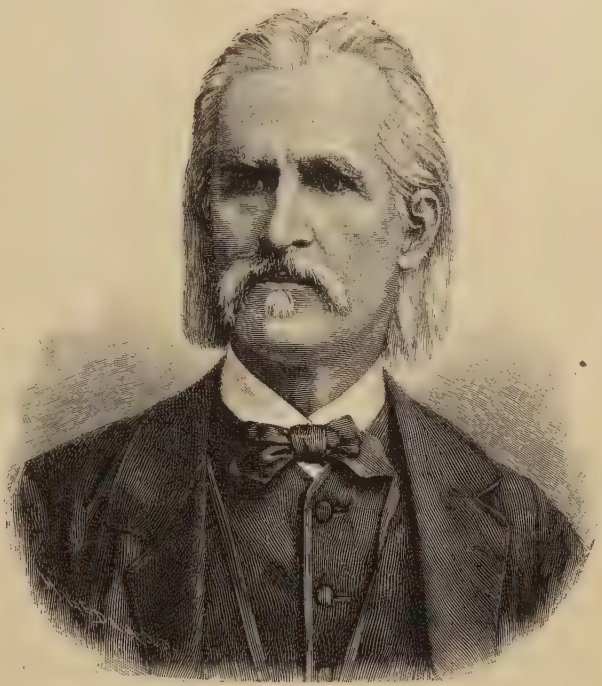
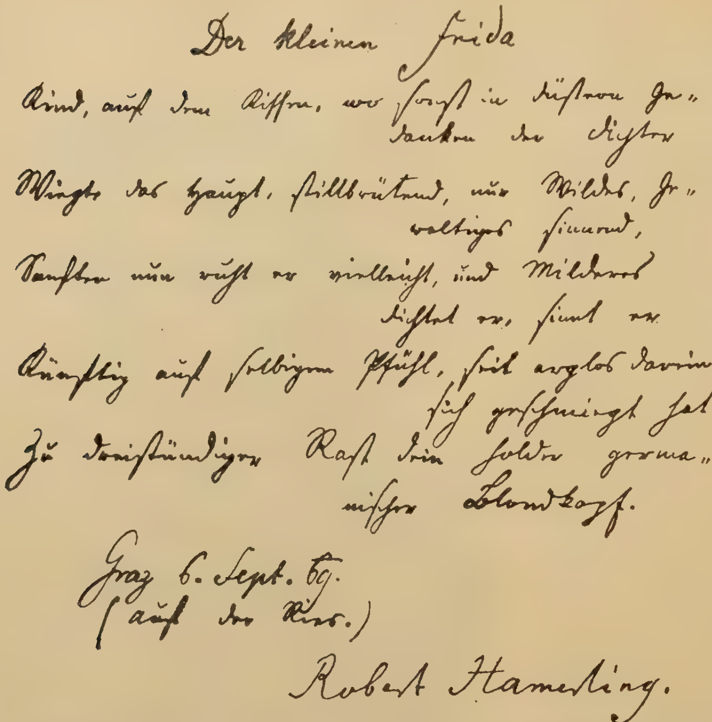


Abb. 200. Robert Hamerling im Alter.
Nach einer Photographie von 1888.

Robert Hamerling ist gleich bedeutend als Lyriker wie als Epiker. Gedankenreichtum, Tiefe der Lebensanschauung, schwungvolle Phantasie, dazu eine seltene Formvollendung zeichnen alle seine Dichtungen aus. In seiner Sammlung: „Sinnen und Minnen“ (1860) preist er in immer neuen Melodien die Schönheit der Natur und der Liebe, den Wechsel der Jahreszeiten, das Aufblühen und Sterben alles

*) Eine willkommene Ergänzung dazu bilden Roseggers „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling“.


Der kleinen Frida

Kind, auf dem Sessel, wo sonst in düstern Gedanken der Dichter
Wiegte das Haupt, stillbrütend, nur Wildes, Gewaltiges sinnend,
Sanftes nur sucht er vielleicht, und Milderes dichtet er, sinnt er
Künftig auf selbigem Stuhl, seit arglos darein sich geschmiegt hat
Zu dreistündiger Rast dein holder germanischer Blondkopf.

Graz 6. Sept. 69.
(auf der Reise.)

Robert Hamerling.

Abb. 201. Widmung Robert Hamerlings, in ein der Dichterin Frida Schanz 1869 als Gastgeschenk überreichtes Exemplar seines Buches: „Sinnen und Minnen“ geschrieben.

Venus im Exil.

Lebens. Seine Ideen machte er in glänzender Darstellung geltend in dem allegorischen Gedichte: **„Venus im Exil“** (1858). Der Grundgedanke dieser Dichtung ist die mittelalterliche Auffassung der Venus als der Göttin der Sinnlichkeit zu verdrängen und an ihre Stelle die alte Göttin der Schönheit zu setzen — mit anderen Worten von der gefeierten Venus Aphrodite zu der noch im Exil weilenden Venus Urania emporzustreben. Ihr singt er zu:

> O Göttin du der Schönheit und der Liebe,
> So locktest du mich höher stets und weiter,
> Am Zauberbande meiner Sehnsuchtstriebe
> Der Schönheit und der Liebe Stufenleiter,
> Hinan aus irdisch endlichem Getriebe
> Zu Geisterhöhen ewig rein und heiter,
> Von irdischer zu schrankenloser Schöne
> Des Alls, zum Einklang aller Lebenstöne.

Schwanenlied.

So fern auch dieses Gedicht der christlichen Lebensanschauung steht, ein erfreuliches Zeichen idealer Gesinnung muß es doch genannt werden. Noch viel bedeutungsvoller kommt des Dichters idealer Sinn zur Geltung in seinem auf italienischem Boden entstandenen **„Schwanenlied der Romantik“** (1862). Der Dichter erzählt in seiner Lebensgeschichte, welchen Einfluß die romantische Schule, namentlich Novalis, auf seine dichterische Entwickelung gehabt, und in der Tat geht ein romantischer

Zug durch dieses in der Nibelungenstrophe gedichtete „Schwanenlied", das einen mächtigen Protest gegen den materialistischen Geist der modernen Aufklärung einlegt und mit einer herrlichen Mahnung an sein geliebtes deutsches Vaterland und Volk schließt.

Unter allen epischen Dichtungen Hamerlings nimmt aber neben dem Roman: **„Aspasia"** (1876), der ein Bild des alten hellenischen Lebens von wunderbarer Naturtreue darbietet, sein großartiges Epos **„Ahasveros in Rom"** (1866) die erste Stelle ein. Ahasveros in Rom.
Dieses Epos, in welchem die glühende Phantasie seines Schöpfers sich zuweilen hinreißen läßt, den Sinnentaumel, die Sättigung und Übersättigung des Lasters mit zu üppig warmen Farben darzustellen, führt uns in erschreckend wahrer Realistik die letzten Lebensjahre des römischen Kaisers Nero vor. Er ist der Repräsentant des ungezügelten Lebensdranges, infolge dessen er sich unter die Götter erhebt und als Gott behandeln läßt. Dabei steht er, ein genialer Mensch von großer körperlicher Kraft und Schönheit, auf der Höhe der Bildung seiner Zeit. Aber weder in ihr, die er sich von seinem Lehrer, dem Philosophen Seneka, angeeignet, noch in den wüsten Orgien und Bacchanalien findet er Befriedigung, und so taumelt er von Genuß zu Genuß und sucht zuletzt im Brande Roms die unnatürlichsten, tollsten Gelüste seines Herzens zu befriedigen Dann kommt in seinem Prachtpalaste, dem Goldenen Hause, über ihn der Fluch der Übersättigung, die Langeweile, welche den Lebensdrang erstickt und im furchtbaren Vernichtungswahnsinn aller Kunst und Schönheit endet. Ihm zur Seite erscheint von Anfang an die geheimnisvolle Gestalt des von ungestillter Todessehnsucht verfolgten ewigen Juden Ahasveros, oder eigentlich Kains, des zum Leben verfluchten ersten Brudermörders. Diese finstere, unheimliche Erscheinung tritt bei allen wüsten Handlungen des Kaisers ihm gespensterhaft entgegen und zwingt den Unglücklichen, sein trauriges Geschick zu vollenden. Ein erschöpfter, tatenunfähiger Mann ergreift Nero endlich die Flucht vor seinen Feinden, wird zum Zeugen des Gottesdienstes einer Christengemeinde, aber diese den höchsten Idealen dienenden Heilandsjünger, so sehr ihre Erscheinung ihn auch ergreift, vermögen ihn doch nicht von seinen Irrwegen abzubringen; er rafft sich allerdings auf, aber nur zum Selbstmorde.

Von den anderen großen Epen Hamerlings ist das bedeutendste **„der König von Sion"** (1869), welches an den Helden Johann von Leyden, den König der Wiedertäufer in Münster angeschlossen, die Aufrichtung, die kurze, nur fünfzehn Monde dauernde Blüte und den Zusammenbruch des neuen Zionsreiches der Anabaptisten in Münster uns vorführt. Das letzte und reifste seiner Werke, **„Homunculus"** (1888), Homunculus.
ist ein modern-satirisches Epos, welches das Erbübel der modernen Zeit: die einseitige Herrschaft des Verstandesprinzipes in seinem Ursprung und seinen Auswüchsen geißelt. Hamerling läßt seinen Helden, den Vertreter der modernen Überkultur, künstlich in der Retorte erzeugt werden mit einem durch „zu viel Gold statt Eisen im Blut" überreizten Nervensystem. Sein Dasein ist eine Kette von aufregenden Experimenten, um das Leben, sowie die Natur sich im Widerspruch mit Gott untertänig zu machen. Die moderne Ehe wird in Homunkels Verbindung mit der Nixe Loreley, der Vertreterin der weiblichen Emanzipationsgelüste und der Entartung des Weibes, geschildert. Im Affenstaat wird die darwinistische Philosophie, im Judenstaat das Herrschaftsgelüste des Semitismus verspottet. Homunkels Laufbahn gipfelt in der Erfindung des Riesenluftballons, der von den Gesetzen der Schwere losgelöst durch das Sterngewimmel stürmt und ihn zusamt Loreleys Leiche ins Pfadlose entführt. Erst auf dieser letzten Fahrt schaut und erkennt der Kunstmensch die Schönheit der gottgeschaffenen Erde mit der Poesie gesunder Arbeit, anspruchsloser Freude und dem Glück reiner treuer Liebe — zu spät.

König von Sion.

Auch anderen ausländischen Stoffen hat die moderne Epik sich zugewandt. So hatte bereits **Fontane** (vgl. 383 f. und weiter) die englische und schottische Fontane.
Balladendichtung nachzubilden und zu verdeutschen gesucht. Sein Gedichtcyklus

von der „schönen Rosamunde“ gehört zu dem Schönsten, was die neuere epische Dichtung aufzuweisen hat. Ein anderer Dichter, dessen eingehende Besprechung in die Geschichte des modernen Romans und Dramas gehört, hatte italienische Vor-

Paul Heyse.

bilder und Stoffe für seine ersten Dichtungen gewählt. Es ist dies **Paul Heyse**, der 1852 in seinem 22. Jahre mit einem reizenden kleinen Epos in schöngebildeten achtzeiligen Stanzen, „**Urika**“, hervortrat, dem er dann bald darauf „**Die Braut von Cypern**“ folgen ließ, die heitere Umgestaltung einer Novelle von Boccaccio. Ein Tölpel, Cimone, wird durch den Anblick einer lieblichen Jungfrau zur Liebe erweckt und in einen tüchtigen Menschen umgewandelt. Der Grundgedanke des Gedichtes kommt in folgenden Versen zum Ausdruck:

O heil'ges Wunder! uralt ist die Welt,
Und dennoch steht im Anfang aller Dinge
Das Herz, in das ein Strahl der Schönheit fällt.
Als ob dich eine Schöpfung neu umfinge,
Wird dir die Brust erschüttert und geschwellt,
Es trifft dich wie ein Schlag von Adlerschwinge,
Die Träne fühlst du dir im Auge beben,
Nun weißt du erst, lebendig sei dein Leben!

Aber nicht nur für das Ideale und Schöne, auch für die Gotteskräfte des Christentums hatte Paul Heyse damals volles Verständnis und offenen Sinn. Da-

Thekla.

für zeugt seine wertvollste epische Dichtung: „**Thekla**“ (1858), deren einfache, übrigens nicht erfundene, sondern nur frei gestaltete Fabel mit hohem ethischen Ernst und großer Keuschheit von ihm behandelt wurde. In unübertrefflich schönen Hexametern stellt der Dichter die Bekehrung eines edlen Mädchens durch einen Schüler des Apostels Paulus dar, welcher nach Ikonium in Kleinasien zur Zeit des heidnischen Cybelefestes gekommen ist. Dort wird er unter der Anschuldigung der Zauberei gefangen, aber nachher vom Prätor zur Stäupung und Verbannung begnadigt, während Thekla, die sich in sein Gefängnis geschlichen hat, aber ihn zur Flucht nicht bereden kann, von den Priestern als Sühnopfer zum Scheiterhaufen geschleppt wird. Wunderbar aus der Gefahr des Feuertodes gerettet verläßt sie die Stadt und zieht dem von ihr innig geliebten, aber ihr gegenüber fest bleibenden Lehrer voraus, entschlossen, sein Antlitz zu meiden und in der Stille für das Evangelium zu wirken.

Dichterinnen.

Auch die **Frauen** wagten sich hier und da auf das epische Gebiet; allerdings haben sie — mit einer Ausnahme — nichts Hervorragendes darin geleistet und sind mehr noch als die Männer dem ihrer Individualität so besonders entsprechenden lyrischen Zuge dabei gefolgt.

Luise Brachmann.

In die Zeit Goethes und Schillers gehört noch die unglückliche **Luise Brachmann** (1777—1822), deren erste Gedichte in den „Horen“ und in Schillers Musenalmanach erschienen. Von ihren zahlreichen Dichtungen hat in unseren Lesebüchern sich noch ihr „**Columbus**“ mit dem zum geflügelten Wort gewordenen Anfange: „Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?“ erhalten. Ein poetisches Wunder-

Elisabeth Kulmann.

kind war die Deutschrussin **Elisabeth Kulmann**, die im Jahre 1808 zu Petersburg geboren schon im elften Jahre Gedichte machte, über die sich Goethe und Jean Paul beifällig aussprachen. Im fünfzehnten Jahre verstand sie elf Sprachen, darunter lateinisch und griechisch, und dichtete mit gleicher Geläufigkeit in deutscher, italienischer und russischer Sprache. Wohl infolge der großen Anstrengung starb sie 1825, siebzehn Jahre alt, in ihrer Vaterstadt. Sie hatte eine besondere Vorliebe für epische Stoffe, leistete aber das Beste in Naturschilderungen (z. B. der Blitz), die sich durch große Anschaulichkeit auszeichnen.

In der epischen Poesie tat sich **Adelheid v. Stolterfoth** (1800—1875), von Matthisson „die Philomele des Rheins" genannt, hervor, besonders in ihren „Rheinischen Liedern und Sagen". Als epische Dichterin ist ferner **Luise v. Ploennies** (1803—1872) zu nennen. Wir verdanken ihr manche schöne biblische Darstellung: „Josef und seine Brüder" — „Marie von Bethanien" und das anmutige Idyll: „Ruth". In allen herrscht aber der lyrische Zug vor, dem manches schöne geistliche und weltliche Lied auch sonst entsproß. Adelheid v. Stolterfoth. Luise v. Ploennies.

Alle diese Dichterinnen überragt aber die Westfalin **Annette von Droste-Hülshoff** weit durch Gedankentiefe und Originalität.

Annette Elisabeth Freiin v. Droste-Hülshoff, dem altmünsterländischen, katholischen Geschlecht der Droste entstammend, wurde am 10. Januar 1797 auf dem väterlichen Rittergute Hülshoff bei Münster geboren. Von breiten Gräben umschützt liegt das Schloß ihrer Ahnen, eine stattliche Wasserburg mit grauen Türmen, inmitten eines ausgedehnten, seit fünfthalb Jahrhunderten der Familie gehörigen Besitzes: Annette v. Droste-Hülshoff.

Auf meiner Heimat Grunde
Da steht ein Zinnenbau,
Schaut finster in die Runde
Aus Wimpern schwer und grau.

An seines Fensters Gittern
Wimmert des Kauzes Schrei,
Und drüber siehst du wittern
Den sonnetrunknen Weih.

In diesem stillen Erdenwinkel offenbarte sich das poetische Talent der nur von der Mutter und einem Hauslehrer unterrichteten Annette sehr frühzeitig. Als zwölfjähriges Mädchen schrieb sie ein umfangreiches Gedicht in Hexametern, „der Abend", zum Geburtstage ihrer Mutter. Aber erst in Rüschhaus, dem schlichten, noch einsameren Witwensitz der letzteren, wohin sie nach des Vaters Tode 1826 übersiedelte, kam ihr Genius zur vollen Entfaltung. Mit ganzer Seele hatte sie an dem Vater gehangen. Mit entzückender Naivetät und zugleich schalkhaftem Humor zeigt sie in dem Gedichte: „Das vierzehnjährige Herz", wie sie ihn geliebt.

Langsam entwickelte sich ihr Dichteringenium. Zuerst folgte sie sentimentalen Vorbildern wie Hölty und Matthisson, worüber sie später ironisch sich äußerte:

Da gab es noch ein Sehnen,
Ein Hoffen und ein Glüh'n,
Als noch der Mond „durch Tränen
In Fliederlauben schien" —

Als man dem milden Sterne
Gesellte, was da lieb,
Und „Lieder in die Ferne"
Auf sieben Meilen schrieb.

Den bedeutendsten Einfluß auf ihre Muse hatte aber der Hainbunddichter Matthias Sprickmann, mit dem sie auch über ihre literarischen Pläne brieflich ihre Ansichten austauschte, als der alte Freund nach Breslau übersiedelte. So schrieb sie ihm eingehend über ein Trauerspiel: „Berta", an dem sie 1814 arbeitete, das „hell und glänzend in seinem ganzen Leben vor ihr stand" und das, obgleich nie fertig geworden, doch in dem davon erhaltenen Bruchstück ein wertvoller Beitrag zu ihrer Charakteristik genannt werden darf.

Noch in ihrer grünsten Jugendzeit, d. h. an der Grenze der Zwanzig, ergriff sie der Zauber der Romantik. Damals entstand ihr Ritterepos **„Walther"** (1819), ein in siebenzeiligen iambischen Strophen leicht und fließend geschriebenes Gedicht, welches bereits alle ihr eigentümlichen Züge aufweist: eine seltene Beherrschung der Sprache, einen auf reale Wahrheit gerichteten Sinn, der trotz des romantisch-phantastischen Stoffes alles Zauberartige ausschließt und in der Schilderung einer Eberjagd bereits die plastisch-anschauliche, farbengesättigte, an eine Manneshand erinnernde Darstellung kundgibt. Walther.

Der Tod des Vaters und der bald darauf folgende eines Lieblingsbruders traf sie so hart, daß sie leiblich zusammenbrach. Wohl erstand sie wieder von dem

schweren Krankenlager, aber ein Herzübel entwickelte sich doch als Folge jener Tage, die freilich für ihr inneres Leben von großem Segen waren. Zur Erholung forderte der Arzt eine Ortsveränderung. Sie ging zuerst nach Koblenz und verlebte dann mehrere Winter in Cöln und Bonn, wo sie u. a. mit Karl Simrock und Johanna Schopenhauer in Verkehr trat und eine neue endgültige Entwickelung ihrer dichterischen Richtung durchmachte. Von den Romantikern wandte sie sich damals zu Walter Scott, in dem sie der ihrer Natur verwandte Realismus anzog.

Annette v. Droste.

Abb. 202. Annette von Droste-Hülshoff.
Nach einer Photographie von 1847.
Unterschrift eines Briefes aus der Autographensammlung Georg Kestners †.

Auf dem erwähnten Witwensitz Rüschhaus, wohin sie nach diesen Ausflügen zurückkehrte, entstanden ihre ersten größeren und reiferen Poesien: **„Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard"**, ein erzählendes Gedicht, das sie bereits als epische Dichterin vollbewährt erscheinen ließ.

Im Jahre 1834 wurde die Einsamkeit von Rüschhaus noch größer, als Annettens ältere Schwester sich mit dem allen Nibelungenfreunden wohlbekannten Freiherrn Josef von Laßberg vermählte und mit ihm südwärts nach Eppishausen am Bodensee zog. Seitdem weilte die Mutter oft monatelang bei ihrer verheirateten Tochter, und die Dichterin lebte dann in größter Abgeschiedenheit wie eine Einsiedlerin in ihrer Klause. Von Münster aus kehrten aber von Zeit zu Zeit Freunde bei ihr ein, mit denen sie dazwischen einen lebhaften Briefwechsel führte, vor allem der Novellendichter Levin Schücking und der blinde Professor Schlüter, der nach ihrem Tode ihre Briefe herausgab, die einen so treuen, unverfälschten Spiegel ihres Wesens darbieten, daß sie lesen muß, wer die Dichterin kennen lernen will.

Löhner Bruch.

Von den Gedichten, die in der Einsamkeit und Stille der dreißiger Jahre heranreiften, nenne ich nur das Epos: **„Die Schlacht im Löhner Bruch"**, eine Schilderung jener entscheidenden Schlacht auf der Heide bei der Stadt Lohn, in welcher Tilly den Herzog Christian von Braunschweig schlug und ihn vernichtet über die nahe Reichsgrenze hinauswarf. Nie hat wohl eine Frauenhand ähnliches geleistet. Und doch ist trotz aller realistischen Treue in der Schilderung der Schlachtengreuel keine Maßlosigkeit, keine Verletzung des ästhetischen Gefühls.

Neben diesen größeren poetischen Erzählungen war manches lyrische Gedicht entstanden, aber an eine Veröffentlichung ihrer Poesien hatte Annette nie gedacht — sie selbst war zu bescheiden dazu, und ihre Mutter scheute jedes öffentliche Auf-

treten wie den Tod. Aber von den verschiedensten Seiten drängte man sie, ihre Gabe nicht länger unter den Scheffel zu stellen. — Endlich mußte sie nachgeben. Nach langem Zögern gab auch die Mutter ihre Zustimmung, und so trat denn im Jahre 1838 die Einundvierzigjährige zum erstenmal als Annette Elisabeth D. H. mit einem Bändchen Poesien vor das Publikum. Aber niemand achtete auf die anonyme Dichterin. Drei Jahre nachher sagt sie in einem Briefe: „Meine eigenen Verwandten und Freunde haben noch nicht hineingesehen". Doch sie nahm den Mißerfolg mit großem Gleichmut auf. Ihre Dichtung litt darunter nicht. Sie hatte bei ihren Versen nie an ein Publikum gedacht.

Inzwischen hatte Annette ihren ersten Besuch bei der verheirateten Schwester gemacht, und als Herr von Laßberg sich bald danach auf der deutschen Uferseite des Bodensees in dem uralten, von den Merovingern gegründeten Schlosse König Dagoberts, der Meeresburg, niederließ, folgte sie dorthin bald zu dauerndem Lebensaufenthalte. Dort entstand auf Levin Schückings Anregung eine größere Sammlung ihrer **Gedichte**, die 1844 mit ihrem vollen Namen bei Cotta erschien. Das dafür erhaltene Honorar half ihr einen Weingarten mit Pavillon und schönster Aussicht dicht vor der Meeresburg als ihr Eigentum zu erstehen. Dadurch wurde ihr der Gedanke leichter, ihrer geliebten Heimat dauernd den Rücken wenden zu müssen, was ihr leidender Gesundheitszustand zu einer Notwendigkeit machte. Aber es war ihr nicht beschieden, dort heimatlich festzuwurzeln. Vorübergehend besserte sich ihre Gesundheit, aber dann trat eine schlimme Wendung ein; die Atemnot, die sie früher schon gequält, nahm aufs neue zu, und sie konnte sich nicht verhehlen, daß ihr Ende nahe sei. In ihren Briefen und Gedichten hatte sie darüber mit ruhiger Ergebung, ja mit Freudigkeit gesprochen. Am 24. Mai 1848 erlöste die Fünfzigjährige ein Herzschlag von aller irdischen Qual. Gedichte.

Erst nach ihrem Tode wurde Annette von Droste und auch dann nur ganz allmählich bekannt und gewürdigt. Dreißig Jahre vergingen, ehe eine Ausgabe ihrer sämtlichen Werke erschien. Aus derselben gewinnt man erst ein volles Bild ihrer Dichtung, die trotz ihres fast männlichen Charakters im tiefsten Grund echt weiblich ist. Wie sie den Dichterberuf der Frauen aufgefaßt sehen will, das hat sie in dem Gedicht an die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich in markigen Versen ausgesprochen. Da protestiert sie gegen die Sentimentalen: „Glaubt, zur Genüge hauchten Seufzerwinde, Längst überfloß der Sehnsucht Tränenbecken, —" ruft sie ihnen zu, während sie nicht minder den Emanzipierten den Krieg erklärt, denen zuletzt nichts bleibe, als die „Kränze der Hetäre". Nicht zur Rechten, noch zur Linken solle der Weg der deutschen Dichterin gehen, sondern: „Grad, gerade geht der Pfad wie Strahl der Sonnen!" Das Singen will sie ihrem Geschlechte nicht wehren: „Singt, aber zitternd, wie vorm Weih die Tauben". Dann fährt sie fort, und darin charakterisiert sich am schönsten ihre eigene Poesie: Sämtliche Werke.

Ja, treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen;
Ihr wart die Zeugen wildbewegter Zeiten,
Was ihr erlebt, das läßt sich nicht erschlagen.
Feldbind' und Helmzier mag ein Weib bereiten;
Doch seht euch vor, wie hoch die Schwingen tragen,
Stellt nicht das Ziel in ungemeßne Weiten!
Der kecke Falk ist überall zu finden,
Doch einsam steigt der Aar aus Alpengründen.

Vor allem aber pflegt das anvertraute,
Das heil'ge Gut, gelegt in eure Hände,
Weckt der Natur geheimnisreichste Laute,
Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;

Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,
Und schmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,
Daß dort, aus dieser Wirren Staub und Mühen,
Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knieen!

Sie hat das in der Frauen Hände gelegte heilige Gut vor allem gepflegt; davon zeugt eine Gruppe von Gedichten, welche den weiblich liebevollen Sinn für das Kleinste und Geringste, die sinnige Beobachtung in Haus und Gesellschaft offenbaren. Dazu gehören u. a. „Das vierzehnjährige Herz" und „Die junge Mutter". In anderen preist sie die Freundschaft, der aber noch die Mutterliebe überlegen sei. Die Liebe zur Mutter hat sie am ergreifendsten in dem „Brief aus der Heimat" geschildert. Wie weiß sie auch in dem Gedicht: „Silvesterabend" so unvergleichlich schön die Unvergänglichkeit der Mutterliebe zu schildern:

Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Der kehr' ich im Traum bei Nacht,
Die kann das Auge nicht schließen,
Bis mein sie betend gedacht;

Die sieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauschen des Hains —
O, vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins.

In anderen feiert sie die Liebe des Weibes zum Manne, so in dem Gedichte: „Die beschränkte Frau". Mit den allereinfachsten Mitteln wird hier die höchste Wirkung erreicht und dem deutschen Frauencharakter das schönste Lob gespendet.

Am wohlsten fühlt sie sich stets im engsten Familien- und Freundeskreise; große Gesellschaften mit ihrer meist leeren und unwahren Unterhaltung sind ihr widerwärtig. Das Unbehagen, das dieselben ihr erregen, drückt sie in zwei humoristischen Gedichten aus. In dem einen: „Der Theetisch" schildert sie eine derartige Gesellschaft,

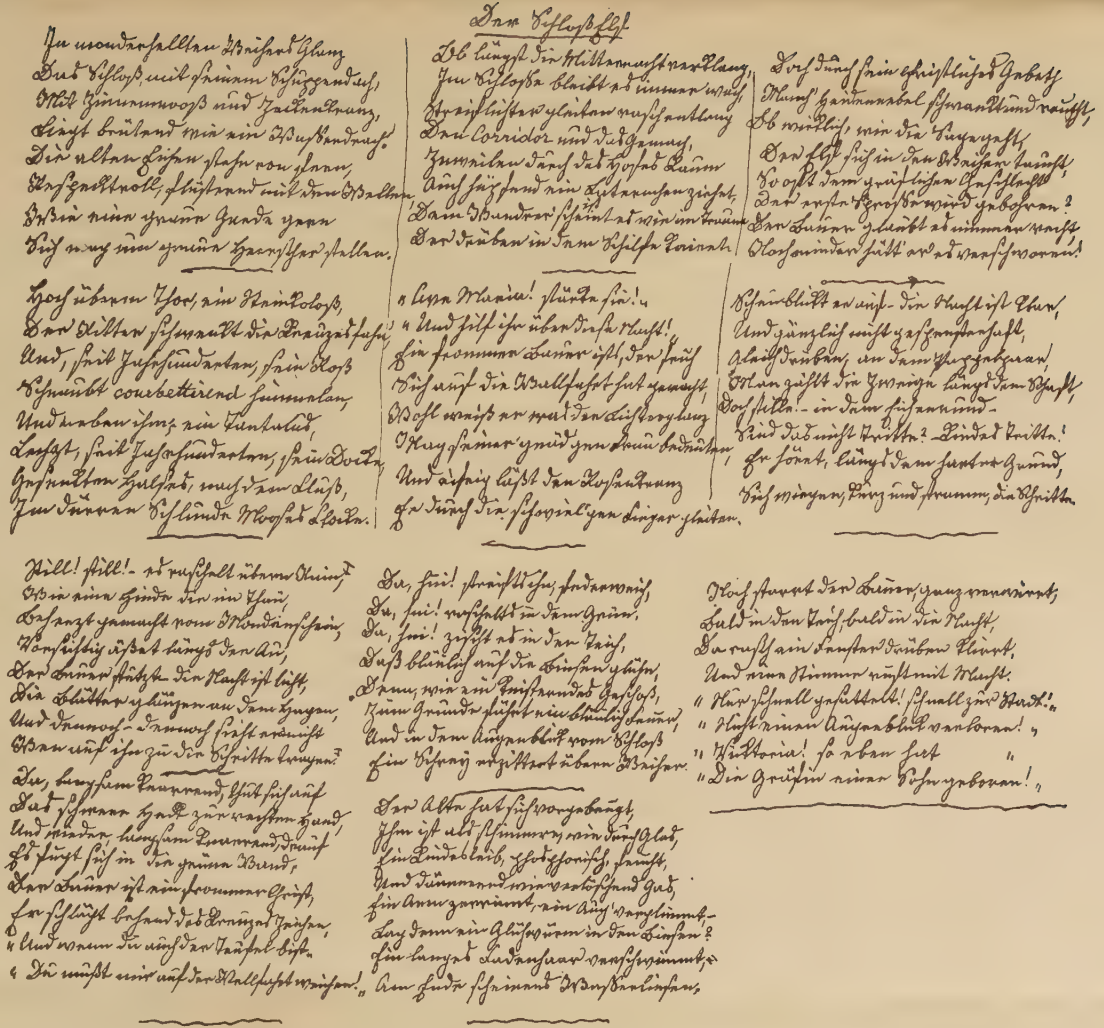
Wo in zarten Händen hörbar
Blanke Nadelstäbe knittern

Und die Herren stramm und ehrbar
Breiten ihrer Weisheit Flittern.

In dem anderen: „Gastrecht" führt sie uns in ein Haus, in welchem „die Damen fast wie Musen und sogar die Hunde geistreich aussahen", und erzählt da, mit welch scheinbarem Entzücken ein Gast als sehnsüchtig erwartet begrüßt wird, während man ihn nach seinem Fortgange mit Spott überhäuft. Da fällt ihr eine alte morgenländische Fabel ein, in welcher ein Kalif einen zum Tode verurteilten Verbrecher begnadigt, weil derselbe ihn einst als seinen Gast aus seinem Becher getränkt hatte, und erschreckt über die Unnatur moderner Zustände entschlüpft sie dem Gemach und eilt ins Freie: „Wie schön der Blumen milde Zier, Wie labend mir die schlichte Welt!" Von Herzen liebt sie die schlichte Welt, die sie mit entzückendem Humor in dem Gedichtcyklus: „Des alten Pfarrers Woche" schildert. Mit liebevollen Augen begleitet sie das Tagewerk eines alten katholischen Geistlichen die Woche entlang. Jeder Tag hat für ihn seine Plage, aber auch jeder seine stille Freude, seine Weihe und Erhebung.

Westfälische Gedichte.

Mit ganzer Seele hing sie an ihrer westfälischen Heimat. Westfalens Natur kennt sie am besten; ihre Heidebilder sind kleine westfälische Landschaftsgemälde, die einzig in ihrer Art dastehen. Zu den schönsten gehören: „Der Knabe im Moor", „Der Haidemann" und vor allem „Im Moose". Aber nicht nur die westfälische Heimat gibt ihr Anlaß, der Natur geheimnisreichste Laute zu wecken, auch die Schweiz gibt ihr Gelegenheit zu poetischer Verklärung. Im „Säntis" stellt sie das äußere Ansehen der Natur in den verschiedenen Jahreszeiten und ihren Eindruck auf das Gemüt dar. Oft mischen sich die Empfindungen ihrer erregten Seele in die Schilderungen der Außenwelt, ja sie wühlt oft fast in dem Schaurigen und Düsteren. So herrschen auch in ihren Balladen die grausen Konflikte vor, aber sie läßt auch darin die Schranken edler Weiblichkeit nie außer acht. In der Tat



„Der Schlosself“, von Annette von Droste-Hülshoff in ihrer eignen Niederschrift.

kommen auf diesem Gebiete die Vorzüge ihrer Muse am glänzendsten zur Betätigung. Sie ist eine Meisterin im Erzählen und Schildern. Wie großartig und naturwahr versteht sie in den Gedichten: „Die Jagd“ und „Die Krähen“ eine Fuchshetze in Moor und Tann und dann wieder das Gewühl eines Reitertreffens zu malen! Für die bedeutendste ihrer Balladen halte ich „den Geierpfiff“.

Übrigens will ich nicht in Abrede stellen, daß in vielen ihrer Gedichte ihre Neigung zum Düster-Unheimlichen zu sehr vorwaltet, daß der Ausdruck darin zuweilen dunkel und unverständlich, ja auch gesucht erscheint; aber die Unklarheit erwächst meist aus einer Überfülle von Gedanken wie aus dem Bestreben, ihnen stets den knappsten Ausdruck zu geben. Zuweilen mischt sich ein schalkhafter Humor in die Darstellung des Gespenstigen und läßt das Ganze in frohem Tone ausklingen. So in dem „Schloßelf“, den ich in der Beilage Nr. 39 handschriftlich mitgeteilt habe.

Wie in allen ihren Dichtungen deutsches Herzblut kreist, geht auch durch alle ein religiöser Zug. Ihre ganze Weltanschauung beruht auf dem festen Glauben an den lebendigen Gott und an seine allwärts waltende Hand. Dennoch waren auch ihrer ernsten Seele die dunklen Schatten des Zweifels nicht erspart. Ein Abbild ihrer Glaubenskämpfe, aber auch ihres Glaubenssieges tritt uns in ihrem letzten Werke: „Das geistliche Jahr“ aufs anschaulichste entgegen. Die erste Hälfte davon hatte sie in einer sehr ernsten, obwohl erfrischten Stimmung der Genesung von einer schweren Krankheit vollendet, Professor Schlüter in Münster in einer sauber geschriebenen Handschrift geschenkt und ihm versprochen, das Fehlende bald hinzuzufügen. Zugleich erklärte sie ihm ernst und entschieden, sie werde in kurzem sterben, und bat ihn, das Ganze oder Teile davon nach ihrem Tode zu veröffentlichen. Im folgenden Winter (1847) legte sie die letzte Hand an den zweiten Teil, der sich vollständig, aber in größter Eile geschrieben und zum Teil mit Lesarten und Verbesserungen übersät, in ihrem Nachlasse fand. Von den Angehörigen beauftragt übernahmen Schlüter und Junkmann die Herausgabe dieses Vermächtnisses. Es sind im ganzen 72 Lieder auf alle Sonntage des Jahres, dazu auf die Festtage und die sämtlichen Tage in der Stillen Woche. Selten tritt darin das spezifisch Katholische hervor. Am liebsten wendet sie sich an Jesus und nicht an Maria. Geistliches Jahr.

Wenn Annette v. Droste-Hülshoff auch keine populäre Dichterin ist, so hat sich doch bereits verwirklicht und wird sich immer mehr verwirklichen, was sie selbst vorhergesagt: „Meine Lieder werden leben, Wenn ich selbst verschwand.“

Zum Verständnis ihrer Dichtungen wie ihres von Levin Schücking — neuerdings auch von Joh. Claassen, Hermann Hüffer und Wilhelm Kreiten — liebevoll eingehend geschilderten Lebens tragen ihre Briefe bei, in denen auch die neckische und humoristische Seite ihres Wesens hervortritt. Besonders sind die mit Schücking gewechselten (1840—1846), die 1894 veröffentlicht worden sind, von großem Interesse. Ob der Freundschaftsbund mit Schücking von seiten des dreiundvierzigjährigen „Mütterchens“ mehr als ein solcher, eine Seelenliebe gewesen, wie man aus diesen Briefen hat folgern wollen, ist zweifelhaft.

Der Roman der Neuzeit.

Während im Mittelalter das Epos im Vordergrunde des Interesses stand und nur langsam die Prosaerzählung an seine Stelle trat (vgl. I, 161.

212. 232 ff.), nimmt in der Neuzeit der **Roman** den breitesten Raum in der Dichtung ein, und was man heute Epos nennt, ist häufig nur ein Roman oder eine Novelle in Versen. Die große Mehrzahl aller Leser sucht vornehmlich im Roman geistige Nahrung und Fortbildung: geschichtliche und ethnographische Kenntnisse, philosophische, pädagogische, religiöse und politische Grundsätze und Ideen, welche die Erzähler darin niederzulegen lieben. Man unterscheidet demnach historische, kulturgeschichtliche, psychologische und Volksromane. Doch tritt die Art nicht immer klar hervor. Nur selten gelingt es den Dichtern, den höchsten Anforderungen, welche an diese Kunstgattung zu stellen sind, wie klare Entwicklung der Vorgänge, scharfe Schilderung der Charaktere, richtige Erfassung des Lebens und kunstvoller Aufbau, gerecht zu werden. Männer der verschiedensten Richtungen benutzen dieses Gewand für die Verbreitung ihrer Ideen. Verhältnismäßig klein ist die Zahl solcher Dichter, welche der höchsten Aufgabe des Romans, ein Gedicht in Prosa zu sein und durch parteilose Darstellung des geistigen Lebens ein treues Kulturbild der Zeit darzubieten, entsprechen, und unter ihnen sind dann wieder manche, die alles Ideale in einem übertriebenen Realismus und unverhüllten Naturalismus untergehen lassen, ja die dem Sensationsverlangen der großen Menge jede andre Rücksicht opfern.

In der Zeit der romantischen Schule hatte die Novelle (I, 240) vorgeherrscht, in welcher Tieck (II, 166) und Heinrich von Kleist (II, 187) Meister waren. In der Romantik fanden aber auch die Ritter-, Räuber- und Geister- oder Schauer-Romane, die in der Goethe- und Schiller-Zeit aus dem „Götz" und den „Räubern" (vgl. II, 64 f.) hervorgewachsen waren, einen erneuten Antrieb, und merkwürdigerweise waren es meist Landpfarrer, welche sich von ihren rationalistischen Predigten in diesem seltsamen Geistessport erholten und den Leihbibliotheken das schlechteste Futter zuführten. Da wurden die Cramer, Spieß und Vulpius noch übertroffen durch den Prediger **Hildebrandt** (1764—1848), dessen Romantitel („Die Totenhügel, ein Schaudergemälde aus dem 15. Jahrhundert" — „Der Mord am Hochaltar" 2c.) schon genügend seine und seiner Kollegen Werke charakterisieren.

Clauren. Nicht besser waren die frivolen Erzählungen von **Heinrich Clauren.** Sein eigentlicher Name war **Carl Heun,** dessen Anagramm das Pseudonym **H. Clauren** ergibt. Am 20. März 1771 zu Dobrilugk in der Lausitz geboren schrieb er schon als Student der Rechte in Leipzig und Göttingen Romane und wechselte seit 1792 zwischen öffentlichen und Privatstellungen, bis er 1810 als Hofrat in Hardenbergs Bureau trat. Die Freiheitskriege machte er als Zivilbeamter im Hauptquartier mit; ja, zu Anfang des Feldzuges 1813 dichtete er ein im Verlauf desselben vielgesungenes Lied, das mit den oft zitierten Worten anhob: „Der König rief, und alle, alle kamen —". Mit dem eisernen Kreuz geschmückt kehrte er heim, nachdem er auch auf dem Wiener Kongreß noch Verwendung gefunden hatte, übernahm darauf in Berlin die Redaktion der Preußischen Staatszeitung, bekleidete mehrere angesehene öffentliche Stellungen und starb als Geheimer Hofrat am 2. August 1854 in Berlin. — Und ein so hochangesehener Mann beherrschte den öffentlichen Geschmack jahrzehntelang durch ordinär-sinnliche, dabei mit falscher Sentimentalität prunkende, oft zu unglaublicher Gemeinheit ausartende Erzählungen, die er fabrikmäßig „mit wenig Witz und viel Behagen" in seinem „Vergißmeinnicht", einem der damals beliebten zierlich-modischen Taschenbücher, neben vielen nicht besseren Theater-

stücken alljährlich in Masse lieferte. — Unter seinen zahlreichen Erzählungen (40 Bände) waren die beliebtesten und für seine lüstern-seichte Art charakteristischsten: „Mimili", eine Schweizergeschichte (1824), und das „Dijonröschen". Im „Mann im Mond" und in der „Kontroverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde" (1827) verspottete Wilhelm Hauff (II, 267) die der Claurenschen Romanfabrikation zu Grunde liegende Schablone auf sehr wirksame Weise und eröffnete damit einen literarischen Kampf, dem Clauren zuletzt in der öffentlichen Meinung erlag.

Über dieses krankhafte Unwesen wehten die Stürme der Kriegsjahre in heilsam reinigender Weise; die große Freiheitserhebung unseres Volkes wider Frankreich gab auch der Romandichtung neue und edlere Motive, zum mindesten einen mehr lebenswarmen Hintergrund. Die Schauerromane konnten bald ihr Leben nur notdürftig in den Leihbibliotheken fristen und sind erst in der letzten Zeit wieder durch gewinnsüchtige und gewissenlose Kolportagegeschäfte aufgewärmt worden und zu einer Art neuer Wucherblüte gekommen. Dafür erwuchs auf dem Boden des neuerwachten nationalen Bewußtseins der **historische Roman** unter der Anregung eines großen schottischen Dichters, des Verfassers der „Waverley-Novels" (nach seinem ersten 1814 erschienenen Roman „Waverley" so genannt), als welcher sich erst allmählich Sir Walter Scott (1771—1832) zu erkennen gab. Was Walter Scotts Dichtungen vor allem auszeichnet und ihn zum Begründer des historischen Romans machte, war, daß er, aus der Fülle einer reichen Geschichtskenntnis schöpfend, es verstand, große Zeitepochen zur lebendigen Anschauung zu bringen und das Leben seines Volkes (19 seiner Romane spielen in Schottland, 5 in England) in verschiedenen Phasen seiner Entwicklung, wie hervorragende Persönlichkeiten lebenstreu im Gewande dichterischer Gestaltung zu schildern. Am würdigsten trat in seine Fußstapfen bei uns **Wilibald Alexis**, den man deshalb oft den deutschen Walter Scott genannt hat.

Historischer Roman.

Walter Scott.

Wilhelm Häring, am 29. Juni 1798 zu Breslau geboren, entstammte einer französischen Familie Harenc, die einst aus der Bretagne vor Ludwigs XIV. Dragonern nach Deutschland geflüchtet war. Seine Kindheit fiel in die Schrecken der Belagerung Breslaus (1806), die er mit Mutter und Schwester in einem Klosterkeller verlebte. Nach dem frühen Tode des Vaters zog er mit seiner Mutter nach Berlin, machte vom Gymnasium aus 1815 als Freiwilliger im Regiment Kolberg — die Nibelungen im Tornister — den Krieg mit und nahm an der Belagerung einiger Ardennenfestungen teil. Heimgekehrt studierte er von 1817 an Jura und brachte es rechtzeitig bis zum Referendar. Die Poesie ging ihm aber über seine Akten. 1820 hatte er unter dem Pseudonym **Wilibald Alexis** ein scherzhaft idyllisches Epos „Die Treibjagd" und dann einige Novellen in der Tieckschen Richtung veröffentlicht, welche die Aufmerksamkeit namhafter Männer auf sich zogen, und deren Erfolg ihn veranlaßte, den Staatsdienst aufzugeben und sich ganz der Literatur zu widmen. Infolge einer scherzhaften Wette schrieb er sodann 1823 das Werk, das ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte: „**Walladmor**". Auf dem Titel desselben hieß es: „Frei nach dem Englischen des Walter Scott von W ... s" und in der Dedikation: „Walter Scott Baronet widmet diese Übersetzung seines neuesten Werkes ehrfurchtsvoll der Übersetzer." Und so vortrefflich gelang diese Mystifikation, daß die zahllosen Leser und Verehrer des großen Schotten den „Walladmor" für Scotts Werk hielten, ja daß es in alle Literatursprachen

W. Alexis-Häring.

übersetzt wurde. Unter derselben Maske erschien 1827 noch „Schloß Avalon", vom großen Publikum ebenfalls als Scottscher Roman angesehen. Fünf Jahre aber sollten noch vergehen, ehe Häring in ganz selbständiger Weise als Scotts Jünger auftrat. Die Redaktion zweier Berliner Journale, längere Reisen nach Frankreich und Skandinavien, die er in wohlgelungenen Schilderungen beschrieb, endlich fruchtlose Versuche auf dem dramatischen Gebiet hatten ihn so lange von dem Felde fern gehalten, auf welchem er sich bleibenden Ruhm erwerben sollte. Erst im Todesjahr Walter Scotts (1832) betrat er mit „**Cabanis**", dessen Mittelpunkt Friedrich der Große ist, das Feld des **vaterländischen Romans**. So waren die Zeiten des Siebenjährigen Krieges noch nie beschrieben worden — solch ein volkstümliches Soldatenlied besaß die preußische Armee noch nicht wie das, welches Häring die Grenadiere des Alten Fritz singen ließ: „Friederikus Rex, unser König und Herr, der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr 2c."

Abb. 203. Willibald Häring (Alexis) in den letzten Lebensjahren. Nach einer Photographie von 1870.

Im Laufe der Jahre 1832—1856 folgten noch sechs andere Romane, deren Stoff den wichtigsten Abschnitten der brandenburgisch-preußischen Geschichte entnommen ist; es sind dies die folgenden: „Der Roland von Berlin" — „Der falsche Woldemar" — „Die Hosen des Herrn von Bredow" — „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder vor 50 Jahren" (1806) — „Isegrim" (aus dem Heldenjahr 1813) und „Dorothee". Auf gründlichen Studien beruhend führen alle diese Romane in epischer Breite, aber dennoch spannend und poetisch belebt, dabei von wärmstem Patriotismus durchdrungen, geschichtliche Zeit- und Sittenbilder vor, wie wir sie vorher nicht besessen hatten. Besonders zeichnet sie die getreue märkische Lokalfarbe aus, die uns aus Land und Leuten entgegentritt. Alles andere, was Alexis geschrieben hat, besonders seine in jungdeutsche Wege verirrten Romane: „Das Haus Düsterweg" und „Zwölf Nächte", ist meist schon vergessen — jene sieben vaterländischen Romane werden noch gelesen. — Im Jahre 1853 kaufte Häring sich in Arnstadt an und baute ein bequem eingerichtetes Haus, aber bereits nach drei Jahren traf ihn ein Schlaganfall, der sich später wiederholte und ihn bald an Hand und Fuß lähmte, ja sein Sprachvermögen mehr und mehr hemmte. Mit gottergebenem Sinn und bewunderungswürdiger Geduld ertrug er sein schweres Geschick über ein Jahrzehnt lang. Am 16. Dezember 1871 wurde er allem irdischen Leid durch den Tod entrückt.

Tromlitz.

Außer dem bereits erwähnten Wilhelm Hauff (II, 267 f.) und Ludwig Tieck (II, 166) wandten sich dem historischen Roman dann weiter zu: **Tromlitz**, wie sich der Thüringer K. A. von Witzleben (1773—1839) nach seinem väterlichen

Gute nannte, dessen „Sickingen", „Pappenheimer" 2c. seiner Zeit großen Beifall fanden; ferner der Schlesier **van der Velde** (1779—1824), dessen „böhmischer Mägdekrieg" am meisten gerühmt wurde; dann der sehr fruchtbare **Karl Spindler** (1796—1855), ebenfalls ein Schlesier, der durch die „Hastigkeit seines Produzierens sein Talent verdarb", aber dennoch mehrere gute Romane geschrieben hat, wie „der Jude" (spielt zur Zeit des Konstanzer Konzils), „der Invalide" (Charaktere und Situationen aus der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit) u. a., die unverdienterweise zu schnell in Vergessenheit geraten sind. **Heinrich Zschokke** (1771—1848), der Verfasser eines seichten Erbauungsbuches: „Stunden der Andacht", entnahm der Geschichte der Schweiz, die ihm seit 1796 eine zweite Heimat geworden, den Stoff zu seinem Roman: **„Addrich im Moos"**, der den Aufstand der Schweizer Bauern gegen die Städte im Jahre 1630 zum Gegenstande hat. — Von Romanen des Berliner Journalisten und Kritikers **Ludwig Rellstab** (1799—1860) entrollt sein Hauptwerk „1812" ein anschauliches und ergreifendes Bild des berühmten russischen Winterfeldzuges.

v. d. Velde. Spindler. Rellstab.

Der Fortschritt, welchen inzwischen die Wissenschaft der Geschichte ebensowohl wie die Kunst der Geschichtschreibung gemacht hatte, trug dazu bei, dem historischen Roman neue Quellen und neue Nahrung zuzuführen.

Geschichtschreibung.

Den ersten Platz verdient hier **Justus Möser**, „der herrliche, unvergleichliche Mann", wie Goethe ihn in „Dichtung und Wahrheit" (13. Buch) nennt. Am 14. Dezember 1720 in Osnabrück geboren, wurde ihm bald nach vollendetem Rechtsstudium die Stelle eines Advocatus patriae (Anwalt des Vaterlandes) in seiner Vaterstadt übertragen. Als solcher hatte er die Rechtshändel des Staates zu führen. Außerdem wurde er nicht lange darauf Sekretär und später Syndikus der Ritterschaft. 1768 wurde er Geh. Referendarius bei der Regierung; nur nach langem Sträuben nahm er den ihm verliehenen Titel eines Geh. Justizrates an. Bis in sein hohes Alter rüstig und tätig, starb er am 8. Januar 1794. In seiner „Osnabrückischen Geschichte", die von dem Stift Osnabrück ausgehend den Blick zurücklenkte auf die deutsche Vorzeit und sich mit patriotischer Begeisterung in die ältesten Verfassungsformen, Rechtsbräuche und Sitten unseres Volkes vertiefte, brach er eine neue Bahn für die deutsche Geschichtschreibung. Bis dahin waren die Geschichtswerke nur chronikartige Sammlungen des Stoffes, Aufzählungen von Dynastien und Kriegen gewesen. Möser stellte den Entwicklungsgang unserer Nation nach ihren kulturhistorischen Momenten in markiger, volkstümlicher Prosa dar. In seinen „Patriotischen Phantasien" entwickelt er seine Gedanken und Wünsche für das Wohl seines engeren und weiteren Vaterlandes und führt einen Kampf gegen alle möglichen Verirrungen und Schäden: Französelei, falsche Aufklärung, Humanitätsschwindel 2c. In der Form von Gutachten, Briefen oder kleinen humoristischen Erzählungen und Schilderungen (z. B. „das Glück der Bettler") behandelt er die mannigfaltigsten volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen (Staatslotterien, Kolonisation der deutschen Heideflächen, Zölle, Hollandsgänger 2c. 2c.). Goethe sagt darüber: „Seine Vorschläge, sein Rat, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar, weswegen er auch die Sammlung ‚Patriotische Phantasien' genannt, obgleich alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält." Wie er über die deutsche Literatur dachte, hatte er in seinem „Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur", das gegen Friedrichs des Großen berühmte Schrift: „De la littérature allemande" gerichtet war, mannhaft dargelegt (II, 18, vgl. I, 306). Von Drakes Meisterhand ist ihm in Osnabrück ein Standbild errichtet worden.

Möser. Patriotische Phantasien.

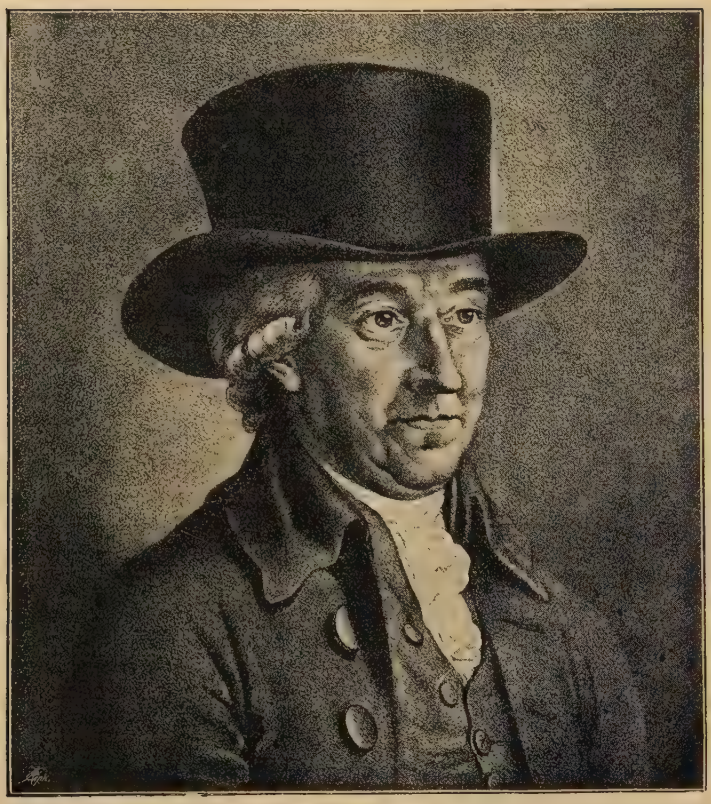


Abb. 204. Justus Möser. Nach dem Schabkunstblatt von J. G. Huck.
Unterschrift eines Briefes J. Mösers im Besitz des Herrn Dr. Althof in Weimar.

Johannes v. Müller.

Archenholtz.

Schlosser.
Heinr. Leo.

Der Schweizer **Johannes von Müller** (1752—1809) hatte in der „Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft" ein Muster gewissenhafter Forschung und schöner, wenn auch oft manierierter Darstellung geliefert. Noch mehr war das Interesse an historischen Studien gewachsen durch die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" von **J. W. von Archenholtz** (1745—1812) und durch Schillers Geschichtswerke, während Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (I, 431) den höheren Sinn für Universalgeschichte erschlossen hatten, deren Erfassung dann von verschiedenen Gesichtspunkten **Fr. Chr. Schlosser** (1776—1861) in Heidelberg und **Heinrich Leo** (1799—1878) in Halle förderten. Die Erhebung unseres Volkes in dem Befreiungskriege hatte andererseits wieder das Interesse für die vaterländische Geschichte angeregt, und allmählich erwuchsen aus den vereinigten strengeren Forschungen auch die künstlerisch abgerundeten und

patriotisch begeisterten Darstellungen, durch die wir an der bisher für unverbesserlich langweilig geltenden Geschichte unserer Vorfahren Geschmack bekamen. **Friedrich von Raumers** (1781—1873) schön und fließend geschriebene „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit", **Leopold von Rankes** (geb. 1795, 1825 Professor in Berlin, † 1886) auf neueröffneten Quellen gegründete klassische Werke: „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" und „Neun Bücher preußischer Geschichte", endlich **Wilhelm von Giesebrechts** (geb. 1814 in Berlin, seit 1862 Professor in München, † 18. Dez. 1889) herrliche „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", die leider mit dem Siege Friedrich Barbarossas über Heinrich den Löwen abbricht, haben uns wieder Lust gemacht, die Vergangenheit unseres Volkes zu durchforschen. Die Quellen zur deutschen Geschichte hatte **G. H. Pertz** (1795 bis 1876) in seinen „Monumenta Germaniae historica" (Deutschlands historische Denkmäler), deren Herausgabe ihm vom Freiherrn vom Stein übertragen worden war, zu eröffnen begonnen, und in seinen Lebensbildern Steins und Gneisenaus hatte er die große Zeit der Freiheitskriege an diesen zwei hervorragenden Persönlichkeiten charakterisiert, während **Ludwig Häusser** (1818—1867) in der „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" die Schilderung der Gebrechen und des Falles des deutschen Reiches einer eingehenden Darstellung der napoleonischen Zeit und der Befreiung Deutschlands vom fremden Joche vorausgeschickt hatte. **Johann Gustav Droysen** (1808—1884) hatte den Mut, inmitten der exzentrisch undeutschen Bestrebungen des „Jungen Deutschlands" die 1813—1815 entstandene Idee von der Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze aus der Geschichte des weiland römischen Reiches und der einstigen Markgrafschaft Brandenburg in seiner „Geschichte der preußischen

Raumer.

Ranke.

Abb. 205. Leopold von Ranke im 90. Jahre.
Nach einer Originalphotographie von 1885.

Häusser.

Droysen.

Politik" als eine innere und unabweisliche, weil historische Notwendigkeit wissen-
Treitschke. schaftlich zu begründen. Für dasselbe Ziel hat **Heinrich von Treitschke** (geb. 1834 zu Dresden, seit 1874 Professor in Berlin, † 1896) in seiner gelehrten wie publizistischen Tätigkeit, besonders in den von ihm seit 1866—1889 redigierten „Preußischen Jahrbüchern" gekämpft. In begeisterter, hinreißender Sprache hat er dann 1879 die Ergebnisse seines Forschens zusammenzufassen begonnen in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert", von welcher bis 1894 fünf Bände erschienen. Die „Deutsche Urzeit" hat uns
Arnold. **Wilh. Arnold** (1826—1883) in gründlich tiefer und doch lichtvoller Weise vorgeführt. Die römische Geschichte erschlossen uns
Niebuhr. **Georg Niebuhr** (1776—1831) und **Theodor Mommsen** (geb. 1817, seit 1857 Professor in Berlin); die
Curtius. griechische Geschichte **Ernst Curtius** (geb. 1814 zu Lübeck, seit 1844 Professor in Berlin, † 1896).

Abb. 206. Heinrich von Treitschke.
Nach einer Photographie.

Wenn nun diese für jedermann immer mehr zugänglich gemachte Geschichtskenntnis in ihrer Wirkung für die Literatur auch die Schattenseite hatte, daß der historische Roman ebenso Gegenstand der journalistischen Industrie wurde wie die Umgestaltung von Novellen und Romanen in Bühnenstücke, und daß kaum ein Jahrhundert vaterländischer, noch ein bedeutender Moment ausländischer Geschichte unbearbeitet blieb, so regte sie andererseits doch auch dichterische Gemüter zu eigenem Forschen und zu Schöpfungen an, die den historischen Roman seiner höchsten Vollendung entgegenführten.

Aus der schier unübersehbaren Schar von Dichtern, deren Namen die Listen des historischen Romans enthalten, leuchten zwei hervor — **Freytag** und **Scheffel** — welche gegründete Aussicht haben, nicht nur das Jahrhundert zu überleben, sondern auch von den spätesten Geschlechtern noch gelesen zu werden.

Freytag. **Gustav Freytag** wurde am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg, einer kleinen, rings von Slawen umgebenen Stadt in Oberschlesien, geboren. Sein Vater, ein Arzt, war 1809 bei Einführung der neuen Städteordnung zum Bürgermeister gewählt worden, hatte als solcher die Freiheitskriege durchlebt und blieb bis in sein Greisenalter im Amt „als ein Mann von altpreußischer Zucht und Haltung, redlich und

pflichtgetreu, im Fühlen und Handeln dem Berufe und dem Hause angehörig", wie Dove ihn in seiner Biographie des Dichters charakterisiert. 1829 bezog der Knabe das Gymnasium zu Öls, 1835 der Jüngling die Universität Breslau, wo ihn Hoffmann von Fallersleben in das weite Gebiet der germanischen Altertümer und der Handschriftenkunde einführte. Im Herbst 1836 ging er nach Berlin, wo er unter Lachmanns Leitung sich in seinen Sprachstudien vertiefte und fortbildete. Fleißig besuchte er in Berlin auch das Theater, wo ihm zuerst das rechte Verständnis für Shakespeare aufging. Daneben beschäftigte er sich wissenschaftlich so eingehend mit der dramatischen Dichtung, daß er sie zum Gegenstand der Dissertation machte, mit welcher er 1838 den Berliner Doktorhut erwarb, und daß er ein Jahr darauf sich in Breslau mit einer Abhandlung über die dramatische Dichterin Roswit (I, 33 ff.) als Dozent für deutsche Sprache und Literatur habilitierte. Auf die Dauer befriedigte ihn aber die bloße Literaturgeschichte nicht, auch waren seine Leistungen nicht bedeutend. 1846 wünschte er deshalb Vorlesungen über deutsche Kulturgeschichte zu halten, aber die philosophische Fakultät versagte ihm die Erlaubnis dazu: das kränkte ihn so sehr, daß er ohne Abschied die Hochschule verließ. Damals hatte er schon, worauf ich in dem Abschnitt vom Drama der Neuzeit zurückkommen werde, auf dem Theater einen entscheidenden Erfolg erlebt. „Um sich in der Kenntnis der Szenierung zu befestigen", ging er im Winter 1846 nach Leipzig, wo er u. a. mit Laube im täglichen Verkehr stand. 1847 ließ er sich in Dresden nieder und gründete mit einer Landsmännin den eigenen häuslichen Herd. Das folgende Jahr schon führte ihn nach Leipzig zurück, wo er — im Verein mit Julian Schmidt — die Redaktion der „Grenzboten" übernahm, in welcher Tätigkeit er bis zum Jahr 1870 verblieb. Zwei Jahre lang beteiligte er sich darauf an der von Salomon Hirzel gegründeten Wochenschrift: „Im neuen Reich", zog sich dann aber allmählich von der journalistischen Tätigkeit gänzlich zurück. Schon 1851 hatte er zu Siebleben bei Gotha ein einfaches, aber behagliches Landhaus erworben, in welchem er seitdem gewöhnlich den Sommer zubrachte. „Dort sind nun," sagt Dove, „durchglüht, zurechtgezwickt und hart gehämmert die ‚Journalisten' und die ‚Fabier', ‚Soll und Haben', ‚Die verlorene Handschrift' und die lange Kette der ‚Ahnen'." Über seine dichterische Arbeitsweise fügt Freytags Biograph noch hinzu: „Was zuerst in der Erfindung fertig ist, diese oder jene Partie, nicht nach der inneren Reihenfolge, wird diktiert, ehedem der Gemahlin, hernach einem Schriftgelehrten des Dorfes, dem freilich Montags häufig die zitternde Hand den Dienst versagt. Freies Diktat, das jedoch natürlich stets sorgsam überarbeitet wird, sind ursprünglich selbst von den Jamben der ‚Fabier' ganze Seiten." 1854 ernannte

G. Freytag.

Abb. 207. Gustav Freytag.
Nach einer Photographie.
Unterschrift aus einem Briefe vom 25. Juli 1871 an den Verfasser.

Herzog Ernst von Koburg-Gotha den Dichter zum Vorleser mit dem Titel eines Hofrates. Das Jahr 1866, das er freudig begrüßte, führte ihn auf kurze Zeit als Mitglied des Norddeutschen Reichstages nach Berlin, das Jahr 1870 nach Frankreich, da ihn der deutsche Kronprinz eingeladen hatte, im Hauptquartier der dritten Armee den Feldzug zu begleiten. Nach dem Einzug in Rheims kehrte er zurück; aber auf den Wahlstätten von Wörth und Sedan war der Gedanke zu seinem bedeutendsten Werke zum Entschluß gereift. Unter andauernd schwerem häuslichen Kummer waren „die Ahnen" der Vollendung genaht: da starb nach langjährigem Leiden seine Frau. Seiner eigenen Gesundheit wegen siedelte er nach Wiesbaden über und hat sich dort als Dreiundsechziger 1879 noch zum zweitenmal und als Fünfundsiebziger 1891 zum drittenmal verehelicht. Als Siebziger schenkte er seinen zahlreichen Verehrern eine von ihm selbst veranstaltete Gesamtausgabe seiner Werke, welche durch seine Autobiographie: „Erinnerungen aus meinem Leben" eine sehr erwünschte Einleitung erhielten. Am 30. April 1895 starb er in seiner Villa in der nach ihm benannten Straße zu Wiesbaden. Nach dem Zeugnis der Seinigen blieb er geistesfrisch und liebevoll bis zum letzten Hauche.

Lebenserinnerungen.

Gustav Freytag hatte seine dichterische Tätigkeit mit dramatischen Arbeiten begonnen. Nachdem er in den „Journalisten" einen Höhepunkt seines Schaffens für die Bühne erreicht hatte, betrat er das Gebiet des Romans. 1855 erschien „Soll und Haben". 1864 folgte „Die verlorene Handschrift". Beides sind Zeitromane und werden als solche weiterhin ihre eingehende Würdigung finden.

Noch ehe diese Romane erschienen waren, hatte Freytag angefangen, ein anderes Werk zu veröffentlichen, in welchem bereits der Kern zu dem großen historischen Roman lag, welcher ihn zu einem der vornehmsten Vertreter dieser Gattung der Prosadichtung macht. Es waren die 1859 erschienenen **„Bilder aus der deutschen Vergangenheit"**, die allmählich zu fünf Bänden heranwuchsen und die zeigen wollten, wie das deutsche Gemüt sich gewandelt hat im Laufe der Jahrhunderte von den Anfängen deutscher Geschichte bis auf die Neuzeit. „Nicht die politische Geschichte der Nation," sagt der Verfasser in der Vorrede zum ersten Band, „soll erzählt und durch Berichte aus alter Zeit bestätigt werden. Nur wie das Leben einzelner, zumeist der Kleinen, unter den großen politischen Ereignissen verlief und durch den Zug der deutschen Natur gestaltet wurde, wird in einer Reihe von Bildern gezeigt." Und so bieten diese lose aneinander gereihten Bilder, aus denen sich die meisterhaft gezeichneten Bildnisse einzelner Männer — Karls des Großen, Luthers, Friedrichs II. — charakteristisch hervorheben, eine vortreffliche Kulturgeschichte unseres Volkes dar, freilich wie sie ein Dichter schreibt. „Eine Geschichte des deutschen Volksgemütes aus den absichtslos naiven Selbstbekenntnissen der einzelnen Gemüter" nennt sie Alfred Dove.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Aus diesen „Bildern" ist Freytags großer Romancyklus: **„Die Ahnen"** hervorgewachsen; er ist die dichterische Frucht jener ernsten Studienblätter. Dazu kam die Anregung des großen französischen Krieges. Der Dichter erzählt davon in seinen „Erinnerungen": „In der letzten Hälfte des Juli 1870 empfing ich die unerwartete Aufforderung, nach dem Hauptquartier des Kronprinzen zu kommen und bei der dritten Armee während des Feldzuges gegen Frankreich zu verweilen. Dankbar für das hohe Wohlwollen, welches diesen Antrag veranlaßt hatte, traf ich kurz vor dem Einmarsch zu Speyer bei der Armee ein. Mit dem Hauptquartier zog ich in der Wetterwolke, welche durch Frankreich dahinfuhr, über Weißenburg, Wörth und über die Vogesen nach Sedan, von da bis nach Rheims. — — — Die mächtigen Eindrücke jener Wochen arbeiteten in der Seele fort. Schon während ich auf den Landstraßen Frankreichs im Gedränge der Männer, Rosse und Fuhrwerke einherzog, waren mir immer wieder die Einbrüche unserer germanischen Vorfahren in das römische Gallien eingefallen. Ich sah sie auf Flößen und Holzschilden über die Ströme

Ahnen.

schwimmen, hörte hinter dem Hurra meiner Landsleute vom 5. und 11. Corps das Harageschrei der alten Franken und Allemannen, ich verglich die deutsche Weise mit der fremden und überdachte, wie die deutschen Kriegsherren und ihre Heere sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt haben bis zu der nationalen Einrichtung unseres Kriegswesens, dem größten und eigentümlichsten Gebilde des modernen Staates. Aus solchen Träumen und aus einem gewissen historischen Stil, welcher meiner Erfindung durch die Erlebnisse von 1870 gekommen war, entstand allmählich die Idee zu dem Roman: die Ahnen."

Ingo und Ingraban.

In dem ersten Bande treten die Urahnen „Ingo" und „Ingraban" auf; der eine ums Jahr 357, also in der dämmerig schwülen Zeit, die den Stürmen der Völkerwanderung vorausging; der andere um 724, als Winfrid-Bonifacius unseren heidnischen Ahnen das Evangelium verkündigte. Um die beiden Helden und ihre Schicksale gruppiert sich ein kühn und sicher gezeichnetes Kulturbild des damaligen Zustandes deutschen Landes und Volkes. — Das „Nest der Zaunkönige", der „Ahnen" zweiter Teil, versetzt uns in das Jahr 1003, in die Zeit Kaiser Heinrichs II., der mit schweren Kämpfen und unsäglicher Mühe das deutsche Reich und den Kaiserthron wieder aufbaute. Die Bekämpfung und Vernichtung des mächtigsten seiner Gegner, des Markgrafen Heinrich von dem fränkischen Nordgau, des Babenbergers, dessen Geschlecht seit 974 mit der Ostmark (Österreich) selbständig belehnt war, bildet den weltgeschichtlichen Mittelpunkt des Buches. Der Held dieses Teiles ist Immo der Thüring, der nach langen Kämpfen das schöne Grafenkind Hildegard heimführt in die Mühlburg, die Stammburg seiner Väter, die seine Feinde spöttisch „das Nest der Zaunkönige" nannten. — Der dritte Teil: „Die Brüder vom deutschen Hause", spielt in der letzten Zeit der Hohenstaufen. Im zwölften Regierungsjahr (1226) Kaiser Friedrichs II. hebt die Erzählung an. Ihr Schauplatz ist vorwiegend Thüringen, vorübergehend auch Italien und Accon (St. Jean d'Acre), der gewöhnliche Sammelplatz der Kreuzfahrer. Ihr Held ist Herr Ivo von Ingersleben, in dem sich die Kette der Ahnen fortsetzt. Hermann von Salza, der Meister der Marienbrüder vom deutschen Hause in Jerusalem, bewegt ihn, den von Kaiser Friedrich ausgeschriebenen Kreuzzug in das heilige Land mitzumachen. Vor Accon schließt er sich enge an die Marienbrüder an und nimmt an ihrer Bau- und Schanzarbeit tätigen Teil, tritt auch dem Kaiser nahe, der ihn mit einer ehrenvollen Mission betraut. In die Gefangenschaft der Ismaeliten geraten, gelingt es ihm, eine Haarlocke an Friderun, die Tochter des alten Richters von Friemar, in die ferne Heimat zu senden. Und sie, die ihre Liebe zu dem jungen Helden unter stolzem Wesen bisher zu verbergen gewußt, überredet nun ihren Vater, sie zum Kaiser ziehen zu lassen, um ihn zu Ivos Befreiung aufzufordern. Ihr Werk gelingt; mit ihm vereint reist sie heimwärts. Doch erst nach schweren Erlebnissen und Kämpfen wird sie sein Weib, und er zieht mit ihr als Mitbruder des deutschen Hauses in das heidnische Preußen, um dort an dem großen Werke des deutschen Ordens mitzubauen.

Nest der Zaunkönige.

Brüder vom deutschen Hause.

Der vierte Teil ist betitelt: „Markus König" und spielt in der dem Polenkönig gehorchenden Weichselstadt Thorn zur Zeit der Reformation. Der Titelheld ist ein Nachkomme Ivos. Unter seinen Vorfahren waren Hochmeister des deutschen Ordens, dem einst seine Vaterstadt gehörte und unter dessen Herrschaft sie wieder zu bringen seine Seele heiß, aber vergebens verlangt. Ein größerer Schmerz kommt über ihn durch seinen Sohn Georg, der im Gegensatz zum Vater ein Anhänger Luthers wird, sich in die Tochter des Hauptvertreters der reformatorischen Lehre Anna Fabricius verliebt und mit ihr und ihrem Vater die Stadt als ein Verbannter flüchtig verlassen muß. Alle die hieraus hervorgehenden Konflikte, die dem alten Markus das Herz zu brechen drohen, werden schließlich durch Luther gelöst, der dem Ehebund Georgs und Annas nachträglich die kirchliche Weihe gibt und dem starren Alten zum vollen Frieden des Evangeliums hilft. Dies geschieht auf

Markus König.

derselben Feste Koburg, wo mehr denn tausend Jahre zuvor der Stammvater des
Geschwister. Geschlechtes den Heldentod gestorben. — Der fünfte Teil: „Die Geschwister", besteht aus zwei Erzählungen: „Der Rittmeister von Alt-Rosen" und „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht". Die erste derselben spielt im Jahre 1647, als das Elend unseres Volkes und der Übermut der Fremden ihren Höhepunkt erreicht hatten. Dem Rittmeister vom weimarischen Regiment Alt-Rosen Bernhard König liegt in diesen schweren Zeiten die Sorge für seine zarte Schwester Regina ob, da die Geschwister frühzeitig verwaist aufeinander allein angewiesen sind. Vom Sturm des Krieges hin und her geschleudert, ereilt den Bruder, als endlich der Friede kommt, der Tod von der Mörderhand seines Todfeindes und zugleich mit ihm sein jüngst ihm angetrautes schwer errungenes Weib. Regina dagegen findet ein stillfriedliches Glück als Pfarrfrau im Reiche Ernsts des Frommen, der als ein echter Fürst des Friedens in seinem Lande waltet; das Söhnchen ihres Bruders, das ihr der Reiterbube von Alt-Rosen als dessen letztes Vermächtnis gebracht, erzieht sie als ihr eigenes. — Die Urenkel Bernhards finden wir in der zweiten Erzählung im Jahre 1721 in einer kursächsischen Stadt wieder. Fritz König ist sächsischer Theolog, August König Freikorporal in dem preußischen Regimente „Markgraf Albrecht". Um das junge Dorchen, das mit ihm aufgewachsen und dann zu polnischen Verwandten gezogen ist, sich aber dort sehr unbehaglich fühlt, zurückzuholen, geht Fritz nach Thorn, wo er Zeuge der Hinrichtung seiner Landsleute durch die Polen wird, aber Dorchen in demselben Hause wiederfindet, das ehemals seinen Ahnen gehört hat. Auf der Rückkehr durchs Preußische entgeht der hochgewachsene Kandidat mit knapper Not dem Soldatenrock, ist aber später bereit, für seinen Bruder einzutreten, der seiner Mutter zuliebe in einem sächsischen Regimente Dienste genommen und von preußischer Seite als fahnenflüchtiger Deserteur eingefordert worden ist. Der männliche Freimut der Brüder und ihr ganzes Verhalten imponieren aber Friedrich Wilhelm I. so sehr, daß er August entläßt und Fritz als Feldpropst im Regiment „Markgraf Albrecht" anstellt. Neunzehn Jahre später fällt der sächsische Hauptmann August König beim Treffen von Kesselsdorf von einer Kugel aus den eigenen Reihen. Und als Friedrich der Große in die Mark zurückkehrend beim Pfarrer eines Städtchens neben dessen Gattin und einer blondlockigen Kinderschar auch eine schwarz gekleidete Frau stehen sieht, da lautet die Antwort auf seine Frage nach derselben: „Es ist die Witwe
Aus einer kleinen Stadt. meines Bruders, der bei Kesselsdorf fiel!" — Der sechste Teil: „Aus einer kleinen Stadt", führt uns in ein kleines schlesisches Gebirgsstädtchen, welches unweit des Hügels liegt, auf dem einst die Halle der alten Vandalenkönige stand, aus der Ingos Geschlecht seinen Ursprung nahm. Dort läßt sich 1805 Ernst König, ein Enkel des märkischen Pfarrers, als Arzt nieder; dort erlebt er die schwere Zeit der Erniedrigung und nimmt wirksam tätigen Anteil an der glorreichen Erhebung unseres Volkes; dort gründet er nach dem Friedensschluß einen glücklichen Hausstand mit Henriette, einer anmutigen Pfarrerstochter; sie hatte ihn seit Jahren geliebt, ihm aber früher entsagt, weil sie sich an einen französischen Kapitän gebunden erachtet, der ihr einst dadurch das Leben gerettet hatte, daß er sie für seine Braut ausgab. Der aus dieser Ehe hervorgegangene Sohn Viktor König ist der Held der letzten Kapitel. Seine Studentenstreiche und Abenteuer, sein abwehrendes Verhalten gegen die Revolution von 1848 werden erzählt, schließlich seine Vermählung und Gründung einer liberalen Zeitschrift. Ein Journalist ist also der letzte Enkel aus Ingos Geschlecht, auf den die Vorrede des ganzen Werkes hinweist. Was er 1870 getan, wird uns nicht erzählt.

Es ist an diesem Werke Freytags von Anfang an viel herumgekrittelt worden; es sind freilich auch berechtigte Ausstellungen zu machen. Die Sprache, namentlich der ersten Teile, hat etwas Gemachtes und Gesuchtes, die Handlung entbehrt oft der rechten Einheitlichkeit, und wie im dritten Teile der alte Richter

gleich einem modernen Rationalisten gegen Grundwahrheiten des Evangeliums ins Feld zieht, so ist auch in dem vierten der eigentlichste und tiefste Geist der Reformation, das Ringen der Gewissen um das ewige Heil, nicht bestimmt und innerlich genug veranschaulicht werden. So anmutig endlich die Familiengeschichte des letzten Bandes, so meisterhaft die Schilderung der Zeit der Freiheitskriege darin ist, so sehr enttäuscht uns doch der Schluß dieser großen Familienchronik, in welcher man mit Recht erwarten durfte, die Donner von Straßburg und Sedan hereinrollen zu hören. Trotz alledem besitzen wir in den „Ahnen" ein Werk, auf das wir allen Grund haben stolz zu sein, ein „Nationalepos in Romanform", wie es genannt worden ist, das richtig aufgefaßt uns ebensowohl geschichtliche Belehrung wie dichterischen Genuß gewähren und unsere Liebe zum Vaterland stärken und fördern kann.

Überwiegt in Gustav Freytag vielleicht der Kulturhistoriker den Dichter, so sind beide wie aus einem Guß zur Erscheinung gekommen in dem beliebtesten unserer neueren Dichter, in **Scheffel**, dem Verfasser des „Trompeter von Säkkingen." Scheffel.

In Heidelberg (vgl. II, 402 ff.) entstand der Plan zu Scheffels großer Dichtung: „**Ekkehard**, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert", einem mustergültigen historischen Roman. Aus gründlichen Studien hervorgehend und insbesondere auf die alten St. Gallischen Klostergeschichten gegründet ist dieser Roman doch ein Werk frischquellender Poesie, das Scheffel zum größten Teil — emporgestiegen zu den luftigen Alpenhöhen des Säntis — „in den Revieren des Schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft" geschrieben hat. In einer chronikartig anmutenden Sprache, die jedoch nichts Geziertes und Manieriertes hat, erzählt er — in freier Anlehnung an die Klosterchronik — die Geschichte von des jungen Mönches Ekkehard und Frau Hadwigs, der Herzogin in Schwaben, Liebe. Nach der alten Quelle hat Hadwig den Mönch nur aus gelehrter Liebhaberei zu sich genommen und quält ihn häufig durch ihre Launen, ohne ein anderes Gefühl für ihn zu zeigen. Später gelangt er auf der Herzogin Empfehlung an Ottos I. kaiserlichen Hof, verweilt dort lange in hohen Ehren und stirbt am 23. April 990 in Mainz. In Scheffels Dichtung bricht des Mönches Leidenschaft, nachdem er lange ihr widerstrebt, eines Tages in der Burgkapelle so ungestüm aus, daß er Frau Hadwig an sich reißt und küßt. Von feindlichen Mönchen überrascht wird er eingesperrt, entflieht aber nach Appenzell, wo er in der Einsamkeit des Säntis als Einsiedler lebt, allmählich wieder zu Ruhe und Frieden kommt und in der Poesie einen reichen Trost findet. So entsteht das Waltharilied (I, 30 ff.) — das mit dichterischer Freiheit von dem älteren Verfasser auf Hadwigs Lehrer übertragen wird — und als es dann, um den Schaft eines Pfeiles gewunden, zu Frau Hadwigs Füßen niederfällt und sie auf dem ersten Blatt mit blaßroten Buchstaben geschrieben liest: „Der Herzogin von Schwaben ein Abschiedsgruß!" und daneben den Spruch des Apostels Jakobus: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden!" — da neigt die stolze Frau ihr Haupt und weint bitterlich. — So war aus den alten vergilbten Urkunden ein lenzfrisches Gedicht emporgeblüht und ein Kulturbild entstanden, das an Anschaulichkeit und Wahrheit wenige seinesgleichen hat. Ekkehard.

Zwei minder bedeutende Novellen reihte Scheffel an sein großes Werk: „Hugideo", eine Geschichte, die im fünften Jahrhundert zur Zeit der Schlacht auf den katalaunischen Feldern spielt, und „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers", in der die Blütezeit des ritterlich-höfischen Lebens gegen Ende des 12. Jahrhunderts zur Darstellung kommt. Hugideo.

Heinrich Laube.

Auch **Heinrich Laube** (II, 314 ff.), der in den vierziger Jahren noch mit Vorliebe seine Romanstoffe der französischen Geschichte entnahm („Die Gräfin Chateaubriant" 2c.), ging zwanzig Jahre später zur vaterländischen Geschichte über. In seinem großen Romancyklus: „Der deutsche Krieg" (neun Bände in drei Abteilungen, 1863—66) entrollt er ein umfassendes Gemälde der Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, in dem er eine Reihe freierfundener Personen zu den großen historischen Gestalten in Beziehung treten läßt. Im Jahre 1880 ließ er einen zweiten Roman aus der vaterländischen Geschichte darauf folgen: „Die Böhminger". Die Zeit, in welcher dieser Roman spielt, umfaßt die Ereignisse von der Julirevolution bis zum Hambacher Fest und die darauf folgende Demagogenverfolgung. Eingerahmt ist das unerquickliche Bild jener Zeit von der Geschichte einer Görlitzer Familie, die in Jakob Böhme (I, 233) ihren Stammvater verehrt und nach ihm benannt ist. Als Roman ohne Wert ist dieses Werk auch als historisches Kultur- und Zeitbild nur mit Vorsicht aufzufassen, da es keineswegs tendenzfrei ist.

Böhminger.

Auch sonst mischt sich die Tendenz, bewußt und unbewußt, gar leicht in den historischen Roman. „Kühne Autoren," urteilt Eichendorf, „antedatieren die Jetztzeit und legen der Vergangenheit frischweg das Kuckucksei ihrer modernen Weisheit unter." Das geschah hüben und drüben: auf liberal-fortschrittlicher und auf ultramontan-reaktionärer Seite.

Heinrich König.

Im Sinne der „Aufklärung" und der sogen. „freien Weltanschauung" schrieb **Heinrich König** seine Romane. Am 19. März 1790 zu Fulda geboren, fast ohne Unterricht aufgewachsen, war er von der Geistlichkeit zum Mönche ausersehen; statt dessen schloß er bereits im 20. Jahre eine ebenso leichtsinnige wie unglückliche Ehe, die lange, bittere Jahre hindurch schwer auf ihm lastete. Sein Brot erwarb er als Schreiber, avancierte dann allmählich zum Finanzsekretär und wurde endlich Obergerichtssekretär in Fulda. 1831 wurde er wegen einer Reihe antikirchlicher Artikel exkommuniziert, was ihn den Jungdeutschen nahe führte, auch wohl veranlaßte, daß er zum Landtagsabgeordneten gewählt wurde. Nachdem er seinen Abschied genommen, lebte er in Hanau, später in Wiesbaden, wo er am 23. September 1869 starb. Seine Romane gewannen vorübergehend um ihrer Tendenz willen ein Publikum, insonderheit „die Clubisten in Mainz", deren Held, der Reisende Georg Forster, die Fortschrittspartei mit den deutsch umgemünzten Schlagworten der französischen Revolution vertritt; und „König Jeromes Carneval", ein Memoiren- und Anekdotenroman, in schillerndem und nach Bildern und Witzen haschendem Stil geschrieben.

Konrad von Bolanden.

Im Gegensatz zu Heinrich König hat ein neuer katholischer Dichter zur Ehre des Ultramontanismus die deutsche Geschichte geradezu verfälscht: der ehemalige pfälzische Pfarrer Bischoff (geb. 9. Aug. 1828 zu Niedergailbach in der Rheinpfalz, privatisiert als päpstlicher Kammerherr in Speier, seitdem ihm sein eigener Bischof die Weisung hatte zugehen lassen, die Tendenzschreiberei aufzugeben), der unter dem Namen **„Konrad von Bolanden"** eine noch alljährlich sich mehrende Zahl Romane: „Urdeutsch" — „Franz von Sickingen" — „Friedrich II. 2c. geschrieben hat, die auf das schmachvollste sein eigenes Volk, seine eigenen Vorfahren in den Schmutz ziehen, um auf dieser dunklen Folie seiner Erfindung die römische Kirche um so heller erscheinen zu lassen.

In würdiger Weise wird der vaterländische Roman nach Alexis, dem märkischen Scott, durch **Hesekiel, Hiltl** und **Fontane** vertreten, welche die von jenem begonnene Arbeit, aber in selbständiger eigenartiger Weise gewissermaßen fortsetzen.

Georg Hesekiel, am 12. August 1819 zu Halle a. S. geboren, studierte in Jena und Halle zuerst Theologie, dann Geschichte. Nachdem er das Ausland bereist, Paris zweimal besucht, vorübergehend ein belletristisches und darauf ein politisches Journal redigiert, trat er 1848 in die Redaktion der „Kreuzzeitung" in Berlin ein, der er 25 Jahre mit großer Treue gedient hat. 1855 begann er in der „Berliner Revue" jenen Cyklus vaterländischer Romane, der seinen Namen rasch bekannt und beliebt machte. Die großen Ereignisse von 1864, 1866, 1870 begleitete er mit markigen Liedern — dazwischen schrieb er Bismarcks Leben. Am 24. Februar 1874 entrückte ihn der Tod leicht und sanft in die Ewigkeit. — Hesekiel kannte die Geschichte nicht nur mit dem Kopf, ist von ihm richtig gesagt worden, er erkannte sie mit dem Herzen. Er wußte nicht nur die Ereignisse, sondern er fühlte sich auch hinein in das Denken und Empfinden, Dichten und Trachten der Menschen vergangener Jahrhunderte. Darum leibt und lebt alles, was er schildert. Und nicht nur den deutschen Adel verherrlicht er darin, nein, ebensosehr das deutsche Bürgertum, wie seine Städtegeschichten aus Ulm, Augsburg, Nürnberg und viele seiner Romane, u. a. „Der Buchführer von Lemgo", beweisen. Seine Lieblingsdomäne war der brandenburgisch-preußische Boden; davon zeugen „Das liebe Dorel" — „Unter dem Eisenzahn" u. a., vor allem auch der Romancyklus „Vor Jena" — „Von Jena nach Königsberg" ꝛc., der die Zeit von 1806—1815 zum Gegenstande hat. Hesekiel.

Unter **Georg Hiltls** (1826—1878, Hofschauspieler in Berlin) Romanen zeichnen sich die vaterländischen: „Das Geheimnis des Fürstenhauses", „Der Münzturm" ꝛc. durch Gründlichkeit in der Behandlung des historischen Stoffs, durch plastische Anschaulichkeit in der Schilderung und bis zuletzt dauernde Spannung aus. Hiltl.

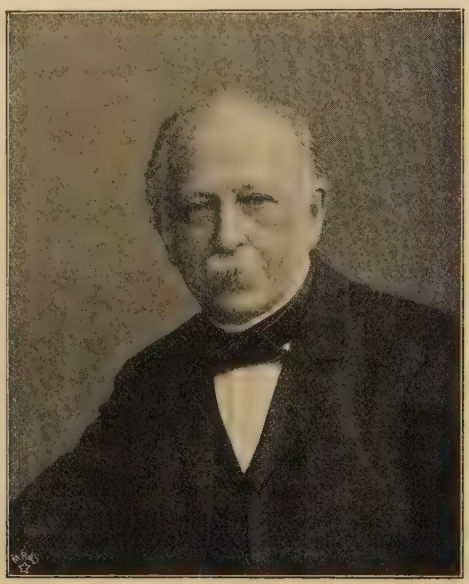
An diese beiden Dichter reiht sich **Theodor Fontane** auf das würdigste an. Am 30. Dezember 1819 zu Neuruppin in der Mittelmark geboren verlebte er die Knabenzeit vom 7. bis zum 13. Jahre in Swinemünde, wohin seine Eltern 1827 übersiedelten. Unter dem Titel: „Meine Kinderjahre" hat er 1893 seine Jugendzeit geschildert und ein Lebensbild seiner aus Frankreich stammenden Eltern gegeben. Ohne nach seinen Wünschen zu fragen, sandten ihn dieselben dann auf die Berliner Gewerbeschule, wo er eigentlich nur an der Chemie Freude hatte. Immer stärker erwachte unter der unsympathischen Vorbereitung auf den Apothekerberuf der poetische Drang und der Wunsch einer literarischen Laufbahn, aber erst 1849 gestatteten die Verhältnisse seine Ausführung. Seine 1851 erschienenen „Gedichte" enthalten lyrische Klänge der reinsten und edelsten Art (II, 383), aber seine Stärke liegt in seinen Balladen und patriotischen Liedern (II, 373 f. 411). Sein mehrjähriger Aufenthalt in England und Schottland gab seiner Muse eine neue Richtung, die zuerst in dem Balladencyklus: „Von der schönen Rosamunde" des Königs Heinrich II. von England Liebesverhältnis zu Rosamunde Clifford feiert und weiterhin in zahlreichen Romanzen zum Ausdruck gekommen ist. Doch auch eine Reihe von Prosawerken („Jenseit des Tweed" — „Ein Sommer in London" ꝛc.) entstand aus seinen englischen Erlebnissen. Von 1860—70 war er Redakteur des englischen Teiles an der „Neuen Preußischen Zeitung", daneben durchreiste er seine Heimat, die Mark Brandenburg und beschrieb die Kriege von 1864 und 1866 von Schleswig und Böhmen. Die mehrmonatliche französische Gefangenschaft, die er als Schlachtenbummler im Kriege von 1870 zu erleiden hatte, schilderte er mit sehr gutem Humor und behaglich poetischer Breite in seiner Schrift: „Kriegsgefangen". 1874 beschrieb er den „Krieg gegen Frankreich". In den fünfziger Jahren waren von ihm auch einige novellistische Dichtungen in Zeitschriften erschienen; indes erst im Jahre 1878 trat er mit einem größeren Werke auf, das ihn aber sofort den hervorragendsten Vertretern des historischen und speziell des vaterländischen Romans ebenbürtig zur Fontane.

Vor dem Sturm.

Seite stellte. Es war der Roman: **„Vor dem Sturm“**. Eine einfache Geschichte ohne hochspannende Verwicklungen und sensationelle Katastrophen, aber ein echtes Dichterwerk, die reife Frucht seiner Liebe zu den von ihm so rastlos und hingebend durchforschten und mit so liebevoller Gründlichkeit beschriebenen alten brandenburgischen Marken („Wanderungen durch die Mark Brandenburg“). Der Roman spielt im Winter 1812 auf 1813, in der schweren, dunklen, sturmdrohenden Zeit, die Fontane in den dem Volke untergeschobenen Versen charakterisiert:

Hin ist der Blitz — Unterm Schnee
Deiner Sonne von Austerlitz! — Liegen alle deine Corps d'Armee!

In der großen Oderniederung, auf den Schlössern Hohen-Vietz und Guse, mit den dazu gehörigen Dörfern, zum Teil auch in Berlin, Frankfurt a. O. und Küstrin, entwickeln sich zwischen Weihnachten und Ostern die Schicksale der Menschen, welche uns nach ein paar Kapiteln befreundet und vertraut sind wie alte Bekannte. Und es ist ein alle Schichten der Gesellschaft umfassender Kreis, den wir kennen lernen. Da sind die uralten Adelsfamilien, in die zum Teil mit französisch feinen Formen auch der Unglaube eingedrungen ist, und dann wieder die Bauern, deren gesunde Frömmigkeit auch der Rationalismus nicht hat verdrängen können. Da sind die literarischen Kreise, die sich an die damals herrschende romantische Schule anschließen und deren Mittelpunkt der in Ziebingen lebende Tieck war. Adel und Bauernschaft stehen fest zusammen in ihrem Hasse gegen die fremden Eindringlinge und entwerfen, um eine Kriegserklärung zu erzwingen, einen tollkühnen Plan: Frankfurt soll erstürmt, der französische General und die Besatzung gefangen genommen werden. Die Zurüstung, die Ausführung und das Scheitern des Planes bilden in spannender Steigerung den Höhepunkt des Romans. Inzwischen ist Friedrich Wilhelms III. Aufruf an sein Volk ergangen, und die Bestrebungen dieses Kreises dürfen sich nun dem allgemeinen Aufstande anschließen. Auf dieser bedeutenden Folie entwickeln sich dann die Schicksale der Jugend, die zwischen Hohen-Vietz und Berlin ihre Liebesfäden herüber- und hinüberspinnt. Sie drängen sich nicht



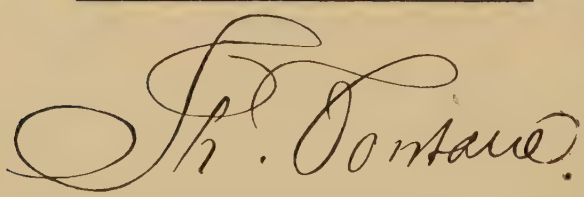
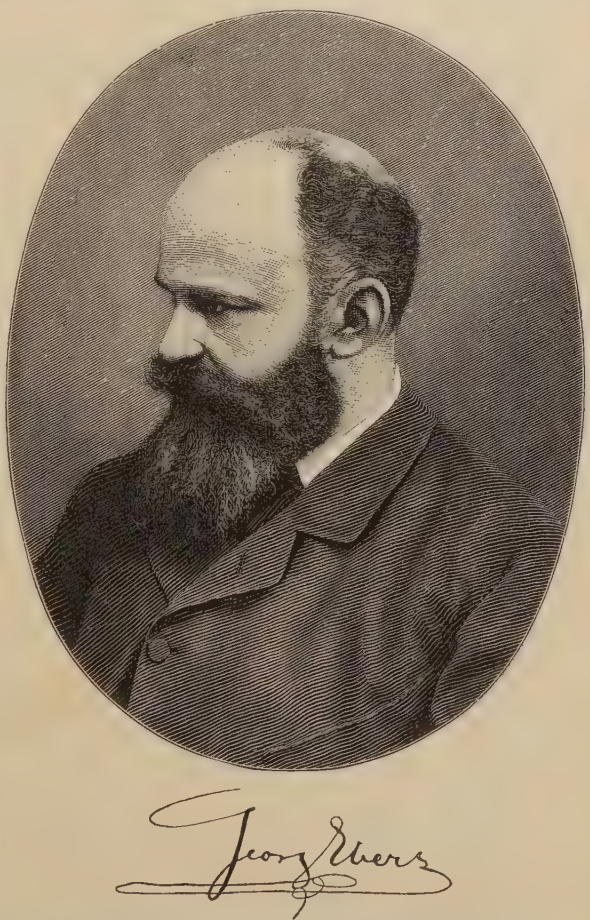


Abb. 208. Theodor Fontane.
Nach einer Photographie.
Unterschrift aus einem Briefe vom 24. 7. 78 an den Verfasser.

in den Vordergrund, aber man folgt ihnen stets mit persönlichem Anteil. Und wenn zuletzt Levin von Vitzewitz das schöne Kind aus niederem Stande in sein stolzes Haus führt, so freuen wir uns, als wäre es in unserer eigenen Familie geschehen. Die alte Schorlemmer, die treue Herrnhuterin, weiß dem wunderbaren Ausgang dieser merkwürdigen Führungen die rechte Deutung zu geben durch die Hinweisung auf den alten Kernspruch: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen." Ähnlich klingt es, nicht aufdringlich, aber doch vernehmlich durch das ganze Buch, das seine Helden durch Sturm und Wetter zu Licht und Frieden führt. (Vgl. seine neueren Romane S. 475.) Die letzte Zeit seines Lebens hatte er seinen Wohnsitz in Berlin, wo er, besonders hochgeehrt von den Modernen, auf deren Seite er sich in den 80er Jahren gestellt hatte, am 20. September 1898 gestorben ist.



Georg Ebers.

Abb. 209. Georg Ebers. Nach einer Photographie von 1880. Unterschrift eines Briefes vom 23. Oktober 1880 an den Verfasser.

Den historischen Roman auf Grund wissenschaftlicher Forschungen haben in hervorragender Weise drei Professoren bearbeitet: **Ebers, Dahn** und **Hausrath**, aber alle drei bewegen sich zumeist auf fremdländischem Boden.

Georg Ebers, am 1. März 1837 von jüdischen Eltern in Berlin geboren, erhielt eine christliche Erziehung, wurde 1856 in Göttingen als Student der Rechte immatrikuliert, wandte sich aber mit Vorliebe archäologischen und kunsthistorischen Studien zu. Auf einem mehrjährigen Krankenlager fing er nun an, sich — unter des großen Ägyptologen Lepsius Leitung — in Berlin mit den Hieroglyphen und ihrer Entzifferung zu beschäftigen, und erfaßte nach seiner Genesung die neue Wissenschaft mit verdoppelter Energie. Dann ging er auf Reisen, um die ägyptischen Museen zu studieren. 1865 heiratete er, im folgenden Jahre habilitierte er sich als Privatdozent in Jena. Bis zu seiner Habilitation, einschließlich der Entstehung seines ersten Romans hat Ebers 1892

seine Jugendentwicklung u. d. T. „Die Geschichte meines Lebens" („vom Kind bis zum Mann") sehr anziehend geschildert.

Ägyptische Königstochter.

Zwei Jahre vor seiner Habilitation, 1864, war bereits seinen gelehrten Studien ein Dichterwerk entsprossen: **„Eine ägyptische Königstochter"**, das uns in das 6. Jahrhundert v. Chr. nach Persien und Ägypten versetzt und mit einem großen Aufwand von geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Kenntnissen versucht, uns die Persönlichkeiten des Kambyses, Amasis und ihrer Umgebung lebendig zu machen. Die Intrigen, denen die schöne und edle Ägypterin Nitetis, die Königstochter und Gemahlin des Perserkönigs, erliegt, sein Kriegszug nach Ägypten, zu dem ihn der

Und ich stimme A. von Humboldt freudig bei und weise darauf hin, daß wir in heidnischen Kreisen auch Rundene Liebesromane haben. Ich erinnere nur an den Apulejus Amor und Psyche. Die Liebe war auch dem Altertume nicht fremd. Gibt es höhere Werke der Leidenschaft als die, welche in Sapphos Liedern glühen? Haben wir ein herrlicheres Bild des Ausharrens in treuer Liebe als das, welches uns Homer in der edlen Penelopeia vorzeigt? Gibt es schönere Beispiele des treuen Verbundenseins zweier Herzen selbst über den Tod hinaus als die, welche uns Xenophon in der Erzählung von der Panthea und dem Abradat und Tacitus u. A. durch die Kunde von dem Geschick des Galliers Julius Sabinus und seiner Gattin Epponina aufbewahrt haben? Kennen wir etwas Zarteres als die Sage von den Halkyonen (Eisvögeln), welche einander so zärtlich lieben, daß das Weibchen sein Männchen wenn es vom Alter gelähmt wird auf die Flügel nimmt und dahin trägt wohin es verlangt?

Abb. 210. Aus der Vorrede zur „Ägyptischen Königstochter" von Georg Ebers, in der eigenhändigen Niederschrift des Dichters. Im Besitz des Verfassers.

Athener Phanes veranlaßt, die Grausamkeiten, die er in Trunk und Wahnsinn verübt, und endlich sein Tod — das alles wird uns mit blendender Beredsamkeit geschildert.

Aber trotz der durch nur zu viele störende Fußnoten bezeugten Geschichtstreue aller auftretenden Persönlichkeiten und trotz der vielen archäologischen Einzelheiten ist die ganze Erzählung doch mit allzu großer dichterischer Freiheit behandelt und mutet oft sehr modern an (vgl. Abb. 210). Das Werk blieb eine Zeitlang unbeachtet, ja es dauerte vier volle Jahre, ehe eine zweite Auflage erschien; aber dann hatte es sich auch die deutsche Leserwelt erobert und wurde, da es in seiner gesuchten Altertümelei dem Zeitgeschmack breiter, bildungssüchtiger Schichten entsprach, schnell ein Lieblingsbuch unseres Volkes, das fortan verlangend nach einer neuen Dichtung von Ebers ausschaute. Es sollten aber vierzehn Jahre vergehen, ehe eine solche

erschien. Die Wissenschaft ließ so lange den Dichter nicht zu Worte kommen. Im Dienste derselben hatte er mehrere Reisen nach Ägypten gemacht; die Frucht einer solchen war das auch für den Laien anziehend geschriebene Reisewerk: „Durch Gosen zum Sinai". Auf einer zweiten Reise entdeckte er eine höchst wertvolle Urkunde, den nach ihm benannten „Papyros Ebers", die das älteste Handbuch der Arzneimittellehre genannt werden kann. Unterdessen war Ebers im Jahre 1870 als Professor an die Universität Leipzig berufen. Sechs Jahre hatte er dort mit großem Erfolge forschend und lehrend gewirkt, da warf ihn sein durch eine Erkältung wiedererwachtes altes Leiden auf ein schweres Krankenlager, von dem er nur zeitweise erstand, um im Süden sich zu kräftigen, ohne völlige Genesung zu finden. Aber so sehr war bei ihm der Geist Herr über den Körper, daß wir gerade diesem Krankenlager eine Reihe weiterer Dichtungen verdanken. Nachdem er 1889 sein Lehramt niedergelegt und sich nach München zurückgezogen hatte, starb er 1899 in Tutzing am Starnberger See. Durch Gosen zum Sinai.

Im Jahre 1877 war der zweite Roman aus dem alten Ägypten: „Uarda" erschienen. „Das vorliegende Buch," sagt Ebers in der Vorrede dazu, „ist nichts als ein Roman, eine Dichtung, in der ich den aus der Geschichte geschöpften Stoff und das den Denkmälern nachgebildete Kostüm als nebensächlich, die Bewegungen des inneren Lebens der Personen aber als dasjenige betrachtet zu sehen wünsche, worauf es mir ankommt." Am wenigsten anziehend ist die Titelheldin Uarda, die in der Hütte des als unrein verachteten Paraschiten aufwächst; auch ist der wahre Held des Romans der Priesterzögling Pentaur, der mit Moses zusammentrifft und von den Göttern der Heimat sich durchkämpft zu dem Glauben an einen Gott. Um diese beiden gruppieren sich zahlreiche anziehende Personen, deren Tun und Treiben ein meisterhaftes Gesamtbild des ägyptischen Lebens zur Zeit des Königs Ramses vor uns entrollt. Uarda.

Während „Uarda" die Glanztage der Pharaonenzeit und die „Königstochter" den Heimfall Ägyptens an die junge Weltmacht der Perser zur Darstellung brachte, führte Ebers in „Homo sum" (1878) die „anachoretische Bewegung" in den Ägypten benachbarten Wüsten und Felsenlandschaften dem Leser vor. Aber ein tieferer Gedanke liegt diesem Buche zu Grunde. Denn „Homo sum" bedeutet hier nicht nur: „Ich bin ein Mensch", sondern: „Ich bin ein Sünder." An den Anachoreten des vierten Jahrhunderts n. Chr., die am Fuße des Sinai nicht nur der Welt, sondern auch sich selbst zu entfliehen suchten, und insonderheit an dem Hauptcharakter Paulus soll nachgewiesen werden, daß es unmöglich ist, „als Mensch noch den Menschen, d. h. als Sünder die Sünde völlig abzustreifen." Die negative Seite dieses Problems ist dem Verfasser trefflich gelungen. Trotz aller Askese, trotz alles Fastens und Kasteiens bricht die alte sündliche Natur immer wieder hervor, und es zeigt sich klar, daß nicht in der äußeren Weltflucht das Heil liegt. Dagegen tritt der positive Gedanke des Evangeliums, der die innere Weltflucht inmitten der Arbeit und Unruhe des Welttreibens und die innere Erstarkung durch Glauben und Gebet lehrt, so wenig deutlich hervor, daß manche Leser sich als eigentliche Idee des Buches etwa folgenden Satz herauslesen: Nicht in Weltflucht und Vernichtung des Körperlichen, sondern in der Freude am Schönen und in werktätiger Liebe sollst du das Göttliche der Menschennatur bewähren! Es fehlt eben unter den zahlreichen Personen des „Homo sum" an einem wahrhaft frommen Christen, der auch mitten im Strome der Welt treu und fest bleibt, und der die wahre Heiligkeit gegenüber der falschen zu Ehren bringt. Zu einer solchen Gestalt fehlt dem Dichter das innere Verhältnis. Aber schon zu einem Nachdenken über diese schwerwiegenden ernsten Fragen angeregt zu haben, ist ein Vorzug dieses tiefsinnigen Buches, das — trotz einzelner offenbarer Widersprüche in der sonst trefflichen Charakteristik — doch reich an Schönheiten ist. Homo sum.

Die Schwestern.

Der dritte ägyptische Roman: „**Die Schwestern**“ erschien 1879. Er versetzt uns in das Jahr 164 v. Chr., also in jene Tage, wo der friedliche Ptolemäus Philometor in Memphis von seinem gewalttätigen Bruder Ptolemäus Euergetes II. entthront und in Ägypten die Einheit des Regiments wiederhergestellt ward. Die Geschichte der beiden Schwestern Irene und Klea ist keineswegs ein bloßes Phantasiegebilde. „Durch eine wunderbare Fügung,“ sagt der Verfasser in seinem Vorwort, „ist eine Anzahl von Schriftstücken aus dem vernichteten königlichen Archiv von Memphis erhalten geblieben, die in griechischer Sprache auf Papyros geschriebene Bittschriften enthalten, welche ein im Serapeum eingeschlossener Klausner von mazedonischer Herkunft zu Gunsten zweier Zwillingsschwestern verfaßte, welche als Ausgießerinnen von Spenden dem Gotte dienten.“

Die jenen Bittschriften zu Grunde liegenden Tatsachen hat nun der Verfasser, dem seine örtliche Kenntnis des alten Memphis dabei zu Hilfe kam, dichterisch ausgestaltet. Aus edlem griechisch-mazedonischen Geblüt entsprossen, aber früh der Eltern beraubt müssen die Schwestern dem niederen Dienste obliegen, für die Priester des Serapeums Opferwasser herbeizuschaffen. Dabei ist ihre Lage eine so ärmliche, daß sie oft nicht ihren Hunger stillen können; aber trotz dieser Mängel haben sie sich unter eines alten Klausners Fürsorge leiblich und geistig schön entwickelt. Da wirbt um die ältere, die ernste, zurückhaltende Klea, der edle Römer Publius Cornelius Scipio, der als Gesandter seiner Republik am Hofe der Ptolemäer weilt; für die jüngere, die holde, schalkhafte Irene, schwärmt der leichtlebige, heitere Korinther Lysias. Auf beide hat aber auch der geniale Wüstling Euergetes ein Auge geworfen; er sucht sich deshalb des Römers durch Meuchelmord zu entledigen, aber sein Plan wird vereitelt durch die energische Sicherheit Scipios und Lysias' Gewandtheit. — Das alles spielt sich schnellbewegt innerhalb weniger Tage ab, und doch ist des Lehrhaften in die Erzählung oft mehr als gut hineingemischt; ja es kommen philologisch gelehrte Gespräche darin vor, die an ein akademisches Seminar erinnern.

Der Kaiser.
Serapis.
Elifen.
Josua.
Per aspera.
Kleopatra.
Frau Bürgermeisterin.
Ein Wort.
Die Gred.

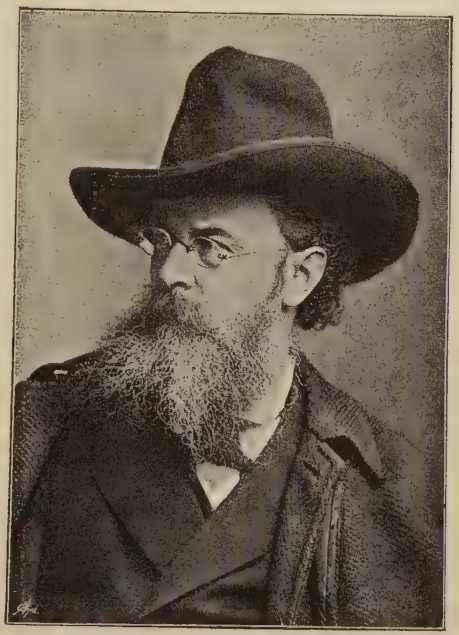
Der außerordentliche Erfolg und ganz ungewöhnliche Absatz, den diese Romane fanden, reizte den gewandten Erzähler, Jahr um Jahr ein neues Buch auf den Weihnachtsmarkt zu werfen. Bald gestaltete er aus seiner reichen ägyptologischen Gelehrsamkeit neue Erzählungen wie „Der Kaiser“ (1880), in der Hadrian im Mittelpunkt steht und der Kampf des aufkeimenden Christentums mit dem überbildeten und übersättigten Heidentum in matten Farben geschildert wird; „Serapis“ (1884), „Die Nilbraut“ (1886), der Künstlerroman in Stanzen „Elifen“, genannt „ein Wüstentraum“ (1887), „Josua“ (1889), in der uns der biblische Held als schwankende Gestalt naht; „Per aspera“ (1892), in der die Menschenschlächtereien des Caracalla (216 n. Chr). ausführlich geschildert und mit einer Liebesgeschichte verquickt werden; „Kleopatra“ (1893) u. a. Bald versuchte er sich mit geringerer Gestaltungskraft an näher liegender Vergangenheit wie in den Romanen: „Die Frau Bürgermeisterin“ (1881), in dem die Alltagsgeschichte von der unverstandenen Frau ziemlich oberflächlich in die Zeit der Belagerung Leidens durch die Spanier im Jahre 1578 versetzt wird; „Ein Wort“ (1883) mit seiner der Zeitrichtung schmeichelnden, das konfessionslose edle Menschentum verherrlichenden Tendenz in einer Geschichte des 16. Jahrhunderts; „Die Gred“ (1888), eine Nürnberger Erzählung des 15. Jahrhunderts von geschwätziger Breite und altertümelndem Stil; „Im blauen Hecht“ (1895); „Barbara Blomberg“ (1896) u. a. Besser waren „Die Märchen für jung und alt“ (1891).

Dahn.

In Ebers' Fußstapfen trat **Felix Dahn**. Am 9. Februar 1834 in Hamburg geboren studierte er in München und Berlin Jura, daneben Philosophie und Geschichte und habilitierte sich 1857 in München als Dozent für deutsches Recht; 1872—1888 war er an der Universität Königsberg, seitdem ist er an der Universität

Breslau für dieselbe Disziplin als ordentlicher Professor tätig. In breit geschriebenen „Erinnerungen“ (bis jetzt vier Bände) hat er sein Leben bis zum Jahre 1888 dargestellt. Unter der Anregung des Münchener Dichterkreises kam die poetische Gabe Dahns früh zur Entfaltung (vgl. S. 376). 1876 erschien sein vierbändiger Roman: **„Ein Kampf um Rom“**, in dem er den Kampf und Untergang der Ostgoten in Italien schildert. Der Held dieses Romans, „der letzte Römer“, ist „Cethegus Cäsarius“, dessen Seele von dem Andenken an die glorreichen Zeiten der Republik erfüllt ist. Ein Kampf um Rom.

Cethegus Cäsarius, ein Mann aus uraltem römischen Adelsgeschlecht, hat den Plan gefaßt, Rom und Italien von der Herrschaft der Ostgoten zu befreien. Es gelingt ihm, das Vertrauen der Amalaswintha, die für ihren Sohn, Theoderichs unmündigen Enkel Athalarich, die Regentschaft übernommen hat, zu gewinnen und Präfekt von Rom zu werden. Diese Stellung benützt er, um die verweichlichten Römer wieder an die Waffen zu gewöhnen und Rom zum Stützpunkte eines Aufstandes wider die Goten zu machen. Da tritt ihm, angeleitet durch die vornehmsten Häupter der Goten, Athalarich entgegen, indem er die von Cethegus angestiftete Katakombenverschwörung enthüllt. Der Römer entzieht sich der drohenden Gefahr durch die Vergiftung des ihm ganz unerwartet erstandenen Gegners und überredet Amalaswintha, nach Rom überzusiedeln. Sie wird indes daran gehindert, ja schließlich genötigt, zu Gunsten Theodahads, des letzten Sprossen aus Theoderichs Geschlechte, dem Thron zu entsagen. Dieser Elende verkauft aber Krone und Reich an Byzanz und läßt Amalaswintha im Bade erwürgen. Als Rächer der Ermordeten erklärt Byzanz ihm den Krieg. Theodahad ergreift die Flucht, wird aber unterwegs ermordet. — Während die Goten nun mit der Wahl eines neuen Königs beschäftigt sind, landet Belisar, der Zerstörer des Vandalenreiches, auf Sizilien und erobert, fast ohne Schwertstreich, ganz Unteritalien. Inzwischen ist Witichis von den Goten zum König gewählt worden, aber um von allen Parteien anerkannt zu werden, hat er seiner heißgeliebten Gemahlin entsagen und Mataswintha, die Tochter der ermordeten Amalaswintha, heiraten müssen. Nun wendet er sich mit dem vereinigten Gotenheer gegen Belisar, der immer näher herangerückt ist, und schlägt ihn aufs Haupt. Doch Cethegus gelingt es, den kleinen Rest des byzantinischen Heeres zu sammeln, und Belisar zieht als „Gast des Präfekten“ in Rom ein, das König Witichis mit großer Heeresmacht umzingelt. Aber vergeblich sucht er es zu erobern; denn Mataswintha, deren Liebe er verschmäht, vereitelt aus Haß alle seine Pläne durch



Felix Dahn.

Abb. 211. Felix Dahn.
Nach einer Photographie von 1891.

Verrat. Nach ungeheuren Verlusten muß er sich in den letzten Zufluchtsort der Goten, das unüberwindliche Ravenna, zurückziehen. Da wird die feste Stadt durch ein Erdbeben erschüttert; die letzten Getreidevorräte werden von seiner treulosen Gemahlin verbrannt. Witichis wird durch eine teuflische List des Cethegus gefangen und kommt bei einem Fluchtversuche um. — Noch einmal erheben sich die Goten. Der junge Graf Totila, ihr neugewählter König, führt sie von Sieg zu Sieg, endlich zum zweiten Kampf um Rom. Und trotz der verzweifelten Anstrengungen des Cethegus fällt Rom, von seinen Bewohnern selbst den Goten übergeben. Von allen für tot gehalten entkommt Cethegus auf fast wunderbare Weise. Von seinen Freunden auf den Tiberfluß gerettet erwacht er in der kühl ihn umwehenden Luft. Es gelingt ihm, nach Byzanz zu entkommen, Belisar zu vernichten und als Feldherr nach Italien gesandt zu werden. Aber noch einmal wird er mit seinen Plänen zu Schanden. Narses, der große Nebenbuhler des Belisar, versteht es, den Oberbefehl an sich zu reißen; im geheimen zum Präfekten von Rom ernannt zieht er mit einem gewaltigen Heere nach Italien. In der Nähe von Tagina kommt es zwischen Goten und Byzantinern zur Schlacht; Totila, von einem seiner Unterfeldherrn verraten, wird geschlagen und fällt im Zweikampf mit dem Verräter. Nun versammelt sein Nachfolger Teja, der letzte König der Goten, den Rest seines Volkes zum Entscheidungskampf in der Nähe des Vesuvs. Hier tritt ihm Cethegus, dessen hochfliegende Hoffnungen durch Narses' Ernennung zum Präfekten von Rom und noch mehr durch Roms freiwillige Unterwerfung unter die Byzantiner vernichtet sind, entgegen. Beide fallen. Die letzten noch übriggebliebenen Goten „werden auf den hochbordigen Drachen der Nordmänner", die zu ihrer Hilfe herbeigeeilt, mit Narses' Zustimmung fortgeführt gen Thuleland. — „Auf, Freyas kluger Vogel, flieg mein Falke," rief Haralda, des Wikings Harald schöne Schwester, und hoch warf sie den Falken in die Luft, — „weise den Weg — nach Norden! gen Thuleland! Heim bringen wir die letzten Goten!"

Man sieht, Cethegus hat den größten Einfluß auf alle Phasen des behandelten historischen Ereignisses, und doch ist er gar keine historische, sondern eine rein erfundene Persönlichkeit. Dieser Umstand rückt aber die an sich sehr fesselnde Erzählung, an deren gar zu kurz geschürzten Stil man sich freilich erst gewöhnen muß, über die erlaubten Grenzen des historischen Romanes hinaus und in das Gebiet der romanhaft behandelten Geschichte hinein.

Gelegentlich tritt in diesem unzweifelhaft bedeutendsten Werke Dahns bereits die Tendenz hervor, den heidnischen Götterglauben auf Kosten des Christentums zu verherrlichen. Viel offenkundiger und entschiedener ist das der Fall in seinen „Nordischen Romanen", deren Endergebnis eine pantheistisch-rationalistische Weltanschauung trostlosester Art ist. So kommt in der Erzählung aus dem 10. Jahrhundert „**Sind Götter?**" Halfreds Sohn, nachdem er Mönch geworden und die Kirchenväter durchstudiert hat, zu dem Schluß: „Heidengötter sind nicht. Aber der Christengott ist auch nicht ..... Vielmehr geschieht auf Erden nur, was notwendig ist; und was die Menschen tun und lassen: wie der Nordwind Kälte bringen muß, der Südwind Wärme; und wie der geworfene Stein zur Erde fallen muß — warum muß er fallen? Niemand weiß es, aber er muß!" — „**Odhins Trost**" (1880) spielt im 11. Jahrhundert. Da erzählt ein alter isländischer Bauer Thorgeier, der dem Namen nach ein Christ, im Herzen aber den alten Göttern noch ergeben ist, in ermüdenden Stabreimen die romanhafte Geschichte Odhins und seiner Familie, die er von seinem Vater, einem Skalden, gehört haben will, und die in einer Reihe Weisheitssprüche gipfelt. Auf jedes Kapitel des Götterromanes folgt ein Stück aus der Lebensgeschichte des Erzählers; eine Schilderung dessen, was die bösen Christen dem wackeren Heiden zu leide getan. Das beste Urteil über sein

Sind Götter?

Odhins Trost.

Buch hat Dahn als Motto seinem Werke vorausgesetzt: „Wen'ge, ich weiß es, wird er trösten, Odhins heldentapferer Trost!“ Dennoch hält Dahn, der sich mit Shakespeare, Goethe, Schiller, Kant und Hegel zu „Odhins Söhnen“ rechnet, an Odhin fest; dem entsprechend hat er in einem Aufsatz über „Nordischen Gottesbegriff und Götterglauben“ das seltsame Wort gesprochen: „Wahrlich, wir wollen Odhin nicht verleugnen, auf daß nicht er uns verleugne.“ Wie Dahn sich sonst Odhin vorstellt, ist aus den kleinen Erzählungen: „Friggas Ja“, „Odhins Rache“, „Skirnir“ zu ersehen.

Kleinere Erzählungen.

In den 80er Jahren erschienen die kleinen Romane aus der Völkerwanderung wie: „Felicitas“, „Bissula“, „Gelimer“, „Fredegundis“, „Attila“ u. a. Furchtbar wild und blutig geht es in der ersteren zu, welche den Kampf der Alemannen und Bayern mit den Römern um Salzburg im Jahre 476 n. Chr. darstellt. Die christliche Kirche wird darin glimpflicher behandelt, obwohl der Presbyter Johannes ein etwas wunderlicher Heiliger ist. In „Bissula“ entwirft der Verfasser ein ausführliches Phantasiebild des historisch unaufgeklärten häuslichen und öffentlichen Lebens der Alemannen. Die Heldin, das halbwilde, aber gelegentlich sehr kluge und brave Madli ist ein Wesen, das „weniger einer Menschenmaid als einer Lichtelbin gleicht“. Obgleich diese Geschichte mit dem Christentum durchaus nichts zu tun hat, fehlt es doch auch in ihr an einigen Seitenhieben darauf nicht. — In den blutig-sinnlichen Geschichten „Fredegundis“ und „Attila“ berührt die Mischung von altertümelnden Ausdrücken (z. B. „viel dumm“ — „Gedanken, gar nicht ganz üble“) mit modern-trivialen („Gundelchen“ — „lieb Männchen“ — „Nicht mucken“) höchst sonderbar; ihr Realismus ist oft recht unerfreulich, ja widerwärtig. „Die schlimmen Nonnen von Poitiers“ ist eine Mädchenpensionatsgeschichte aus dem Jahr 589 n. Chr., die aber auch mit geringen Änderungen in der allerneuesten Zeit hätte spielen können. Seitdem folgten „Julian der Abtrünnige“ 1893, „Chlodovech“ 1895, „Adelfrei und Gemeinfrei“ 1896, „Am Hofe Herrn Karls“ (des Großen) 1900 u. a.

Hausrath.

Unter dem ausländischen Pseudonym: „George Taylor“ hat **Adolf Hausrath** (geb. 13. Jan. 1837 zu Karlsruhe, seit 1867 Professor der Kirchengeschichte in Heidelberg) in rascher Reihenfolge drei historische Romane veröffentlicht. Der erste, „Antinous“, erschien 1880 gleichzeitig mit Ebers' „Kaiser“. Das hier mehr als bei Ebers hervortretende Verhältnis des schönen bithynischen Griechenjünglings zu dem alternden Hadrian, so dezent es auch behandelt ist, hat etwas Abstoßendes, das auch durch den Opfertod des Unglücklichen nicht beseitigt wird. Der sich durch das ganze Buch ziehende Kampf zwischen Heidentum und Christentum ist anscheinend mit großer Objektivität geschildert; indes sind die meisten der vorgeführten Christen so zweifelhafte Charaktere und des Theologengezänkes ist soviel, daß man nicht recht begreift, wie eine so schwach vertretene Religion hat den Sieg davontragen können. — In seinem zweiten Roman: „Klytia“ (1883) zeichnet Hausrath mit unverkennbarem Behagen und geistreicher Feder eine lange Reihe streit- und verfolgungssüchtiger, heuchlerischer Theologen aus verschiedenen Lagern (Jesuiten, Calvinisten, Zwinglianer), wozu ihm die Einmischung der Jesuiten in die Streitigkeiten der pfälzischen Geistlichkeit im Jahre 1570 nur zu gute Unterlagen bot. Die einzige christliche Lichtgestalt ist ein Wiedertäufer: der wackere Werner aus dem Kreuzgrund bei Heidelberg, durch dessen Einfluß denn auch Klytias Geliebter, der Jesuit Paolo Laurenzano, schließlich bekehrt, d. i. in einen glaubensindifferenten Geistlichen nach protestantenvereinlichem Muster umgewandelt wird. — Der Gegensatz von Römertum und Germanentum zur Zeit der Völkerwanderung ist das Thema des großartig, aber sehr umständlich angelegten Romans: „Jetta“ (1884). In der verhängnisvollen Ehe der heroischen Römerin Jetta mit dem Alemannenfürsten Rothari sucht der Dichter die absolute Unverträglichkeit der beiden Volkscharaktere nachzuweisen. Beide Ehegatten gehen darüber zu Grunde; die Germanen aber

Antinous.

Klytia.

Jetta.

gelangen zum Siege über die Römer. Daneben kommen auch die religiösen Gegensätze zur Darstellung, wobei das Christentum wiederum am schlechtesten fährt, da es fast nur durch die aus Lessings Nathan bekannten Typen vertreten wird, und es scheint, als habe der Römer Arator Recht, der sterbend zu dem Mönche Vulfilaich sagt: „Eure Zeit ist da! Winsele Gebete, knie vor Knochen, tue Wunder und Zeichen! Die Geschichte des Lichts ist zu Ende, die Geschichte der Lüge beginnt!" Ungeachtet einzelner glänzender Partien ist das düster ausklingende Buch doch wenig fesselnd. Es weht darin eine so gelehrte Luft, daß selbst Rhein und Neckar durchweg nur als „Rhenus" und „Nicer" auftreten. Eine Reihe anderer Romane folgte. 1900 kehrte der Verfasser mit der Märtyrer-Geschichte „Potamiäna" wieder in die Zeit der Christenverfolgungen in Rom zurück.

Eckstein. Claudier.

Weniger gelehrt, ja nicht selten ans Moderne anklingend sind die historischen Romane von **Ernst Eckstein** (geb. 1845 in Gießen, † 1900 in Dresden). Der erste derselben, „Die Claudier" (1881), spielt in den letzten Regierungsjahren Kaiser Domitians und schildert den Übertritt einer vornehmen römischen Familie zum Christentum. Der Gegensatz zwischen den beiden Religionen wird hier in markigen Zügen vorgeführt; namentlich sind die am Heidentum Festhaltenden meisterhaft charakterisiert. Die inneren Kämpfe des Sohnes eines uralten Patrizierhauses, dessen Haupt Jupiters Oberpriester ist, sind ergreifend geschildert; nur ist es ebenso schwer glaublich, daß allein die Lehre des „Meisters von Nazareth" ihn und seine Glaubensgenossen bis in den Märtyrertod treu erhalten haben sollte, wie es ungeschichtlich ist. — Ein anderer Roman „Prusias" (1883) führt in das letzte Jahrhundert der römischen Republik zurück und behandelt die Zeit des großen Sklavenkrieges in geistreicher und fesselnder Weise. Doch wirkt es störend, daß die völlig erfundene Persönlichkeit des Prusias an die Spitze der Ereignisse gestellt wird, während bekanntlich doch Spartakus die Seele des Aufstandes gewesen ist. — Der dritte Römerroman Ecksteins hat den Kaiser Nero (1889) zum Helden und versucht zu zeigen, wie derselbe aus einem herrlichen Jüngling unter der Ungunst der Verhältnisse zu dem sprichwörtlichen Wüterich geworden sei. Dazu wird die aus den geschichtlichen Andeutungen bekannte Liebe Neros zu der griechischen Freigelassenen Akte breit ausgeführt. Eckstein läßt sie Christin werden und auf den Kaiser einen großen Einfluß gewinnen. Eine Heirat der beiden wird nur durch Neros Mutter und seine Räte verhindert, aber sie bleibt ihm bis über seinen Tod hinaus treu. Die Christengemeinde hat einen ebenso modernen Anstrich wie die in den „Claudiern" gezeichnete. — Die Fülle seiner anderen Romane kann hier nicht weiter berücksichtigt werden.

Prusias.

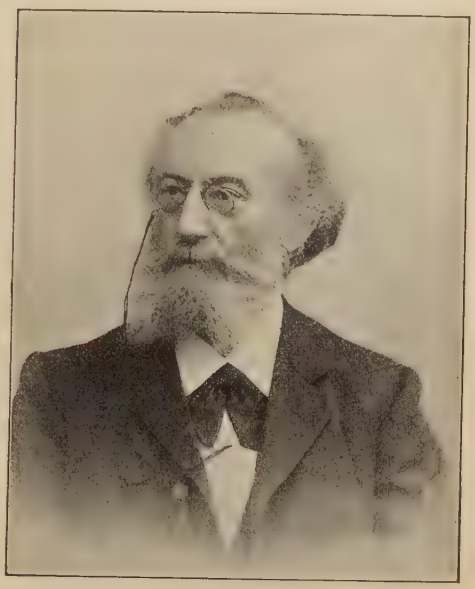
Steinhausens Irmela.

Treu im Geist und Ton des Mittelalters gehalten und in fein altertümlich gefärbter, treuherziger Sprache durchgeführt ist die tiefempfundene und tiefernste „Geschichte aus alter Zeit" (14. Jahrh.) „Irmela" (1880) von **Heinrich Steinhausen** (geb. 27. Juli 1836 in Sorau, Pfarrer in Podelzig, Oderbruch). Da erzählt Diether, ein alter Klosterbruder der schwäbischen Cisterzienserabtei Maulbronn, wie er, in seinen jungen Tagen einst beauftragt, ein Marienbild zu kopieren, ein lebendes Marienbild, die edle Jungfrau Irmela, kennen und lieben gelernt, und wie er nach schwerem Streite mit sich selbst ihr entsagt hat. Äußerlich gebrochen, innerlich geläutert kehrt er endlich nach langen Wanderungen und bunten Erlebnissen in sein Kloster zurück, gerade als die Glocken der entschlafenen Geliebten zu Grabe läuten. — Dieser besonders von christlichen Kreisen mit Recht geschätzten folgten noch andere im Chronikstil gehaltene Ich-Erzählungen wie die „Geschichte Wendelins von Langenau" und „Schwarzbärbels Bräuterei". In anderen trat er Raabe an die Seite und bewährte sich als christlicher Humorist, wie in „Markus Zeisleins großer Tag" (1883), „Der Korrektor" (1885), „Herr Moffs kauft sein Buch" (1889), „Die neue Bizarde" (1890) und „Heinrich Zwiefels Ängste" (1899), doch ohne gleichen Erfolg wie mit „Irmela" zu haben.

Mit breitem Behagen schildert er die deutschen Gemütsmenschen, indem er sich an dem erfreut, was in der Welt gering geachtet wird, und die Menschen lehrt, aus ihrer Seele zu keiner Zeit die lichten Hoffnungen zu tilgen und lieber die Sorgen und Ängste als nichtige Schemen anzusehen, als das, was ewigen Wert hat.

Wichert.

Ein anderes Blatt mittelalterlichen Lebens rollt **Ernst Wichert** (geb. am 11. März 1831 als Sohn eines Justizrats zu Insterburg in Ostpreußen; studierte in Königsberg die Rechte, 1877 Rat des Obertribunals in Königsberg, seit 1887 Kammergerichtsrat in Berlin, wo er im Ruhestande, bis zuletzt dichterisch tätig, am 21. Jan. 1902 starb) in seinem historischen Roman: „Heinrich von Plauen" (1881) vor uns auf. Der Held desselben, „des deutschen Ordens letzter Ritter", war es, der nach der verhängnisvollen Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 noch einmal die alte Herrlichkeit der Brüder vom deutschen Hause als siegreicher Verteidiger der Marienburg zur Geltung brachte, dadurch das Ordensland vor der Slawisierung schützte und zum Lohn dafür durch die Intrigen eines ehrgeizigen Nebenbuhlers der Hochmeisterschaft entsetzt und jahrelang in strenger Haft gehalten wurde. In diese großen geschichtlichen Begebenheiten sind die Erlebnisse eines jungen, dem Hochmeister nahe verwandten Geschwisterpaares geschickt hineinverflochten. — An „Heinrich von Plauen" schließt sich „Tilemann vom Wege" (1891) an, in welchem der furchtbare Kampf des Ordens gegen die mit Polen verbündeten Städte des Weichsellandes, der den Verlust der Hälfte seines Besitzes und seiner Unabhängigkeit herbeiführt, geschildert wird. Der Roman schließt mit dem Verlust der Marienburg und der Verlegung des Hochmeistersitzes nach Königsberg. — Ein dritter historischer Roman Wicherts hat den „Großen Kurfürsten in Preußen" (1886) zum Helden.



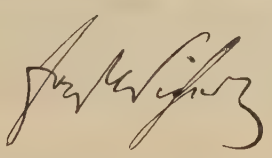


Abb. 212. Ernst Wichert.
Unterschrift eines Briefes vom 23. 8. 1875 an den Verfasser.

Julius Wolffs Sülfmeister.

Ein interessantes Städtebild aus dem deutschen Mittelalter bietet uns **Julius Wolff** (vergl. S. 405 ff.) in seiner historischen Erzählung: „Der Sülfmeister" (1883). Es handelt sich darin um die Selbständigkeit der alten Hansestadt Lüneburg gegenüber der herzoglichen und der geistlichen Gewalt. Der Vertreter des republikanischen Festhaltens am überlieferten Rechte ist der Böttchermeister Gotthard Henneberg, der durch seine Frau in die Gilde der Sülfmeister gekommen ist, d. h. der Salzpächter, welche die Einkünfte aus der Lüneburger Saline in ganzen Pfannen oder Pfannenteilen von den geistlichen Herren in Erbpacht genommen hatten. In die etwas breit ausgesponnene Streitigkeit, die 1454 in einer Empörung der Hand-

werker gegen den ungesetzmäßigen Rat zum Ausbruch kam, bringen verschiedene bewegliche Herzensgeschichten der Kinder des Sülfmeisters eine erwünschte Abwechselung. Zu erwähnen sind ferner: „Der Raubgraf“ (1884), „Das Recht der Hagestolze“ (1888) und „Das schwarze Weib“ (1894), ein Roman aus dem Bauernkriege.

C. F. Meyer.

Unter den gediegensten Vertretern des historischen Romans verdient endlich noch der Schweizer **Conrad Ferdinand Meyer** (geb. am 11. Oktober 1825 in Zürich, † 1898 auf seinem Gute Kilchberg unweit seiner Vaterstadt: seit 1879 Meyer-Ziegler genannt) eine rühmende Erwähnung. Mit bewundernswürdiger Ruhe und klassischer Objektivität weiß er geschichtliche Vorgänge und Persönlichkeiten aus leidenschaftlich bewegten Zeiten fesselnd zu schildern und die inneren Vorgänge mit zwingender Gewalt darzustellen. Vorzüglich ist er Meister der historischen Novelle, von denen wir 2 Bände besitzen. Namentlich haben drei Erzählungen: „Das Amulett“ (1873), „Jürg Jenatsch“ eine Bündnergeschichte (1876) und „Der Heilige“ (1880) sich rasch Anerkennung und Beifall im Publikum erworben. Der Held Jürg Jenatsch ist eine der interessantesten und psychologisch-rätselhaftesten Schweizer Persönlichkeiten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Aus seinem Pfarramte in Graubünden durch die spanisch-jesuitische Partei vertrieben vertauschte Jürg Jenatsch die Bibel mit dem Schwert, wurde ein weitgefürchteter Kriegsoberst und trat 1635 zu der einst fanatisch bekämpften katholischen Kirche über, um in seiner rhätischen Heimat eine machtgebietende Stellung zu erringen. Nachdem er bei den Verhandlungen des Mailänder Friedens von 1637 eine maßgebende Rolle gespielt, wurde er zwei Jahre später zu Chur von einer Anzahl politischer Gegner überfallen und ermordet. — „Das Amulett“ enthält die Erlebnisse zweier junger Schweizer, des Katholiken Boccard und des Calvinisten Schadau, während der Greuelscenen der Bartholomäusnacht in Paris. Durch Boccards selbstverleugnende Hilfe werden Schadau und sein junges Weib gerettet, während der wackere Freund trotz seines Amuletts der heiligen Jungfrau von Einsiedeln in dem fürchterlichen Blutbade den Tod findet. — Am bedeutendsten ist die Novelle: „Der Heilige“, die uns mitten hineinführt in den Kampf der weltlichen mit der geistlichen Macht, in die Zeit der Hohenstaufen und der Kreuzzüge, in welcher die deutschen Kaiser vergebens die Macht der Päpste bekämpften. Der Heilige ist Thomas a Beckett, Heinrichs II. von England allmächtiger Kanzler und Günstling. Die Erzählung ist einem Schweizer Hans dem Armbruster in den Mund gelegt, der als junger Mann weit in der Welt herumgekommen ist und längere Zeit in Diensten des englischen Königs gestanden hat. Bei seiner Rückkehr

Conrad Meyer.

Abb. 213. Conrad Ferdinand Meyer.
Nach einer Photographie von 1891.
Unterschrift eines Briefes vom 31. Oktober 1864 an den Verfasser.

nach Zürich berichtet er einem Chorherrn alle seine Erlebnisse in Nord und Süd, unter denen die Geschichte des neuen Heiligen Thomas von Canterbury bis zu seinem Märtyrertode alle anderen überragt. Ohne irgend welche politische Tendenz führt uns der Erzähler den großen Streit anschaulich durch die Handlungen lebensgetreuer Personen vor Augen. — Von gleicher Meisterschaft sind u. a. die in Italien spielenden Romane: „Die Versuchung des Pescara" (Feldherr Karls V.) (1887) und „Angela Borgia" (1890). — Unter seinen Gedichten ragt das kleine Epos: „Huttens letzte Tage" (1871) durch kernige Züge der Darstellung, stimmungsvolle Anschaulichkeit und Gedankenreichtum hervor.

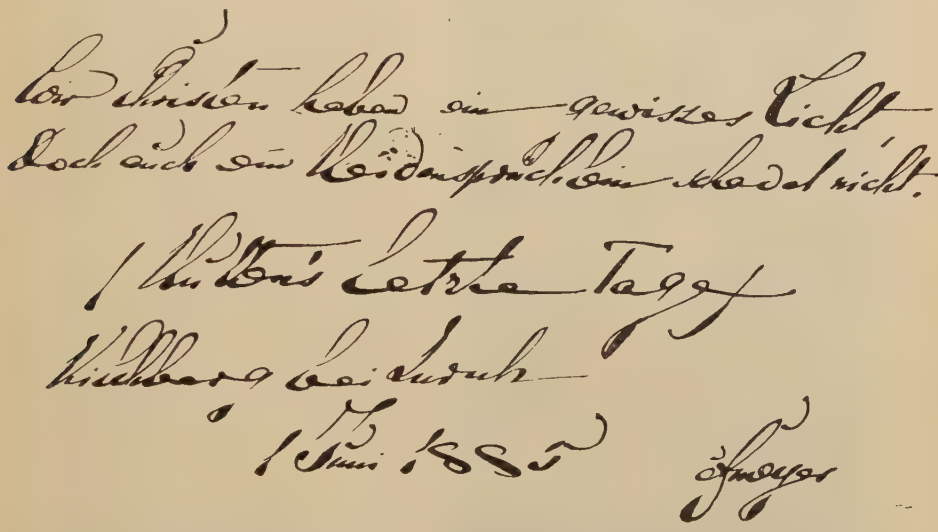


Abb. 214. Zwei Zeilen aus „Huttens letzten Tagen" von Conrad Ferdinand Meyer. Nach der Originalhandschrift im Besitz von Karl Geigy in Basel.

Das kirchengeschichtliche Gebiet hat **Karl August Wildenhahn** (geb. 1805, † 1868 als Kirchen- und Schulrat in Bautzen) zum Vorwurf für seine Romane genommen, welche uns treue Lebensbilder aus verschiedenen Jahrhunderten der evangelischen Kirche („Luther" — „Paul Gerhardt" — „Johannes Arndt" — „Phil. Jak. Spener") in einer oft störenden Breite, aber doch interessant vorführen. Wildenhahn.

Seitdem Herder die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (I, 431) herausgegeben, hatte sich das Interesse auf das innere Staats- und Volksleben, auf die Entwicklung der Kultur gelenkt, und daraus war allmählich eine eigene Wissenschaft, die **Kulturgeschichte**, entstanden, die durch W. H. Riehl in breiteren Schichten unseres Volkes einen festen Boden gewann.

Wilhelm Heinrich Riehl, am 6. Mai 1823 zu Biebrich a. Rh. geboren, besuchte das Gymnasium zu Weilburg, studierte in Gießen Theologie und ging nach wohlbestandenem Examen nach Bonn, wo er durch Dahlmann, E. M. Arndt und Kinkel angeregt wurde, sich kulturhistorischen Studien zu widmen. Von 1850 an hatte W. H. Riehl.

Riehl in der Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung eine Reihe von Aufsätzen über die bürgerliche Gesellschaft und die Familie erscheinen lassen, welche die Aufmerksamkeit des Königs Max erregten und seine Berufung nach München veranlaßten. 1854 ging er als Professor der Staats- und Kameralwissenschaft nach München, las aber seit 1859 sehr anregend über Kulturgeschichte und wirkte durch seine Bücher und populären Vorträge in ganz Deutschland fördernd. Dort starb er den 16. Nov. 1897. Aus den erwähnten Aufsätzen erwuchs die wissenschaftlich gehaltene und doch allgemein verständlich geschriebene „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik", die sich in drei Bänden „Land und Leute" — „Die bürgerliche Gesellschaft" — „Die Familie" gliedert und aufbaut. In dem ersten Bande sucht er auf Grund seines langjährigen Verkehrs mit allen Schichten des Volkes nachzuweisen, daß „die ganze soziale und staatliche Entwicklung der Menschheit unauflöslich an die Gestaltung des Bodens sich bindet"; im zweiten schildert er das Verhältnis der großen natürlichen Volksgruppen (Mächte des Beharrens: Bauern und Aristokraten, Mächte der Bewegung: Bürgertum und vierter Stand) zueinander; im dritten endlich stellt er in dem Gegensatz von Mann und Weib die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die soziale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz auf. Am meisten hat sich der dritte Band, das „Idyll vom deutschen Hause" — wie es genannt worden ist — bei uns eingebürgert und durch seine geistreich überzeugende, humoristisch belehrende und durchweg konservativ wirkende Darstellung zum Wiederaufbau des mannigfach in Verfall geratenen deutschen Hauses viel beigetragen. Einen populären Ausbau dieses großen Werkes lieferte Riehl sodann in den „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" (1859). Am meisten aber hat er für seine Ideen gewirkt durch seine „Kulturhistorischen Novellen" (1856), „Musikalische Charakterköpfe" (1853 u. folg.), „Geschichten aus alter Zeit" (1863 u. folg.) u. a., die, in kerniger, knapper Sprache geschrieben, sich durch naturwüchsigen Humor auszeichnen und eine mannigfaltige Reihe von Problemen vorführen, deren Lösung sowohl für die Geistesentwicklung unseres Volkes wie für die Geschichte des menschlichen Herzens überhaupt von dauerndem Interesse ist. Das sind nicht aus Chroniken mühsam zusammengestoppelte Geschichten, sondern aus der Fülle des Lebens „in den fernen Räumen der Geschichte" herausgeborene und zugleich innerlich erlebte Novellen, welche es vertragen, wieder und wieder und stets mit erneutem Interesse gelesen

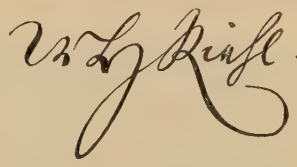


Abb. 215. Wilhelm Heinrich Riehl.
Nach einer Photographie von 1891.
Unterschrift eines Briefes vom 17. Februar 1872 an den Verfasser.

zu werden. In einer seiner Novellensammlungen: „Aus der Ecke“ (1874) erzählt er, wie er zum Novellenschreiben gekommen ist. Die „Ecke“ nämlich wurde von dem in den fünfziger Jahren in München nahe beieinander wohnenden Kleeblatt Riehl, Geibel und Heyse gebildet. Die drei hielten gute Nachbarschaft, und unter Geibels leitender Hand gewann die „Ecke“ bald einen festen Kristallisationskern. Je am anderen Sonntage kamen sie mit ihren Frauen in dem Hause der achtzigjährigen, aber noch geistig jugendlichen Staatsrätin Elisabeth von Ledebur, der Witwe des berühmten Dorpater Botanikers, die an der Spitze der Ecke wohnte, zusammen und besprachen in heiterer Geselligkeit ihre neuesten Arbeiten und Entwürfe. An solchem „Eckenabend“ entwickelte Geibel den Plan seiner „Brunhild“, las Heyse die „Braut von Cypern“ vor und Riehl die ersten Abschnitte seiner „Familie“. „Allein abhandelnde Prosa,“ erzählt Riehl weiter, „liest und hört sich doch niemals so gut wie schildernde und erzählende. Die poetische Luft, welche damals im München Maximilians II. überall mich anwehte, wirkte treibend, erregend; ich schrieb Novellen, zuerst für die Ecke, dann aus der Ecke.“ Innerhalb 42 Jahren veröffentlichte er fünfzig Novellen in sieben Bänden, die 1888 in den „Lebensrätseln“ zum Abschluß gekommen sind und die zu den besten gehören, welche unsere neuere Literatur besitzt. In den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen“ (1891) hat er seitdem angefangen zu schildern, wie er „andere Leute erlebt hat“ und „wie er im Bilde anderer seine Zeit erlebte“, und in den „Religiösen Studien eines Weltkindes“ (1894) gibt er in populären Auseinandersetzungen Zeugnis von seiner positiven religiösen Überzeugung. Sehr wertvoll sind die Schlußabschnitte dieses Buches, wo er erzählt, warum er Theologie studierte und weshalb er doch kein Pfarrer wurde.

Aus der Ecke.

Übrigens ist Riehl doch, streng genommen, nicht der erste gewesen, welcher solche kleinen Kulturbilder in novellistischer Form entwarf. Schon dreizehn Jahre vor ihm hatte der pommersche Superintendent **Wilhelm Meinhold** (1797—1851) in seiner **„Bernsteinhexe“** eine der eigenartigsten Novellen unserer Literatur geschrieben, die ganz und gar dem von Riehl aufgestellten Programm entsprechend zu den kulturhistorischen gerechnet werden darf. In derselben ist nicht bloß ein düsterer geschichtlicher Hintergrund — der Hexenglaube des 17. Jahrhunderts — in ergreifender Weise ausgemalt, selbst in der Sprache hat der Verfasser den Charakter und Ton der Zeit so meisterhaft wiedergegeben, daß man lange darüber gestritten hat, ob man es mit einer poetischen Erfindung oder mit dem Auszug einer alten Chronik zu tun habe. Und dabei weht doch ein so poetischer Hauch durch das ganze Buch, daß es den Leser von Anfang bis zu Ende fest hält.

Wilhelm Meinhold.

Nach Riehl haben viele Dichter die kulturgeschichtliche Novelle behandelt, aber wenige mit gleichem Geschick und Erfolge. Zu den besten gehören einige Erzählungen (Tuvia Panti 2c.) des vielseitigen **Viktor von Strauß**, auf die ich noch zurückkomme. Auch die bereits früher erwähnte Novelle **„Norica“** (I, 173 f.) von **August Hagen** (geb. 1797 zu Königsberg, † daselbst als Professor 1880) gehört hierher. Sie versetzt uns in die Tage des Kaisers Maximilian und Hans Sachsens und läßt das alte Nürnberg mit seiner charakteristischen Architektur und seinen reichen Kunsterzeugnissen wie das kulturhistorisch so bedeutsame Wirken der Meistersinger lebensvoll vor uns erstehen. — Der Münchener Geh. Legationsrat **Gottfried Böhm** (geb. 1845 in Nördlingen), hat sich in seinen „Reichsstadtnovellen“ (1891) u. a. als einen würdigen Jünger Riehls erwiesen.

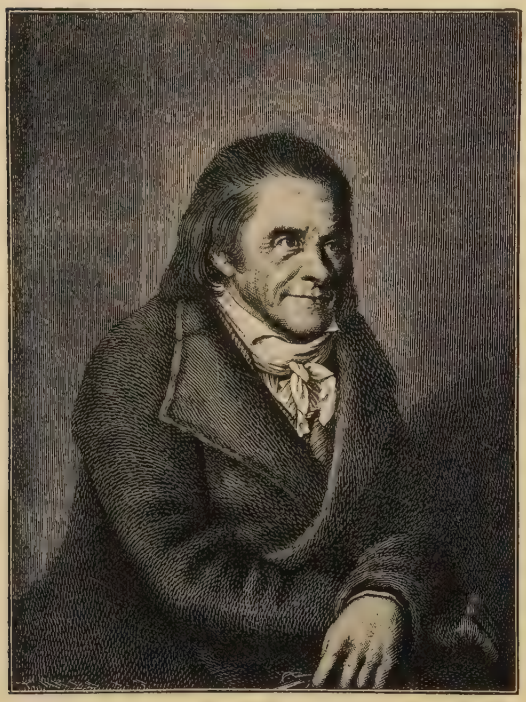
V. von Strauß. Hagen. Gottfried Böhm.

Zu den kulturhistorischen Novellen darf man auch die **Dorfgeschichten** rechnen, die ein paar Jahrzehnte lang in höchster Modeblüte bei uns gestanden haben, übrigens in ihren Anfängen bis in das Mittelalter zurückreichen (vgl. I, 129 f.).

Dorfgeschichten.

Als die erste Dorfgeschichte der Neuzeit bezeichnet Freiligrath nicht mit Unrecht „Jung Stillings Jugendgeschichte“ (S. 12). Auch Brentanos „Geschichte des braven Kasperl und des schönen Annerl“ (S. 176) rechnet er dazu. Goethe, der Stillings in seiner Art klassisches Buch herausgegeben, fügte später in die Neubearbeitung von „Werthers Leiden“ eine freilich sehr andersartige Dorfgeschichte ein in der Erzählung von dem Knechte, welchen die Liebe zu seiner verwitweten Herrin zum Verbrechen treibt. Vor allem aber schrieb eine Dorfgeschichte vor den modernen Dorfgeschichten der Begründer des neueren Erziehungswesens, **Johann Heinrich Pestalozzi** (geb. am 12. Januar 1746 zu Zürich, † 17. Februar 1827 zu Brugg), in seinem berühmten und für das Wohl der ärmeren Volksklassen so folgenreichen Buch „Lienhard und Gertrud“. Der Verfasser bot darin ein „Naturgemälde des wahren Bauernlebens“, durch das er bezweckte, „eine von der wahren Lage des Volkes und seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung zu bewirken.“ So ist das Buch eine Tendenzgeschichte (gewissermaßen auch eine Anschauungsstunde), hie und da etwas moralisierend, auch an Kunst der Gestaltung und poetischer Kraft der Durchführung den späteren Dorfgeschichten untergeordnet, aber es übertrifft alle seine Nachfolger durch die Wahrheit und Innigkeit der Auffassung, durch die einfache, kunstlose Lebenstreue und Lebenswahrheit. Charakteristisch für dieses Buch ist es, was Pestalozzi selbst über die Abfassung berichtet: „Die Geschichte von Lienhard und Gertrud,“ sagt er, „floß mir aus der Feder und entfaltete sich von selbst, ohne daß ich den geringsten Plan im Kopfe hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich wußte, wie ich dazu gekommen.“

Pestalozzi.



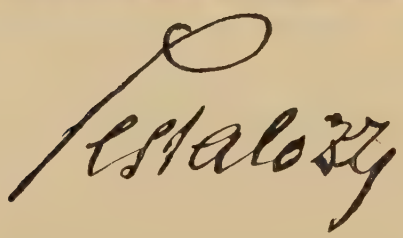


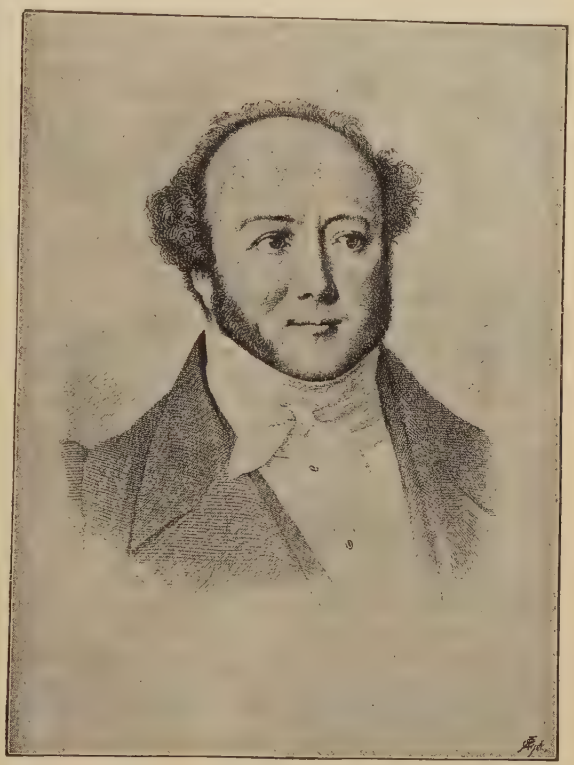
Abb. 216. Johann Heinrich Pestalozzi.
Nach dem Bilde von G. F. A. Schön, gestochen von J. J. Freidhoff.

Auch **Heinrich Zschokke** (S. 421), der jahrzehntelang ein fruchtbarer und beliebter Erzähler war und noch jetzt in den Leihbibliotheken einen bevorzugten Platz einnimmt, hat in seinem „Goldmacherdorf“ (1817) eine Dorfgeschichte geliefert.

Zschokke.

Am 22. März 1771 zu Magdeburg geboren hatte Zschokke Theologie studiert und lange nach einer Universitätsprofessur getrachtet; da aber seiner Richtung unter Wöllner kein akademischer Lehrstuhl eingeräumt wurde, war er 1796 nach der Schweiz gezogen, die ihm fortan zur zweiten Heimat wurde. Nachdem er eine Reihe von Jahren eine gewisse Rolle in den inneren Angelegenheiten der Schweiz gespielt hatte, zog er sich zurück und baute sich am Ufer der Aare der Stadt Aarau gegenüber ein hübsches Landhaus, in welchem er seinen literarischen Beschäftigungen — darunter politischen Flugschriften zu Ehren Napoleons — und gemeinnützigen Werken lebte. Bis in sein hohes Alter kräftig und tätig, entschlief er ohne Schmerzen am 27. Juni 1848.

In Pestalozzis und Zschokkes Fußstapfen trat dann im Jahre 1836 **Jeremias Gotthelf**, unter welchem Pseudonym der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius zumeist in Deutschland bekannt ist.



Bitzius.

Abb. 217. Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf).
Nach dem Gemälde von Dutler gestochen von Gonzenbach.

Das Leben dieses reichbegabten Dichters, den Riehl den „Shakespeare des Dorflebens" genannt hat, verlief in äußerst schlichter Weise. Am 4. Oktober 1797 in Murten geboren kam **Albert Bitzius** mit seinem Vater, einem reformierten Pfarrer, 1804 nach Utzentorf, fünf Stunden von Bern, wo er sich schon früh in die Landwirtschaft einlebte und mit den Sitten des Landvolkes vertraut machte. In Bern, wo er auf die Universität vorbereitet worden, und später in Göttingen studierte er Theologie. In die Heimat zurückgekehrt bekleidete er an verschiedenen Orten die Stelle eines Vikars; 1832 wurde er Pfarrer von Lützelflüh im Kanton Bern und wirkte als solcher mit großer Treue und Hingabe bis an seinen Tod, den 22. Oktober 1854. Bitzius war 39 Jahre alt, als sein erstes Buch: „Der Bauernspiegel" erschien. Es ist die Geschichte eines Bauernknaben, der, durch die harte Art der Gütervererbung auf den jüngsten Sohn mit seinen Eltern früh in Armut geraten, nach des Vaters Tod an einen Bauer verdingt wird und in Verwahrlosung und Unwissenheit aufwächst. Aus Verzweiflung über den Tod seiner Braut

Bauernspiegel.

tritt er in die französische Armee, kehrt nach langer Zeit heim, hat mit den Vorurteilen und der Beschränktheit seiner Landsleute viel zu kämpfen und schreibt nun seine Lebensgeschichte nieder. Seinem Helden hatte Bitzius den Namen „Jeremias Gotthelf" beigelegt, und unter demselben veröffentlichte er fortan auch seine weiteren Arbeiten. Die nächste erschien 1838. Es war die Erzählung: „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", ein Buch aus eigenster praktischer Erfahrung im Schuldienst hervorgegangen, das, zugleich voll ergreifenden Ernstes und voll naturwüchsigen Humors, das Elend der Lehrerwelt und die Mängel ihrer damaligen Heranbildung beleuchtete. Ohne salbungsvoll zu predigen, ist Bitzius durchweg christlich erbaulich im besten Sinne des Wortes; und fehlt seinen Schriften der elegante Salonschliff, ja die wünschenswerte künstlerische Abrundung, so entschädigen dafür der gesunde Realismus, der Menschen von Fleisch und Blut vorführt und das Böse niemals verschönert noch verschleiert, und die markige Kraft des Ausdruckes wie der geniale Bilderreichtum, die seinen Stil durchweg auszeichnen. Nächst den vorgenannten zwei Erzählungen sind die bedeutendsten: „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter". Ein wahres Meisterstück von psychologischer Zeichnung und ergreifender Darstellung ist „Käthi die Großmutter". Und doch ist es nur die Geschichte einer frommen Greisin, die im harten Kampfe um das tägliche Brot ihr Enkelkind erhält und erzieht, später noch ihren kranken Sohn, der in gesunden Tagen sich seiner Mutter geschämt hatte, mit durchschleppt, bis endlich nach mancherlei Not Gott bessere Tage sendet.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters.

Uli der Knecht.

Käthi die Großmutter.

Zwei Jahre nach dem Gotthelfschen „Bauernspiegel" erschien Immermanns „Münchhausen", von dessen satirisch-humoristischem Hintergrunde sich der lose hineingewobene „**Oberhof**" (S. 205) wohltuend hell abhob. Das war eine echte und rechte Dorfgeschichte, die erst viel später zur vollen Anerkennung kam, als man sie aus der nicht für jedermann genießbaren Schale herauslöste, die aber dann ihren hohen Rang an der Spitze der zahlreichen Nachbildungen und Nachahmungen sich gewahrt hat.

Oberhof.

Der Zeit nach (1841) folgten auf Immermanns Werke die trefflichen „Geschichten und Erzählungen" von **Karl Stöber** (1796—1865), einem bayrischen Pfarrer, die zum größeren Teil in des Verfassers heimatlichem Altmühltal spielen. Dieselben sind ebenso aus dem Volksleben herausgeboren und von gesundem christlichen Geiste erfüllt wie die des hessischen Pfarrers Öser (geb. 1807 in Gießen, seit 1835 zu Lindheim in der Wetterau, † 1859), der unter dem Namen O. **Glaubrecht** 1842 mit „Anna die Blutegelhändlerin" eine Reihe von Dorfgeschichten („Der Kalendermann von Veitsberg" — „Zinzendorf in der Wetterau" — „Die Schreckensjahre von Lindheim" — „Der Zigeuner" — „Das Volk und seine Treiber") eröffnete, deren Schauplatz die Wetterau und das südliche Hessen ist. Eine seiner besten und ausgereiftesten Erzählungen, „Die Heimatlosen", spielt in den Freiheitskriegen. Wie wenige Süddeutsche es vor 1870 getan, gibt er darin Preußen, was Preußen gebührt an freudigem Lob und dankbarer Anerkennung. „Von Preußen aus," sagt er in der Einleitung, „hat man allezeit Wache gehalten, daß das Volk seiner Tränen und Opfer, aber auch seiner Siegesbegeisterung nicht vergesse, und das lohn' ihm Gott, dem treuen Wächter an der Westmark!" — Im Jahre 1842 erschienen auch die freilich in ganz anderem Sinne und Geist geschriebenen Skizzen: „Aus dem Böhmerwalde" von dem Böhmen **Joseph Rank** (1816 geboren, † 1896), die in das Leben und die Sitten des wenig beachteten deutsch-böhmischen Volksstammes einen interessanten Blick eröffnen.

Karl Stöber.

Glaubrecht.

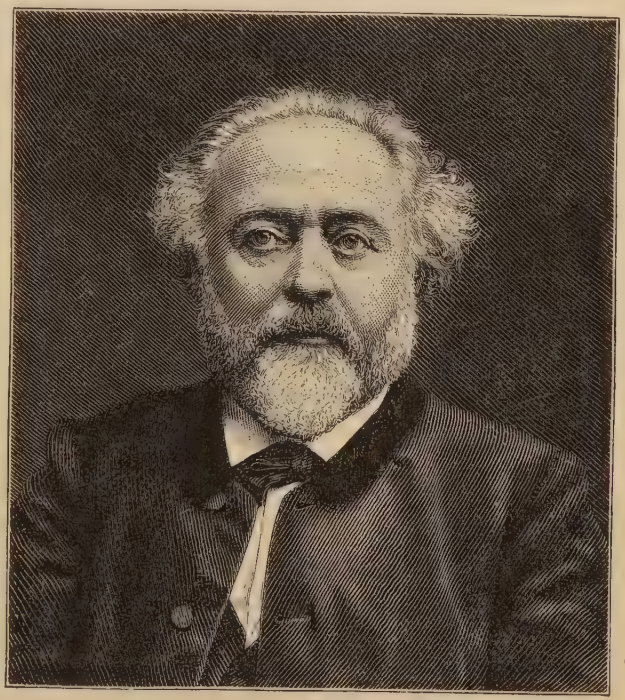
J. Rank.

Zur vollen Geltung aber kam diese neue Erzählungsgattung erst durch **Berthold Auerbach** und seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (1843).

Auerbach.

Berthold Auerbach wurde am 28. Februar 1812 in dem Dorfe Nordstetten im württembergischen Schwarzwalde von jüdischen Eltern geboren und von seinem

Vater, einem Rabbiner, erzogen. Zwölfjährig kam Berthel, wie er damals hieß, auf die Talmudschule nach Hechingen und von dort nach Karlsruhe, um seine jüdisch gelehrte Bildung zu vollenden. Der engbegrenzte Gesichtskreis seiner rabbinistischen Studien hatte ihm aber längst nicht mehr zugesagt, und so wußte er es durchzusetzen, dem Talmud Valet zu sagen und sich auf dem Stuttgarter Gymnasium vorzubereiten. In Tübingen begann er mit der Rechtswissenschaft, aber auch dabei hielt er nicht lange aus. David Strauß gewann ihn für die Philosophie, der er in München unter Schelling und in Heidelberg unter Daub mit allem Eifer oblag. Vor allem war ihm der jüdische Philosoph Spinoza sympathisch; er machte sich dessen pantheistische Weltanschauung ganz zu eigen, übersetzte seine lateinisch geschriebenen Werke ins Deutsche und suchte für ihn und sein System in einem Roman, den er einen historischen nannte, Propaganda zu machen. Der Roman „Spinoza" (1837) sollte eine Art „jüdischer Walhalla" eröffnen. Darin feiert er seinen Lehrer in etwas romantischer Weise. Es erscheint nämlich der ewige Jude dem Philosophen in dem Augenblick, in welchem ihn seine Glaubensgenossen aus der Synagoge hinausgestoßen haben. Tröstend verkündet ihm Ahasver, er habe die alten Glaubensbande gesprengt und sei der wahre, langerwartete jüdische Messias. Mit einer ähnlichen Lobrede auf Spinoza hat Auerbach auch sein Leben beschlossen. Ein Jahr vor seinem Tode feierte er ihn in begeisterter Rede bei der Enthüllung des Spinoza-Denkmals im Haag (14. Sept. 1880), „als einen Weltweisen, wie es keinen zweiten unter dem Himmel gibt, als den freien Mann, der über allen Sekten und Nationen steht, der die frohe Botschaft von der Mündigkeit der Menschheit verkündigt." Als zweiter Ghetto-Held folgte in „Dichter und Kaufmann" (1839)



Spinoza.

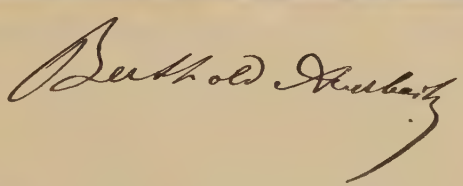


Abb. 218. Berthold Auerbach.
Nach einer Photographie aus den letzten Lebensjahren.
Unterschrift eines Briefes aus Breslau vom 1. 8. 1848.
Aus † Georg Kestners Autographensammlung.

der verkommene jüdische Poet Ephraim Moses Kuh. Das Wertvolle in diesem Tendenzromane ist die treffliche Schilderung der jüdischen Sitten und Gebräuche, wie sie Heine bereits im „Rabbi von Bacharach" angestrebt hatte und wie sie später Bernstein, Leop. Kompert u. a. in ihren Judengeschichten zu einer besonderen Gattung ausgebildet haben. Es war ein merkwürdiger Sprung aus dieser dem deutschen Wesen so fern liegenden Welt, als Auerbach sich zu seiner Heimat, dem Schwarzwald, wandte und deutsches Dorfleben, deutsche Bauern zum Gegenstande seiner Schilderungen nahm. Das geschah in den **„Schwarzwälder Dorfgeschichten"** (1843), die mit einem Entzücken begrüßt wurden, das sich in Freiligraths mehrerwähntem Gedicht an Auerbach (S. 338) treu abspiegelt:

Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen
Und wieder dann hell auf hab' lachen müssen.

Auf die elegante Leserwelt wirkten diese so ursprünglich naiv erscheinenden und doch künstlerisch durchgearbeiteten und subjektiv gefärbten Erzählungen Auerbachs geradezu wie eine Sommerfrische. So wurde die Dorfgeschichte salonfähig und trat einen unverdienten Siegeslauf an. Nur die Nordstetter Bauern wollten davon nichts wissen; darüber einst befragt, meinten sie, „das sei alles verstunke und verloge". Es war auch bei aller beabsichtigten Treue der Zeichnung von Land und Leuten eine starke Beimischung von Sentimentalität und Reflexion darin, welche der Wahrheit Eintrag tat.

In der ersten Sammlung tritt das weniger hervor. Es ist ganz erstaunlich, wie viel der Sohn des jüdischen Rabbiners der deutschen Bauernwelt abgelauscht hatte. Da tritt zuerst der Tolpatsch als der gehänselte, dumme, aber gutherzige deutsche Bauernjunge, der echte deutsche Michel charakteristisch auf. Dann der rauhborstige böse Schloßbauer, zu dessen Füßen seine schöne Tochter Vefele wie die Felsennelke aufblüht und verwelkt: der durch den modernen Schwindelgeist zu tollen Spekulationen verführte Diethelm, der zuletzt böswillig sein verlassenes Gehöfte anzündet und im Zuchthaus endigt. Die beste unter diesen ersten Dorfgeschichten ist „der Lehenhof". Da sehen wir Vater und Sohn, Bruder und Bruder im furchtbaren handgreiflichen Kampfe um Teilung des großen Bauerngutes. Die Söhne gehen darüber zu Grunde, aber der kinderlose Vater tröstet sich noch mit Stolz, daß er die Unteilbarkeit des Gutes doch erhalten habe. Das ist echt bäuerliche Empfindung. Ebenso rührend ist „die Erdmute", das unglückliche Opfer einer „Vergantung". — Am ergreifendsten ist die Erzählung von dem „armen Tonele mit der gebissenen Wange". Das hübsche Bauernmädchen wird von ihrem Liebhaber in seiner eifersüchtigen Wut wirklich angebissen. Sie stößt ihn mit Abscheu von sich und nimmt die Liebe eines ehrlichen Jägers an; aber dieser wird im Zweikampf von dem tollen Nebenbuhler umgebracht. Das Bauernleben erscheint freilich hier auch schon ein wenig idealisiert, aber keine störende Tendenz macht sich darin bemerkbar. Eine solche tritt in den weiteren Erzählungen (1848—53) aber immer entschiedener hervor. Unwillkürlich verflocht bald der Dichter seine spinozistische Lebensanschauung in seine Geschichten und ließ seine herbe Abneigung nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern auch gegen die evangelische, ja gegen alles Christliche überhaupt nur zu deutlich durchfühlen. Das durchdringt denn sauerteigartig seine meisten Dichtungen, und die Schwarzwälder Bauern sind bei ihm nur zu oft „von des Gedankens Bläße angekränkelt" und sprechen wie verkleidete Professoren. Selbst die besseren seiner späteren Dorfgeschichten: „Barfüßle" (1856) und „Joseph im Schnee" (1861) sind nicht ganz frei davon.

In der durch Charlotte Birch-Pfeiffers Dramatisierung („Stadt und Land") am weitesten bekannt gewordenen „Frau Professorin" tritt zuerst die skeptisch lehrhafte Art hervor, und in dem Roman „Auf der Höhe" (1865), der zur Hälfte auch ein Dorfidyll ist, wird in der breitesten Weise durch die Amme Walpurga dem König und seiner Umgebung Pantheismus und Rationalismus gepredigt. Ins Unglaubliche steigert sich diese Lehrmanie in „Ein Landhaus am Rhein" (1868), wo außer Philosophie auch noch alle möglichen anderen Wissenschaften vorgetragen werden. Auch die „vaterländische Familiengeschichte": „Waldfried" (1874) ist eine Tendenzschrift, welche die Jahre 1864—1871 umfaßt und auf eine Versöhnung zwischen Norden und Süden Deutschlands hinzielt. In der losen Form der Memoiren wird darin die Entstehung der national-liberalen Partei, die Umwandlung aus Schwarzrotgold in Schwarzweißrot erzählt. Charakteristisch ist es, daß mit einer Ausnahme — Waldfrieds orthodox frommer und natürlich nicht sehr liebenswürdiger Tochter Johanna — keine Person des Romans sich zu einer positiven Religion bekennt. Selbstverständlich sind sie alle dabei sehr edel. Sie sind, wie Paul Lindau bemerkt, „die echten Kinder des Dichters, welchen der sterbende David Strauß als ‚geliebten Bruder in Spinoza' begrüßte."

Auf der Höhe. Waldfried.

Seit 1859 in Berlin lebend hatte sich Auerbach 1876 wieder dem Werke seiner Jugend zugewandt und zunächst in „Nach dreißig Jahren" dreien seiner Dorfgeschichten Fortentwicklung und Abschluß gegeben. Darunter gehört „der Tolpatsch aus Amerika" wohl zu dem Besten, was er geschrieben hat. Auf diesen Zyklus folgten sodann mehrere größere Erzählungen, aus denen ich „Landolin von Reutershöfen" (1878) und „Brigitta" (1888) besonders heraushebe. Die erstere, welcher der Konflikt zwischen Rechtsentscheidung und Gewissen, zwischen dem Wahrspruch eines Geschworenengerichtes und dem sittlichen Bewußtsein als inneres Motiv zu Grunde liegt, ist eine der besten Dorfgeschichten Auerbachs. Das pantheistisch Lehrhafte tritt darin zurück vor der Gewissensmoral, und die ganze diesem Dichter eigene Kunst der Seelenmalerei kommt zur vollen Geltung, namentlich in dem zweiten Teil der Erzählung, wo der auf Grund einer Lüge und eines falschen Zeugnisses einst freigesprochene stolze Bauernkönig endlich zusammenbricht, und auch Thoma, die dem Vater bisher in ihrer theoretischen Rechtschaffenheit kalt und herzlos gegenübergestanden hat, sich wandelt und zu einer liebevollen Tochter wird. Dennoch gewährt diese etwas theatralische Umwandlung keine rechte Befriedigung, und auch die tragische Schlußkatastrophe, in welcher die Nemesis den Mörder doch noch jäh ereilt, wirkt nicht besonders ergreifend. — Die zweite der obengenannten Erzählungen wird der Heldin **Brigitta**, einer viel erfahrenen, ganz ausbündig klugen und wunderbar gebildeten Bauerntochter, von Anfang bis zu Ende in den Mund gelegt. Ihre Erlebnisse als Magd und Krankenpflegerin bilden den Inhalt der Erzählung und werden verquickt mit Auseinandersetzungen über das Herrnwort „Liebet eure Feinde!", das auf das Gutestun beschränkt wird. Als sie auch hierin strauchelt und dem Rittmeister, durch dessen Härte sie einst von Haus und Hof vertrieben worden war, die Binde von den eben operierten Augen reißt, will sie büßen und gutmachen, indem sie den Blinden zeitlebens pflegt, — aber ohne Liebe. Eine oberflächliche und unklare Auffassung.

Neue Dorfgeschichten. Landolin. Brigitta.

„Brigitta" war Auerbachs letzte größere Dichtung. Am 8. Februar 1882 starb er zu Cannes in Frankreich, wohin ihn sein leidender Gesundheitszustand geführt hatte. Seine Leiche wurde nach Deutschland geschafft und in seinem Heimatsdorfe bestattet. Unter den zahlreichen Nachrufen und Reden auf Auerbach nehmen die seiner Glaubensgenossen eine Hauptstelle ein. Merkwürdige Aussprüche finden sich darin über ihn. Professor Lazarus meint: „Es wird als ein Riß in der deutschen Volksseele empfunden, daß Auerbach ihr entrissen ist." Der Rabbiner Stein dagegen nennt „des Dichterfürsten reine Seele eine Opferflamme" und versichert: „Mit seinem Tode hat Israel sein größtes Opfer zur Versöhnung dargebracht." —

Auerbachs Tod.

Am besten lernt man den dahingeschiedenen Dichter nach seinen Licht- und Schattenseiten kennen aus seinen Briefen an Jakob Auerbach in Frankfurt, der dieselben — auf den letztwilligen Wunsch seines Vetters — 1884 mit einem Vorworte Spielhagens veröffentlicht hat. Diese Briefe umfassen einen Zeitraum von 52 Jahren (1830—1882) und enthalten nach Auerbachs eigener Aussage „das Wichtigste der Entwicklung seines allgemeinen und besonderen Lebens". Neben einer maßlosen Selbstbespiegelung und Selbstgefälligkeit findet sich darin mancher liebenswürdige und gutmütige Zug, namentlich ein warmer Familiensinn; neben einer fortwährenden Verherrlichung des Judentums eine rührende Liebe zu seiner Schwarzwälder Heimat. Auch auf seine religiösen Überzeugungen werfen die Briefe volles Licht.

Auerbachs Nachfolger.

Nachdem Auerbach einen so großen Erfolg mit seinen Dorfgeschichten erreicht hatte, schossen ähnliche Erzählungen in den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes wie die Pilze aus dem Boden des literarischen Lebens.

Hermann v. Schmid.

So schrieb **Hermann v. Schmid**, ein Oberösterreicher (geboren zu Weizenkirchen 1815, † 1880), aber frühzeitig in Bayern heimisch geworden, „bayrische Geschichten aus Dorf und Stadt"; **Hermann Kurz** (vgl. S. 270) den „Weihnachtsfund,

Melchior Meyr.

ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben"; **Melchior Meyr** (geb. 1810 zu Ehringen im schwäbischen Riesgau, † 1871 in München) die „Erzählungen aus dem Ries"; **August Silberstein** (geb. 1827 in Ofen, † 1900 in Wien) die „Dorfschwalben aus Österreich", „Hochlandsgeschichten" 2c.; **Adolf Pichler** (geb. 1819 zu Erl im Unterinntal, seit 1867 Professor der Geologie in Innsbruck) „Allerlei Geschichten

Gottfried Keller.

aus Tirol". Die Schweiz wird vertreten durch **Gottfried Keller** (S. 476 f.). In seinen „Leuten von Seldwyla" wird das Dorfleben mit realistischer und doch

O. Ludwig.

dichterisch idealisierter Anschaulichkeit geschildert. **Otto Ludwig** (S. 485 f.) huldigte dem neuen Modegenre in seinen „Thüringer Naturen" („Die Heiterethei" 2c.); der vorerwähnte (S. 443) **Wildenhahn** schrieb „Erzgebirgische Dorfgeschichten"; die größte Dichterin der Neuzeit, **Annette von Droste-Hülshoff** (vgl. S. 413 ff.), hat in ihren „letzten Gaben" eine ganz vorzügliche westfälische Dorfgeschichte: „die

Schaumberger.

Judenbuche", hinterlassen; den jungverstorbenen **Heinrich Schaumberger** (geb. 15. Dez. 1843 zu Neustadt an der Heide, † 1874) hat man den „nordfränkischen Zschokke" genannt, der in „Vater und Sohn", „Im Hirtenhaus" 2c. treffliche Dorfgeschichten aus seiner fränkisch-thüringischen Heimat gedichtet hat. **O. v. Horn** (S. 455 f.) schrieb „Rheinische Dorfgeschichten" 2c. 2c.

Rosegger.

Unter den österreichischen Vertretern der Dorfgeschichte ist der bedeutendste **Peter Rosegger.** Geb. am 31. Juli 1843 in Alpel bei Krieglach im Mürztale, aus Bauernblut entsprossen, wäre er aus einem Hütejungen auch ein Rossegger geworden, wie sein Name ursprünglich geschrieben wurde (d. h. einer, der mit dem Roß eggt), wenn seine Körperschwäche ihn nicht dazu untüchtig gemacht hätte. Im Sommer 1860 trat er deshalb bei einem Schneider in die Lehre. Bei demselben verblieb er fast fünf Jahre und wanderte mit ihm von Haus zu Haus, um den Bauern die Kleider in ihren eigenen Wohnungen zu machen und zu flicken. „Diese Zeit und Gelegenheit," sagt er in einem kurzen Rückblick auf seine vierzig ersten Lebensjahre, „war meine Hochschule, in welcher ich das Bauernvolk so recht kennen lernte." Daneben verfaßte er — meist zur Nachtzeit bei Kienspanbeleuchtung — seine ersten Gedichte und Erzählungen, in denen sich ein sinniges, tiefangelegtes Dichtergemüt offenbarte. Am köstlichsten hat er diese Jugenderinnerungen in seinem Buche: „Waldheimat" (1873; ergänzt 1895 durch: „Als ich jung noch war") erzählt. Aber auch in vielen seiner anderen Bücher erfährt man daraus bald diesen, bald jenen herzerfreuenden Zug. Nur langsam gelang es ihm mit Hilfe freundlicher Gönner, sich aus diesen Wanderjahren herauszuarbeiten und eine höhere Bildung zu erwerben. Gegen Ende seiner Studien an der Handelsakademie zu

Graz kam ihm ein Werk von Adalbert Stifter in die Hand. „Ich nahm die Werke dieses Poeten in mein Blut auf", sagt er, „und sah die Natur im Stifterschen Geiste." Es gelang ihm aber doch, sich vor Nachahmung seines Lieblingsdichters zu bewahren und ganz neue Motive und Gestalten voll Naturwahrheit und Humor in seinen Erzählungen mit realistischer Treue vorzuführen. Auch den künstlichen Firnis der Auerbachschen Darstellung hielt er ferne von seinen Bauerngestalten und leitete ihr Empfinden und Handeln nur aus dem eigenen Lebens- und Anschauungskreise seiner steirischen Landsleute ab. Das erste selbständige Werk, mit welchem er vor die Öffentlichkeit trat, war ein Bändchen Gedichte in steirischer Mundart, das 1869 u. d. T.: **„Zither und Hackbrett"** mit einem Vorworte von Robert Hamerling erschien. Ein beschreibendes Werkchen: „Volksleben in Steiermark" (1870) folgte. Durch den Erfolg dieser und anderer Erstlingswerke wurde es ihm möglich, den Winter in Graz zu studieren und im Sommer seine engere und weitere Heimat, später auch Deutschland, die Schweiz und Italien zu bereisen. Mit allen Fasern seiner Seele wurzelt er aber im Steierland. Ein Heimweh überfällt ihn stets, wenn er auf Reisen ist. Jeden Schritt und Tritt in seinen Bergen kennt er auf das allergenaueste, wie er es in seinen **„Spaziergängen in der Heimat"** (1894) lebendig beschrieben hat. „Mir hat die grüne Steiermark," sagt er, „nach dem Volksliede eine goldene Kette ums Herz gelegt. Wer in der Fremde an Heimweh leidet und zu Hause Heimluft empfindet, der weiß, was er zu tun hat. Er bleibt daheim, da die Schönheiten seines eigenen Vaterlandes unerschöpflich sind." Aus dieser tiefen Heimatliebe und gründlichen Heimatkenntnis ist alles, was er geschrieben, hervorgesprossen und ist dadurch so eigenartig und naturwüchsig. Unter seinen zahlreichen Werken ist seine Waldbauerngeschichte: **„Jakob der Letzte"** (1888) wohl das bedeutendste. Es ist ein tief melancholisches Buch, das den Niedergang des Bauernstandes in ergreifender Weise schildert. Ein reicher Wiener Finanzmann erwirbt allmählich durch sein Kapital den Gesamtbesitz eines ganzen Gebirgsdorfes, indem er den Bauern ihre Höfe weit über den Wert bezahlt, das mühsam gerodete Ackerland, welches zahlreiche fleißige Menschen ernährte, wieder in Wald verwandelt, so daß in den Jagdgründen des Finanzmannes die Menschen durch das Wild ersetzt werden. Der Kampf zwischen dem Bauernstolz und der kapitalistischen Versuchung ist meisterhaft durchgeführt, und es ist tiefbewegend zu lesen, wie fast alle die um ihren Besitz gekommenen Bauern aus genügsamen und schwer arbeitenden Männern zu Proletariern werden, welche der Kapitalismus nun erst recht aus-

Steirische Gedichte.

Spaziergänge in der Heimat.

Abb. 219. Peter Rosegger.

Jakob der Letzte.

Waldschulmeister. Ewige Licht.

beutet. — Bei weitem am meisten gelesen sind **„Die Schriften des Waldschulmeisters"** (1875), welche 1896 in dem tiefgründigen Roman **„Das ewige Licht"** ein Gegenstück erhalten haben. Während dort geschildert wird, wie durch den einsamen Schulmeister in ein fernabgelegenes Waldtal unter die Holzfäller, Kohlenbrenner und Pechsieder langsam Gesittung und religiöses Leben gepflanzt wird, zeigt der Dichter hier, wie die in das hinterste Hochgebirgstal eindringende moderne Kultur eine wohlgepflegte Gemeinde nach und nach auflöst und den edlen Seelsorger aufreibt, dessen zarte Seele zu schwach ist, so viel Unheil zu ertragen. Dieser Ausgang ist nicht pessimistisch, sondern tief tragisch; darin liegt für den tiefer blickenden Leser die Erhebung. Denn das ewige Licht, d. i. das Christentum, das sich in der Liebe bewährt, ist das Bleibende in allem Wandel. Hierüber hat sich der Dichter auch in den Aufsätzen „Allerlei Menschliches" (1893) ausgesprochen. In der ergreifenden Erzählung **„Heidepeters Gabriel"** (1872) schildert er eigene Erlebnisse aus seinem Vaterhause und seiner jungen Ehe in dichterischer Verklärung. Eine „Geschichte aus deutscher Heldenzeit" nennt Rosegger seinen Roman: **„Peter Mayr, der Wirt an der Mahr"** (1893). Er schildert darin den Freiheitskampf der durch Franzosen und Bayern geknechteten und in ihrem Gewissen bedrängten Tiroler von 1809, aber nur soweit derselbe sich in der Umgegend der alten Bischofsstadt Brixen bei Mühlbach und in der Brixener Klause unter Führung des Mahrwirtes abgespielt hat. In diesem neben den größeren Freiheitskämpfern Tirols fast vergessenen Manne spiegelt sich die Stimmung der Zeit und die Gesinnung seines Volkes meisterhaft wieder. Ein doppeltes Heldentum zeichnet ihn aus. Nachdem durch seine Tapferkeit wie durch seine Umsicht die Landesfeinde geschlagen und vertrieben worden, tritt er nach langem inneren Zwiespalt noch einmal an die Spitze der Aufständischen, obgleich der Friede offiziell geschlossen, von seinem Landesherrn, dem Kaiser von Österreich unterzeichnet und damit Tirol endgültig an Bayern abgetreten ist. Sein Gewissen mahnt ihn von weiterem Widerstande ab, zumal die neue Regierung die drückendsten Forderungen zurückgenommen hat. Endlich gibt er aber dem Drängen eines energischen Freundes nach und errichtet in der Schlucht des Eisack die künstliche „Muhre" (oder Mahr), durch welche 1500 ahnungslos marschierende Feinde in einem Augenblick getötet werden. Ein hoher Preis wird auf seinen Kopf gesetzt. Nach langen Irrfahrten im Gebirge, während welcher das Furchtbare seiner Tat ihm immer klarer wird, fällt er in die Hände seiner Feinde und wird vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Lüge, daß er von dem Friedensschluß nichts gewußt habe, kann ihn retten, aber wie heiß er auch sein Weib und seine Kinder liebt, er widersteht der Versuchung, spricht die Wahrheit und erleidet vor den Toren Bozens den Tod zur Sühne seiner Schuld. Unter den zahlreichen, in die Hauptgeschichte eingeflochtenen Episoden ist die reizendste das Liebeswerben des leichtfertigen, lustigen Spielmanns Tonele um die tapfere Hannai, die Magd des Mahrwirts, die aus ihrem Schatz einen ordentlichen Menschen macht: ein ebenso sittlich vertieftes wie humorvolles Stück in Roseggers bester Manier. Diese tritt stets in seinen kleinen Erzählungen wie „Dorfsünden" (1883), „Stoansteirisch" (1885), „Allerhand Leute" (1888), „Hoch vom Dachstein" (1892), „Der Waldvogel" (1896) u. a. am klarsten hervor.

Heidepeters Gabriel.

Peter Mayr.

Kleine Erzählungen.

Zwei Probleme beschäftigen seinen Geist immer aufs neue: Der Verfall des Bauernstandes, den er aufs schmerzlichste bedauert; denn er weiß, welch eine verjüngende Kraft in der Verbindung mit der Natur liegt; davon handelt sein Roman **„Erdsegen"** (1900). Zuletzt aber wird ihm immer dringender und immer inniger die Überzeugung, daß zu einer Wiedergeburt seines Volkes die Erneuerung seiner Religion unumgänglich ist. Ihm selbst hat sich sein Christentum fort und fort positiver und antirömischer, wenn auch sehr subjektivistisch, gestaltet. Er bleibt zwar seiner alten Konfession treu, hat aber das lebhafteste Interesse für die evangelische Bewegung in Österreich. Das bezeugt er in seinem Buch „Mein

Erdsegen.

Himmelreich" (1901). Überall bleibt er ein Dichter und der alte tiefgründige und liebenswürdige Mensch. — Zu seinem 50. Geburtstage schenkten ihm seine Verehrer ein Haus in Graz, im Sommer wohnt er in Krieglach.

Anzengruber.

Wie Rosegger, so bedient sich auch **Anzengruber**, den wir noch als Dramatiker kennen lernen werden, in seinen kräftigen Dorfgeschichten nicht eigentlich des Dialekts, aber seine Sprache nähert sich ihm und schöpft aus ihm Gemüt, Fülle und lebendige Farben.

„**Der Schandfleck**" (1876) und „**Der Sternsteinhof**" (1886) sind erschütternde Erzählungen, ebenso seine kleineren, unter dem Titel „Dorfgänge" und „Feldrain und Waldweg" zusammengefaßten Geschichten. Aber Rosegger, der persönlich viel mit ihm verkehrte und ihn sehr hochschätzte, hat doch recht, wenn er ihm einmal geradezu gestand: „Etliche Ihrer Bauerngestalten sind mir zu wenig natürlich und zu sehr von Anzengruberscher Weltanschauung durchdrungen." — „Nun," fragte Anzengruber, „und was weiter? Ich bin nicht dafür vorhanden, daß ich naturwahre Bauerngestalten mache, sondern ich schaffe Gestalten, wie ich sie brauche, um das darzustellen, was ich darzustellen habe." Ebenso war er nicht dazu zu bewegen, mit Rosegger einen Spaziergang zu machen: er habe Naturschönheiten genug in seiner Studierstube in Wien. Und als sein Freund ihn nun fragte, was das denn für Naturschönheiten wären, antwortete der Wiener: „Allerhand. Ich denk' sie mir halt." Rosegger aber denkt sich die schöne Natur und die Menschen nicht bloß, er kennt sie gründlich und lebt in beiden.

Volksliteratur.

Während nun viele der genannten Dorfnovellisten mehr oder minder für den Salon oder doch für ein höher gebildetes Publikum schrieben und häufig ihre eigene Weisheit und Lebensauffassung den Bauern in den Mund legten, waren einige von ihnen darauf bedacht, aus dem Volke heraus und für das Volk in einer allgemeinverständlichen Sprache zu schreiben, sowohl zum Zwecke einer edlen Unterhaltung wie auch einer christlich vertieften Belehrung. Nichts Neues wollten sie ihnen bringen, wohl aber den reichen von den Vätern ererbten Schatz an praktischer Weisheit, an alter Volkssitte, an frommer Lebenserfahrung, kurz an allerlei Geistesgut ihnen bewahren, pflegen und mehren helfen. Das hatte Männern wie Hebel, Pestalozzi, Bitzius, Öser, Stöber, die Feder in die Hand gedrückt; sie sind die Väter der eigentlichen **Volksliteratur** unserer Tage. In ihre Fußstapfen trat nun der unter den Dorfnovellisten bereits genannte O. v. Horn, und ihm folgte seitdem eine ganze Reihe tüchtiger Volksschriftsteller, von welchen ich wenigstens die hervorragendsten nennen will.

W. O. v. Horn.

Unter dem Pseudonym **W. O. v. Horn** hat der Pfarrer **Wilhelm Oertel** (geb. 1798 zu Horn im Hundsrück, † 1867 in Wiesbaden) sich einen Namen von weittönendem guten Klange erworben. Seit Hebels „Rheinländischem Hausfreund" (S. 277 f.) hat kein Kalender wieder einen so festen Boden in unserem Volke gewonnen wie Horns seit 1846 alljährlich erscheinende „**Spinnstube**" mit den Geschichten des allbeliebten stelzbeinigen Schmiedejakob, die dann später noch u. d. T. „Des alten Schmiedejakobs Geschichten" und „Rheinische Dorfgeschichten" besonders gesammelt erschienen sind, mit ihren Anekdoten, Rätseln 2c. und mit ihren prächtigen Bildern von Ludwig Richter, dem Chodowiecki des neunzehnten Jahrhunderts. Derselbe fromme Sinn, der sich von Anfang bis zu Ende in diesem echten Volksbuche ausspricht, kennzeichnet auch alle anderen Erzählungen Horns, unter denen „Friedel" durch seinen herzlich zutraulichen Ton, durch seine Innig-

keit in der Ausführung des Details wie durch die anziehende Entwickelung, die bei aller Einfachheit doch der Spannung nicht entbehrt, besonders hervorragt.

Caspari. Ein Sohn des bayrischen Franken war **Karl Heinrich Caspari**, der im Pfarrhause zu Eschau am 16. Februar 1815 geboren wurde und nach mehreren geistlichen Ämtern auf dem Lande am 10. Mai 1861 als Pfarrer in München starb. Er war ein geborener Erzähler und verstand es wie wenige, für das Volk verständlich und auch für die Gebildeten anziehend zu schreiben. In seiner Erzählung: „Der Schulmeister und sein Sohn" schildert er in einer Sprache, die vielfach an den Simplicissimus (I, 295 ff.) erinnert, das Abenteurerleben eines Soldaten des 30jährigen Krieges. Ebenso sind wunderbare Abenteuer in fremden Landen während der Belagerung des von Zriny heldenmütig gegen die Türken verteidigten Schlosses Sigeth der Hauptinhalt der Geschichte: „Christ und Jude". In der Erzählung: „Zu Straßburg auf der Schanz" wird das tragische Geschick eines Deserteurs erzählt. „Die alten Geschichten aus dem Spessart" spielen auf dem Lande, in verschiedenen Jahrhunderten, sind aber nicht Dorfgeschichten in dem modernen Wortsinn. — Ein besonders begabter Volkserzähler war auch der als Kanzelredner bekannte **Friedrich Ahlfeld** (ein Zimmermannssohn, geb. 1810 in Mehringen bei Aschersleben, seit 1851 Pastor in Leipzig, dort † 1884), dessen „Erzählungen fürs Volk" ihren Namen durch kernige Sprache, gesunde Lebensanschauung und christlich-sittlichen Gehalt durchaus verdienen. — Verwandten Charakters sind die Geschichten von **Gustav Jahn** (geb. 1816 in Sandersleben, seit 1853 Vorsteher des Züllichauer Rettungshauses, † 1887) wie „Franz Schwertlein und Ernst Tiefner" 2c.

Abb. 220. Wilhelm Oertel (W. O. von Horn). Nach einer Photographie im Besitze seines Sohnes P. H. Oertel in Simmern.

Unterschrift eines Briefes vom 15. 9. 1864 an den Verfasser.

Ahlfeld.

Jahn.

N. Fries. Aus dem alten Holstenlande entsandte viele Jahre **Jürgen Nicolai Fries** seine Erzählungen. Am 22. November 1823 in Flensburg geboren und in Halle unter Tholucks Einfluß für den geistlichen Beruf herangebildet waltete er desselben über drei Jahrzehnte in Heiligenstedten bei Itzehoe. Die erste Anregung zum Schriftstellern hatte er vorher in Münsterdorf erhalten. Seine dortige Kirche war so baufällig, daß es polizeilich verboten wurde, beim Sturm darin Gottesdienst zu halten. Um etwas zu einem Neubau beizutragen, griff er 1866 zur Feder und schrieb das **„Bilderbuch zum heiligen Vaterunser"**, aus dessen erstem Ertrage für die neue Kirche eine schöne Kanzel beschafft wurde. Unter den zahlreichen Erzählungen, welche auf das mit großem Beifall begrüßte Erstlingswerk folgten, ist

die bedeutendste: „Unsers Herrgotts Handlanger“. Fast alles, was er erzählt hat, wurzelt in dem Boden des niedersächsischen Volkslebens und hat bald die eintönige Geestlandschaft, bald die braune Heide, bald die merkwürdige Welt der Halligen und das sie stürmisch umbrandende Meer zum stimmungsvollen Hintergrunde. Die beschaulichen, kleinen Leute seiner Dorfwelt, deren Lust und Leid er ungeschminkt und mit feiner Empfindung darstellt, gewinnt man schnell lieb, als hätte man sie gekannt. Seine Erzählerkunst fesselt stets, auch wenn sie zuweilen ins Predigen verfällt. Bis in sein Alter lebens- und schaffensfreudig, ist er am 5. August 1894 gestorben.

Frommel.

Abb. 221. Jürgen Nicolai Fries.
Nach einer Photographie von 1893.
Unterschrift eines Briefes vom 27. 12. 1875 an den Verfasser.

Ein Landsmann Hebels und in gewissem Sinne sein geistiger Erbe, schlug **Emil Frommel** einen dem „Rheinländischen Hausfreund“ (vgl. S. 277) verwandten traulichen Ton in seinen Erzählungen an. Am 5. Januar 1828 zu Karlsruhe geboren, ein Sohn des Malers und Galeriedirektors Karl Frommel, verlebte er „seine sonnige Jugend“, wie er sagt, „in dem Elternhause mit seinem Odem der Ewigkeit, mit seiner unvergleichlichen Liebe und Treue in der Zeit“. Köstliche Bilder hat er aus seiner Jugendzeit in mehreren seiner Bücher („Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn“, „Aus dem untersten Stockwerk“ 2c.) entworfen. Auch von dem originellen Pfarrer und kernigen Prediger Aloys Henhöfer in Spöck bei Karlsruhe, bei welchem er als Pfarrgehilfe seine geistliche Lehrzeit durchmachte und sein Schwarzwälder Volk gründlich kennen lernte, hat er in einem seiner Bücher ein prächtiges Lebensbild entworfen. Seine Amtsstationen waren Karlsruhe, Barmen und Berlin, wo er 1869 Divisionspfarrer wurde und bis Ostern 1896 in Rüstigkeit als Hof- und Garnisonprediger wirkte. Von dort als Erzieher der beiden ältesten Söhne des Kaisers nach Plön berufen starb er daselbst infolge einer wiederholten Operation am 9. November 1896. Seine meist kurzen und leichtgeschürzten Erzählungen, Reisebilder, Betrachtungen 2c. („Der Heinerle von Lindelbronn“, „Pfarrfrau und Pfarrmagd“, „Die Kunst im täglichen Leben“, „Festflammen“, „Nachtschmetterlinge“ u. s. w.) zeichnen sich durch frische, kernige Schreibart, treuherzige, tiefgemütliche Einfachheit und frische Anschaulichkeit aus. Alle beruhen auf einer gesunden christlichen Weltanschauung und sind voll eines köstlichen Humors, der, wie Karl Gerok einmal sagte, „durch Tränen lächelt und über den Jammer dieser Welt den Goldduft eines Friedens breitet, der nicht von dieser Welt ist.“

Funcke. Eine besondere Eigenart in der christlichen Volksliteratur vertritt **Otto Funcke**. Geboren am 9. März 1836 als Sohn eines Arztes in Wülfrath unweit Düsseldorf studierte er Theologie, wurde dann Landpastor in Stolpe bei Siegen und kam 1868 an die Friedenskirche in Bremen. Seinen Ruf verdankt er dem mehrbändigen Werke: „Reisebilder und Heimatsklänge“ (1869), die zuweilen an den Wandsbecker Boten erinnern, zuweilen fast in einen „christlichen Feuilletonstil“ verfallen, dabei aber durchweg ernst, anregend und fesselnd sind und manchem schon die tiefsten Fragen des Lebens wieder nahe gebracht haben, an den sonst keine Mahnstimme mehr heranzudringen vermochte. In seinen späteren, sehr zahlreichen Schriften („Verwandlungen“ — „Willst du gesund werden?“ — „Die Schule des Lebens“ — „Der Wandel vor Gott“ 2c.) tritt das Erbauliche mehr in den Vordergrund, ohne daß seine frische, belebte und fesselnde Weise darunter leidet. Man hat ihn zuweilen einen christlichen Humoristen genannt, und in der Tat wirkt sein Humor geradezu herzerfrischend. Durch sein fröhliches Christentum wie durch seine Gabe, die geoffenbarte Wahrheit vielseitig und anschaulich zu beleuchten und in praktischer Anwendung zu zeigen, hat er auf dem Gebiete der Erbauungsliteratur Hervorragendes geleistet. Charakteristisch für den Wert seiner Bücher ist, daß viele derselben in verschiedene Sprachen übersetzt worden sind und in England, Frankreich, Holland und Schweden fleißige Leser gefunden haben. 1894 ist eine billige Volksausgabe seiner sämtlichen Werke in elf Doppelbänden erschienen.

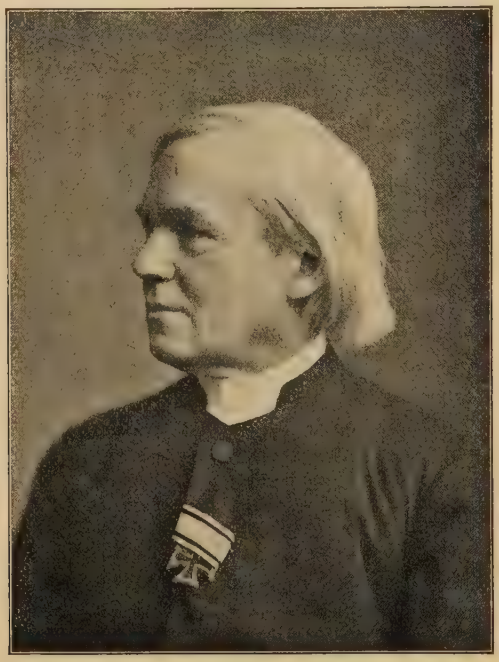


Abb. 222. Emil Frommel.
Nach einer Photographie von 1891.
Unterschrift eines Briefes an den Verfasser.

Alban Stolz. An diese evangelischen Volksschriftsteller reiht sich der katholische **Alban Stolz**. Am 8. Februar 1808 in dem badischen Städtchen Bühl geboren wurde er 1833 zum Priester geweiht, wirkte dann acht Jahre lang als Dorfvikar, in welchem Amte er sich eingehend mit der Elementarschule beschäftigte. 1841 wurde er als Repetent an das theologische Konvikt zu Freiburg i. Br. berufen. Als Direktor desselben und Professor der praktischen Theologie war er vier volle Jahrzehnte tätig. Seit einer schweren Erkrankung i. J. 1880 lebte er in Chur und starb dort am 16. Oktober 1883. Das literarische Hauptwerk seines Lebens war der 1843 begonnene „Kalender für Zeit und Ewigkeit“, den er — mit Ausnahme einiger Jahrgänge — bis an sein Lebensende fortgesetzt hat und dessen Inhalt

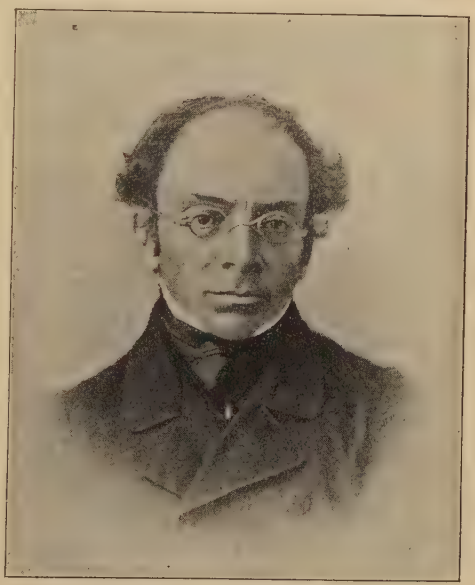
unter verschiedenen Titeln („Mixtur gegen Todesangst", — „Witterungen der Seele" 2c.) zahlreiche Auflagen erlebt hat. In anderen Schriften („Besuch bei Sem, Cham und Japhet" — „Spanisches für die gebildete Welt"), erzählt er frisch und anregend von seinen Reisen. Durch einen, mit tief religiösem Ernst gepaarten originellen Humor, der oft an Geiler von Kaisersberg und Abraham a Santa Clara erinnert, haben seine Bücher eine weit über die Grenzen seiner Kirche reichende Verbreitung unter Gebildeten und Ungebildeten gefunden. Sein Einfluß würde noch viel größer gewesen sein, wenn er in seinem ultramontanen Eifer nicht oft gar zu ungestüm gegen die Protestanten zu Felde gezogen wäre. Gewöhnlich aber ist seine Polemik maßvoll, und durchweg enthalten seine Bücher sehr vieles, woran ein evangelischer Christ sich erfreuen und womit er übereinstimmen kann.

O. Funcke

Abb. 223. Otto Funcke.
Nach einer Photographie von 1894.
Unterschrift eines Briefes v. 29. 1. 1887 an den Verfasser.

Eine andere Abart des kulturhistorischen Romans tritt uns in dem **ethnographischen** und im **Seeroman** entgegen.

Ein beiden Hemisphären angehöriger Dichter, dessen transatlantische Romane denen Coopers wohl an die Seite gestellt werden dürfen, war der unter dem Pseudonym **Charles Sealsfield** schreibende Österreicher Karl Postl (1793 bis 1864), ein mährischer Mönch, der, aus dem Kloster entflohen, nachher lange in Amerika umherzog. Sein Roman „Der Legitime und die Republikaner" spielt zur Zeit des Britisch-Amerikanischen Krieges 1813—1814 und schildert die Rassenkämpfe der Indianer mit den immer tiefer in ihr Gebiet eindringenden Weißen.



Alban Stolz

Abb. 224. Alban Stolz. Nach einer Photographie.
Unterschrift nach einer Vorlage der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. Br.

Weit oberflächlicher, aber durch realistische Anschaulichkeit ausgezeichnet sind die Romane des vielgewanderten **Friedrich Gerstäcker.** Am 16. Mai 1816 zu Hamburg

Gerstäcker.

geboren wanderte er einundzwanzigjährig nach Amerika aus. In New York geht sein kleines Kapital schnell zu Ende, und nun erwirbt er sein Brot bald als Matrose oder Heizer auf einem Dampfschiffe, bald als Feldarbeiter auf einer Farm; heute ist er Holzhauer, morgen Goldschmied, dann wieder Pillenschachtelfabrikant. So durchstreift er das ganze Gebiet der Union zu Fuß, bald arbeitend, bald in den Urwäldern jagend. Nach fünf Jahren übernimmt er ein Hôtel zu Pointe Couzee in Louisiana, aber da ergreift ihn das Heimweh und treibt ihn (1843) zurück in die deutsche Heimat. Doch auch hier duldet es ihn nicht lange. Von 1849—1868 durchstreifte er fast ununterbrochen die neue Welt, dazwischen Ägypten und Abessinien. Dann ließ er sich endlich in Braunschweig nieder, und dort ist er am 31. Mai 1872 gestorben. — Von Reisebeschreibungen („Mississippibilder" 2c.), die bei aller Lebendigkeit der Darstellung keine sehr zuverlässige Quelle für die Völkerkunde sind, ging Gerstäcker 1845 zum ethnographischen Romane über und entwickelte darin eine so große Fruchtbarkeit, daß die nach seinem Tode veranstaltete Auswahl seiner Schriften 41 Bände umfaßt. Der Reiz seiner Erzählung liegt in dem frischen, breit behaglichen, auf Stil und Komposition nicht sonderlich achtenden Plauderton. Besonders aber sind es die gehäuften Mordscenen, Räuber- und Diebesabenteuer 2c., welche die Jugend wie die nach Spannung und Nervenaufregung verlangende Menge fesseln, und das um so mehr, als die Spitze sich häufig sensationell gegen die „Frommen" kehrt. So ist in den „Regulatoren in Arkansas" die Hauptperson ein heuchlerischer Pastor, der sich zuletzt als Pferdedieb, Räuber und Mörder entpuppt. In „Tahiti" und in den „Missionären" wird in einem durch unparteiische wissenschaftliche Zeugen wie Darwin (in seiner „Reise eines Naturforschers um die Welt") längst widerlegten Zerrbilde der angeblich verderbliche Einfluß der bösen „Missionäre" auf die edlen, gutmütigen Naturvölker und ihre endliche Umkehr zu dem harmlosen Götzendienst und damit zu ihrem „wahren Glück" geschildert.

Biernatzki. Einen wohltuenden Gegensatz zu diesen unruhvollen, effekthaschenden Erzeugnissen bilden die Nordseegeschichten des holsteinischen Pfarrers **Chr. Biernatzki** (1795—1840). Seine Novelle: „Die Hallig", in welcher er höchst anschaulich das merkwürdige Leben auf dem Eiland in der Nordsee und die von ihm auf der Hallig Nordstrandischmoor miterlebte gewaltige Sturmflut in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1825 schildert, ist insbesondere als vortrefflich hervorzuheben.

H. Smidt. In weiterem Maße baute den Seeroman der Holsteiner **Heinrich Smidt** (1798—1867) aus, der zehn Jahre lang auf allen Meeren als Matrose bis zum Steuermann umhergefahren war, danach studiert und sich ganz der Literatur gewidmet hatte. So vorübergehend der Wert seiner sehr zahlreichen Arbeiten ist, durch seine Seeromane lenkte er doch den Blick der Binnenländer hinaus auf den Ozean und mahnte als einer der ersten an die unserem Vaterlande aus seinen ausgedehnten Küsten erwachsenden seemännischen Aufgaben. Sein brandenburgischer Seeroman „Berlin und Westafrika" (1847), in dem er den leider gescheiterten Versuch des großen Kurfürsten, eine brandenburgische Marine zu begründen, erzählt, ist in dieser Beziehung namentlich äußerst beachtenswert.

Franzos. In die osteuropäische Welt führen die höchst anziehenden Kulturschilderungen und Romane von **Karl Emil Franzos** (geb. 25. Okt. 1848 zu Czortkow in Galizien, studierte in Graz und Wien die Rechte, lebt in Berlin). Nachdem er 1876 mit Kulturbildern aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien u. d. T. „Aus Halbasien" erfolgreich aufgetreten, ging er zu Novellen und Romanen über, deren Stoffe er anfangs auch jenen fernen Ländern entnahm. So spielt sein bedeutendster Roman: „Ein Kampf ums Recht" (1882) in den Karpathen, die er mit Meisterhand schildert. Aber ein echt deutscher ethischer Zug geht durch die an Michael Kohlhaas von Heinrich von Kleist (S. 192 f.) erinnernde Geschichte

seines Helden, des Dorfältesten Taras Barabola, der um seines gekränkten Rechtes willen dem Kaiser den Krieg erklärt und darüber zu Grunde geht. Erschütternd ist der Schluß dieser Rechtstragödie. Als die erste Ungerechtigkeit, die er selbst in der Unzulänglichkeit seines Urteils begangen, ihn gestürzt hat, überliefert er sich den Gerichten, lehnt die Gnade ab und erleidet den das begangene Unrecht sühnenden Verbrechertod.

Zeitroman.

Den vornehmsten Rang in der modernen Prosadichtung nimmt der **Zeitroman** — „das Kulturgemälde der Gegenwart", wie man ihn genannt hat, — ein. Er ist fast immer Tendenzroman und wird nur in wenigen Fällen unseren Nachkommen ein unparteiisch treues, ungetrübtes Bild der sozialen, politischen und kirchlichen Zustände unserer Zeit überliefern.

Gutzkows Romane.

Der eigentliche Vater des modernen Zeitromans ist **Gutzkow**, obgleich man Goethes, Tiecks und Immermanns Romane schon Vorläufer desselben nennen kann. Was Gutzkow in den novellistischen Werken seiner ersten Periode (S. 306 ff.) geschaffen hatte, waren nur Präludien zu dem großen neunbändigen Roman, mit dem er — nach langjähriger Pause — das deutsche Volk überraschte. Es waren die vielgerühmten „**Ritter vom Geist**", deren ersten Band er am Pfingsttage 1850 von Dresden mit einem langen „Vorwort" in die Welt entsandte. Dieses „Vorwort" hob mit dem tröstlichen Zuspruche an: „Es wird eine lange, weite Wanderung werden, lieber Leser, zu der ich dich hiermit einlade! Rüste dich mit Geduld, mit geschäftslosen Sonntagsvormittagen, einem gut aushaltenden Gedächtnis! Vergiß morgen nicht, was ich dir heute erzählt habe! 2c." Es sollte mit diesem Werke eine durchaus neue Gattung eingeführt werden. „Der frühere Roman," sagt Gutzkow weiterhin, „habe das Nacheinander kunstvoll verschlungener Begebenheiten dargestellt, der neue Roman sei dagegen der Roman des Nebeneinander!" Neunzehn Jahre später (1869) hat er die neun Bände der ersten Auflage auf vier zusammengestrichen, ohne daß darum — wie er naiv zugesteht — „für die Vollständigkeit des Ganzen irgend eine nennenswerte Einbuße geschah!"

Ritter vom Geist.

Die Zeit, die Gutzkow in diesem Roman schildert, ist nach seiner eigenen Aussage „die Reaktionszeit von 1849—51", und zwar will er darin eine „unmittelbar dem Leben entnommene Chronik im Rahmen eines „Phantasiebildes, ja einer Art Allegorie" der jüngeren Generation darbieten. Es wird nicht geleugnet werden können, daß manche Züge des von Gutzkow entworfenen Gemäldes mit dem ihm eigenen Talente der feinen Weltbeobachtung getreu nach dem Leben dargestellt sind, aber dennoch ist das Ganze kein wahres Spiegelbild der von ihm gewählten Zeit, sondern ein offenbares Zerrbild derselben. In dunkelster Beleuchtung werden die verschiedenen Zeiterscheinungen als Produkte des Polizeistaates vorgeführt und darin die absolute Fäulnis von Gesellschaft und Staat angeblich nachgewiesen. Noch schlimmer als die sozialen und politischen Verhältnisse kommen das Christentum und die Kirche fort. Beides gilt Gutzkow als ein völlig überwundener Standpunkt. „Wir haben eine Religion", läßt er seinen vornehmsten Helden Dankmar von Wildungen sagen, „die christliche, die in ihrer eigentlichen Bedeutung nur noch wenige bindet. Man sieht sich in den Kirchen, man befolgt den Ritus seiner Konfession, man erklärt sich immerhin auch leidenschaftlich für den Namen des Heilandes, doch legt sich jeder die Bedeutung desselben anders aus, und eigentliche Christen gibt es gar nicht mehr." Natürlich nicht; denn wo eine seiner Figuren religiöse Anwandlungen hat, ist es stets ein Schurke und Heuchler! — Um nun diese unhaltbaren Zustände zu bessern, will Dankmar von Wildungen eine auf mehrere Millionen sich belaufende Erbschaft aus der Hinterlassenschaft des Tempelherrenordens, die er nach langem Prozessieren endlich ge-

wonnen hat, dazu anwenden, einen neuaufgewärmten Illuminaten- und Freimaurerorden zu stiften, der alle an die fortschreitende Entwickelung der Menschheit Glaubende ohne formuliertes Glaubensbekenntnis, unabhängig von Religion, Sitte, Staat vereinen soll. Das ist nun der Bund der sogen. „Ritter vom Geist" — ein Bund des allgemeinen Menschengeistes gegen den Mißbrauch der physischen Gewalt! In der „Weiherede" des Bundes sagt Dankmar u. a.: „Die Ritter vom Geist sind die neuen Templer. Sie haben den Tempel zu schützen und zu bewachen, den die Menschheit zu Ehren Gottes auf Erden zu erbauen hat. Ihre Waffe ist der Geist." Dieser schöngeistige Bund von Phrasenhelden ist sehr stark im Reden, sehr schwach im Tun und erreicht auch nichts; selbst Gutzkows Gesinnungsgenossen und Bewunderer gestehen zu, daß seine Mitglieder „zumeist halbfertige Menschen und ihre Ideale so schillernd und unklar sind wie sie selbst."

Zauberer von Rom.

Ein zweiter ebenfalls neunbändiger Roman des „Nebeneinander" aus Gutzkows fleißiger Feder behandelt den deutschen Katholizismus. Es war **„der Zauberer von Rom"**, eine Dichtung, die nach der Vorrede zur zweiten Auflage „zu einem geläuterten, von Rom befreiten Katholizismus" führen soll, ohne sich jedoch an den Protestantismus anzuschließen, weil derselbe auch entartet sei. Als Ziel dieser Erneuerung scheint Gutzkow so etwas wie die Religionsgestaltung der Waldenser vorzuschweben. Die Geschichte spielt an den Hauptstätten des Katholizismus, in Westfalen, Köln, Wien, Rom, und beabsichtigt, in einer geradezu verwirrenden Überfülle von Personen und Intrigen sämtliche Schäden der römischen Kirche und ihre schlimmen Folgen aufzudecken. Alle möglichen Schattierungen des modernen Katholizismus sind darin vertreten. Im Mittelpunkte steht die ideale Gestalt des Priesters Bonaventura, der in treuem kindlichem Glauben seiner Kirche dient, über dem aber ein entsetzliches Geheimnis drohend schwebt. Er ist nämlich von einem jüdischen Proselyten getauft, der als Priester — aus Haß gegen die ihm innerlich nie erschlossene Kirche — jede geistliche Handlung „mit der Absicht vollzogen hat, sie nicht zu vollziehen," wodurch sie nach katholischer Lehre, ungültig ist. So muß denn Bonaventura, als sich ihm das alles enthüllt, einsehen, daß er gar nicht wirklich getauft, also gar kein Christ ist. In Verzweiflung irrt er lange umher, bis er endlich Trost findet in einer geheimen Waldensersekte, einem pantheistisch-mystischen Geheimbunde, dessen Ziele ebenso unklar sind, wie die der „Ritter vom Geist".

Diakonissin.

Einen tendenziös gehässigen Charakter hatte die Novelle: **„Die Diakonissin"**, in der er ein Zerrbild der gesegneten Arbeit der evangelischen Diakonissen seiner ihm gläubig lauschenden Lesergemeinde darbot, das man — um es milde zu beurteilen — nur aus einer allerdings seltsamen Unbekanntschaft mit der ganzen Entstehung, Entwickelung und dem gegenwärtigen Bestande des Diakonissenwerkes herleiten kann.

Söhne Pestalozzis.

1870 gab Gutzkow einen pädagogischen Roman heraus: **„Die Söhne Pestalozzis"**, welcher die Geschichte Kaspar Hausers zum Vorwurf hat und gegen die konfessionelle Schule eifert. — Seltsam klingt gegenüber den darin entwickelten pädagogischen Ideen, was Gutzkow in der Vorrede zur zweiten Auflage eines fünf Jahre später erschienenen Romans: **„Die neuen Serapionsbrüder"** über das heutige Pädagogentum sagt. Da heißt es: „Die Schule soll wirken! Du lieber Himmel! Die deutsche Schule, sie taugt ja selber nichts. Sie ist die wahre Pflanzstätte des Dünkels, der Blähsucht, der Gemütsleere, des Pietätsmangels. Nehme man doch die meisten modernen Lehrer! Wo ist da ein Funke von Demut? Alles wissen ja die Herren. Alles können sie. Die Schullehrer haben Königgrätz gewonnen, Wörth und Sedan. Was kann aus der Schule anders kommen als Prahlsucht und Streberdrang?"

Neue Serapionsbrüder.

Das letzte Werk, welches Gutzkow im Leben beschäftigt hat, war die Umarbeitung eines kulturhistorischen Romans, der 1872 die Reihe der obenerwähnten Zeitromane unterbrochen hatte. „**Hohenschwangau**", das er selbst im Titel als „Roman und Geschichte" charakterisierte, war ein verworren-gelehrtes, ungenießbares Werk. Er suchte es deshalb durch Entfernung des historischen „Zuviel" genießbar zu machen; darüber raffte ihn der Tod hinweg. Von einem Breslauer Schriftsteller ist das Werk in seiner neuen Gestalt u. d. T. „Der Paumgartner von Hohenschwangau" veröffentlicht worden. Hohenschwangau.

Abgesehen von der Tendenz seiner Romane wird man Gutzkow zugestehen müssen, daß dieselben manche schöne Einzelheiten, geistreiche Gedanken, packende Scenen und fesselnde Schilderungen enthalten; aber sie leiden alle unter dem Vorherrschen der kritischen Reflexion und der die frische Ursprünglichkeit vertretenden Absichtlichkeit.

Ein echter und voller Dichter tritt uns dagegen in einem Zeitroman entgegen, der 1855, fünf Jahre später als „Die Ritter vom Geiste", erschien. Es ist der Roman: „Soll und Haben", noch heute ein Lieblingsbuch der Zeitgenossen, das nächst den „Journalisten" **Gustav Freytags** Ruhm begründet hat und ihn auch am sichersten der Nachwelt überliefern wird. Neun Jahre später (1864) folgte der zweite Roman: „Die verlorene Handschrift", der einen weniger durchschlagenden Erfolg hatte. Gustav Freytags Zeitromane.

Nach Alfred Doves Mitteilungen, welche durch die „Erinnerungen aus meinem Leben" bestätigt und ergänzt werden, empfing Freytag bereits in den Breslauer Studentenjahren Anregungen, welche in diesen beiden Romanen zur Verwendung gekommen sind. Mit Kommilitonen verlebte er die Ferien damals auf dem stattlichen Gute Wollup und „trug dort von der Landwirtschaft im großen Stil Anschauungen und Kenntnisse davon, die hernachmals zwar den Freiherrn von Rothsattel nicht vor dem verdienten ökonomischen Ruin bewahren konnten, wohl aber auf die innere und äußere Mitgift der Frau Ilse Werner gleich erfreulich eingewirkt haben." In Breslau selbst war er der stets willkommene Gastfreund des Hauses Molinari (vgl. „Erinnerungen a. m. Leben" S. 169 ff.), das unter der Romanfirma T. O. Schröter seither einen dichterischen Weltruf erlangt hat. In der Leipziger Zeit ging dann von dem berühmten Germanisten Moritz Haupt die erste Ermunterung zu „Soll und Haben" aus. „Einige Jahre zuvor," erzählt Freytag selbst, „hatte Haupt mich eines Abends beim Weinglase plötzlich aufgefordert, einen Roman zu schreiben. Dies stimmte zu stillen Gedanken, und ich hatte ihm zugesagt." Dann kam noch eine Äußerung Julian Schmidts, der ja in erster Linie zu dem Leipziger Freundeskreise gehörte. Dieser hatte einmal geäußert, der „Roman solle das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden sei, nämlich bei seiner Arbeit". Diesem Winke folgte Freytag in den beiden ersten Romanen, die man modern-soziale nennen könnte. Der erstgenannte nahm die materielle Arbeit des Kaufmanns und Landmanns, der zweite die geistige des Gelehrten zum Vorwurf. Beide stehen auf dem Boden des gesunden Realismus, d. h. sie führen in das ungeschminkt wirkliche Leben ein, ohne es roh zu kopieren, wie der heutige Realismus es tut. Die Hauptfiguren, ohne Porträts zu sein, sind Menschen von Fleisch und Blut „und scheinen gerade deshalb, wie Freytag selbst sagt, hundert wirklichen Menschen zu gleichen, welche unter ähnlichen Verhältnissen leben und handeln müßten." Darin liegt ihre Anziehungskraft, nicht, wie man behauptet hat, in ihrer tendenziösen Auswahl. Sind sie auch nicht ganz frei von bestimmten Tendenzen, so drängen diese sich doch nicht vor. Zur Entstehung.

Soll und Haben.

In „**Soll und Haben**“ wird der durch das Haus T. O. Schröter vertretene Kaufmannsstand in seiner strengen bürgerlichen Rechtlichkeit auf Kosten des durch den Freiherrn von Rothsattel und seine Familie vertretenen gesunkenen Adels verherrlicht. Selbst das schmutzige Wuchertum der Juden, das durch Ehrenthal und Veitel Itzig charakteristisch beleuchtet wird, ist nur „die Schmarotzerpflanze, die aus der ungesunden Selbstsucht des Adels aufwächst,“ wie Julian Schmidt es ausdrückt. Dennoch trägt ein Adliger den endlichen Triumph davon: Fritz von Fink. Dieser, der Sohn eines reichen Hamburger Kaufmanns, Volontär im Hause Schröter, soll dort gründlich und stetig arbeiten lernen. In Amerika, wohin ihn der Tod seines Oheims ruft, wird diese Schule fortgesetzt, er lernt tüchtig zugreifen und sieht ein, daß bei jedem Unternehmen nur das Reelle bleibend gedeiht; „er wendet die Manchesterlehren auf das adelige Geschäft des Ackerbaues an, aber er verlernt nicht, die Waffen zu führen.“ So vermag er es, dem Freiherrn zu helfen; er übernimmt das Gut und führt die Braut (Leonore von Rothsattel) heim, während der bürgerliche Anton Wohlfahrt die wirtschaftliche Schwester seines Prinzipals heiratet. Gegenüber der tendenzmäßigen Verherrlichung des Judentums und der Polen, welche in Poesie und Prosa so lange sich in der Literatur breit machte, tut es wohl, hier einmal nüchterne, lebenstreue Darstellungen des an unserem Volksmark nagenden Schmarotzertums der jüdischen Wucher- und Bankierwirtschaft wie des wahren Kerns der polnischen Insurrektion anzutreffen.

Verlorene Handschrift.

In der „**Verlorenen Handschrift**“ werden Gelehrtentum und Hofwelt im Konflikt dargestellt. Beide sind etwas überzeichnet, und die Liebesintrige am Hofe entspricht kaum mehr unseren heutigen Verhältnissen. Professor Werner findet auf der krankhaften Jagd nach einer verlorenen Handschrift des Tacitus ein reizend anmutiges Geschöpf, Ilse, eines Landmanns Tochter, heiratet sie und ist nahe daran, sie zu verlieren, weil er über seiner fortgesetzten Suche nicht sieht, wie der Fürst, an dessen Hof er mittlerweile gekommen ist, begehrliche Blicke auf sein schönes Weib geworfen hat, und weil er die dringendsten Pflichten gegen ihre Ehre versäumt. In diesem Konflikt geht der Fürst, der die gemeinsten Mittel nicht scheut, um sein Ziel zu erreichen, zu Grunde, und die beiden Eheleute finden sich wieder; die Geburt eines Kindes tröstet den Professor über die unauffindbare Handschrift. Lose mit der Hauptgeschichte verbunden ist die im glücklichsten Humor durchgeführte Schilderung der zwei feindlichen Häuser Hahn und Hummel, die schließlich durch eine Heirat der einzigen Tochter hüben und des einzigen Sohnes drüben versöhnt werden (vgl. „Erinnerungen aus meinem Leben“ S. 292 ff.).

Wehmütig berührt ein gewisser Zug in dem zweiten Roman, der an die moralisierende Poesie der Rationalistenschule des 18. Jahrhunderts erinnert. Namentlich leidet die anmutvolle Erscheinung Ilses darunter. Durch ihres Mannes Einfluß ist sie soweit gekommen, in der Stunde höchster Angst zweifelnd vor ihrer Bibel zu sitzen und zu klagen: „Das kindliche Vertrauen habe ich verloren, und was ich dafür erhalten, ich fühle, daß es vor Unsicherheit nicht schützt.“ „Ihre Gewissenskämpfe einzeln aufzuzählen, wollte der leichtgebauten Erzählung nicht geziemen,“ meint der Autor; und er mag recht haben. Andererseits wird es nicht klar, was er unter ihrer „inneren Befreiung“ versteht, die „aus dem Widerschein ihrer Gedanken sichtbar werden“ soll. Ob dieses nebelhafte Gedankenbild ihr wohl in weiteren Stürmen des Lebens von Nutzen sein kann?

Schücking.

Auch **Levin Schücking** (geb. 6. September 1814, † 31. August 1883 in Pyrmont) huldigt in seinen zahlreichen Novellen und Romanen der modernen Zeitströmung. „Der Grundgedanke meiner Schriften,“ sagt er selbst, „ist Emanzipation des Menschen im allgemeinen und der Frau insbesondere von den Fesseln jener Anschauungen und Lebensverhältnisse, die das Individuum in seinem Selbstbestimmungsrechte beschränken und es hindern, sich seiner Natur gemäß zu

echtem Menschentum zu entwickeln." Wie oft man sich dabei nun auch mit ihm in Widerspruch befinden mag, das muß man ihm zugestehen, er führt seine Tendenz niemals in der zudringlich verstimmenden Weise so mancher seiner Kollegen von der Feder durch, und so lange er auf seiner heimatlichen „roten Erde" bleibt, sind seine Charaktere von echter Lebenswahrheit und reihen sich dem Hofschulzen in Immermanns „Münchhausen" würdig an. Als besonders vortrefflich in diesem Stücke nenne ich aus seiner ersten Dichterzeit (1849): „Ein Sohn des Volkes", wo der schroffe Gegensatz zwischen der altererbten Sitte der westfälischen Bauern und der modernen, alles nivellierenden, Vaterland und Recht mißachtenden Aufklärung in trefflich anschaulicher und wirksamer Weise zur Darstellung gebracht wird. Stärker tritt die Tendenz in den „Ritterbürtigen" (1846) hervor, deren Grundgedanke, „die Befreiung des Standes von seiner eigenen Tyrannei und Abgeschlossenheit", in humoristischen Charakterbildern und Szenen durchgeführt wird. Unter den zahlreichen Werken, welche Schücking in den letzten Jahren seines Lebens veröffentlicht hat, dürften zwei Romane: „Schloß Dornegge, oder der Weg zum Glück" (1869) und „Das Recht des Lebenden" (1880), den ersten Rang einnehmen. Im ersten werden an dem etwas abenteuerlichen Lebensgange einer steinreichen Erbin Eugenie von Chevaudin die Konflikte zwischen der traditionellen Mädchenerziehung und dem modernen Frauenstreben nach höherer Erkenntnis dargestellt. Der zweite Roman führt uns eine alte Familiengeschichte vor, die aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges bis in die Gegenwart hineinreicht und in der es sich um erbschaftliche Verwickelungen handelt. Das westfälische Lokalkolorit mit Hörigen, Hofbauern, Baronen, auch ein „Femgericht der Wissenden" ist darin wieder ganz ausgezeichnet.

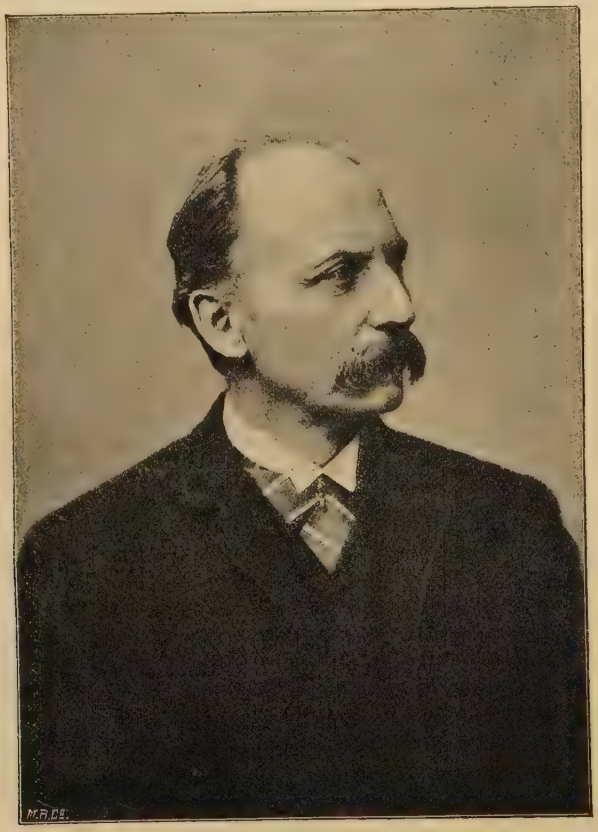
Der als politischer Dichter (S. 346) bereits erwähnte **Alfred Meißner** ist hier noch einmal als Verfasser von Zeitromanen zu nennen. Unter denselben vertritt „Die Sansara" (1858) das Emanzipationsgenre: einem Don Juan, dessen ruchloses, wüstes Leben zuerst in glänzendster, ja verherrlichender Beleuchtung erscheint, wird auf eine etwas sentimentale Buße hin leichte Absolution und zum Schluß ein ganz ungetrübtes Glück zuerteilt. Die Mehrzahl seiner Romane („Schwarzgelb" — „Babel" — „Die Kinder Roms" 2c.) sind politischer Art und stellen österreichische Zustände älterer und neuerer Zeit mit tendenziöser Färbung und spannenden Sensationsmotiven dar. Nach Meißners Tode hat es sich übrigens herausgestellt, daß er die meisten seiner Romane in Gemeinschaft mit einem Tschechen Franz Hedrich entworfen und geschrieben und diesem auch oft den Hauptteil der Ausführung überlassen hat. A. Meißner.

Unter den zahllosen Mitstrebenden auf dem Gebiete des Zeitromans verdienen ferner zwei hervorragende Erzähler eine eingehende Würdigung: **Spielhagen** und **Heyse**, in deren Dichtungen das moderne Zeitbewußtsein am schärfsten ausgeprägt hervortritt.

Friedrich Spielhagen, geboren am 24. Januar 1829 zu Magdeburg, kam in seinem sechsten Lebensjahre nach Stralsund, wohin sein Vater als Regierungs- und Baurat versetzt war. Dort wurde er mit dem Lande und dem Volksstamm bekannt und vertraut, welche späterhin in fast allen seinen Romanen ihm Lokalfarbe und Charaktere liefern mußten. Dort lernte er das Meer kennen und lieben, das er so meisterhaft in der „Sturmflut" geschildert hat. In Berlin, Bonn und Greifswald studierte er zuerst die Rechte, ging aber bald zu philosophischen Studien über, dachte vorübergehend an eine akademische Tätigkeit in Leipzig, entschied sich jedoch nach dem plötzlichen Tode seines Vaters für die ausschließliche Schriftstellerlaufbahn. Von 1860 bis 1862 redigierte er in Hannover das Feuilleton der „Zeitung für Norddeutschland", dann siedelte er nach Berlin über, wo er seitdem lebt. Spielhagen.

Spielhagen trat zuerst auf mit den kleinen Novellen: „Clara Vere“ (1857) und „Auf der Düne“ (1858), in denen ein geübtes Auge wohl bereits das ungewöhnliche Talent des Verfassers zu erkennen vermochte, die indes von der Kritik meist mißachtend aufgenommen wurden. Seinen Ruf begründete er im Jahre 1860 durch den Roman: „**Problematische Naturen**“, der in einem zweiten: „Durch Nacht zum Licht“ Fortsetzung und Abschluß fand. Als Motto des ersteren hatte er Goethes Wort aus „Wahrheit und Dichtung“ gewählt: „Es gibt problematische Naturen, welche keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.“ Es handelt sich also wie in Goethes Romanen um eine geistige Krankheit, die in der modernen Welt häufiger auftritt als in irgend einer früheren Epoche. Sie kommt insbesondere in dem Helden des Romans Oswald Stein zur Erscheinung. Aber der hoffnungsvoll klingende Titel: „Durch Nacht zum Licht“, der die Heilung und Rettung in Aussicht stellt, verwirklicht sich an und in ihm keineswegs. Oder ist das Ende dieses schönen und geistreichen Don Juan, der durch die Unstetigkeit seines Wesens sich von jeder neuen Erscheinung hinreißen läßt und zuletzt auf den Barrikaden umkommt, etwa eine lichtvolle Lösung? Die Grundanschauung des Autors tritt hier in den Worten

Problematische Naturen.



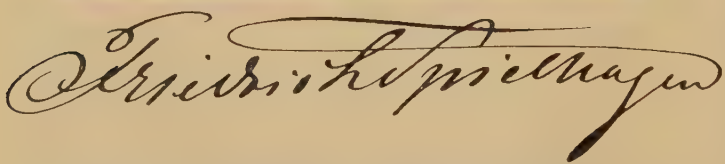


Abb. 225. Friedrich Spielhagen. Nach einer Photographie von 1880. Unterschrift eines Briefes aus Berlin vom 16. 10. 1882. († Georg Kesiners Autographensammlung.)

hervor, die er dem liberalen Adligen Oldenburg in den Mund legt: „Ich sage dir, der Tag der Freiheit, der heraufdämmert, wird diese und noch manche Satzung, die ein finsterer Mönchssinn ausgrübelte, die Natur zu knechten und zu quälen, aufheben und die Blätter, auf denen sie verzeichnet stehen (gemeint ist die Bibel), in alle vier Winde verwehen." — Tritt in diesem Doppelroman, der den Untergang dieser „catilinarischen Existenz" wie eine Heldentat, ja wie eine Art Martyrium feiert, die parteimäßige, tendenziöse Färbung bereits hervor, so ist das noch vielmehr der Fall in dem 1864 folgenden Romane: **„Die von Hohenstein"**. Er ist aus dem Haß gegen den Adel und gegen die Geistlichkeit geboren und stellt deshalb diese beiden Klassen wie in einem Vexierspiegel dar. Es sind grobe Zerrbilder, die er zeichnet, — seine Junker sind fast sämtlich Narren oder Verbrecher, oder auch beides, seine Pfarrer sind immer Heuchler. Jeder versöhnende, ausgleichende Zug, jeder Versuch, die verabscheuten Gegner innerlich zu verstehen, fehlt ganz und gar. Aber auch Spielhagens Helden, die er sich als Vertreter der Zukunft denkt, sind im Grunde nicht besser — es ist nicht einmal der Haß gegen den Adel, der sie innerlich erfüllt, es ist der Neid, der sie aufstachelt. „Diese aristokratisch angelegten Naturen," sagt Julian Schmidt ganz treffend, „haben eine krankhafte Sehnsucht nach feinen, eleganten Umgebungen, es zieht sie in den Salon, an den Hof; einer fein geputzten Gräfin widerstehen sie nicht leicht, selbst für das Verständnis ihres Gemüts bedürfen sie einer Frauenseele, deren parfümiertes Empfinden nur aus dem Luxus aufwächst, und nicht selten entpuppt sich der Führer der Demokratie mit einem gewissen Behagen als Bastard eines Edelmannes!" Die von Hohenstein.

Die Mischung aus Porträt und Phantasiebild, welche sich in den vorbesprochenen Werken Spielhagens findet, tritt uns auch in seinem Roman: **„In Reih und Glied"** (1866) entgegen. Ferdinand Lasalle, der berühmte Sozialist, ist offenbar das Urbild Leo Gutmanns. Leo, von Jugend auf Sozialist, nimmt an einem Bauernaufstande teil, muß nach Amerika flüchten, von wo er nach sieben Jahren zurückkehrt. Es gelingt ihm, einen Fürsten für seine Prinzipien zu gewinnen; gemeinsam wollen beide die Herrschaft des Kapitals vernichten; ein solchen Ideen günstiges Ministerium wird von Leo beherrscht, allerhand geschieht, um die Lage der Arbeiter zu verbessern, aber all seine Pläne scheitern; denn die Arbeiter selbst erheben sich, und als der König ihn fallen läßt, ist es vollends mit Leos Macht zu Ende. Er verlobt sich mit einem koketten Mädchen, nachdem er ein geistig ihm ebenbürtiges aufgegeben, und kommt im Zweikampf mit einem der Arbeiterfrage ganz fernstehenden Manne um. — Das Prinzip der Staatshilfe hat sich nicht bewährt; das der Selbsthilfe kann allein die soziale Frage lösen: „Nicht tragen sollt ihr einander," heißt es zum Schluß, „sondern stützen und schützen, wie die Bäume im Walde, wie Soldaten in Reih und Glied. Denn wenn jeder redlich sich selbst zu helfen versucht, wird er auch den anderen helfen können, wo es not tut." Den Tatbeweis dafür hat freilich der Roman nicht geliefert. — Einen verwandten Gedanken behandelt Spielhagen 1869 in seinem Roman: **„Hammer und Amboß"**, nämlich den Kampf zwischen der „dominierenden und der unterdrückten Kaste", der aus den Adelsinstitutionen, Heereseinrichtungen und Arbeiterzuständen resultiert, zum Austrag zu bringen. „Überall die bange Wahl, ob wir Hammer sein wollen oder Amboß," sagt der humane Zuchthausdirektor von Zehren und entscheidet sich dafür: „Nicht Hammer oder Amboß — Hammer und Amboß muß es heißen, denn jedwedes Ding und jeder Mensch in jedem Augenblicke ist beides zu gleicher Zeit." Es dürfte indes schwer sein, diesen Gedanken als den roten Faden des Buches nachzuweisen und dadurch den Titel zu motivieren, aber Spielhagen weiß so fesselnd zu erzählen, die Handlung so spannend zu entwickeln, für seine Personen ein solches Interesse zu erwecken, daß oberflächliche Leser darüber alle Mängel der Komposition, der leitenden Idee, der Charakterzeichnung vergessen. In Reih und Glied. Hammer u. Amboß.

Sturmflut. Der Roman: „**Sturmflut**“, welcher 1877 erschien, bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt. Die künstlerische Anlage ist meisterhaft, der Gedanke, die Sturmflut der Elemente in Parallele zu stellen mit der sozialen, durch die französischen Milliarden heraufbeschworenen, ist vortrefflich. Gleich im Anfang tritt derselbe hervor, und bis zum Schluß wird er fest durchgeführt. Im großen und ganzen ist auch die Zeichnung des Gründertums gut gelungen, nur hätte man als ihren Hauptvertreter eine andere Gestalt wünschen mögen als den elenden Philipp Schmidt. Dagegen ist der eigentliche Held, Kapitän Reinhold Schmidt, der durch Sturm und Wellen sein und seiner Else vielbewegtes Schifflein sicher in den Hafen eines wohlverdienten Glückes führt, eine ungemein anmutende Erscheinung, und in Onkel Ernst ist der starre Fortschrittsmann ebenso vortrefflich charakterisiert wie in dem General von Werben der preußische Soldat von altem Schrot und Korn ohne die tendenziöse Beimischung, die in Spielhagens früheren Romanen jedem Edelmanne zu teil wurde. Nicht so gut war es dem geistlichen Stande ursprünglich geworden. In der ersten und zweiten Auflage tauchte zum Schlusse eine jener Schablonen des beschränkten Pastors — des „Romanpfarrers“, wie man ihn witzig genannt hat — auf, wie sie in keinem Roman der modernen Zeitrichtung fehlen darf. In der vierten Auflage aber hat der Dichter den „mantelträgerischen, scheinheiligen Pfaffen“, der um des „fetten Bissens“ einer 3000 Taler-Pfarre willen die von ihm erbetene Grabrede nicht halten wollte, verschwinden lassen, oder vielmehr es wird ihm von Reinhold Schmidt, als aus ganz unparteiischem Munde, bezeugt, daß er wirklich sehr unwohl sei, und daß sein Unwohlsein die „ehrenwerteste Veranlassung“ habe. „Ich weiß es,“ sagt Reinhold, „denn meine Leute und gelegentlich ich selbst — wir haben den alten, kränklichen Mann in diesen Tagen, als Freiwilligen, überall bei uns gehabt, wo es galt, Hilfe und Trost zu bringen, und Sie wissen: das war an nur zu vielen Stellen der Fall.“ — Ein Seitenstück zu der „Sturmflut“ lieferte Spielhagen 1879 in dem Roman:

Platt Land. „**Platt Land**“, worunter Pommern, das ebene, das Plattdeutsch redende Land zu verstehen ist. Die Geschichte spielt in den vierziger Jahren und gibt kein sehr schmeichelhaftes Bild von den pommerschen Zuständen jener Zeit, die wir durch die Augen des Helden, eines jungen Edelmannes aus Thüringen, oft höchst drastisch zu sehen bekommen.

Angela. Zwei Jahre später (1881) erschien der Roman: „**Angela**“. Ganz abgesehen von einigen heißatmig sinnlichen Szenen, die jede Hülle beiseite lassen, ist „Angela“ auch sonst eine der unerquicklichsten Dichtungen Spielhagens. Die Zeichnung der Heldin, in welche sich alles, was ihr naht — vom Lord bis zum Kellner — verliebt, ist gänzlich verfehlt. Haltlos schwankt sie zwischen einem überschwenglichen Pflichtideal und einer „wahnsinnigen, sündhaften, verbrecherischen“ Leidenschaft hin und her. Um frei zu werden und dem verheirateten Geliebten eine musterhafte Ehe vorzuleben, treibt sie mit dem Lebensglück eines braven Mannes ein schnödes Spiel, und nur die Furcht vor der Rolle als „eines bescheidenen Landedelmannes bescheidene Frau, deren Leben in satter Behaglichkeit dahingleitet“, bringt sie von diesem Vorhaben ab. Trotz ihres hohen Idealismus ist sie eine entschiedene Pessimistin. Sie erklärt offen, „keine Religion zu haben“. Der Himmel ist ihr ein hohles Nichts; und darunter die platte, öde Erde, über welche Schatten huschen, die sich Menschen nennen und es tragen, daß sie geboren sind, um zu sterben und zwischen Wiege und Grab den nichtigen Kampf um ein nichtswürdiges Dasein zu kämpfen.“ So ist es nicht verwunderlich, daß, als sie einmal ihres alten Geliebten stürmische Liebkosungen geduldet — ihr Gemüt sich vollends verdüstert und ihr nichts übrig bleibt als der Selbstmord. Der Verfasser schützt sie indes davor, indem er sie bei dem Versuch, ein Kind aus Lebensgefahr zu retten, in den Fluten des Genfer Sees umkommen läßt.

Was will das werden? An zwei Bibelstellen knüpfen die 1886 und 1889 erschienenen Romane: „Was will das werden?“ (Apostelgesch. 2, 12) und „Ein neuer Pharao“ (2. Mose 1, 8)

an. In beiden sucht Spielhagen ein Bild des neugeeinten Deutschlands und der darin herrschenden Geistesströmungen von dem Standpunkt eines um die dahingeschwundenen Ideale des Jahres 1848 trauernden Demokraten zu geben. In dem ersten, sehr langatmigen „Ich-Roman“ (nach Spielhagen die vollendetste Form der Gattung) richtet sich die in Tendenzgift getauchte Spitze besonders gegen die christlich-soziale Bewegung, deren bekannter Leiter unter dem Namen des Pastors Renner fratzenhaft verzerrt vorgeführt wird. Durch das Bild, welches der Verfasser von unserer höheren Gesellschaft darin entwirft, wünscht er klar zu machen, „daß in jedem einzelnen ein Stück von einem Sozialdemokraten steckt, durch welches die Besseren ermutigt werden, mit diesem Stücke auch Ernst zu machen in der Öffentlichkeit, damit die neue Zeit für die strebende Menschheit früher anbreche.“ — Der „neue Pharao“ ist Bismarck, und in Joseph ist das demokratische Ideal versinnbildlicht und maßlos verherrlicht. Beide Romane lenken in die Bahnen der Erstlingswerke Spielhagens zurück, stehen aber in der Komposition und Darstellung weit unter ihnen und sind in ihrer breiten Lehrhaftigkeit oft geradezu langweilig. Beide Romane bewahrheiten das Wort Friedrich Theodor Vischers (in den nach seinem Tode erschienenen „Aphorismen“): „Demokraten sind Menschen, die sich freuen, wenn man über ihre Mutter schimpft, und schimpfen helfen. Sie besitzen keine Hausehre.“

Außer diesen hat der überaus fruchtbare Schriftsteller noch eine große Zahl anderer Romane bis in die neuste Zeit veröffentlicht, wie „Selbstgerecht“ 1896, „Faustulus“ 1897, „Freigeboren“ 1900. Unter dem Titel: „Finder und Erfinder“ hat er 1890 seine Selbstbiographie herausgegeben.

Paul Heyse.

Ungleich bedeutender ist **Paul Johann Ludwig Heyse.** Am 15. März 1830 in Berlin geboren empfing er von seinem Vater, dem Sprachforscher und Lexikographen K. M. L. Heyse, den ersten Unterricht, widmete sich nach Vollendung des Gymnasiums philologischen Studien und schrieb bereits 1847 sein anonym unter dem Titel „Jungbrunnen, neue Märchen von einem fahrenden Schüler“ erschienenes Erstlingswerk. Bis 1850 studierte er darauf in Bonn romanische Sprachen unter Diez und ging dann nach Italien, wo er die Handschriften der Bibliotheken fleißig durchforschte. Seit 1854 lebt er in München, wohin ihn der kunstliebende König Max einst berufen hatte, ausschließlich seiner dichterischen Tätigkeit.

Paul Heyses Novellen.

Seine dichterische Meisterschaft entwickelte Paul Heyse in der Novelle, die er zu wahrhaft künstlerischer Vollendung gebracht hat und die er so spielend behandelt, daß er sie alljährlich in großer Zahl wie aus einem Füllhorn über Deutschland ausschüttet. Er begann (1855) mit Novellen in Versen („die Brüder“ — „Urica“ — „die Braut von Cypern“ 2c.), zu denen er auch seine legendenartige Dichtung „Thekla“ (S. 412) rechnete, und ging dann zu Prosadichtungen über, die in Charakterzeichnung und Entwickelung der Handlung unübertroffen, aber zuweilen etwas zu fein ausgeführt, zu duftig gehalten, zu wenig lebensfrisch gezeichnet sind. Ein schwerer Tadel darf aber nicht verschwiegen werden: eine große Zahl seiner Novellen, und zwar der späteren, atmet die unreine Atmosphäre der Demimonde — mit graziösem Raffinement versteht er es, die Liebesabenteuer seiner Heldinnen, oft sehr „zweideutiger Schönheiten“, die sich häufig „verschenken“, zu erzählen: ja, es ist ihm fast zur Manie geworden, wie Goedeke hervorhebt, „den Reiz der Dichtung da zu suchen, wo sinnliche Neigung im Konflikt mit der Welt oder unbekümmert um dieselbe zum Unheil oder Glück führt“. Es gibt einige unter seinen Erzählungen, die Boccaccio an Lüsternheit und Frivolität ganz gleich kommen. Daneben finden sich wahre Kabinettsstücke von psychologischer Tiefe, von hinreißendem Humor, voll bezaubernder Anmut der Sprache unter seinen Novellen, die man ohne jeden unangenehmen Beigeschmack genießen kann, z. B. „Die Blinden“ — „Marion“ — „L'Arrabbiata“ u. a. Die „Troubadournovellen“ erinnern

unwillkürlich an manche Dichtungen der Romantiker, namentlich an die de la Motte Fouqués, obgleich sie den Zeitton unvergleichlich besser treffen, nicht zu reden von der meisterhaften Kunst der Komposition, die alle Dichtungen Heyses auszeichnet. Aus den übrigen Novellen verdient als die anmutigste und deutscheste „das Glück von Rothenburg" hervorgehoben zu werden. Der Sieg einer deutschen Hausfrau über eine ausländische vornehme Kokette wird darin auf das wärmste gefeiert.

Abb. 226. Paul Heyse. Nach einer Photographie von 1893. Unterschrift eines Briefes aus Berlin vom 18. April 1854 an Hermann Kestner in Hannover. († Georg Kestners Autographensammlung.)

Gar manche unter diesen Novellen aber läßt die trostlose Lebensanschauung Heyses über Gott und göttliche Dinge durchfühlen, die sich in seinen Gedichten zuweilen ausspricht. Als er seinen Knaben ins Grab legt, will ihn „das alte Märchen sehnlich beschleichen, daß einst ein Weckruf in die Nacht hinabdringe, um des Erdenlebens Unbill auszugleichen", aber es hilft nichts —

Hinweg den Schleier, den ich fern gehalten
Vom hellen Aug'! Er soll das Trübe mir
Auch jetzt nicht trocknen mit den weichen Falten —
Kein Einst und Drüben nur ein Jetzt und Hier.
Erbetteln will ich nicht vom Selbstbetrug
Den feigen Trost. Das eine wissen wir:
Auch wir vergehn, und das ist Trost genug.

Kinder der Welt.

Viel entschiedener noch kam diese pessimistische Lebensanschauung zum Ausdruck in dem Roman **„Kinder der Welt"**, mit dem er die lange Reihe seiner Novellen im Jahre 1873 zum erstenmal unterbrach. Darin „predigt er", sagt augenscheinlich voller Bewunderung Paul Lindau, „mit so ruhiger Überlegung und so völliger Unbefangenheit seinen frisch-fromm-fröhlichen Atheismus, daß den rechtgläubigen Lesern einer ehrsamen Zeitung — der weiland „Spenerschen", in deren Feuilleton der Roman zuerst erschien — allerdings eine Gänsehaut um die andere über den

Rücken laufen muß". Dieser Roman, den der dänische Kritiker Georg Brandes in den „Modernen Geistern" „nicht nur ein wertvolles, sondern ein erbauliches Buch" nennt, ist in der Tat nichts mehr und nichts minder als eine Apotheose des Atheismus oder — wenn man lieber will — des von David Strauß proklamierten sogen. „Neuen Glaubens", nichts anderes als ein Triumphlied der „Kinder der Welt" über „die Kinder Gottes", das sie mit dem stolz-komischen Worte des Seumeschen Kanadiers: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!" allen Ernstes anstimmen. — Der Hauptheld, eine Art „Faust-Don Juan", Dr. Edwin, ein junger Dozent der Philosophie in Berlin, der durch eine Abhandlung über die Nichtigkeit aller Beweise für das Dasein Gottes an hoher Stelle mißliebig geworden ist, hat sich überarbeitet und geht auf seines ärztlichen Freundes Dr. Marquards Rat in ein Monstreballett unsinnigster Art, bei welcher Gelegenheit er sich in die bildhübsche Toinette, die illegitime Tochter eines kleinen Fürsten verliebt, ohne Gegenliebe zu finden. So heiratet er denn Lea König, seine Schülerin, die getaufte, aber atheistische Tochter einer Jüdin und eines christlichen Malers, eines „akkuraten, kleinen Männchens, von dem man gar nicht anders als in Diminutiven reden kann, mit einem verwelkten Gesichtchen, aus dem die arglosesten, treuherzigsten Augen sprechen". Toinette hat inzwischen einen Grafen geheiratet. Auf einer Ferienreise besucht sie Edwin und erfährt, daß sie endlich zum Gefühl ihrer Liebe gekommen sei. Er will ihr entsagen, aber als er nachts auf seinem Zimmer sitzt und an sie einen Abschiedsbrief schreibt, tritt sie plötzlich ein, wirft sich ihm leidenschaftlich an die Brust und verlangt von ihm — Scheidung von Lea und Hingabe an sie. Die Szene wird durch den Grafen gestört, und in der größten Aufregung verläßt Edwin am nächsten Tage das Schloß. Als er Lea wiedersieht, wagt er nicht sie zu küssen, weil noch Toinettes Kuß auf seinen Lippen brennt. Sie dringt in ihn, um zu erfahren, was ihn so gewaltig bewege, er gesteht, was er erlebt, da beschließt sie, den geliebten Mann freizugeben, obgleich sie nahe daran ist, ihn zum glücklichen Vater zu machen; aber Edwin überwindet sich und geht siegreich aus dem schweren Kampfe hervor. Bald danach kommt die Nachricht, daß Toinette sich bei einem Aderlasse den angelegten Verband abgerissen und so den Tod gegeben habe. Die übrigen „Kinder der Welt", welche diesen engeren Kreis umgeben und vervollständigen, bieten nur verschiedene Schattierungen der teils Straußischen, teils Schopenhauerschen Weltanschauung dar; sie sind durchweg Pessimisten und leben fast beständig in Selbstmordgedanken.

Diesen „Kindern der Welt", die sich vor uns wie Gestalten von Fleisch und Blut bewegen und für die wir uns wider Willen interessieren, stehen nun die „Kinder Gottes", d. h. Menschen gegenüber, die noch an dem alten Gott und dem alten Glauben festhalten. Am besten hierunter kommt der vorhin bereits erwähnte Maler König, Leas Vater fort, wahrscheinlich weil er eine Jüdin geheiratet und so tolerant gewesen, sie in ihrem Glauben zu belassen, und weil er dann die getaufte und von einem Erzmucker konfirmierte, aber dadurch an Gott irregewordene Tochter in den Unterricht des von ihm hochgeachteten Dr. Edwin gibt: eine mit feiner Ironie und augenscheinlichem Behagen gezeichnete Figur. Obgleich er um seine sieben Jahre zuvor gestorbene Frau noch immer mit dem schwarzen Flor am Hute Trauer trägt, wird auch er noch auf seine alten Tage mit einer geistesverwandten Dame, der Frau Professor Valentin, seiner „christlich-germanischen Freundin", glücklich in den Hafen der Ehe gebracht. Wenn nun aber diese beiden (ähnlich dem Klosterbruder und Daja in Lessings „Nathan") mit einer gewissen Nachsicht und Herablassung von dem Dichter behandelt werden, so sind zwei andere Gestalten offenbar ganz aus dem Geiste der Polemik gegen das Christentum geboren: karikaturengleich gezeichnete Persönlichkeiten, die „ihren Glauben als Deckmantel pflichtvergessener Blöße oder als kleidsames Gewand

führen." Da ist zuerst ein Geistlicher, der sich Edwin als Leichenredner bei seines Bruders Balder Beerdigung aufdrängt und am Grabe schnöde, lieblose Verdammungen auf den Verstorbenen ausschüttet! Neben diesem „Romanpfarrer" führt aber Heyse einen vollendeten modernen Tartüff vor, der „wie sein Urvater die mystische Übersinnlichkeit als Religion propagiert, durch frommen Redeschwall naive Gemüter verwirrt und den Himmel als gefälligen Socius seiner privatesten Gemeinheiten verwertet." Es ist dies der Kandidat Lorinser, ein christlicher Phrasenmacher, der nichts tut, als gute Weine zu trinken, verdächtige Häuser ziemlich offenkundig zu besuchen, fromme Witwen um ihre Sparpfennige zu betrügen, unschuldige Mädchen zu verführen und zu entführen 2c. 2c. Heyse hat dieses seltsame Geschöpf seiner Phantasie mit ganz besonderem Vergnügen entworfen und zugleich ihn zum ruchlosen Helden einer nächtlichen Sensationsszene in dem Zimmer der „grundhäßlichen, aber schön gewachsenen" Christiane Falk gemacht, die mit einer wahrhaft raffinierten und in ihrer Art meisterhaften Kunst — halb verschleiernd, halb offenbarend — durchgeführt ist. Wenn man solche Zerrbilder erblickt, kommt es einem unwillkürlich vor, als könnten die Kinder der Welt ihre Diesseits-Religion doch nicht völlig genießen ohne die pharisäische Verunglimpfung ihrer Gegner und der christlichen Weltanschauung, aus der sie doch auch herausgewachsen sind. Abgesehen von solcher beliebten Tendenzschwärzerei entrollt dieser Roman ein farbenreiches, gestaltenvolles, lebenstreues und lehrreiches Bild der modernen Welt, das oft hinreißend und berauschend, aber nie wohltuend wirkt. Von Nutzen kann es aber immerhin sein, einmal von einer so geistreichen und feinen Feder sich vorzeichnen zu lassen, was für praktische Ergebnisse der „neue Glaube" hat.

Im Paradiese.

Derselbe Zug freigeistiger Lebensauffassung und üppiger Sinnlichkeit geht auch durch Heyses zweiten Roman: **„Im Paradiese"** (1875), so benannt nach einem Versammlungslokal Münchener Künstler. Die Hauptnovelle — denn aus mehreren Novellen setzt sich dieser Roman zusammen — ist eine Apotheose des Ehebruchs; denn eine ehebrecherische Verbindung ist und bleibt die des Ehemannes Jansen mit Julie, welche, ohne kirchliche und bürgerliche Sanktion geschlossen, dem Freundeskreise der beiden allerdings keinen Anstoß gibt. Daß Jansens Frau ihn betrogen, daß sie sich nicht von ihm scheiden will, macht die Sache in keiner Weise besser, und auch Heyses scharfsinniger Motivierung ist die Rechtfertigung — vom sittlichen Standpunkte beurteilt — nicht gelungen. Unter den kleineren lose angereihten Novellen dieses Romans sind manche ansprechende, so vor allem die Liebesgeschichte des wackeren Schnetz.

Der Roman der Stiftsdame.

„Der Roman der Stiftsdame" (1886), oder wie Heyse es in dem Zusatz nennt, ihre „Lebensgeschichte", ist in die Erinnerungen des ehemaligen Kandidaten der Theologie Johannes Theodor Weißbrot verwoben, der ihr gewissermaßen als Folie dient. Luise, eine bereits vierundzwanzigjährige Waise, lebt in dem Hause ihres Oheims und Vormundes, des Rittergutsbesitzers Freiherrn von Achatz. Dorthin kommt der junge Predigtamtskandidat als Hauslehrer, der sein langes, hinter die Ohren gestrichenes Haar in der Mitte gescheitelt, oder wie er es nennt, „einen Christusscheitel" trägt. Da er alsbald merkt, daß sein Prinzipal ein eifriger Lutheraner von der strengsten Observanz und ein strammer Junker ist, hält er ihm zuliebe als Vertreter des kranken Dorfpfarrers eines Sonntags eine orthodoxe, aber sehr schülerhafte Predigt, die auf eine Verherrlichung des Adels hinausläuft. Als er nach Hause kommt, sagt das Stiftsfräulein zu ihm: „Sie haben sich einen lieben Gott zurecht gemacht, der im Himmel ungefähr so regiert wie ein aristokratischer Kirchenpatron auf seinem Rittergut." Die Wirkung dieser Kritik ist um so größer, als sie von der im Herzen des Kandidaten erwachten Liebe zu Luisen unterstützt wird. Gleich am nächsten Morgen läßt Weißbrot zum Zeichen seiner Bekehrung sich die Haare kurz schneiden: „zwar streicht er die gekürzten Haare noch immer hinter die Ohren, aber den Scheitel hat er etwas nach links gerückt."

Da muß er bemerken, daß hierdurch gar kein Eindruck auf Luise hervorgebracht wird, daß sie ihm vielmehr ausweicht. Erst nachdem sie, die musikalisch reich Begabte, erfahren, daß der junge Hauslehrer ein vorzüglicher Orgelspieler sei, sieht sie ihn wieder an, aber „nicht in die Augen, sondern auf den Kopf, wo der Scheitel inzwischen von Tag zu Tag immer mehr nach links gerückt war." Schon nach vierzehn Tagen hält er zur Zufriedenheit seiner Herzensdame eine schlichte, von der scholastischen Theologie unabhängige Predigt. Das Fräulein verzeiht ihm nun seine „früheren angelernten Narrheiten" — „auch saß mein Scheitel," erzählt er, „jetzt gänzlich auf der linken Seite, und die kurzen Haare waren nicht mehr hinter die Ohren gekämmt!" Auf diese Weise wird der Sieg des Stiftsfräuleins über den Kandidaten und seine Verwandlung aus einem dünkelhaften Pietisten in ein weitherziges, bescheidenes Weltkind von Heyse etwas komisch symbolisiert. Da der Vormund, ein vollendeter Heuchler, der in groben Sünden lebt, das Stiftsfräulein zur Ehe mit einem ungeliebten Vetter zwingen will, geht sie eines Tages mit einem Schauspieldirektor, der sie vor seiner Mißhandlung geschützt hat, auf und davon, heiratet ihn, wird aber bald über seinen Charakter gründlich enttäuscht und sehr unglücklich. Sie bleibt seitdem ihres Mannes Gehilfin insoweit, als sie die zerrissene Theatergarderobe wieder zusammenflickt und den gemeinsamen Mahlzeiten der Truppe präsidiert; sonst aber hält sie sich von den Schauspielern getrennt und besucht nie ihre Vorstellungen. Ihr Mann entwickelt sich allmählich zum Trinker, aber sie weicht nicht von ihm. Da stirbt ihr einziges Kind, das sie abgöttisch geliebt, während ihr Mann es nicht gewagt, die Benefizvorstellung einer übelbeleumundeten Schauspielerin abzubestellen. Als der Vater nach Hause kommt, treibt sie ihn von der Leiche weg; aber sie hält doch bei ihm aus, bis er eines Tages mit einer Schauspielerin durchgeht. Als er zehn Jahre später als ein verkommener Landstreicher sie wieder aufsucht, droht sie ihm mit den Gerichten, worauf er weiter wandert und bald nachher stirbt. Der Kandidat Weißbrot hat inzwischen den Theologenberuf aufgegeben. Als er dann nach Jahren die unglückliche Geliebte wieder trifft, schließt er sich der wandernden Schauspielertruppe, deren Direktor ihr Mann war, an und zieht mit ihr jahrelang umher, bis die letzte Katastrophe die Liebenden wiederum auf mehrere Jahre trennt. Endlich treffen sie in einer kleinen brandenburgischen Stadt wieder zusammen und leben nun still in innigem Geistesverkehr nebeneinander, er als Bürgerschullehrer, sie im Spittel vor dem Tor. Öfters wird sie als eine „Heilige" bezeichnet. An eine Unsterblichkeit der Seele und ein Fortleben nach dem Tode glaubt sie nicht. Ihr Ende ist demgemäß ziemlich trostlos. Weißbrot sitzt am Sterbelager der von ihm so hochverehrten und heißgeliebten Frau in tiefe Trauer versunken über die nahe Trennung. Da sagt sie zu ihm: „Bleibe ich denn nicht bei dir, wohin ich auch gehe? Freilich wiedersehen" — sie schüttelte langsam den Kopf — „ja wenn ich nur dich und meinen Jungen wiedersehen könnte — aber die anderen Larven — nein, nein! Wir haben uns hier unten am Tisch des Lebens satt gegessen — oder vielmehr: wir sind kluge Leute und hören auf, wenn es am besten schmeckt — und nun setzen sich andere auf unsere Stühle. Aber wir wollen uns erst noch herzlich gesegnete Mahlzeit wünschen. Komm! küsse mich ein einziges Mal recht wie ein liebender Mann seine geliebte Frau — und dann will ich mich ausstrecken und Siesta halten!" — Das sind die letzten Worte einer „Heiligen" nach Paul Heyse!

Der Roman „Merlin" (1892) will den Idealismus gegen den Materialismus und Naturalismus verteidigen. Er schildert die Erfahrungen eines jungen Dichters, der auf der Bühne das Ideale zum Siege führen will und darüber zu Grunde geht. Des Dichters Gedanken über Religion und Christentum treten auch hier in den Erlebnissen seines Helden hervor. Heyse stellt dem sehr orthodoxen Stadtpfarrer einen freigemeindlichen Redner gegenüber. Die Lehre des ersteren, der übrigens mit mehr Wohlwollen behandelt ist als seine Kollegen in den früheren Merlin.

Romanen Heyses, stößt den jungen Idealisten zurück, während die des anderen seinem Streben entspricht, ihn aber weder vor tiefem Falle zu bewahren, noch Trost nach demselben zu gewähren vermag. So bleiben die großen Lebensrätsel ungelöst, und das Buch, das im innersten Kern als ein künstlerisches Glaubensbekenntnis Heyses aufzufassen ist, schließt mit einem grellen Mißklange im Irrenhause.

Über allen Gipfeln.

In seinem Roman „**Über allen Gipfeln**“ (1895) nimmt Heyse entschiedene Stellung gegen Nietzsches Theorie vom „Übermenschen“ und der „Umwertung aller Werte.“

Um diese beiden Meister des modernen Romanes gruppieren sich zahlreiche Schriftsteller, die teils ihnen nachstreben, teils ganz unabhängig ihre eigenen Wege wandeln. Auch unter ihnen gibt es solche, die den sinnlich-sensationellen Ton unter dem Vorwande eines berechtigten Realismus vorherrschen lassen oder die eine religionsfeindliche Tendenz verfolgen. Andere aber verschmähen derartige Reizmittel und streben vielmehr in ihren Kunstgebilden einen ethisch vertieften Inhalt und wahrhaft ideale Ziele an. Nur an einige aus der Fülle dieser Dichtergestalten sei hier kurz erinnert.

Hopfen.

Den Sensationsroman vertritt **Hans Hopfen** (geb. 1835 zu München, lebt in Berlin) in zweien seiner größeren Romane „Verdorben zu Paris“ und „Arge Sitten“, in denen wir mit dem Autor alle Stadien des sensationellen Effektes, Verführung, Flucht, Aufenthalt in Polizeigefängnissen, Spitälern 2c. durchmachen müssen und selten einen versöhnenden Lichtblick (wie in der über den Tod ausharrenden Liebe des Barons Kurt zu der in Paris verdorbenen und gestorbenen elsässischen Gouvernante) gewahren. Ein anderer Roman Hopfens: „Glänzendes Elend“, dessen Held, ein adliger unbemittelter Leutnant a. D., durch eine reiche Heirat sein Glück zu machen sucht, da es mit der Schriftstellerei ihm zu langsam geht, eröffnet interessante Blicke in die Welt der Salons, der Börse, der Kunst und Literatur, ohne das wichtige soziale Thema, das der Verfasser gewählt, irgendwie zu vertiefen. In seinen „Bayrischen Dorfgeschichten“ und „Tiroler Geschichten“ herrscht dagegen ein gesunder Realismus, und manche Gestalten, wie der „alte Praktikant“ prägen sich dem Leser unvergeßlich ein. In seinen Gedichten und Balladen („Die Sendlinger Bauernschlacht“) pulsiert oft warme Innigkeit und

Jensen.

volkstümliche Kraft. — Auch **Wilhelm Jensen** (geb. 1837 zu Heiligenhafen in Holstein, lebt in München) hat in einigen seiner Romane (z. B. in dem glühend geschriebenen „Unter heißer Sonne“ (1869), in „Sonne und Schatten“ (1873), in „Nirwana“ (1877 2c.) dem sensationellen Modebedürfnis gehuldigt, ebenso wie er in dem Roman: „Nach Sonnenuntergang“ (1879) eine Reihe der beliebten Karikaturen des Christentums vorführt: einen von Gottseligkeit überströmenden Schurken von Pensionsvorsteher, ein christliches Lehrerkollegium, in welchem der einzige anständige Mensch der materialistische Physiklehrer ist, endlich außer dem unentbehrlichen Romanpfarrer eine Reihe „frommer“ Kaufleute, die einen seltsam erfundenen pietistischen Jargon sprechen. Dieser trübseligen Gesellschaft gegenüber steht der Held des Buches, ein pronouzierter Pessimist, der wie alle seine Gesinnungsgenossen „unverstanden, inmitten einer durchaus erbärmlichen und verächtlichen Welt auf einsamer Höhe thront und keinen anderen Gott hat als das eigene „Ich“ — eine trostlose Erscheinung! — In einem seiner zahllosen neueren Romane: „Doppelleben“ (1890) wird die Doppelehe als ein für manche Naturen unabweisbares Bedürfnis an dem Kapitän Lundmark mit scheinbarem Ernst nachgewiesen, der eine Frau in den Tropen und eine andere in der gemäßigten Zone hat, ohne in zwanzig Jahren je Gewissensbisse darüber zu fühlen. Diesen auf seiner naturalistischen Weltanschauung ruhenden Romanen („Die Kinder vom Öd-

acker", 1890) stehen andere erfreulichere gegenüber, in denen er („Lübecker Novellen" — „Karin von Schweden" — „Aus dem XVI. Jahrhundert" — „Aus meiner Vaterstadt Kiel" 2c.) nicht nur anmutige, farbengesättigte Naturszenen und plastisch anschauliche Geschichtsbilder, sondern auch die tiefsten Probleme des menschlichen Lebens in ernster Auffassung seinen Lesern dargeboten hat.

Paul Lindau.

In ähnlichem Geiste, aber viel oberflächlicher, sind die Romane **Paul Lindaus** gehalten. Geboren am 3. Juni 1839 in Magdeburg, ging er nach absolvierten Universitätsstudien nach Paris, wo er sich in mehrjährigem Aufenthalte auf die literarische Laufbahn vorbereitete. 1863 zurückgekehrt, war er mehrere Jahre als Redakteur verschiedener Zeitungen und Journale in Düsseldorf, Elberfeld und Leipzig tätig und verlegte dann (1871) seinen Aufenthalt nach Berlin, wo er Redakteur von „Nord und Süd", dann Theaterrezensent des „Berliner Tageblatts" war. Kurze Zeit war er Intendant des Hoftheaters in Meiningen, dann Leiter des Berliner und seit 1902 des Deutschen Theaters in Berlin.

Seine ersten Lorbeeren hatte Lindau auf dem Gebiete des Feuilletons gepflückt, das er mit geistreicher Feder beherrschte. Einen Feuilletoncharakter hat auch seine Romantätigkeit. Erwähnung verdient er als Begründer einer neuen Spezialität des Zeitromans, des **Berliner Romans**. Nachdem er schon seiner ersten Novelle: „Herr und Frau Bewer" (1882) Berliner soziale und sittliche Zustände und Anschauungen zu Grunde gelegt, trat er 1886 mit einem Romancyklus nach Pariser Muster hervor, den er **„Berlin"** nannte, und in welchem er sich die Aufgabe stellte, die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens der Reichshauptstadt in den letzten fünfzehn Jahren zu schildern. Drei Teile sind davon erschienen: „Der Zug nach dem Westen" — „Arme Mädchen" und „Spitzen". An gutbeobachteten und anziehend, oft verlockend dargestellten Szenen aus der sozialen und sittlichen Verkommenheit fehlt es darin nicht. Aber an dichterischer Gestaltungskraft mangelt es dem Meister des leichtgeschürzten Feuilletons ebensosehr wie an ethischer Vertiefung und sittlichem Ernst. Auch ist nur wenig spezifisch Berlinisches in diesen Eintagserzeugnissen — alle diese Verbrecherstätten, diese Damen der Halbwelt, diese schurkischen Börsenjobber u. s. w. und auf der anderen Seite die verderbte höhere Gesellschaft mit dem äußeren Schliff und der innerlichen Fäulnis — alles das findet sich in Paris, London und Wien ebensogut. Es ist großstädtisches internationales Gemeingut.

Berliner Romane.

Eine echte Berliner Lokalfarbe haben **Theodor Fontanes** (vergl. S. 432 f.) Erzählungen: „L'Adultera" (1882), „Irrungen und Wirrungen" (1888), „Stine" (1890) und „Frau Jenny Treibel" (1892). Im alten und im neuen Berlin zeigt er sich ebenso zu Hause wie auf den märkischen Edelsitzen; zu bedauern ist nur, daß er in den drei erstgenannten sittlich anstößige Probleme im Geiste der naturalistischen Schule behandelt, der er sich noch in seinem Alter zugewandt hatte: in l'Adultera eine Ehebruchsgeschichte, in den beiden folgenden die Frage der „problematischen Liebe", welche der Berliner „Verhältnis" nennt. In anderen wie „Cécile" (1886) hat er sich ganz in den Stil des modernen Feuilletonromans verloren. Seine letzten Werke „Effi Briest" (1895) und besonders „Der Stechlin" (1898) tragen die deutlichen Spuren des Alters an sich. Zu jenem, dem „die Jüngsten" künstlich zu unverdientem Ruhm verhelfen wollten, liegt das nicht bloß an dem abgebrauchten Stoff (Junge Frau und alter Mann und Sündenfall aus Langeweile), sondern auch an der oft faden Darstellung und der oberflächlichen Gesinnung. Durch den größten Schein des Wirklichen werden auch hier wie in dem unglaublich trivialen „Stechlin" die geschilderten Vorgänge nicht glaubhaft. — Nicht minder getreu, dabei gesund realistisch und sittlich rein hat **Paul von Szczepański** (geb. den 27. Okt. 1855 in Naugard, lebt in Daber in Pommern) das Berlin unserer Tage in seinen Erzählungen und Skizzen („Falzgräfin" — „Eigene Geschichten" — „Neu-Berlin") geschildert. — Auch **Hermann Heiberg** (geb. den 17. Nov. 1840 in Schleswig, wo er

Theodor Fontane.

Paul von Szczepański.

Hermann Heiberg.

auch lebt), ein Jünger der modern realistischen Schule, der im „Apotheker Heinrich“ (1885) wohl sein Bestes geleistet hat, nennt einen seiner zahlreichen neueren Romane, den 1890 erschienenen: „Dunst aus der Tiefe“ einen „Berliner Roman“ — es ist aber ein gewöhnlicher großstädtischer Verbrecherroman, in den eine andere Erzählung, die in ebenso unsympathischen Kreisen der „höheren Gesellschaft“ spielt, eingeschachtelt ist, und könnte mit veränderten Namen ebenso gut ein Pariser Roman heißen. Zahllose andere, leichter Unterhaltung dienende Erzählungen sind aus seiner Feder hervorgegangen.

Abb. 227. Gottfried Keller.
Nach einer Photographie von 1890.

Gottfried Keller.

Eine hervorragende Stelle unter den Vertretern des modernen Zeitromans nimmt **Gottfried Keller** ein. Am 19. Juli 1819 als Sohn eines Drechslermeisters in Zürich geboren glaubte er, ähnlich Scheffel, zum Maler bestimmt zu sein und handhabte jahrelang Pinsel und Palette, bis er einsah, daß er sich getäuscht hatte. 1846 trat er mit seiner ersten Gedichtsammlung auf, die aber ziemlich unbeachtet blieb. Neben manchen seltsamen, fast barocken Liedern finden sich doch auch solche von Gemüt. Mit frischem Ton schließt eines der schönsten, das „Abendlied“:

Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte;
So groß ist keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt in seiner Kette.

Ist nur das Herz von rechtem Schlage,
So baut es sich ein Sternenhaus
Und schafft die Nacht zu hellem Tage,
Wo sonst nur Asche, Schutt und Graus.

Grüner Heinrich.

1848 ging er nach Heidelberg, 1850 nach Berlin, um Philosophie zu studieren, wo er bis 1855 blieb und allmählich den autobiographischen Roman: „Der grüne Heinrich“ ausarbeitete, der 1854 in der ursprünglichen Gestalt erschien. Dieses geistvolle Werk, in welchem er seinen eigenen Lebensgang in dichterischer Verklärung schilderte, fand damals so wenig Anerkennung und Neues floß so schwer und spärlich aus seiner Feder, daß der Dichter genötigt war, als Zweiundvierzigjähriger (1861) das Amt eines ersten Staatsschreibers im Kanton Zürich anzunehmen, das er bis 1876 behielt. Auch seine prächtigen Dorfgeschichten: „Die Leute von Seldwyla“ (I. Band 1856. S. 452), von denen er bezeichnend sagt, daß er sie farbenreich und sinnlich und reinlich und bedächtig geschrieben, fanden nicht sofort die gebührende Anerkennung. Erst in den siebziger Jahren, als er mit den „Sieben Legenden“ (1872) und den „Züricher Novellen“ (1877) hervortrat, lenkte sich der Blick des Publikums auch auf die früheren Werke zurück. Seitdem wurde er nach

Verdienst geehrt, oft auch maßlos überschätzt, was seinem aufrichtigen Wesen unerfreulich war, und jedes seiner späteren Werke wurde mit Spannung erwartet. Nach dem Tode seiner Schwester (1888), die dem Unverheirateten den Hausstand führte, war er ganz vereinsamt und fing an zu kränkeln. Am 15. Juli 1890 schlummerte er nach längerem Schmerzenslager still ein. Sein Leben, seine Briefe und Tagebücher hat Jakob Baechtold in drei Bänden herausgegeben. Aus allem weht uns meist echte Schweizer Art, der kühle Hauch des verständigen Republikaners und des vernünftigen Atheisten entgegen, und fast durchweg erklingt ein auffallend gemütsarmer Ton. Jene Gemütstiefe, bei der alle Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt Beziehungen auf das Innere gewinnen und Empfindungssaiten er-

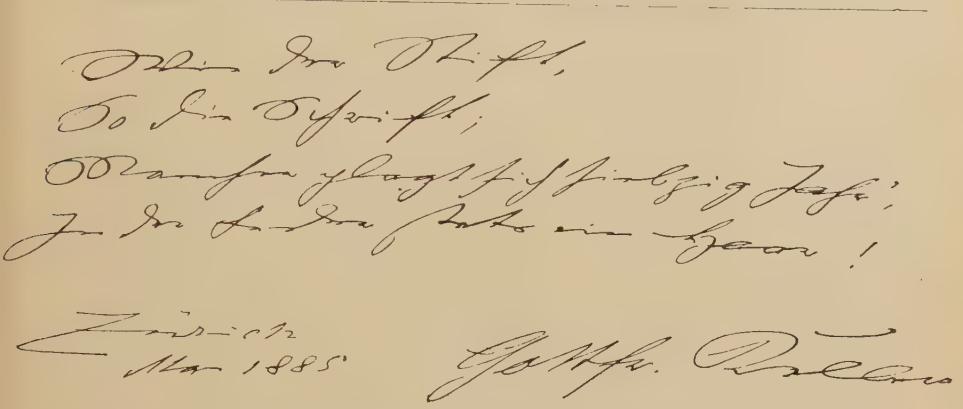


Abb. 228. Albumblatt von Gottfried Kellers Hand.
Nach dem Original im Besitz von Karl Geigy in Basel.

klingen lassen, tritt selten hervor. Es beruht das z. T. auf der rein auf das Diesseitige gestellten Lebensanschauung des Mannes, welcher der Meinung war, daß „kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will."

Die Entwickelung des **„Grünen Heinrich"**, Heinrich Lee, wider dessen künstlerische Laufbahn sich seit seinen Jugendtagen alles verschwört, ist mit tiefer Seelenkenntnis gezeichnet, nur warf man dem Dichter nicht mit Unrecht vor, daß die lehrhaften Exkurse über Malerei und Kunst u. s. w. zu viel Raum einnähmen und den Gang der Erzählung störten. Keller entschloß sich deshalb später (1879 bis 1880) zu einer Umarbeitung, die den kritischen Ausstellungen Rechnung trug. Aber auch so erfordert der Roman einen besonderen Geschmack und eine willige Hingebung, wenn man seine Schönheiten wirklich empfinden soll. Allerdings scheint es auffällig, daß er das ursprünglich tragische Ende in ein glückliches umgewandelt, aber es ist das doch erklärlich aus einem Wechsel in seinen Anschauungen und aus seinen eigensten Lebenserfahrungen, und darum auch genügend motiviert. — Seitdem hat dieses Erstlingswerk durch den letzten Roman des Dichters: **„Martin Salander"** (1886) gewissermaßen eine Fortsetzung und einen Abschluß gefunden. Der Held Martin ist nämlich der grüne Heinrich in reiferem Mannesalter, wenn er auch mit anderem Namen und in anderem Gewande erscheint und andere Ziele sich steckt als sein jugendlicher Vorgänger. Auch diese Dichtung wird sich schwerlich je bei uns voll einbürgern, da die ganze Schweizer Anschauungs- und Gedankenwelt unseren Interessen ferne steht und der Dichter es

Martin Salander.

doch bei aller geistigen Begabung infolge einer unverkennbaren Gefühlstrockenheit nicht versteht, uns dafür recht zu erwärmen. Viel besser ist ihm das gelungen in seinen **„Zürcher Novellen"**, die das Züricher Kulturleben von dem alten Minnesingerfreunde Manesse und dem Sänger Johannes Hadlaub an durch die Jahrhunderte hindurch in einer Reihe prächtiger lebensvoller Empfindungen beleuchten und unter denen „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" und „Der Landvogt von Greifensee" zu den besten kulturhistorischen Novellen nach Riehls Vorgange gehören. Ein anderer Novellenkranz, den Keller unter dem Titel: **„Das Sinngedicht"** herausgab, bewährt nicht minder glänzend sein großes Erzählertalent. Der gemeinsame Grundgedanke dieser anmutigen Novellen ist das Problem der richtigen Gattinwahl, welches von verschiedenen Seiten und durch allerhand seltsame Lebensführungen geistreich beleuchtet wird.

Zürcher Novellen.

Sinngedicht.

Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee, sie wird errötend lachen —

heißt das Epigramm Logaus, welches an einem schönen Sommertage einem jungen Gelehrten in die Augen fällt, der eben seiner angestrengten wissenschaftlichen Untersuchungen müde und von unbestimmter Sehnsucht ergriffen ist. Er faßt es als ein Orakel auf und reitet abenteuernd in die blühende Welt hinaus, um die Regel zu erproben. Seine Entdeckungsreise gibt das äußere Band zu den Erzählungen, welche den Inhalt des Buches ausmachen und zu einer glücklichen Erfüllung des Orakels führen. „Die sieben Legenden" endlich bilden ebenfalls einen Cyklus. In ihnen sind alte christliche Legenden umgebildet, indem Maria als Schutzpatronin der Heiratslustigen auftritt, wobei ihnen, wie er selbst sagt, das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hin gewendet wurde, aber weder immer mit Geschmack noch mit Erfolg.

Hermann Grimm.

Auch der Goethebiograph und Kunsthistoriker **Hermann Grimm** (Sohn des Sprachforschers Wilhelm Grimm, Schwiegersohn Bettinas von Arnim, geb. 1828 zu Kassel, seit 1873 Professor der Kunstgeschichte in Berlin, † 1901) hat sich auf dem Gebiete des Zeitromans versucht. Der in der Gegenwart spielende Roman: **„Unüberwindliche Mächte"** (1867) zeichnet in vornehm geistreicher Weise die Unüberwindlichkeit der Standesunterschiede und Standesvorurteile, doch ohne befriedigende Lösung. — **Otto Roquette**, den wir bereits (S. 394 f.) als lyrischen und epischen Dichter kennen lernten, verdient an dieser Stelle ebenfalls Erwähnung. Sein Künstlerroman: „Heinrich Falk" (1858) und sein „Buchstabierbuch der Leidenschaft" (1878) haben die feine Charakterzeichnung und die liebevoll bis ins kleinste durchgeführte Behandlung innerer Probleme miteinander gemein. Ein höchst anmutendes Buch ist auch die Familiengeschichte: „Im Hause der Väter". Man fühlt sich wohl in diesem altväterischen Hause, in dem Kreise feingestimmter und edelgearteter Menschen, den es vereinigt, und folgt dem tragischen Geschick, das darauf lastet, bis zur Sühnung der Schuld mit nie ermattendem Anteil. — **Ernst Wichert**, dem Verfasser des „Heinrich von Plauen" (vgl. S. 441), verdanken wir auch eine Reihe von Zeitromanen, die meist in seiner ostpreußischen Heimat spielen: „Die Arbeiter" (1873), in denen die soziale Frage wirkungsvoll beleuchtet wird; „Der jüngste Bruder" (1892), ein Versuch, dieselbe dichterisch zu lösen, der aber wohl schwerlich in der Wirklichkeit sich ausführen läßt und den Leser auch nicht überzeugt. „Das grüne Tor" (1875) ist eine Stadt- und Familiengeschichte von gesunder Gesinnung und Lebensauffassung, während sich in die einfachen bürgerlich-kaufmännischen Verhältnisse, auf denen sich „Ein starkes Herz" aufbaut, in befremdlicher und störender Weise ein Stück sensationellen Demimonde-Treibens hineinmischt. Das beste sind seine „Litauischen Geschichten" (1881 und 1890), welche für das im Aussterben begriffene, wenig bekannte, eigenartige Völkchen an der äußersten Nordostgrenze unseres Vaterlandes das wärmste Interesse erregen. Was der überaus fruchtbare

Roquette.

E. Wichert.

Erzähler sonst noch geschaffen, krankt an einer gewissen Trockenheit der Darstellung und Einseitigkeit der Weltanschauung.

In hohem Alter folgte **Wilhelm Jordan**, der geistvolle Erneuerer der Nibelungensage (vgl. II, 389 ff.), dem Zuge der Zeit und trat rasch hintereinander mit zwei großen Prosadichtungen hervor: **„Die Sebalds"** (1885) und **„Zwei Wiegen"** (1887). Es sind ausgesprochene Tendenzromane, deren Spitze sich gegen das überlieferte Christentum kehrt. Dennoch sind sie in der Ausführung ihres Programms von den Arbeiten der Chorführer des Zeitromanes sehr verschieden. Wilhelm Jordan sucht das biblische Christentum nicht dadurch zu widerlegen und zu beseitigen, daß er Zerrbilder seiner Vertreter zeichnet, sondern er sucht durch langatmige Reden und ermüdende Gespräche die Unhaltbarkeit der alten Theologie und Dogmatik darzulegen. Auf Grund seiner darwinistischen Naturanschauung läßt er dann den Helden der „Sebalds" ein neues Religionssystem aufstellen, zu dem sich auch seine Frau, die Jüdin Cäcilie, sein Bruder, der Naturforscher Arnulf und dessen Frau, die katholische Gräfin Hildegard, bekehren. Welche praktische Folge der Verfasser seinen darwinistischen Theorien gibt, davon zeugt u. a. in fast komischer Weise die Art, wie Arnulf zu seiner Gemahlin kommt. Auf einem Spaziergang am Meeresstrande gewahrt er die von ihren bloßen Füßen zurückgelassenen Spuren, mißt und untersucht sie, findet durch die hohe Wölbung, daß sie einen hohen Grad seiner Entwickelung bekunden und derjenigen seines eigenen Geschlechtes ebenbürtig ist. — Derartiges Theoretisieren herrscht aber in dem Romane in solchem Maße vor, daß ein scharfer Rezensent die Persönlichkeiten desselben „blutlose, aus Gedanken zusammengestopfte Gestalten" genannt hat. Dazu kommt die künstlich ausgetiftelte und verschrobene Sprache voll der seltsamsten neuen Wortbildungen. Zur Probe nur eine der noch am lesbarsten geschriebenen Stellen. Das Lebensbekenntnis der zum neuen Glauben Bekehrten lautet nämlich: „Das vom Christentum verheißene Himmelreich war nichts anderes als eine Fata Morgana unseres Gemütes, eine unbewußt ins Jenseits hinaufgespiegelte Erfüllung ganz derselben Forderung, die zu erarbeiten jetzt unser Strebensziel geworden ist: der Forderung, auf diesem Planeten dem höchstmöglichen Maße glücklichen und schönen Menschenlebens den friedenumhegten Gedeihraum zu sichern." Jordan.

„Die zwei Wiegen" (1887) sind von demselben Geist erfüllt und auch künstlerisch ebenso verfehlt wie die „Sebalds". Im Mittelpunkt der wunderlich manierierten Erzählung steht ein Wodansgeschlecht, das sich im Sturm die tüchtigsten Frauen erobert und Söhne hat, die sich, wie der Held des Romanes Loris Leland, zu Weltheilanden und Menschenbeglückern am besten eignen. Das Hauptanliegen des Dichters ist, seinen Gedanken Geltung zu verschaffen, und das tut er in so überlangen Gesprächen und Reden, daß wohl wenige sein Buch bis zu Ende gelesen haben. Zwei Wiegen.

Auch in die Romane eines der fruchtbarsten Dichter der neuesten Zeit, **Richard Voß**, spielt das religiöse Element hinein. Am 2. Sept. 1851 auf dem Dominium Neugrape in Pommern geboren war er zum Landwirt bestimmt, fühlte sich aber schon frühe zum poetischen Schaffen hingezogen und fand nach langem Schwanken in dem literarischen Wirken allein volle Befriedigung. Durch körperliche Leiden behindert, sich 1870 dem Heere gegen Frankreich anzuschließen, zog er als freiwilliger Krankenpfleger ins Feld und erhielt in Ausübung seines Liebesdienstes einen Schuß ins Bein, der ihn vor Beendigung des Feldzuges in die Heimat zurückführte. Nun nahm er Universitätsstudien in Jena auf und trat bereits 1871 mit seinen ersten jugendlich stürmerischen Dichtungen („Nachtgedanken", „Visionen eines deutschen Patrioten") vor die Öffentlichkeit; seitdem hat er sich durch zahlreiche Romane und Dramen rasch einen literarischen Ruf erworben. 1884 wurde er zum Bibliothekar der Wartburg ernannt, wohnt aber abwechselnd auf seiner Villa bei Rom, in Berchtesgaden und in Berlin. Richard Voß.

Richard Voß wird von vielen ohne weiteres zur naturalistischen Schule, wenn nicht gar zum jüngsten Deutschland gerechnet. Dahin gehört er indes doch nicht. Allerdings finden sich in einigen seiner Romane und Dramen realistische Schilderungen, die dem Naturalismus sehr nahe kommen, aber abgesehen davon, daß er als Lyriker und Epiker einen zarten, edlen Sinn bekundet, hat er auch auf seinen beiden Hauptgebieten Dichtwerke geschaffen, welche durchaus keine naturalistische Färbung aufweisen. So auf dem Gebiete des Romanes die erschütternde Erzählung: „Michael Cibula", auf dem Gebiete des Dramas u. a. das Schauspiel: „Mutter Gertrud". In andere seiner Dichtungen spielt allerdings der Naturalismus hinein, wie wir bei der Geschichte des modernen Dramas sehen werden. Dagegen herrscht eine unabgeklärte Lebensanschauung, Mangel an Selbstzucht und große Unklarheit in den religiösen Anschauungen des Dichters.

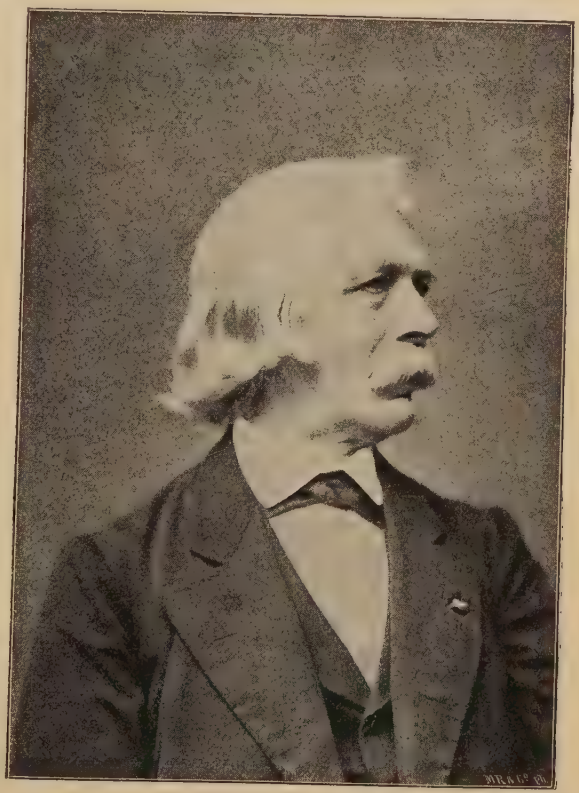
Abb. 229. Richard Voß. Nach einer Photographie.

Cibula. So wird in **„Michael Cibula"** (1887), der auf der hohen Tatra spielt und sich durch meisterhafte landschaftliche Schilderungen auszeichnet, und besonders

Dahiel. in dem Roman: **„Dahiel der Convertit"** (1889) das Christentum — allerdings in seiner katholischen Ausgestaltung — dem Judentum entschieden untergeordnet. Der Held des letzteren bedeutenden Romanes, ein Angehöriger des römischen Ghetto des vorigen Jahrhunderts, bleibt nach seiner Bekehrung im Herzen ein Jude, obgleich er nach langen Kämpfen aus Gehorsam gegen die Kirche die Priesterweihen annimmt. Durch fürchterliche asketische Prüfungen verwirrt macht der mit der Abtwürde eines Franziskanerklosters Bekleidete alle Stadien des Fanatismus durch, welche ihn in den Augen seiner Kirche sehr hoch stellen und als einen Heiligen gelten lassen; aber er endet als Bandit und Selbstmörder. Das Buch schließt mit den Worten: „Das war das Ende eines Lebens, welches schön und gut (nämlich im Judentum) begonnen hatte." — Eine andre Seite des Dichters lernt man aus seinem 1880 erschienenen Buche: „Erlebtes und Geschautes" kennen. Dasselbe enthält Bilder aus Italien, welche sich unvergleichlich hoch über die gewöhnliche

Touristenliteratur erheben und zeigen, wie er es verstanden hat, Land und Leute mit ebenso künstlerischem Blicke wie mit liebevollem Herzen aufzufassen und zu schildern.

Es ist unmöglich, alle die verschiedenen Schattierungen des Zeitromans, wie sie im Laufe der Jahrzehnte auf der Bildfläche des geistigen Lebens Deutschlands erschienen, weiter zu verfolgen. Nur das möchte ich noch bemerken, daß es nicht allein auf der linken Seite Tendenzromane gab, sondern auch auf der rechten. Nicht nur solche, die aus dem Schoße der römisch-katholischen Kirche hervorgingen wie die anti-evangelischen Konrads von Bolanden (S. 430), in welchen ebensosehr die Vergangenheit wie die Gegenwart gefälscht wurde, sondern auch auf evangelischem Boden.



Viktor v. Strauß.

D. V. v. Strauß und Torney,
Wirkl. Geh. Rath.

Abb. 230. Viktor von Strauß und Torney.
Nach einer Photographie von 1893.
Unterschrift eines Briefes vom 19. 3. 1884 aus Dresden an den Verfasser.

Eine dem Zeitstrom gerade entgegengesetzte Tendenz hat ein Schriftsteller von großer und mannigfaltiger Fruchtbarkeit stets unerschrocken, zuweilen allerdings etwas schroff, verfolgt, **Viktor von Strauß und Torney.** Viktor Strauß wurde am 18. September 1809 in der weltfernen stillen Residenzstadt Bückeburg als der Sohn wohlhabender Bürgersleute geboren und nach dem frühen Tode der Eltern auf dem Pädagogium zu Halle erzogen. Neunzehnjährig veröffentlichte er ein Trauerspiel: „Katharina", trieb auch in Erlangen und Bonn mehr Poesie und Philosophie als sein juristisches Berufsstudium. 1832 trat er in den Staatsdienst seiner Heimat und zog mit seiner jungen Frau in das alte Familienhaus zu Bückeburg. Das 1835 erschienene „Leben Jesu" von David Strauß erweckte in ihm den Entschluß, ein vollständiges theologisches Studium durchzumachen, um zu erfahren, wer Recht habe: David Strauß oder sein Gegner August Neander. Dadurch gelangte er im Gegensatze zu dem Tübinger Professor von dem mythischen

zu dem historischen Christus. Was in jenen Jahren seine Seele bewegte, brachte er zum künstlerischen Ausdrucke in seinem Roman „**Theobald**“ (1839), der zur Zeit der Franzosenwirtschaft unter König Jérome in Westfalen spielt. 1840 zum Archivrat ernannt beteiligte er sich in den nächsten Jahren sehr eifrig an den kirchlichen und politischen Kämpfen der Zeit. In seiner Erzählung „**Das Erbe der Väter**“ spiegelten sich die Ereignisse von 1848 wieder, wie er sie in streng konservativem Sinne auffaßte, und 1854 erschienen seine in demselben Geiste gehaltenen Novellen u. d. T. „**Lebensbilder**“. Dazwischen gab er 1841 seine erste Sammlung „**Gedichte**“ heraus, die durchweg eine tiefe und wahre Empfindung atmen. Eine zweite Sammlung erschien 1843 u. d. T. „Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr“, unter denen manche (z. B.: „Bist du, Herr der Meere, nur mit uns im Nachen“) an die besten Schöpfungen der altkirchlichen Poesie erinnern. In das Jahr 1848 fällt das von mir in der Beilage Nr. 40 mitgeteilte Gedicht: „Auf Tod und Leben“, das gewissermaßen den Grundton seiner ganzen dichterischen Tätigkeit angibt. Vom fürstlichen Kabinettsrate, zu dem er in demselben Jahre ernannt wurde, rückte er 1850 zum Bundestagsgesandten in Frankfurt empor und blieb bis 1866 in dieser Stellung. Bald nach seinem Eintritt in die Bundesversammlung war er vom Kaiser von Österreich in den erblichen Adelstand erhoben worden und hatte seinem Namen den seiner Frau, von Torney, hinzugefügt. In die Frankfurter Zeit fallen auch die meisten seiner geistreichen Novellen, die zuerst im „Daheim“ und später gesammelt („Lebensführungen ꝛc.“) erschienen. Einige davon behandeln wichtige Zeitfragen in einem oft an Goethe erinnernden Stil (z. B.: „Ein armer Sünder“ — „Die Todesstrafe“). Andere sind völlig tendenzfrei, echt dichterische Kunstgebilde zum Teil von kulturhistorischer Bedeutung, die als Perlen unseres deutschen Novellenschatzes gelten dürfen, z. B.: „Tuvia Panti“ — „Das schöne Heidenkind“ — „Ein kurfürstlicher Besuch“. Der zweite seiner großen Tendenzromane: „**Altenberg**“ erschien 1865 und war gegen das spekulierende Großkapital und den selbstsüchtigen Industrialismus gerichtet. Auch zwei Epen („Richard“ und „Robert der Teufel“) und zwei Dramen („Gudrun“ und „Polyxena“) hat Strauß gedichtet. Seit 1872 lebte er in Dresden, wo er die schon vorher in Erlangen begonnenen chinesischen Studien fortgesetzt und mehrere gelehrte Werke („Über den altchinesischen Monotheismus“ ꝛc.) und Übersetzungen herausgegeben hat. Wegen seiner kirchenpolitischen und religionsphilosophischen Schriften wurde er 1882 von der Leipziger Universität zum Ehrendoktor der Theologie ernannt. 1899 starb er.

Oskar v. Redwitz.

Auch die drei Romane, welche **Oskar von Redwitz** (S. 395 ff.) in seiner letzten Lebensperiode verfaßte, verdienen an dieser Stelle Erwähnung. Eine ideal ethische Lebensauffassung herrscht in ihnen vor. Doch es fehlt darin die schöpferische Phantasie und die selbständige ureigene Gestaltungskraft. Dazu sind sie unter dem Druck eines folternden Leidens geschrieben. In „Haus Wartenberg“ behandelt er die Liebe zwischen den Angehörigen verschiedener Stände; in „Hymen“ eine unglückliche Ehe in den Kreisen des Highlife, in „Glück“ die soziale Frage. Dem Vorwurfe des letzten Romanes war er am wenigsten gewachsen. Das Buch verläuft in der trivialen Schlußmoral: „Viel Glück ist nützlich, aber zuviel Glück ist vom Übel.“

Pantenius.

Eine durchaus eigenartige Erscheinung unter den neuesten Romandichtern ist **Theodor Hermann**, wie sich der Kurländer **Pantenius** nach seinen Vornamen genannt hat. Als der Sohn des lettischen Volksschriftstellers und Pastors Wilhelm Pantenius wurde er am 22. Oktober 1843 zu Mitau in Kurland geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Berlin und Erlangen Theologie. In die Heimat zurückgekehrt ging er nach Petersburg, um sich eine gründliche Kenntnis der russischen Sprache und Literatur zu erwerben. Nachdem er mehrere Jahre als Hauslehrer gewirkt, ließ er sich 1870 in Riga nieder, wo er zuerst als Lehrer

Auf Tod und Leben.

Kampf auf Tod und Leben sey Allen angekündet,
Die sich wider Treu' und Recht freventlich verbündet,
Die, was uns zu Deutschen macht, frech uns wollen rauben,
Mütterwort' und Väterart, Sitte, Recht und Glauben.

Kampf auf Tod und Leben sagt! Kein Vertrag mit ihnen!
Lieber fallen für den Herrn, als dem Teufel dienen!
Wer für Recht und Glauben kämpft, kämpfet Gottes Kriege,
Und der Fall im Kampf des Herrn ist der Gang zum Siege.

Kommen kann's, wer weiß wie bald, daß sie wieder toben,
Daß Gewalt von Unten siegt übers Recht von Oben;
Mag es denn nach Gottes Rath über uns ergehen —
"Ehrlich wird der Galgen seyn, durch das Auferstehen."

Dieß ist eine Geisterschlacht, Freunde, die wir streiten,
Und die Heere Gottes stehn uns zu beiden Seiten.
Mag der Leib, der sterblich ist, der Gewalt erliegen,
Unsre Sach' ist Gottes Sach', und so muß sie siegen.

Liegt der Endessieg vielleicht auch in weiter Ferne,
Unser Auge hängt an ihm, wie am schönsten Sterne;
Unseren Gräbern wird einst ein Kranz entsprießen,
Wenn die Enkel hoch entzückt sich als Sieger grüßen.

Darum ausgeharrt im Kampf, muthig vorgedrungen,
Fest dem Feind in's Aug' geblickt, kühn mit ihm gerungen!
Kein Pardon genommen und kein Pardon gegeben!
Bis der Sieg errungen ist — Kampf auf Tod und Leben.

Victor von Strauß

„Auf Tod und Leben", Gedicht von **Victor von Strauss.**
In des Dichters eigenhändiger Niederschrift.
Nach dem Original im Kestner-Museum zu Hannover.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig

arbeitete, dann aber sich ganz der Journalistik zuwandte. Nachdem er drei Jahre die „Baltische Monatsschrift" redigiert und gleichzeitig Redakteur an der „Rigaischen Zeitung" gewesen war, ging er 1876 nach Leipzig und trat in die Redaktion des „Daheim" ein, als dessen Chefredakteur er 1891 mit dem Blatte nach Berlin übergesiedelt ist. Gleichzeitig gibt er „Velhagen & Klasings Monatshefte" heraus.

Seine Romane erschließen uns ein Stück deutschen Lebens, das in seiner Urwüchsigkeit und Tüchtigkeit uns bisher so fremd war, wie es uns räumlich fern liegt. Die schweren inneren und äußeren sozialen und politischen Konflikte, welche durch Kastengeist, Lettentum und Russentum innerhalb der nicht zahlreichen deutschen Bevölkerung Kurlands unablässig heraufbeschworen werden, geben eine ganz ungesuchte Würze für die Motive seiner Erzählungen wie für die eingeflochtenen Gespräche. Schon der erste Roman (1873): „Wilhelm Wolfschild" bekundete den Dichter. Insbesondere hebt sich aber sein zweiter auf baltischem Boden spielender Roman: **„Allein und frei"** (1875) durch einen frisch anmutenden gesunden Realismus, scharfe, die Figuren unvergeßlich einprägende Charakteristik, psychologisch tiefe Entwickelung und eine ernste Lebensanschauung aus der Masse der Tageserscheinungen merklich heraus. Das Vorzüglichste, was Pantenius im Anfange seiner dichterischen Tätigkeit geleistet hat, ist in den u. d. T. **„Im Gottesländchen"** erschienenen Erzählungen enthalten. Besonders bietet die Geschichte: „Um ein Ei" — abgesehen von dem lokalen kulturhistorischen Interesse — auf engstem Raume ein so meisterhaft komponiertes, ergreifendes Seelengemälde dar, wie wir ihrer wenige in der deutschen Literatur besitzen. Der Roman: **„Im Banne der Vergangenheit"** zeugt von einem bemerkenswerten Fortschritt in der Komposition gegenüber den beiden Erstlingswerken des Verfassers. Über die Art der Lösung des Knotens durch ein ganz ungewöhnliches Naturereignis kann man verschiedener Ansicht sein: sie hat in ihrem jähen Auftreten und alles vernichtenden Charakter allerdings etwas Verstimmendes für Leser, die von jedem Buche mit einem angenehmen Eindrucke und mit der Erinnerung an glücklich zustande gekommene Ehen scheiden wollen; aber sie ist doch durch den inneren und äußeren Gang der Ereignisse ausreichend begründet und regt durch ihren unerwarteten Charakter zum Nachdenken viel entschiedener an als der matte Schluß so vieler Romane. Von Tendenz ist in diesen Erzählungen keine Spur. Des Verfassers Ansichten in betreff seines Vaterlandes ergeben sich aus den Schicksalen seiner aus dem Leben gegriffenen

Allein und frei.

Th. K. Pantenius

Abb. 231. Theodor Hermann Pantenius.
Nach einer Photographie von 1894.
Unterschrift eines Briefes an den Verfasser.

Gestalten ungesucht und ohne unwahre Zeichnung, und obgleich ein entschieden christlicher Zug durch sie alle geht, der gelegentlich kräftig zu Tage tritt, drängt er sich doch nirgends in gemachter und erzwungener Weise auf. — In dem 1881 erschienenen Roman: „**Das rote Gold**“, welcher in der alten Hansestadt Riga (Hansaburg) spielt, veranschaulicht Pantenius die dämonische Macht des Reichtums über den Menschen gegenüber dem Segen treuer stiller Arbeit in einer Reihe scharf umrissener, sich dem Leser unverlöschlich einprägender Gestalten, die alle frisch aus dem Menschenleben herausgegriffen und treu danach gezeichnet sind. — Sein Roman: „**Die von Kelles**“ (1885) spielt ebenfalls in des Verfassers baltischer Heimat, aber im 16. Jahrhundert, als die heutigen Provinzen Liv-, Kur- und Estland den gemeinsamen Namen Livland führten und zum größten Teil dem Deutschherren-Orden angehörten. Es ist ein ergreifendes Geschichtsbild, das sich durch ein bis ins kleinste treu gewahrtes Zeit- und Lokalkolorit ebensosehr wie durch sittlichen Ernst und poetische Gestaltungskraft weit über die meisten historischen Romane der Gegenwart erhebt. Wir lernen darin Pantenius auch als lyrischen Dichter kennen. Das Lied, welches durch das Leben Barbaras, der Tochter Johanns von Tedingheim, wehmutsvoll hindurchklingt, ist nicht ein Volkslied, wofür man es vielfach gehalten hat, sondern des Verfassers eigene Schöpfung. Der Liebe Lust und Leid, die sie erfahren sollte, kommt in den beiden folgenden Strophen zum stimmungsvollen Ausdruck:

Das rote Gold.

Die von Kelles.

„O, du mein herzallerliebster Schatz,
Ein Brünnlein hör' ich springen,
Wer einen lieben Buhlen hat,
Mag wohl mit Freuden singen.

O, du mein herzallerliebster Schatz,
Nun geht es an ein Scheiden.
Wer einen lieben Buhlen hat,
Viel Kummer muß er leiden.“

Seine 1892 erschienenen „Kurländischen Geschichten“ reihen sich den Erzählungen: „Im Gottesländchen“ ebenbürtig an. Eine derselben: „Arent Claessens Neujahrsgeschenk“ schildert in erschütternder Weise eine Episode aus einer furchtbaren russischen Hungersnot.

Unter den Ersten in der Erzählungskunst hat sich schnell **Georg Freiherr von Ompteda** (geb. 1863 zu Hannover, lebt als Kammerherr in Dresden) einen Platz errungen. Meist sucht er unter dem modernen Adel seine Stoffe, für dessen Wiedergeburt er kraftvoll eintritt. Nicht Vorrechte, sondern Pflichten soll er aus seinem Stande ableiten und sich durch Arbeit im modernen Leben seine Stellung erringen. Mit den Novellen „Freilichtbilder“ (1891) begann er, Romane wie „Drohnen“ (1893), „Sylvester von Geyer“ (1897), „Monte Carlo“ (1901) u. a. folgten. Den größten Erfolg hatte „Eysen, Deutscher Adel um 1900“.

Ompteda.

Hanns v. Zobeltitz (geb. 1853 auf dem Gute Spiegelberg bei Topper i. d. Neumark, war Offizier, lebt als Redakteur des Daheim und der Velhagen & Klasing'schen Monatshefte in Berlin) schildert mit gewandter und fruchtbarer Feder allerlei Kämpfe der Menschenherzen im Leben der Gegenwart. Das Echte weiß er zum Siege zu führen („Talmi“ 1898), das Unechte in seiner Halbheit und Hohlheit offenbar zu machen. Unter seinen Romanen („Die ewige Braut“ 1894. „Senior und Junior“ 1895. „Ein bedeutender Mann“ 1900 u. a.) ist „Antje Bergholm“ (1898) der bedeutendste.

Zobeltitz.

Hervorragende Begabung für den historischen Roman wie für die kleinere Erzählung aus dem Volksleben zeigt **Karl Beyer** (geb. 1847 in Schwerin i. Meckl., lebt als evangelischer Pfarrer im Ruhestand zu Rostock). In seinem „Pribislav“ (1887), in „Anastasia“ (1888), „Um Pflicht und Recht“ (1893) „Ein Neubau unter Trümmern“ (1895) und „Die alte Herzogin“ (1899) entwirft er in fesselnder Darstellung Bilder aus bewegter Zeit, während er in der Erzählung „Grethenwäschen“ (1892), in der „Geschichte vom kleinen Buckligen“ (1894) und anderen kleinen Erzählungen Typen aus dem Leben des niederdeutschen Volkes aus

Karl Beyer.

tiefem Gemüt lebensvoll zeichnet. So gehört er zu den besten christlichen Erzählern der Gegenwart.

In eigenartiger, christlich vertiefter Weise behandelt **August Sperl** (geb. 1862 in Furth) den historischen Roman. Amberg, die Hauptstadt der bayrischen Oberpfalz, in welcher er als Archivsekretär lebt, und ihre Umgegend, der alte Nordgau an den Hängen des Böhmer- und Bayerwaldes ist der Schauplatz seiner ersten Erzählung: „Die Fahrt nach der alten Urkunde“ (1893), welche die durch fünf Jahrhunderte bewährte Treue eines edlen deutschen, aus Böhmen stammenden Geschlechts in fesselnden „Geschichten und Bildern“ verherrlicht. Das gleiche Thema liegt seiner größeren „Dichtung“: „Die Söhne des Herrn Budiwoj“ (1896) zu Grunde. Sperl schildert darin die Kämpfe des Deutschtums und Slaventums im Lande der Libussa zur Zeit des Interregnums, so wie die vorreformatorische, durch die Waldenser entstandene evangelische Bewegung. 1901 erschien der historische Roman „Georg Portner“. A. Sperl.

Nur wenige Dichter der Neuzeit haben die **Novellen** zu gleicher künstlerischer Vollendung gebracht wie Heyse. Doch sind neben ihm vor allem zwei bedeutende Dichter von unvergänglichem Wert zu nennen: Ludwig und Storm.

O. Ludwig.

Abb. 232. Otto Ludwig.

Otto Ludwig, dessen „Thüringer Naturen“ bereits früher (S. 452) erwähnt worden sind, wurde am 12. Februar 1813 zu Eisfeld, einem kleinen Landstädtchen im Herzogtum Meiningen, als Sohn des Stadtsyndikus geboren und verlebte, früh verwaist, eine harte, freudlose Jugend in engbeschränkter Umgebung und gedrückten, ärmlichen Verhältnissen. Seine fruchtbare, aber unstete Phantasie schuf eine Traumwelt in ihm und um ihn, ohne ihn über den Alltagsjammer seines eine Zeitlang hinter dem Ladentische zugebrachten Daseins zu erheben. Da ermöglichte es ihm der Herzog von Meiningen, nach Leipzig zu gehen, wo er unter Mendelssohn Musik zu studieren begann, für die er einen besonderen Beruf zu haben glaubte. Als er endlich erkannte, daß er sich darin getäuscht, wandte er sich um so eifriger der Dichtung zu. Es war die Zeit des „jungen Deutschlands“; aber „dieses von aller Pietät verlassene Wesen“ stieß ihn ab. Einige kleinere dramatische Versuche lenkten

Eduard Devrients Aufmerksamkeit auf ihn und bahnten ihm den Weg nach Dresden. Dort entstand 1849 das Trauerspiel: „Der Erbförster", dem 1852 ein zweites: „Die Makkabäer" folgte (S. 526). Der Erfolg dieser Dramen hatte dem Dichter kaum eine ruhmvolle Laufbahn eröffnet und ihm ermöglicht, die lang ersehnte Ehe zu schließen, als ihn eine grausame Krankheit auf ein viele Jahre währendes Siechbett niederwarf, das er mit rührender, auf inniger Herzensfrömmigkeit beruhender Geduld ertrug, und das ihn nicht abhielt, bis an seinen Tod geistig tätig zu sein. Seine bedeutendsten Erzählungen entstanden in dieser Zeit. Die letzten dramatischen Arbeiten mußte er unvollendet zurücklassen. Am 25. Februar 1865 wurde er durch den Tod von seinem Leiden erlöst. Eine liebenswerte, einfache und doch so geistestiefe Persönlichkeit!

Novellen.

Bereits im Jahre 1842 hatte Ludwig eine Novelle: „Maria" gedichtet, aber erst die in den Rahmen der Dorfgeschichte hineinpassende humoristische Erzählung: **„Die Heiterethei"** (1854) und ihr Widerspiel „Aus dem Regen in die Traufe" hatte einen durchschlagenden Erfolg. Sie gehört zu den „Thüringer Naturen" und zeigt in der Geschichte zweier Kraftmenschen, die zugleich zwei Kraftseelen sind, wie der Trotz der Liebe gebrochen wird. Es gibt kaum ein anderes Bild, in welchem uns die tiefernste Keuschheit des weiblichen Wesens so vollkommen entgegen tritt, in dem so anschaulich geschildert wird, wie Überhebung und falscher Stolz gedemütigt und endlich durch die Liebe überwunden werden. Die darauf folgende Novelle: **„Zwischen Himmel und Erde"** (1856) ist unzweifelhaft sein reifstes Werk und von bleibendem Wert, in welchem das Thüringer Kleinleben mit einer meisterhaften, durch keine reflektierende Tendenz beirrten Treue dargestellt wird. Sehr viele sehen in dieser ergreifenden Erzählung nur eine Tragödie des Bruderhasses, die sich in ihren Hauptmomenten hoch oben auf dem Kirchtum von St. Georg, in der Dachluke und auf dem Gerüste des Schieferdeckers abspielt. Aber vor allem die Liebe des gequälten Weibes zum Bruder ihres im Innersten unwahren Mannes, der redliche und erfolgreiche Kampf der beiden reinen Menschen, die, nicht ganz ohne eigne Schuld voneinander getrennt, auch nach dem Tode des Elenden neben- und miteinander leben, geschieden durch das Entsetzliche, was sie erlebt, und doch im trautesten Verein der Seelen, das alles ist meisterhaft und mit unübertroffener Zartheit des sittlichen Empfindens geschildert. Ein seltenes Beispiel innigster Verbindung realistischer und idealer Kunst!

Theodor Storm.

Einer unserer geistreichsten und feinsinnigsten Erzähler war der Nordfriese **Theodor Storm** (S. 383). Geboren am 14. September 1817 zu Husum im Herzogtum Schleswig ließ er sich nach Vollendung seiner juristischen Studien in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder, trat aber 1853 infolge seiner Beteiligung an der deutschen Bewegung der Elbherzogtümer in preußische Staatsdienste und lebte zuerst als Assessor in Potsdam, dann als Kreisrichter zu Heiligenstadt im Eichsfelde im Gefühl der Verbannung in steter Sehnsucht nach seiner nordischen Heimat, mit der er unlöslich verwachsen war. 1864 nach der Befreiung Schleswig-Holsteins kehrte er als Landvogt des Amtes Husum in seine Heimat zurück, wo er auch nach der Justizreorganisation des Jahres 1867 als Amtsrichter verblieb. Seit dem Frühjahr 1880 zog er sich als pensionierter Amtsgerichtsrat nach dem Kirchdorfe Hademarschen in Holstein zurück, wo er in einem selbsterbauten Hause bis an seinen Tod (4. Juli 1888) in fortdauernder Schaffensfreudigkeit dichterisch tätig war.

Die ganze künstlerische Eigenart Storms, das Sehnsuchtsvolle, Passivische, die düstere Grundstimmung, die dem Dithmarschen und seiner nebelschweren, rauhen Natur eigen ist, dazu der merkwürdige Hang zur Resignation, das alles spiegelt sich schon in seiner Erstlingsschöpfung, der märchenhaft duftigen Erzählung **„Immensee"** (1850) wider. Hier ist das Thema von der Entfremdung zweier Liebender, das nachher in „Angelika" (1855) feiner und psychologisch vertieft behandelt worden, zuerst angeschlagen, und es hat ihn sein Leben lang beschäftigt, wie die Novellen

„Drüben am Markt“ (1860), „Abseits“ (1863), „In St. Jürgen“ und „Eine Malerarbeit“ (1867) beweisen. Man darf ihn aber danach nicht endgültig beurteilen. Wohl zeigt sich hier schon seine wunderbare Gabe, durch das, was er unausgesprochen läßt, noch mehr zu wirken als durch das, was er sagt, aber eine romantische Weichheit herrscht noch vielfach darin vor. In Heiligenstadt entstand dann eine Reihe seiner stimmungs- und wirkungsvollsten Novellen. Ich hebe daraus hervor: „Abseits“ und „Unter dem Tannenbaum“, die beide das Weh um die Fremdherrschaft in der schleswig-holsteinischen Heimat durchklingen lassen, ohne dieses Motiv doch irgendwie tendenziös auszubeuten.

In zwei weiteren Novellen: „Späte Rosen“ und „Veronika“ hat Storm psychologische Probleme des ehelichen Lebens mit großer Feinheit und tiefer Herzenskenntnis behandelt. Ein anderes eheliches Problem, das der zweiten Ehe, hat er 1873 auf Grund eigener Erfahrung in der Novelle: „Viola tricolor“ (Stiefmütterchen) dargestellt. Ganz eigenartig ist darin die Stiefmutter aufgefaßt: nicht als die Leiden bereitende, wie im Märchentypus, sondern als die leidende und klagende, aber zuletzt doch siegende und Mann wie Kinder tiefbeglückende Frau. In diesen und in allen späteren, seit 1866 entstandenen Novellen gibt sich eine entschiedene Wandlung kund. Das Resignationsmotiv bleibt meist fort, oder, wo es doch noch auftritt, ist es besser begründet und vertieft als in den Erinnerungsgeschichten der früheren Zeit. So in der wieder zu Husum spielenden Novelle: „In St. Jürgen“, die uns wehmütig, aber doch nicht trostlos berührt. Wohl ist das von den jungen Liebenden einst erhoffte Glück ihnen versagt geblieben; aber nicht durch ihre Schwäche haben sie es verscherzt, sondern durch eine höhere Macht, „die des Menschen Willen zwingt“, ist es ihnen vorenthalten worden. Ganz sonnenumleuchtet und glückdurchstrahlt ist dagegen die duftigste aller Stormschen Novellen: „Psyche“ (1875), die im Jubeltone schließt: „Und am Himmel draußen stand in vollem Glanze die Sonne, noch immer die Sonne Homers, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenglück.“

Abb. 233. Theodor Storm.
Nach einer Photographie aus seinen letzten Lebensjahren.

Und wie versteht es Storm, das deutsche Heim und das stille Walten der Frau in engen Verhältnissen dichterisch zu verklären! Von wie sonnigem Humor ist die prächtige Novelle: „Beim Vetter Christian“ (1872) umflossen, die mit Recht ein „Kabinettsstück intimster behaglichster Genre- und Kleinmalerei“ genannt worden ist! Wie gern läßt man sich in die anmutig verschnörkelte, gute alte Zeit zurückführen, wenn es so sinnig geschieht wie in den „Söhnen des Senators“, deren Zwist um den Familiengarten in befriedigendster Weise gelöst wird!

In Storms weiteren Erzählungen herrscht meist ein tief tragischer Zug vor, dem, seiner allem Religiösen abgewandten Weltanschauung entsprechend, jeder versöhnliche Gedanke fehlt, von seiner genialen Dichtung: „Aquis submersus“ (1875) bis

zu seiner letzten, kurz vor seinem Tode veröffentlichten Novelle: „Der Schimmelreiter" (1888). Die erstgenannte wie noch drei andere („Renate" — „Eekenhof" — „Die Chronik von Grieshuus") spielen auf der Wende des 17. zum 18. Jahrhundert. Mit einer fünften: „Ein Fest auf Haderslevhuus", die ins Mittelalter zurückführt, bilden sie einen Cyklus chronikartiger Novellen, welche später unter dem Gesamttitel: „Vor Zeiten" vereinigt erschienen. Diese fünf Erzählungen sind in einem durchaus originellen, altertümelnden Stil geschrieben, welcher — aus feinster Anempfindung nachgedichtet — meisterhaft das kulturhistorische Kolorit und den Ton jener vergangenen Zeiten wiedergibt, ohne doch in Manier zu verfallen. Dem „Schimmelreiter" liegt ebenfalls ein schwermütiges Motiv zu Grunde: der Untergang eines trefflichen Mannes, des Deichgrafen Hauke, der mit Weib und Kind in den Wogen der fürchterlichen Sturmflut vom Jahre 1753 umkommt. Nicht minder erschütternd wie diese düsteren Geschichten aus alter Zeit ist die in „Carsten Curator" vorgeführte Familientragödie, in welcher ebenfalls durch die Zerstörungskraft der empörten Flut die letzte Katastrophe herbeigeführt wird. Und doch zeigt gerade auch diese unerbittlich herb durchgeführte Geschichte so recht, wie es nicht ein trostloser Pessimismus war, der Storms Feder leitete, sondern die sich ihm aufdrängende Tatsache des vorherrschenden Übels in der Welt, die Wahrheit der rauhen, bitteren Wirklichkeit; ja der Schluß der Geschichte zeigt, daß er auch für das Lichtfünkchen, welches durch alles Elend hindurchschimmert, wohl ein Auge hatte. Denn auch für das Christentum, dem er persönlich fern stand, hatte er in seiner Objektivität und tiefen Menschenkenntnis ein Verständnis und wußte es zuweilen bei den Frauen treffend in seiner Macht zu schildern.

Vor Zeiten.

Der Schimmelreiter

Carsten Curator.

Die Mutter und die Seele des gesamten dichterischen Schaffens Theodor Storms war seine seelenvolle Lyrik, wie er selbst bezeugt, wenn er sagt: „Meine Novellistik hat sich aus der Lyrik entwickelt." Den Grundton beider hört man durch sein tiefempfundenes Lied auf Husum, wo er geboren war und wo er begraben liegt, hindurchklingen:

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer!
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer!

Storm gehört zu den edelsten uud besten deutschen Dichtern, denen es gegeben ist, das Herz jedes rein und warm empfindenden Menschen aufs tiefste zu ergreifen. Er verstand eben alle Regungen der menschlichen Seele, und die besten wußte er künstlerisch darzustellen. Denn er kennt das Wesen echter Lyrik, wie uns aus den Worten entgegentritt: Am vollendetsten erscheint mir das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht.

Stifter.

Einen großen Erfolg hatte der österreichische Dichter **Adalbert Stifter** (1806 in Oberplan im südlichen Böhmen geboren, 1868 als Schulrat in Linz gestorben), dessen „**Studien**" der rasch fortschreitenden Handlung zwar entbehren, aber mit liebendem Eingehen die Natur und die Welt des Gemütes gleich meisterhaft und reizvoll schildern und den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen beiden feinsinnig darlegen. Novellen, wie der „Hochwald", der „Hagestolz" und „Aus der Mappe meines Urgroßvaters", sind anmutige Dichtungen, zu denen man von den spannenden Erzeugnissen so mancher anderer Dichter immer gern zurück-

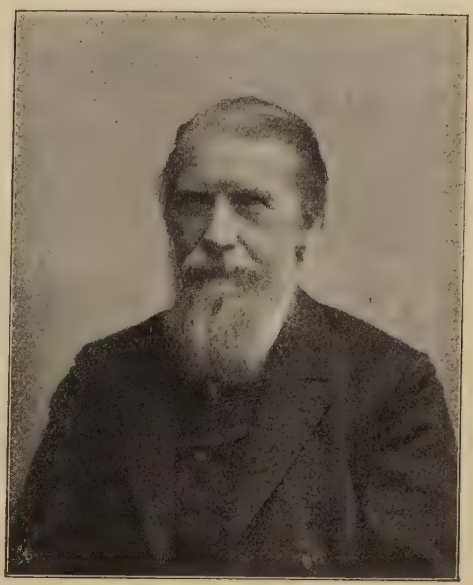
kehrt. Unter den für die Jugend bestimmten „bunten Steinen" ist die Erzählung „Bergkrystall" ausgezeichnet, ebenso einige aus seinem Nachlaß. Erheblich schwächer sind seine Romane: „Der Nachsommer" und „Witiko".

An Heyses Novellen erinnern die seines Freundes **Adolf Wilbrandt**, den wir noch später als Dramatiker kennen lernen werden: sie sind Muster einer leichten und anmutigen Erzählungsweise, die von Anfang an fesselt und oft in einer an das Lustspiel erinnernden Fortführung und Lösung den Leser bis zum Schluß nicht losläßt. In seinen Romanen („Geister und Menschen", „Der Dornenweg") huldigt er der sensationellen Mode. In anderen („Adams Söhne") ermüdet er durch seine Breite. Adolf Wilbrandt.

Unter den jüngeren Erzählern der Gegenwart ist **Hans Hoffmann** (geboren 27. September 1848 in Stettin, lebt in Wernigerode), der am tiefsten und innerlichsten angelegte, sei es, daß er uns Geschichten aus Corfu erzählt („Im Lande der Phäaken" — „Neue Corfugeschichten"), sei es, daß er uns in seine pommersche Heimat („Von Frühling zu Frühling", „Geschichten aus Hinterpommern") führt. Vorzüglich versteht er es auch, den unfreiwilligen Humor des Lehrerlebens in einer Reihe von Originalen zu zeichnen. Seine Novellen, die unter dem Titel: „Das Gymnasium zu Stolpenburg" vereinigt sind, und die größere Erzählung: „Iwan der Schreckliche und sein Hund" sind kleine Meisterstücke der modernen Novellistik. Unter seinen Romanen ist **„Der eiserne Rittmeister"** der bedeutendste, wenn er auch dem Geschmack des Durchschnittspublikums nur wenig entsprechen dürfte, da er auf jede Spannung im gewöhnlichen Wortsinn verzichtet. Er spielt in der bewegten Zeit vor der preußischen Erhebung gegen Napoleon in einer kleinen Weichselstadt, ist aber mehr ein psychologischer als ein historischer Roman, und schildert die 1806—13 vorgegangene „Wandlung der deutschen Volksseele" mit überzeugender Lebenstreue. — Eine lyrische Selbstbiographie hat Hans Hoffmann in seinen u. d. T. **„Vom Lebenswege"** erschienenen Gedichten seinen Freunden dargeboten. Hans Hoffmann.

Der **Humor** ist nur schwach in unserer modernen Dichtung vertreten, obgleich manche Literarhistoriker von zahlreichen humoristischen Romanen zu reden wissen.

Der tiefgründigste und gemütvollste deutsche Humorist ist **Wilhelm Raabe**, geb. den 8. Sept. 1831 in Eschershausen im Braunschweigischen. Er widmete sich anfangs dem Buchhandel, studierte dann in Berlin und errang 1857 unter dem Decknamen Jakob Corvinus durch seinen ersten Roman, die „Chronik der Sperlingsgasse", großen Erfolg. Seitdem lebt er in Braunschweig und ließ in unerschöpflicher Kraft manche schöne Erzählung folgen, doch ohne bei der großen Menge die verdiente Anerkennung zu finden. War das Erstlingswerk noch etwas süßlich und sentimental, so schlug er in „Unsres



Wilhelm Raabe.

Abb. 234. Wilhelm Raabe.

Herrgotts Kanzlei" (1862), den „Leuten aus dem Walde" (1863), dem „Hungerpastor" (1864), „Abu Telfan" (1867), „Schübderump" (1870) u. a. bald kräftigere Töne an. Überall geht er dem Echten, Ursprünglichen, Volkstümlichen und Originellen nach und erfaßt es vornehmlich da, wo unter schlichtem Kittel ein echtes Herz schlägt. Für Landpastoren, Konrektoren und Lehrer, deren entsagungsvollem Leben er wahre und warme Züge abzulauschen weiß, hat er eine Vorliebe, und überall fesselt die tiefgemütvolle Auffassung des Kleinlebens, das heiße Erbarmen mit den Gedrückten, Einsamen und Einfältigen und seine ideale Weltanschauung, die uns in allem Elend des Lebens zuruft: „Sieh nach den Sternen!" In seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln erinnert er an Jean Paul. Auch seine besten späteren Romane: „Deutscher Adel" und „Alte Nester" (1880), die des Ergötzlichen sehr viel enthalten, zeugen dafür. Bisweilen freilich ist des krausen Schnörkelwerkes etwas viel. Selbst in den Titeln ist er oft sonderbar. So heißt eines seiner Bücher (1891) „Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte". Aber in seinen neuesten Romanen: „Gutmanns Reisen" (1892) und „Kloster Lugau" (1894) tritt die Manier wieder mehr zurück, und man kann sich seines guten Humors ungestört freuen. — Von **Heinrich Steinhausen** als Humoristen ist schon S. 440 gesprochen.

Friedr. Theod. Vischer.

Als Siebziger trat der berühmte Ästhetiker **Friedr. Theod. Vischer** (geb. den 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg, Professor der Ästhetik und Literatur in Tübingen und Stuttgart, † 14. Sept. 1887 zu Gmunden) mit einem humoristischen Roman auf. Dieser Roman: **„Auch einer"** (1879) sollte „eine zweite verbesserte Auflage Jean Pauls" sein. In der Tat wird man beim Lesen des Vischerschen Romans an manche Vorzüge, viel mehr aber an die Schrullen Jean Pauls erinnert. Das Leitmotiv für das sehr umfangreiche Buch ist ein endloser Schnupfen, an welchem der Held leidet, dessen Namen Albert Einhart man erst im zweiten Bande erfährt. Eine Anzahl an sich hübscher und launiger Einfälle wird zu Tode gehetzt; und auch die vielen geistreichen Gedanken, welche das Tagebuch A. E.s enthält, ermüden, weil sie die an sich sehr dürftige Handlung, mit der sie absolut nichts zu tun haben, in störender Weise unterbrechen. — Vor diesem Romane war Vischer mit zwei anderen komischen Dichtungen aufgetreten. Unter dem Namen Philipp Scharten-mayer hatte er im Biedermannstone den „Deutschen Krieg von 1870/71" besungen und als Mystifizinski im „Faust, der Tragödie dritter Teil" den Goethekultus, insonderheit die Ausbeuter des zweiten Teiles von Goethes „Faust" (vgl. S. 137) verspottet. In seinen „Lyrischen Gängen" (1882) kommen die Ansichten des extremen Hegelianers in formvollendeten Gedichten unverschleiert zum Ausdruck.

Holteis Romane.

Zu den älteren Humoristen gehört vor allen Holtei. In dem vierbändigen Romane: „Die Vagabunden" (1851) schildert **Karl von Holtei** (vgl. S. 382. 540 f.) in lustigem Tone seine Irrfahrten als Theaterdichter und Schauspieler, daneben aber das ganze Künstlerproletariat, „alles was gaukelt und sich sehen läßt für Geld". Doch auch bedeutende Künstlergestalten wie Ludwig Devrient und Paganini sind in das bunte Treiben hineinverwoben, das oft leichtfertig und leichtsinnig, aber durchweg sehr lebensgetreu sich darin abspiegelt. Hie und da etwas weinerlich, auch wohl geschwätzig, aber doch reich an gemütvollem Humor und dabei kulturhistorisch interessant ist sein breit angelegter Roman: „Christian Lammfell" (1853), dessen Handlung durch drei Generationen (1756—1848) hindurch geht. — Auch

Hackländer.

Hackländer (1816—77) kann hierher gerechnet werden. Von seinen zahlreichen, gewöhnlich sehr oberflächlich hingeworfenen Arbeiten bieten seine „Wachtstuben-abenteuer" und sein „Soldatenleben im Frieden" (1841) ein frisches Abbild seiner eigenen Kasernenerfahrungen, während er in dem Romane: „Handel und Wandel" seine kaufmännischen Erlebnisse dargestellt hat. Zuweilen mischen sich in seine Romane frivole Züge, die an Kotzebue, sogar an Clauren erinnern; reich daran ist sein „Europäisches Sklavenleben" (1854) und manche seiner kleineren Er-

zählungen. — Einen köstlich gesunden Humor offenbarte der Westpreuße **Rudolf Reichenau** (1817—1879) in seinem prächtigen Buche: „Aus unsern vier Wänden", das alt und jung gleicherweise ergötzt. Rudolf Reichenau.

Alle diese Humoristen werden überragt von dem Mecklenburger **Fritz Reuter**, der durch seine urfrischen, gesunden Dichtungen sich in kurzer Zeit ganz Deutschland eroberte, obgleich dieselben in einer Mundart des von nur etwa neun Millionen Menschen gesprochenen Plattdeutschen geschrieben sind, das durch ihn erst zur Literatursprache erhoben wurde.

Reuter.

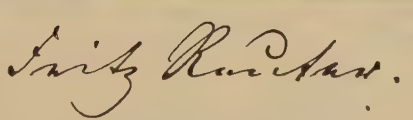


Abb. 235. Fritz Reuter.
Nach einer Photographie von 1872.

Fritz Reuter, geboren am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, wuchs bis zum vollendeten vierzehnten Jahre im elterlichen Hause heran unter der Leitung seines ehrenhaften, schroffen, aber dabei doch liebevollen Vaters, des Bürgermeisters von Stavenhagen. Originelle, naturwüchsige Personen waren seine dortigen Lehrer. Auf dem Gymnasium, zuerst in Friedland, dann in Parchim, kam er nur langsam vorwärts, obgleich er nicht gerade zu den schlechtesten Schülern gehörte. Interessant ist sein Anteil an der Bekämpfung der im Jahre 1830 sogar nach Parchim vorgedrungenen Revolution. Zum Schutz der friedliebenden Bürger ward dort eine „Kommunalgarde" errichtet, in welcher der Primaner Fritz Reuter mit seinem Direktor Dienste tat. Auf der Universität Rostock überließ er sich einem müßigen, ausschweifenden Leben und verfiel dem Trunke, von dem er seitdem nie wieder loskommen konnte. In Jena gehörte er der Burschenschaft „Germania" an und wurde nur deshalb und „weil er am hellen lichten Tage in den deutschen Farben herumgegangen sei", infolge der 1832

ausgebrochenen Demagogenverfolgung zuerst zum Tode verurteilt, dann zu 30jähriger Festungsstrafe begnadigt und sieben Jahre lang von Festung zu Festung geschleppt, bis er 1840 durch Friedrich Wilhelm IV. freigelassen wurde. Über seine Erlebnisse in der Gefangenschaft gibt einigen weiteren Aufschluß die Ausgabe seiner Briefe an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit von Franz Engel. Diese ungerechte Behandlung, die seine Lebensentwickelung aufs grausamste störte, verbitterte ihn aber so wenig, daß er sie später mit dem liebenswürdigsten Humor und echter, dem Feinde vergebender Güte in seinem prächtigen Buche: **„Ut mine Festungstid“** erzählen konnte. Endlich befreit lebte er zehn Jahre als „Strom“, wie man in seinem Vaterlande einen Ökonom nennt, d. h. in Wahrheit, er bummelte und kam zu keiner festen Lebensstellung. Der Versuch, das juristische Studium wieder aufzunehmen, mißlang vollständig. 1841 ermahnte ihn sein Vater, endlich Ernst zu machen und seine „angebliche Abneigung gegen die Jurisprudenz zu überwinden“ — aber ohne Erfolg. Der Vater sollte keinen Umschwung zum Besseren, sollte seines Sohnes Ruhm nicht erleben. Am 22. März 1845, beinahe 59 Jahre alt, starb er. In der Skizze: „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ hat ihm sein Sohn warme, pietätvolle Worte der Liebe gewidmet und später ihm und seiner Mutter in Stavenhagen eine junge Eiche mit einer Gedenktafel als ehrendes Denkmal gesetzt, obgleich der strenge Mann in seinem Testament bestimmt hatte, daß Fritz „das auf ihn entfallende Kapital erst dann bekommen sollte, wenn er vier Jahre hintereinander sich von dem Laster der Trunksucht freigehalten hätte, bis dahin sollte er nur die Zinsen erhalten“. Fritz Reuter hat aber bis an sein Lebensende nicht die freie Verfügung über das ihm hinterlassene Vermögen erhalten. Auch seine Vermählung mit der trefflichen Luise Kunze, einer Pfarrerstochter (1851), erwies sich als von geringer Wirkung, obgleich er seitdem ein geregelteres Leben führte und sie durchweg auf ihn einen wohltätigen Einfluß übte. Sie regte ihn zum Schreiben an, sie half ihm sein erstes Buch: „Läuschen un Rimels“ (Schnurren und Reimereien) vertreiben; sie hielt bei ihm in guten und bösen Tagen mit unermüdlicher Geduld und Liebe aus. Denn dem ersten literarischen Erfolg entsprach in keiner Weise seine spätere Arbeit als Redakteur eines Unterhaltungsblattes und als Theaterdichter, und erst 1860 gelangte er in das rechte Fahrwasser und zum Beginn seiner erfolgreichen Dichtertätigkeit. Seine Frau war es, die ihn 1863 zum Umzuge nach Eisenach veranlaßte. Sie versprach sich davon leider zu viel — auch an dem fremden Orte hat er nie seine traurige Neigung überwinden lernen, und wie ein sehnsüchtiger Ruf nach Erlösung auch davon klang es, als er am 12. Juli 1874 mit den Worten: „Friede! Friede!“ und mit innigen Dankesworten gegen seine treue Frau aus dem Leben schied. Diese folgte ihm erst nach zwanzigjährigem Witwenstand im Jahre 1894. Ihre Villa hinterließ sie der Schillerstiftung zur Aufnahme von bedürftigen Schriftstellern. — Adolf Wilbrandt hat 1883 das Lebensbild Fritz Reuters entworfen.

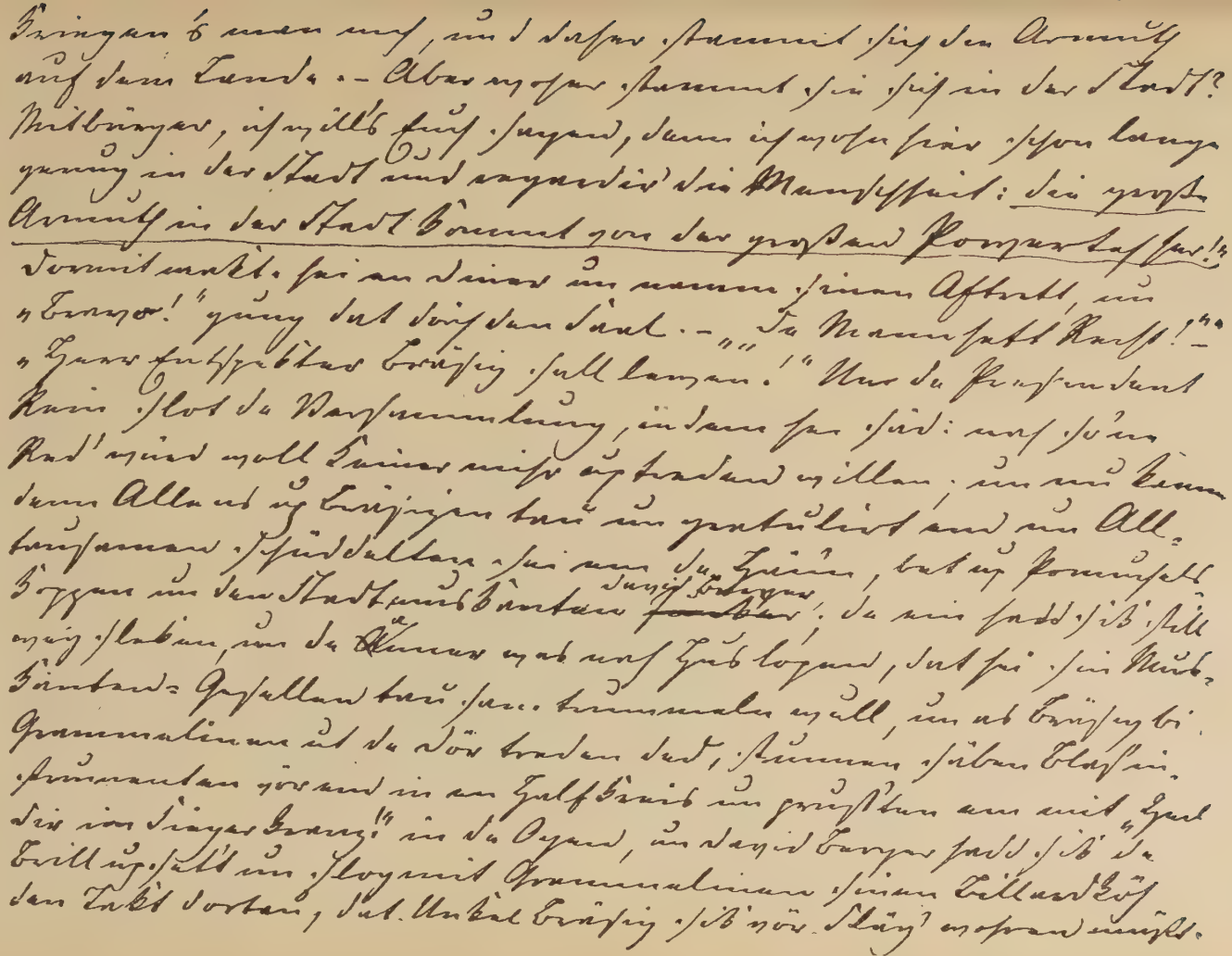
Festungstid.

Luise Kunze.

Luise Reuter.

Der größere Teil der Reuterschen Dichtungen ist unmittelbar aus dem Leben des Dichters hervorgegangen; daher diese bis auf den kleinsten Zug lebenstreue Darstellung, daher diese Originalmenschen von Fleisch und Blut, daher diese behäbig und gemächlich vor uns aufgerollten Bilder und Szenen, welche durch keine Tendenz getrübt sind. Auf seine Erstlingsversuche in Versen (darunter: „Kein Hüsung“) folgten 1859 **„Olle Kamellen“** (d. i. alte, längst bekannte Geschichten), mit denen Reuter zuerst sich eine literarische Bahn brach. Darin finden wir die reizende Skizze: „Woans (wie) ik tau 'ne Fru kamm“ und den kleinen Zeitroman: **„Ut de Franzosentid“** (1860), der in des Dichters Vaterstadt spielt und die Zeit, „wo der Deutsche im eigenen Lande schutz- und rechtlos, im eigenen Hause heimatlos war“, mit unendlichem Reichtum der Laune beleuchtet. Darauf folgte das schon erwähnte **„Ut mine Festungstid“** (1863) und gleich darauf sein wertvollster Roman: **„Ut mine Stromtid“** (1862—64), der an seine eigene, als „Strom“ verlebte Zeit erinnert. Das

Olle Kamellen.



Eine Seite aus Fritz Reuters eigenhändiger Niederschrift der „Stromtid", im Besitz der Hinstorffschen Verlagshandlung in Wismar.
Onkel Bräsigs Erklärung im Reformverein

ist ein Werk, welches sich denen der gerühmtesten englischen Humoristen älterer und neuerer Zeit, Sterne, Dickens, Thackeray, nicht nur ebenbürtig an die Seite stellt, sondern sie wohl noch übertrifft. Da ist alles frisch und gesund, und auf dem Ganzen ruht der „Zauber des naiven Behagens". Das sind Gestalten, die weit über die Grenzen der plattdeutschen Mundart hinaus lebendig geworden sind. Unter den vielen kernhaften Menschen dieses Buches ist aber vor allem der „immerite Entspekter Unkel Zacharias Bräsig" ein allgemeiner Liebling geworden: „de lütte Mann mit den rötlich Gesicht und de staatsche rode Näs, de hei wat in den Luft höll, up sine korten Beinings, de hellschen utwards stunnen und so leten, as wiren sei in dat lange Bavenliw verkihrt inschrawen worden." Ein Meisterstück ist seine Rede im Rahnstädter Reformverein: „Woher sich die große Armut in der Stadt stammt" (S. Beil. Nr. 41.). Aber nicht minder lebendig stehen vor unserem geistigen Auge der Pächter Hawermann un sin lütt Dirning, der ergötzliche Triddelfitz, die Frau Pasturin und ihr Mann, der gar keinen Zug von dem „Romanpfarrer" hat, der Gutsbesitzer Zamwell (Samuel) Pomuchelskopp, der alte Moses, Notorius Sluf'uhr und so viele andere. — Mit diesem Romane hatte Reuter sein Bestes geleistet. „Dörchläuchting" (1866), eine Art kulturhistorischer Erzählung, die zur Zeit des Siebenjährigen Krieges am Hofe von Mecklenburg-Strelitz spielt, und noch mehr „De Reis' nah Konstantinopel" (1868) stehen weit dagegen zurück. Aber die drei Bücher: „Franzosentid", „Festungstid" und „Stromtid" bekunden es, daß Reuter ein echter deutscher Dichter und der größte deutsche Humorist gewesen, und das wird ihm einen Platz im Herzen unseres Volkes wie im Schatze unserer Nationaldichtung sichern für alle Zeiten.

Heinrich Seidel.

Abb. 236. Heinrich Seidel. Nach einer Photographie. Unterschrift eines Briefes von 1892 an den Verfasser.

Um Fritz Reuter gruppierte sich schon bei seinen Lebzeiten eine üppig aufsprießende plattdeutsche Literatur, doch nur selten verbindet sich in ihr das Derb-Komische mit dem edlen Gehalt tiefer gemütvoller Weltanschauung. Überdem erwies sich die Mundart doch als eine Schranke. Um so willkommener war es deshalb allen Freunden des Humors, als ein Landsmann Fritz Reuters auftrat, der es verstand, Reuters Humor in hochdeutsches Gewand zu kleiden. Es war **Heinrich Seidel**. Am 25. Juni 1842 zu Perlin in Mecklenburg-Schwerin geboren entstammt er einem alten Pastorengeschlecht. Sein Urgroßvater hat den Generalfeldmarschall Moltke getauft. In seinen ersten Lebensjahren sprach er mit seinen Eltern ausschließlich plattdeutsch. Früh lernte er lesen und verschlang nun, was er von Büchern in die Hände bekommen konnte, vor allem Walter Scott. Aber

auf dem Gymnasium zu Schwerin kam er nicht vorwärts. Sehr lange Zeit dauerte es, bis er nach Tertia vorrückte. „Meine ganze Knabenzeit," erzählt er, „stand unter dem Schatten des ermunternden Wortes: „Ut em ward nix". Nur seine deutschen Aufsätze fanden Anerkennung. Seine Tätigkeit lag auf einem anderen Gebiete als dem der Schule. Unermüdlich durchstreifte er die Umgegend von Schwerin, sammelte Schmetterlinge, Steine und Muscheln und lernte die Stimmen und Nester der Vögel kennen. Auch für Physik und Chemie hatte er eine große Begeisterung und für alles Technische eine glückliche Hand. So kam es denn, daß, als er sich endlich für einen Beruf entscheiden mußte, da es im Gymnasium nicht länger ging, er seinen Freunden, die ihn fragten: „Gehste nu bei dei Stüer, or bei dei Post?" entschieden erklärte: „Ik ward Maschinenbuger." Und Maschinenbauer wurde er von der Pike auf. Langsam, aber sicher arbeitete er sich empor. So Tüchtiges leistete er in seinem Berufe, daß er sechs Jahre, nachdem er die Gewerbeakademie in Berlin besucht, mit der Konstruktion des eisernen Hallendaches auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin betraut wurde. Unterdes waren bis 1880, wo diese Arbeit zu Ende ging, bereits drei Bändchen seiner Geschichten und Gedichte erschienen. So beschloß er denn seine Stellung aufzugeben und nur seiner dichterischen Arbeit zu leben. Er hat es nicht bereut. Bändchen um Bändchen, bis jetzt zwölf, sind aus seiner fleißigen Feder hervorgegangen und haben wachsende Anerkennung unter den Freunden des Humors gefunden.

Reizend versteht Seidel es, die Natur zu beseelen. In alle seine Geschichten zwitschern die Vögel hinein, für die seine Menschen das ausgesprochenste Interesse haben. Darum nennt er auch seine Novelle „Odysseus" eine Vogel- und Menschengeschichte. Keine großen Konflikte, keine psychologischen Probleme begegnen uns in den Seidelschen Geschichten, aber auch nichts Erzwungenes, alles ist schlicht, gesund und erfreulich. Sinnige, träumerische Naturen treten uns in seinen Erzählungen entgegen. Ihnen erblüht die Rose des Glückes, und sie erfreuen sich an ihrem Duft. So der Held im „Rosenkönig" und viele andere. Die prächtigste Figur unter den Seidelschen Sonderlingen ist **„Leberecht Hühnchen"** (1888), ein treues Gemüt mit einer Genügsamkeit, die auch die einfachsten Dinge herrlich findet, ja auch das Unbequeme und Unangenehme zu etwas wunderbar Interessantem zu stempeln und zur Erhöhung seines Glückes zu gebrauchen weiß. Papa Hühnchen ist in noch rüstigem Alter Schwiegervater geworden, und in einem folgenden Bande wird er uns als Großvater vorgeführt. Alle diese kleinen Genrebilder aus einem friedfertig idyllischen Familienleben in der Großstadt oder in deren Nähe sind von köstlichem Frohsinn erfüllt. Es fehlen aber auch die Schatten nicht. Als das erste Großkind stirbt, versteht der Humorist Seidel ebenso tiefe Töne des Schmerzes anzuschlagen wie sein großer Landsmann Reuter. Doch der unverwüstliche Sonnenschein kommt wieder zum Durchbruch in dem neuen Hause, das Hühnchen sich ganz nach seinen Ideen und Neigungen gebaut, und in das er auch seine verheirateten Kinder mit aufnehmen kann. Und als dann zum Ersatz des gestorbenen ein zweites Kind in dem neuen Heim geboren wird, tanzt er nicht mehr, wie bei der Geburt des ersten, den „Indianertanz" mit seinem Schwiegersohn, aber er freut sich still und herzinniglich.

Leberecht Hühnchen.

Ein Humorist verwandten Grades ist **Johannes Trojan.** Am 14. August 1837 zu Danzig geboren studierte er zuerst Medizin, dann Germanistik in Berlin und Bonn, widmete sich aber seit 1862 ganz der Schriftstellerei in Berlin, wo er als Redakteur des „Kladderadatsch" lebt. Einen erfreulichen Einblick in sein elterliches Haus und seine Jugendentwickelung gewährt das Lebensbild seines Vaters, das er u. d. T. „Ein Kaufmann von alter Art" in der Sammlung von Erzählungen: „Von einem zum andern" mitteilt. Zugleich lernt man daraus wie aus einigen andern Stücken („der Heimatgarten" — „Ostererinnerungen" 2c.) seine alte herrliche Vaterstadt, an der er noch mit ganzer Seele hängt, kennen und lieben. Das tiefe

Johannes Trojan.

Gemüt des Dichters, das sich in diesen Heimatliedern offenbart, beseelt auch die u. d. T. „Für gewöhnliche Leute" gesammelten Gedichte und Prosaskizzen. Das „schlafende Kind" und „den alten Schrank", „die Butterblumenzeit" und „die erste Lerche", die „Weihnachtsrose" und die „Weihnachtspuppe" versteht er anmutig und frohsinnig zu besingen — vom „Umgang mit Büchern", vom „Blumenpflücken" und vom „Weihnachtsmarkt" weiß er schalkhaft zu plaudern. Ein kerngesunder, von bitterer Satire freier Humor tritt uns in den „Scherzgedichten" und in dem „Wustrower Königsschießen" herzerfreuend entgegen.

Neben diesen Hauptvertretern des Humors sind in der neueren Dichtung auch sonst noch hie und da Blüten desselben aufgesproßt. So hat **Julius Stinde** (geb. 1841 in Kirch-Nüchel bei Eutin in Holstein, lebt in Berlin) mit seiner „Familie Buchholz" einen großen Erfolg gehabt, und einige der kleinen Humoresken von **Ernst Eckstein** („Besuch im Carcer", in dem der Gießener Gymnasialdirektor Dr. Geist unter dem Namen Samuel Heinzerling karikiert abkonterfeit wird; s. S. 440) und von **Hans Arnold** (Babette v. Bülow, geb. Eberty, geb. 1850 zu Warmbrunn, lebt in Engers a. Rh.) haben alt und jung manche lustige Stunde bereitet. Julius Stinde. Eckstein. Hans Arnold.

Über die neuen Bahnen, welche die Erzählkunst in den 80er Jahren einschlug, indem sie den bedenklichen Experimenten Zolas folgte, über die Romane der M. G. Konrad, K. Bleibtreu, Arno Holz, Joh. Schlaf, Max Kretzer, H. Sudermann u. a. ist unten bei der Besprechung des naturalistischen Dramas gehandelt.

Die Frauenromane.

Einen breiten Raum in der modernen Romanliteratur nehmen die **Frauen** ein. Schon 1823 klagte Hitzig, der Freund und Biograph E. T. A. Hoffmanns, daß „die Zahl der Schreiberinnen wachse wie der Sand am Meere". Was würde er heutzutage sagen? Fast darf man behaupten: in unseren Tagen beherrschen sie, der Zahl nach, den literarischen Markt, teils unter der Maske männlicher Pseudonyme, teils mit offenem Visier. Die meisten Frauenromane spiegeln freilich nur die Männerdichtung wieder und haben wenig Selbständiges. Die stilleren Gemüter schreiben Liebesgeschichten voller Entsagung oder Familienromane; die Vornehmen und Blasierten kultivieren den Salonroman; den Emanzipationssüchtigen ist die Schablone des Zeitromans willkommen; die Fleißigen wagen sich an den Geschichtsroman; die Ernsten haben den religiösen Roman in die Mode gebracht.

Zu Goethes und Schillers Zeit war **Johanna Schopenhauer**, die Mutter des berühmten pessimistischen Philosophen Arthur Schopenhauer, eine vielgenannte und vielgelesene Romandichterin. Am 9. Juli 1766 als Tochter des angesehenen Kaufmanns und Senators Trosiner in Danzig geboren verheiratete sie sich in ihrem 18. Jahre mit dem Danziger Kaufmann Heinrich Floris Schopenhauer, mit dem sie nach der Besitznahme Danzigs durch die Preußen (1793) nach Hamburg übersiedelte. In höchst fesselnder Weise hat sie ihre Jugenderinnerungen u. d. T.: „Jugendleben und Wanderbilder", leider nur bis zum Jahre 1786, erzählt. Von Hamburg aus bereiste sie mit ihrem Manne einen großen Teil von Europa, wodurch sie Gelegenheit fand, ihr Talent für Malerei und Sprachen auszubilden. Johanna Schopenhauer.

Nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes (1806) siedelte sie nach Weimar über, wo sie eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltete und im anregenden Verkehr mit den am großherzoglichen Musenhofe vereinigten bedeutenden Männern lebte. Aus Gesundheitsrücksichten zog sie 1832 nach Bonn, doch kehrte sie 1837 auf Wunsch des Großherzogs nach Jena zurück, wo sie am 16. April 1838 starb. Johanna Schopenhauer darf als die Mutter der Entsagungsromane angesehen werden. In allen ihren Dichtungen siegt die Pflicht über die Leidenschaft. Ihre „Gabriele", über die Goethe sehr anerkennend urteilte, ist spöttisch, aber nicht ganz unwahr, „ein ununterbrochenes Opferfest" genannt worden. Alle ihre zahlreichen Erzählungen sind, wenn auch oft etwas überschwenglich, doch stets edel und gehaltvoll. Am lesenswertesten ist **„die Tante"** (1823), welche in höchst interessanten kulturhistorischen Einzelzügen aus dem Danziger Handelsleben ihre Jugenderinnerungen wertvoll ergänzt.

Johanna Schopenhauer

Abb. 337. Johanna Schopenhauer.
Nach der Originalzeichnung von A. Jensen in Johanna Schopenhauers „Jugendleben und Wanderbildern".
Unterschrift eines Briefes an Bertuch (1. 7. 1816) im Besitz von W. Künzel.

Therese Huber.

Die Ehelosigkeit predigte **Therese Huber** (1764—1829), die Tochter des berühmten Philologen Chr. G. Heyne, in ihren Erzählungen.

Henriette Hanke.

Den Familienroman hausbackenster, aber wohlmeinendster Art vertrat **Henriette Hanke** geb. Arndt (1784—1862) in ausgiebigster Weise (126 Bände gesammelte Schriften).

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Den Salonroman brachte eine der interessantesten und begabtesten Frauen unseres Jahrhunderts zur vorübergehenden Blüte. Es war:

Ida Gräfin Hahn-Hahn, geb. 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg-Schwerin. Sie war die Tochter des Theaterschwärmers Grafen von Hahn-Neuhaus, der nach den Freiheitskriegen als Direktor wandernder Schauspielertruppen ein höchst abenteuerliches Leben führte und sein großes Vermögen seinen Theaterpassionen fast ganz opferte. Wie eine Erlösung aus den dadurch bedingten unbehaglichen, überdies pekuniär zerrütteten Verhältnissen erschien ihr die Bewerbung des sehr reichen Grafen Adolf von Hahn-Hahn, dem sie 1826 ihre Hand

reichte. Das Glück dauerte jedoch nicht lange. Bereits 1829 wurde die traurige Ehe — übrigens gegen ihren Willen — wieder gelöst, und nun suchte die Geschiedene in Reisen durch alle Weltteile und in der Poesie Zerstreuung und Trost. Nachdem sie zuerst sich im Lyrischen („Ach wenn du wärst mein eigen —") versucht, ging sie — angeregt durch die Werke der Sand — zum Roman über. 1838 erschien ihr erstes Werk: „Aus der Gesellschaft", das später in zweiter Auflage „**Ilda Schönholm**" hieß, während unter dem ersten Namen als Gesamttitel bereits 1844 eine ganze Reihe darauf entstandener Romane („Der Rechte" — „Cecil" — „Die Sybille" 2c.) in zwölf Bänden erschien. In allen diesen Büchern herrschte ein durchaus exklusiver Geist; für sie gab es nur die Welt der Aristokratie und in derselben allein Heil, allein wahre Liebe, wahren Edelmut, wahres Geistesleben. „Nur Aristokraten können liberal sein," sagt Melusine im Roman „**Ulrich**", „weil sie unabhängig und nicht von Scheelsucht und Mißgunst verzehrt sind." In der schriftstellernden Gräfin Ilda Schönholm schildert die Verfasserin sich offenbar selbst, und nicht gerade anspruchslos. Zu ihrem Kultus des Salons und des Adels kommt ein an die französische Dichterin George Sand und das junge Deutschland erinnernder Zug der Auflehnung wider die Sitte und insbesondere wider die Bande der Ehe. Am widerwärtigsten tritt das in „**Gräfin Faustine**", einem weiblichen Don Juan, hervor; es wird darin geradezu die Untreue verherrlicht. Gräfin Faustine wandert in den Orient und zuletzt ins Kloster — so sollte es ihre Schöpferin schließlich auch tun.

Ilda Schönholm.

Gräfin Faustine.

Abb. 238. Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Jugendbildnis, von Fräulein von Meyern-Hohenberg gemalt. Unterschrift eines Briefes aus Rom an den Legationsrat Kestner. († Georg Kestners Autographensammlung.)

Infolge einer Orientreise (1844), wo sie ernstere Eindrücke empfing, trat sie 1850 in Berlin zur römischen Kirche über und widmete sich seitdem eifrig ihrem Dienst. Von der Zelle eines von ihr in Mainz gegründeten Klosters ließ sie dann in unglaublicher Schnelligkeit Buch auf Buch ausgehen, zuerst Ergüsse ihres „im Schoße der alleinseligmachenden Kirche gefundenen Glückes", u. a. eine Sammlung Lieder: „Unserer lieben Frau". Allmählich wandte sie sich ernsteren theologischen und geschichtlichen Studien zu, verfaßte ein „Leben des heiligen Augustinus" —

Katholische Romane.

„Bilder aus der Geschichte der Kirche" 2c. 1860 kehrte sie auf das Gebiet des Romans zurück. Nach und nach erschienen als Gegenstücke zu den Büchern ihrer ersten Periode 21 Bände (im ganzen wohl 400 Bogen füllend), „die in Jerusalem entstanden". Alle diese Romane hatten nur ein Ziel: „den in eitler Weltlust verlorenen Seelen den Weg zur Kirche Roms zu weisen". Die schnelle Entstehung und ihre Tendenz machen es erklärlich, daß der künstlerische Wert dieser Romane allmählich immer geringer wurde, dennoch ist die Erfindungskraft der alternden Frau ganz bewundernswert, wie auch die Ausführung mancher Partien oft voller Frische und poetischer Kraft. Zu den besseren Romanen dieser Periode gehören „Die Schwestern", „Eine reiche Frau" und „Nirwana", nur nimmt auch in diesen die Besprechung dogmatischer Fragen einen viel zu breiten Raum ein. — Ein Herzleiden setzte ihrem Leben am 12. Januar 1880 ein Ziel.

Im Jahre 1847 erschien ein Roman: „**Diogena.** Von Iduna Gräfin H**-H**", der großes Aufsehen machte. Es war eine satirische Parodie auf die Hahn-Hahnschen Romane, in welcher die Heldin nach zahlreichen Abenteuern im Irrenhause endete. Als die Verfasserin stellte sich später die damals noch wenig bekannte **Fanny Lewald** heraus, die verstandeskühle Gegnerin der exzentrischen Gräfin und zugleich die bedeutendste Vertreterin des oppositionellen Zeitromans.

Fanny Lewald.

Abb. 239. Fanny Lewald im 72. Lebensjahre. Nach einer Photographie von 1883.

Fanny Lewald wurde am 24. März 1811 zu Königsberg i. Pr. von achtbaren jüdischen Eltern geboren und sehr sorgfältig erzogen. Vierzehnjährig mußte sie schon die kränkliche Mutter vertreten und für ihre sieben jüngeren Geschwister in jeder Weise sorgen. Im siebzehnten Jahre trat sie zum Christentum über, um einen Kandidaten der Theologie heiraten zu können. Das Glaubensbekenntnis, das sie bei der Taufe ablegte, nennt sie in ihrer „Lebensgeschichte" selbst „ein trauriges Muster von schwungvollem Jesuitismus" und „die einzige Lüge ihres Lebens". Zum Glück für ihren Liebhaber war sie dann aufrichtig genug, ihren Irrtum zu widerrufen und ihm zu entsagen. Erst im dreißigsten Jahre trat sie als Schriftstellerin auf, nachdem sie auf längeren Reisen mit ihrem Vater Gelegenheit gefunden hatte, ihren Geist auszubilden. 1845 lernte sie in Italien den Schriftsteller **Adolf Stahr** (1805—1876) kennen, dessen Gattin sie zehn Jahre später wurde, nachdem seine erste Ehe gelöst worden war. Von da an bis zu ihres Mannes Tode hielt sie à la Rahel einen offenen literarischen Salon in Berlin. Da bildete die stattliche Frau mit den schneeweißen Locken, die ein schwarzer Spitzenschleier bedeckte, den stets anregenden Mittelpunkt der geistigen Größen Berlins. Ein fast untrügliches Gedächtnis, ein sicheres, nüchternes Urteil, eine große Menschenkenntnis und eine überzeugende Darstellungsgabe machten sie zur Meisterin der Unterhaltung. Dabei

erzog sie ihre Stieftinder und Enkel, schrieb Romane, Reisefeuilletons und Bücher über die Frauenfrage. Nach ihres Mannes Tode hat sie viele Reisen gemacht und ist noch bis in das hohe Alter von 77 Jahren schriftstellerisch tätig gewesen. Am 5. August 1889 starb sie zu Dresden.

Fanny Lewald ist eine geistreiche Schriftstellerin und eine gute Stilistin, aber Phantasie und Herzenswärme, Anmut und Innigkeit gehen ihr völlig ab. Dazu ist sie eine entschiedene Freidenkerin, die mit dem Judentum ebenso gebrochen hat, wie sie seit ihrem unaufrichtigen Übertritt dem Christentum feindlich gegenüber getreten ist. Dabei aber steht sie dem Judentum doch viel näher, so daß es nicht wunder nehmen darf, wenn in ihrem Romane **„Jenny"** (1843), der von den jüdisch-christlichen Mischehen, von Übertritten und von der Judenemanzipation handelt, alles Licht auf die israelitische Heldin und aller Schatten auf die gläubigen Christen fällt. Übrigens hat die Verfasserin da ihre eigenen Jugenderinnerungen hineinverflochten. In ihrem Roman **„Prinz Louis Ferdinand"** (1849) spielt die berühmte Rahel eine viel bedeutendere Rolle als der Titelheld, aus dem sie einen modernen, unersättlichen, dazu sentimentalen Don Juan macht! — Ganz demokratisch gefärbt sind die **„Wandlungen"**, in denen sie 1853 einen wehmütigen Rückblick auf die Erfahrungen und Enttäuschungen von 1848 warf. Die demokratischen Helden reizen sie überhaupt zu einer ganz ungemessenen Bewunderung; so sagt sie in ihrem Reisebuche: „Sommer und Winter am Genfer See", als sie Garibaldi gesehen (den sie „einen Mann" nennt, „der seinesgleichen nicht hat in seiner Zeit"): „Es war mir wie einem, der in die Sonne gesehen hat!" Ihr umfangreichster und bedeutendster Roman: **„Von Geschlecht zu Geschlecht"** (1864), charakterisiert ihre Auffassung und Lebensanschauung am besten; durch die stilistisch abgeklärte Darstellung und die klare Sicherheit der Beweisführung fühlt man aber doch den friedlosen Geist hindurch, der in allen Schranken, welche Kirche, Staat und Gesellschaft errichtet, nur Hemmschuhe für die Freiheit des Individuums, nur Fesseln für den menschlichen Geist erblickt. Die treffendste Charakteristik gelang ihr in den Erzählungen, die auf dem Boden ihrer ostpreußischen Heimat spielen. Deshalb ist auch ihr letzter Roman: **„Die Familie Darner"** (1887) einer der bestgelungenen aus ihrer Feder. Darin schildert die siebzigjährige Frau mit größerer Wärme, als ihr sonst eigen ist, ihre Erlebnisse aus der Kindheit: die große Zeit der Auflehnung gegen die Fremdherrschaft im Anfange unseres Jahrhunderts.

Jenny. Prinz Louis Ferdinand. Von Geschlecht zu Geschlecht.

Einen merkwürdigen, für Zeit und Publikum bezeichnenden Erfolg hatte eine ähnlich tendenziöse Schriftstellerin, welcher durch die Zeitschrift, in der sie zuerst auftrat, bei vielen ein besonderer Nimbus verliehen wurde. In der „Gartenlaube", welche in den fünfziger und sechziger Jahren in etwa 300 000 Exemplaren verbreitet große Kreise der gebildeten Welt beherrschte, erschien 1866 eine Erzählung: „Goldelse" von **E. Marlitt,** hinter welchem Pseudonym sich Eugenie John, geb. am 25. Dez. 1825 zu Arnstadt in Thüringen, verbarg. Sie war die Tochter eines heruntergekommenen Kaufmanns. Im siebzehnten Jahre ging sie mit Unterstützung der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen nach Wien, um sich im Gesange ausbilden zu lassen. In Linz und Leipzig trat sie mit Erfolg als Sängerin auf, mußte aber bald ihre Laufbahn verlassen, weil sich infolge einer Erkältung eine unheilbare Schwerhörigkeit einstellte. Die Fürstin nahm sie nun als Gesellschafterin an ihren Hof, wo sie bis 1863 blieb. Durch ein paar kleine Novellen auf ihr Erzählertalent aufmerksam gemacht legte der geschickte Redakteur der Gartenlaube Ernst Keil auf sie für sein Blatt Beschlag, schulte sie mit gutem Erfolge für seine Tendenzen und verschaffte ihr den ephemeren Ruhm, den sie ziemlich unverändert bis an ihren Tod (22. Juni 1887) genossen hat.

E. Marlitt.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Marlitt geschickt und anmutig zu erzählen verstand. In ihrer **„Goldelse"** weht uns auch noch etwas von thüringischem Waldesduft an, obgleich auch da bereits die Tendenz hinein spielt. Alle ihre

Goldelse.

weiteren Erzählungen stehen aber ganz unter dem Bann der Tendenz. Selbst ein freisinniger Literarhistoriker wie Rudolf von Gottschall hebt es hervor, daß ihre Schilderung der aristokratischen und der kirchlichen Kreise einen „gallenbitteren Beigeschmack" hat. „Es sind durchweg Schurken, Nullen und Närrinnen", sagt er. Diesen so in schwarz gezeichneten Lieblingsfiguren steht dann gegenüber eine Reihe lichter Gestalten, welche den bürgerlichen Kreisen und den Freidenkern entnommen sind. Dazu kommt die an Aschenbrödel erinnernde Heldin, nach der englischen Jane Eyre germanisiert und modernisiert, die sehr edel, sehr tugendhaft und stolz endlich den Sieg davonträgt über die Schändlichkeiten ihrer intriganten vornehmen Gegner, und der ideale Mann, wie ihn Frauen so gern zeichnen, der die Heldin zu seinen Füßen zwingt. Die Handlung aller ihrer Romane wird stets von ein und demselben Leitmotiv bewegt: die Zähmung zweier widerspenstiger und anfangs widerstrebender Charaktere durch die Allmacht der Liebe. Wirklich schöpferische Begabung, originelle Erfindung, psychologische Vertiefung der seelischen Konflikte, irgend welche Fühlung mit den tiefeinschneidenden Fragen der Gegenwart gehen ihr völlig ab. Am unbegreiflichsten ist immer der Erfolg ihrer berühmtesten Erzählung: **„Das Geheimnis der alten Mamsell"** (1868) gewesen. Getäuscht durch die rührselige Sentimentalität und das Schwelgen in künstlich geschraubten Gefühlen übersehen viele Leser ganz, daß darin eine regelrechte Bekehrungsgeschichte zur sog. „Aufklärung" vorliegt. Nicht nur der streng gläubige Johannes wird durch seinen aufgeklärten Freund, den Rechtsanwalt Frank, über die Gefahren der Frömmigkeit belehrt und durch Felicitas vollends von seinem Pietismus geheilt, sondern auch die fromme Frau Helwig, die zum Schluß „in ihren fleischigen weißen Händen" keinen Missionsstrumpf für Negerkinder, wie bisher ihr Leben lang, sondern ein Babystrümpfchen für ihren ersten Enkel hält.

Das Geheimnis der alten Mamsell.

So manche Frau, auch einige Männer, ließ der Ruhm der Marlitt nicht schlafen. Sie suchten sie an Oberflächlichkeit der Gesinnung und Unrichtigkeit der Weltbeobachtung zu erreichen oder zu überbieten und trugen dazu bei, das große Publikum, das nur angenehm unterhalten sein will, zu vergiften. Darauf beruht die Berechtigung der „Jüngsten", welche bestrebt waren, diesen alten Sauerteig auszufegen.

Wilhelmine v. Hillern.

Wilhelmine von Hillern (geb. am 11. März 1836 in München als einziges Kind Charlotte Birch-Pfeiffers, lebt in Oberammergau) erhob sich nur in der „Geierwally" (Tiroler Geschichte, die in Heiligkreuz im Ötztal spielt) über diesen Standpunkt, indem sie gesundere und kräftige Töne anschlug. Am tiefsten sank ihre Darstellung in der durchaus unwahren Ammergauer Geschichte „Am Kreuz" (1890).

Lola Kirschner.

Dem bloßen Unterhaltungsbedürfnis dient wie sie die unter dem Pseudonym **Ossib Schubin** schreibende **Lola Kirschner** (geb. am 17. Juni 1854 in Prag), eine Deutsch-Böhmin, die sich an dem russischen Romandichter Turgenjew und an George Sand herangebildet hat. Nachdem sie schon in früher Jugend in ihrer Heimat mit kleineren novellistischen Arbeiten aufgetreten war, machte sie sich zuerst 1884 mit dem Roman: **„Ehre"** einen Namen. In rascher Reihenfolge erschien dann Roman auf Roman. Alle verraten ein glänzendes Talent, aber keine große Künstlerin. Ihr Stil ist leicht und elegant, erhebt sich aber nie über das Feuilleton. In wenigen Sätzen, die sich immer im Präsens bewegen, zaubert sie vor den Leser ein höchst wirkungsvolles, oft pikantes Bild; aber es macht mehr den Eindruck einer Momentphotographie als den eines fein ausgeführten Gemäldes. Mit Vorliebe bewegt sie sich im Salon und wählt ihre Gestalten zum Teil aus der verkommenen österreichischen Aristokratie, zum Teil aus der internationalen Künstlergesellschaft. Trotz ihres Realismus ist sie eine der Gräfin Hahn-Hahn verwandte Natur, mit der sie auch das internationale Sprachgemisch gemein hat. Ihre beiden bedeutendsten Romane sind **„Asbeïn"** und **„Boris Lensky"**. In beiden malt sie die

Ehre.

Schattenseiten eines dämonischen Genius aus, aber durch ihre realistisch treue Darstellung bricht oft ein krankhaft verzückter Kultus der Kunst hindurch.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Weit über alle empor ragt eine andere Österreicherin, **Marie Baronin von Ebner-Eschenbach**, geborene Gräfin Dubsky, (geb. zu Zdislavic in Mähren den 13. Sept. 1830), die nach glücklicher Ehe mit dem Feldmarschallleutnant Baron von Ebner-Eschenbach, einem der tüchtigsten österreichischen Genieoffiziere († 1898), in Wien lebt. Sie gehört zu den Auserwählten, denen schon zu Lebzeiten ein voller Erfolg und allgemeine, unbestrittene Anerkennung zu Teil wird, wie an ihrem 70. Geburtstag hervortrat. In ihrem ganzen Denken und Dichten zeichnet sie sich durch Wahrheit und Gesundheit aus. Ihr Stil ist nicht blendend, aber gerade durch seine Schlichtheit fesselnd. 1875 trat sie zuerst mit Erzählungen in die Öffentlichkeit, aber erst in den achtziger Jahren entfaltete sie ihre volle Kraft. Sie ist eine lebensstarke und lebensfreudige Realistin, mit ebenso scharfem Blick für des Menschen Leid und Schwäche wie für seine Tatkraft und Freude. Sie schaut tief durch die sinnliche Außenseite in die sittlichen Lebenstriebe und weiß meist auch da versöhnliche Lösungen zu finden, wo andere nur klaffende Widersprüche erkennen. Sie sieht das Menschenelend allenthalben, aber sie spürt mit findiger Seele den Ursachen nach und erliegt ihm nicht; denn sie setzt ihm sittliche Lebensmächte, Mitleid, Pflichtgefühl und Liebe entgegen. Originale liebt sie zu schildern wie Storm, auch der Verzicht auf Glück ist ihr nicht fremd, öfter aber zeigt sie, wie durch ein einschneidendes Ereignis eine Wandlung zu neuem Leben in dem Menschen vor sich geht, „eine Wendung in einem Menschenherzen und in einem Menschenschicksal", wie es

Abb. 240. Marie von Ebner-Eschenbach.
Nach einer Photographie von 1893.

in der Geschichte von der „Spitzin" heißt. Sie beherrscht gleichmäßig die Welt der Aristokratie wie die des Volkes, wovon ihre „Dorf- und Schloßgeschichten" (1884 u. 86) einen vielseitigen Beweis liefern. Besonders erfreulich ist, daß sie das Leben ernst, als eine sittliche Aufgabe auffaßt. Man feiert sie als Realistin, weil sie die Menschen so lebendig und anschaulich zeichnet, und doch ist sie Idealistin in der Wahl ihrer Charaktere. „Das Gemeindekind" (1887), eine ihrer bedeutendsten Novellen, beginnt mit der nüchternen Erzählung eines Raubmordprozesses und endet gleichsam mit der Verklärung einer Heiligen, eines armen Weibes, das, unschuldig, des Mannes Schuld mit auf sich genommen hat und für ihn büßt. Solche aus einem tiefen, idealen Gefühle handelnde Personen sind ihre Lieblinge. Dazu gehört auch „Lotti, die Uhrmacherin" (1888), eine höchst sympathische Frauengestalt aus dem Bürgerstande, welche sie mit besonderem Herzensanteil gezeichnet hat. Diese Lotti bringt das größte Opfer, das ihr zugemutet werden kann. Sie gibt ihre Uhrensammlung hin, um mit dem Erlös derselben ihrem ehemaligen Verlobten, einem talentvollen Schriftsteller, der von materiellen Sorgen auf den Abweg der Sensationsdichtung gedrängt ist, den Weg zur Wiedergewinnung seiner geistigen Freiheit zu bahnen. Sie bringt dieses Opfer ganz selbstlos; denn sie hat längst aufgehört, ihn zu lieben; er ist verheiratet und liebt seine Frau auf das zärtlichste. Trotz der idealen Größe dieser Opferwilligkeit steckt in Lotti weder eine Hinneigung zur Sentimentalität noch eine Spur von Selbstvergötterung, sie ist nichts als ein echtes und edles Frauengemüt. Es folgte dann „Ein kleiner Roman" und „Unsühnbar". Ein tief innerlich psychologisches Problem behandelt die Dichterin in der Dorfgeschichte: **„Glaubenslos?"** (1893). Die Frage, ob ein Priester das Recht hat, in seinem Amte zu bleiben, wenn er nicht mehr an die Dogmen seiner Kirche glaubt, kommt darin zur Behandlung. Der junge Kaplan Leo, der in einem österreichischen Hochalpendorf mit Begeisterung seines Amtes waltet, gerät in schwere Glaubenszweifel, als sein heißes Bemühen um die sittliche Hebung seiner Gemeinde keine Frucht zu bringen scheint. Er beschließt deshalb sein Amt niederzulegen. Sein Pfarrer, ein alter liebevoller Herr, fleht ihn an, es nicht zu tun und auf seinem Posten auszuharren. Bald danach macht er auch die Erfahrung, daß er doch Macht über die Gemüter besitzt, und als er davon spricht, fortgehen zu wollen, tritt ihm die größte Liebe seiner Gemeindeglieder entgegen, insbesondere macht ihm der Blick auf die in den Kindern sich ihm bietende Hoffnungsernte Mut zu bleiben, obgleich seine Zweifel keineswegs gehoben sind. In meisterhafter Weise sind seine Kämpfe geschildert, und der Leser gewinnt die Überzeugung, daß er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat zu bleiben, ohne sich dadurch untreu zu werden. Von steigender Kraft und immer größerer Reife zeugen die folgenden Erzählungen: „Der Schädliche" (1894), „Rittmeister Brandt" und „Bertram Vogelweid" (1896), „Aus Spätherbsttagen" (1901). Mit dem Roman „Agave", einer Frucht ihres italienischen Aufenthalts, begab sie sich in die Zeit der italienischen Renaissance.

Gemeindekind.

Lotti.

Glaubenslos?

Bernhardine Schulze-Smidt.

Als eine begabte Dichterin darf **Bernhardine Schulze-Smidt** (geb. am 19. August 1846 in Gut Dunge, wohnt verwitwet in Bremen) gelten, welche seit 1874 novellistisch tätig ist und seitdem unermüdlich schafft. Ihre oft recht feine psychologische Kunst und ihre milde christlich-sittliche Lebensanschauung, welche überall Lösung und Versöhnung unter höheren Gesichtspunkten sucht, machen die meisten ihrer Erzählungen zu rechten Haus- und Familienbüchern, wie die beiden u. d. T. „Pfadfinder" (1890) zusammengefaßten Geschichten (Tino Photinos. Der letzte Gast), die zu ihren besten gehören. In den Romanen „Er lebt" (1883) und „Wenn man liebt" (1891) spielen Seelenstörungen eine Rolle und sind mit guter Naturtreue, doch ohne Effekthascherei geschildert. Bedeutender ist der Roman **„In Marsch und Moor"** (1883), welcher die ernstschwüle Zeit vor der Erhebung unseres Volkes gegen die Napoleonische Fremdherrschaft zum Vorwurf genommen

hat. Es ist ein poetisch stimmungsvolles Zeitbild, das die Verfasserin auf dem mit treuester Lokalfarbe von Land und Leuten gezeichneten Boden der Insel Sankt Jürgen im Wührdener Lande entrollt und das in den psychologisch vertieften Erlebnissen und Kämpfen des Helden Leberecht Klaudius, Hilfsprediger des hochbetagten Domine Torbeeken, seinen Mittelpunkt hat. Unter den späteren Novellen verdienen die Franzosengeschichten (1898) hervorgehoben zu werden. Auch als Jugendschriftstellerin hat sie sich betätigt.

Von idealer Gesinnung getragen ist auch Frau **Ida Boy-Ed** aus Lübeck (geb. den 17. April 1852 in Bergedorf), welche seit den achtziger Jahren viele Romane und Novellen veröffentlicht hat. Auf Grund gesunder Lebensanschauung („Empor" 1892) weiß sie richtig zu beobachten und unterhaltend darzustellen.

Dagegen tritt **Helene Böhlau** (Frau al Raschid Bey, geb. 1859 in Weimar), berühmt geworden durch ihre die guten alten Weimarer Tage lustig schildernden „Ratsmädelgeschichten" (1888) u. a., als Vorkämpferin der Frauenfreiheit im Fahrwasser der Modernsten auf. Ihre Darstellung ist oft gesucht originell („Im Trosse der Kunst" 1889), der Inhalt nicht selten flach.

Den Reigen der Frauen, die sich an den **geschichtlichen** Roman mit kühnem Mute und oft löblichem Fleiße machten, eröffnete die bereits ganz vergessene **J. Satori** (Johanna Neumann, Frau des Bürgermeisters von Elbing), die in der „Nonne" das zehnte Jahrhundert sich zum Schauplatz ihrer Geschichte erwählte, und die Wienerin **Karoline Pichler** geb. von Greiner (1769—1843), die u. a. einen Roman („Agathokles") in der Zeit des Kaisers Diokletian spielen ließ. Ihre sämtlichen Werke umfassen sechzig Bände. — In ihre Fußstapfen trat dann die rührige **Luise Mühlbach**, Theodor Mundts Frau (1814—1873), die in einem Jahre zwölf Bände für die Leihbibliothek fabrizierte und sich namentlich an dem alten Fritz in einem zehnbändigen Roman versündigte. Heine hat einst spottend von ihr gesungen: J. Satori. Luise Mühlbach.

Luischen Mühlbach sitzt und strickt
Am weltgeschichtlichen Strumpfe;
Der alte Fritz ist abgetan,
Sie wählt Bonaparte zum Trumpfe,
Bis zu Heinrich dem LXXIVten
Von Reuß-Schleiz-Eberswalde
Und seinem berühmten Ideenritt
Wird sie gekommen sein balde.

Sie ist aber noch weiter gekommen und hat „Königgrätz bis Chislehurst" tapfer mit verstrickt in ihre Romanstrümpfe. An Fruchtbarkeit kommt ihr **Amalie Schoppe** (1791—1858), die Freundin des Dramatikers Hebbel (S. 517 ff.) am nächsten, die in russischer und spanischer, deutscher, schwedischer und französischer Geschichte mit gleicher Unverfrorenheit herumwirtschaftete und ihre historischen Helden ebenso zurechtstutzte wie die Tugendhelden ihrer Liebesgeschichten und die sittsamen Knaben und Mädchen ihrer Kindererzählungen. Die Gesamtzahl ihrer Werke beläuft sich auf 130 Bände. Amalie Schoppe.

Unvergleichlich bedeutender als die Ebengenannten war **Henriette von Paalzow**, geb. Wach. Geb. 1788 in Berlin heiratete sie 1816 den Major von Paalzow, von dem sie fünf Jahre später geschieden wurde. Am 30. Oktober 1847 starb sie in ihrer Vaterstadt. Ihr erster Roman: „**Godwie-Castle**" erschien anonym; die übrigen drei: „St. Roche" — „Thomas Thyrnau" und „Jakob van der Nees", hatten den Zusatz: „v. d. Verf. d. Godwie-Castle". Alle vier sind fleißige und auf ganz achtenswerten Studien beruhende, auch meist geschickt angelegte und durchgeführte Romane; bei alledem fehlt der Verfasserin das weiter und tiefer gehende historische Verständnis — sie hat mehr aristokratische Familiengemälde entworfen, die einen geschichtlichen Hintergrund haben und mit großen königlichen Persönlichkeiten geschmückt sind, als im eigentlichen Wortsinn historische Romane. Ein streng sittlicher Ton und eine edel vornehme Haltung berühren darin angenehm und stechen wohltuend ab von den aristokratischen Zerrbildern sowohl der Hahn-Hahn wie Henriette v. Paalzow.

ihrer Gegenfüßlerinnen. Ihre poetische Kraft bewährt sich aber besonders in der Schaffung und Ausgestaltung einzelner lebenstreuer Figuren; die reizende Fennimore in St. Roche und der kernhafte Thyrnau prägen sich uns unvergeßlich ein und leben mit uns fort wie altbefreundete Persönlichkeiten.

Louise v. François.

Einen hervorragenden Platz unter den Romandichterinnen der neuen Zeit nimmt die Nichte des bei dem Sturm auf Spichern gefallenen Generals v. François, **Louise von François**, ein. Als Tochter eines preußischen Majors am 27. Juni 1817 in der Nähe von Weißenfels geboren stammte sie väterlicherseits aus einer alten französischen Familie, von seiten der Mutter aus einem vornehmen sächsischen Hause. Nach dem frühen Tode des Vaters von der Mutter und einem Stiefvater erzogen eignete sie sich selbständig eine gediegene Bildung an, die sie als Erzieherin von Verwandten zur Geltung brachte. Als Pflegerin ihrer Mutter und ihres Stiefvaters verlebte sie dann viele Jahre. Um die immer mehr versiegenden Mittel zur Erhaltung des kleinen elterlichen Haushalts zu beschaffen, griff sie zur Feder, aber erst in vorgerücktem Alter gelang es ihr, mit einem größeren Roman einen Erfolg zu erringen. Es war **„Die letzte Reckenburgerin"**. Von zahlreichen Verlegern zurückgewiesen erschien dieser Roman 1871 in Berlin auf die warme Empfehlung Otto Roquettes hin und wurde überdem von Gustav Freytag auf das ehrenvollste bei dem Publikum eingeführt. Seitdem hat sie eine Reihe von Romanen und Novellen aus ihrer „stillen Klause" in Weißenfels entsandt, die alle ein eigentümliches Gepräge trugen, aber dem modernen Geschmacke so wenig entsprachen, daß sie nur einen kleinen gewählten Leserkreis fanden. Trotz mancher Leiden und Krankheiten wahrte sie sich die vollste geistige Frische und Empfänglichkeit bis in ihr hohes Alter, aber die Schriftstellerin trat in dem letzten Lebensjahrzehnt hinter der aufopfernden Wohltäterin der Armen, der treuen Freundin und Tante ganz zurück. Am 27. September 1893 starb sie in Weißenfels, wo sie den größten Teil ihres Lebens zugebracht hatte. In ihrem Meisterwerke, der „letzten Reckenburgerin", hat sie ein dauernd wertvolles kulturhistorisches Gemälde geschaffen, das den Nachlebenden den Übergang des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert in unserem Vaterlande plastisch und anschaulich vergegenwärtigt. Ihre demnächst bedeutendsten Romane sind: „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne" (1872), **„Stufenjahre eines Glücklichen"** (1877) und „Der Katzenjunker" (1879). Alle ihre Erzählungen sind erfüllt von glühender Vaterlandsliebe, treuem Familiensinn und christlichem Geiste, frei von aller Phrase, aber oft etwas herb in ihrer Charakteristik und im Stil zuweilen jeanpaulisierend. Alles in allem genommen war sie „eine große Seele im schlichten Kleid", wie Klothilde von Schwarzkoppen in einem Nachrufe sie treffend nannte.

Die letzte Reckenburgerin.

Louise François.

Abb. 241. Louise von François. Nach einer Photographie von 1880. Unterschrift eines Briefes von 1881 an den Verfasser.

Christliche Romane.

Gegenüber der tendenziösen Karikierung des christlichen Lebens, wie sie sich moderne Dichter und Dichterinnen freigeistiger Richtung vielfach haben zu schulden kommen lassen, dürften die sogenannten **„christlichen** (oder religiösen)

Romane" eine volle Berechtigung haben, wenn sie nicht oft wieder in den Grundirrtum ihrer Gegner, die absichtliche Verrückung der realen Zustände und ein gemachtes Christentum, hineingerieten.

Ein abschreckendes Beispiel dieser Art lieferte der Roman traurigen Angedenkens: „Leokadie" von **G. Nessel** (E. Steffann), in dem alle Orthodoxen, speziell Lutheraner, mit hellsten Lichtfarben, alle Gegner, Rationalisten, aber auch Reformierte, Unierte und Baptisten auf das dunkelste gezeichnet sind. Auch der gegen den Geniekultus, oder wie man es genannt hat, gegen den „Titanismus" der vierziger Jahre, insbesondere gegen den Ästhetiker Vischer (vgl. S. 490 f.) gerichtete Tendenzroman „Eritis sicut Deus" (Ihr werdet sein wie Gott 2c. 1. Mose 3, 5) von **Wilhelmine Canz** (geb. 27. Februar 1815 zu Hornberg im badischen Schwarzwald), der im Jahre 1853 große Sensation erregte, ist mit Recht von ernsten Männern aller Richtungen beanstandet worden. Leokadie. Eritis sicut Deus. Wilhelmine Canz.

Doch auch abgesehen von solchen offenbaren Verirrungen, von denen sich Dilettanten bis auf den heutigen Tag nicht freihalten, ohne zu bedenken, daß sie damit mehr schaden als nützen, hat die Vermischung von Liebes- und Bekehrungsgeschichten ihr großes Bedenken, dem Heinrich Thiersch — vielleicht etwas zu scharf — Ausdruck gibt, wenn er sagt: „Solche Bücher als Surrogat für die majestätisch ernste, gesunde und kraftvolle Wirksamkeit der Kirche dienen zur Förderung eines Christentums der erkünstelten Gefühle und der Phrasen ohne Kraft." Anderseits ist nicht zu leugnen, daß die höchsten Probleme des menschlichen Lebens, die Seelenerfahrungen, Seelenkämpfe, Seelentriumphe im Lichte der in Gottes Wort geoffenbarten christlichen Wahrheit ebensogut Gegenstand der Dichtung sein können wie irgend welche andere geistige Entwickelungen. Es wäre für den christlichen Dichter geradezu eine schmachvolle Verleugnung, wenn er — was man in zahlreichen Erzählungen wie so häufig auch im Leben beobachten kann — alle und jede Beziehung auf Gott und göttliche Dinge ängstlich vermiede und ausschlösse. Aber doppelt muß man hier Wahrheit und Natürlichkeit, eine zarte und geschickte Hand verlangen; nirgends wirkt das Gemachte und Erkünstelte so abstoßend wie im religiösen Leben. Das innere Glaubensleben muß aus dem ganzen Tone der Erzählung herausklingen, salbungsvoll erbauliche Exkurse und eingestreute fromme Phrasen sind vom Übel.

Im großen und ganzen entspricht die hervorragendste Vertreterin des religiösen Romans **Marie Nathusius** diesen Anforderungen, wenn sie auch nicht immer die Tendenzklippen zu umschiffen verstanden hat. **Marie Scheele**, am 10. März 1817 zu Magdeburg geboren, verheiratete sich nach glücklicher Jugendzeit im elterlichen Pfarrhause mit dem auch als Dichter bekannten Rittergutsbesitzer **Philipp v. Nathusius** (1815—1872), der 1849 mit ihr auf seinem Gute Neinstedt am Harz ein Knabenrettungs- und Brüderhaus gründete, an dem sie beide persönlich tätig waren. Insbesondere verstand sie es vortrefflich, ihre mütterlichen und häuslichen Pflichten im schönsten Einklang mit diesem Barmherzigkeitswerk und ihrer dichterischen Tätigkeit auszuüben. Am 22. Dezember 1857 starb sie, in weiten Kreisen tief betrauert. Ihre ungemessen ausführliche Biographie besitzen wir aus der Feder ihres Mannes. Mit einem Vorwort ihres Sohnes Martin, des Greifswalder Professors, ist 1894 ein von Frauenhand fesselnder geschriebenes, kurz gekürztes Lebensbild von Marie Nathusius im Perthesschen Verlage erschienen. Ihre schriftstellerische Bedeutung Marie Nathusius.

wird von der anonymen Verfasserin richtig geschätzt. Sie sagt darüber: „Vermutlich würde Marie, wenn sie heute ihre Schriften erscheinen ließe, die Gespräche über religiöse Dinge zum Vorteil der künstlerischen Anlage kürzen. Heute hätte sie auf dem Gebiete der christlichen Novelle Vorbilder und Schreckbilder in Fülle. Damals hatte sie niemanden, von dem sie in dieser Richtung etwas lernen konnte. Sie ist ja vielmehr die eigentliche Bahnbrecherin auf dem Gebiete der christlichen Novelle gewesen. Das ist ihre bleibende Bedeutung."

Elisabeth.

Abb. 242. Marie Nathusius.
Nach einer Photographie von 1856.

Marie Nathusius war unzweifelhaft eine geborene und berufene Erzählerin; das tritt am deutlichsten in ihren so reizend jugendfrisch und humorvoll geschriebenen „Geschichten von Christfried und Julchen", „der kleine Kurrendejunge" 2c. hervor, während in ihren größeren Novellen die oft zu scharf betonte Tendenz auch der Erzählung nachteilig ist. Als die bedeutendsten unter ihren Büchern gelten mit Recht: **„Das Tagebuch eines armen Fräuleins"**, das sich durch schlichte Wärme und Gemütsinnigkeit auszeichnet, und ihr letzter Roman: **„Elisabeth"** (1858), in dem sie die Konflikte des ehelichen Lebens mit Ernst und Humor lebenswahr beleuchtet und das Bild einer rechten Ehe darzustellen sich bemüht.

Die christliche Novellistik der jüngsten Zeit ist fast ausschließlich durch Frauen vertreten, und es ist nicht zu leugnen, daß bei ihnen nur zu häufig die Schaffenskraft und das Darstellungstalent nicht dem guten Willen entsprechen. Insbesondere macht sich oft der Mangel einer Redaktionshand im Stil und in den endlos ausgedehnten erbaulichen Reflexionen bemerklich, welche die Erzählung in unliebsamer Weise unterbrechen.

Adelheid v. Rothenburg.

Von diesen Fehlern wußte sich Frau **Adelheid von Rothenburg**, geb. v. Zastrow (geb. den 4. April 1837 in Krumkavel bei Soldin in der Mark, † 28. Januar 1891 in Baden-Baden) zumeist freizuhalten. Für ihre eigene Lebensentwickelung ist ihr anziehendes Buch: „Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat" (1881) höchst interessant. Unter ihren Schriften sind die beiden Romane: **„Die Nätherin von Stettin"** und **„Verworrenes Garn"** wohl die bedeutendsten. Der ersteren, die sehr geschickt und anziehend den böhmischen Krieg von 1866 in die Erzählung verflicht, liegt ein tatsächliches Ereignis zu Grunde. Unter ihren kleineren Erzählungen halte ich **„Jochems Brautfahrt"** (1890) für eine der besten, welche sie geschrieben hat. Sehr charakteristisch für ihre ganze Auffassungsweise, für den Geist, in welchem

sie schrieb, und für den Reichtum ihrer Phantasie ist eine Skizze: „Irrfahrten einer Märchenseele". Ein junger, vom Materialismus angekränkelter Naturforscher, den seine Freunde mit Recht eine Märchenseele nennen, entdeckt in einem alten Schloßturm die Zauberformel, kraft welcher er sich in jedes Tier verwandeln kann. So vermag er in den tiefsten Geist der Schöpfung wirklich einzudringen und findet nun in allen Wesen jeder Ordnung die Ahnung des Schöpfers und das unerschütterliche Vertrauen auf seine Erhaltungskraft, zugleich das Seufzen der Kreatur nach Erlösung. So ringt sich nach langer Irrfahrt die Märchenseele aus den Zweifeln, welche die Naturwissenschaft in ihr erregt hatte, wieder zu Gott zurück. — Ein liebevoll eingehendes Lebensbild der in vielen schweren Leiden stets glaubensfreudigen Frau verdanken wir dem Freiherrn E. A. von Göler.

Ebenfalls von Wert sind die Romane einer westfälischen Dichterin (einer Base Annettens von Droste-Hülshoff), **Ferdinande Freiin von Brackel** (geb. auf Schloß Welda in Westfalen am 24. Nov. 1835), welche es versteht, die christliche Wahrheit in mild katholischer Färbung durch lebensvolle Persönlichkeiten zur Geltung zu bringen, ohne den Leser durch dogmatische Exkurse und Gespräche zu ermüden. 1876 erschien ihr erster und bedeutendster Roman: **„Die Tochter des Kunstreiters"**, in welchem die Schlußworte: „Gottes Blumen können überall blühen" eine meisterhafte Veranschaulichung finden. 1878 folgte „Daniella", eine zum großen Teil auf dem Boden der Kriege von 1866 und 1870 spielende Erzählung voll tiefsinniger Motive und originaler Charaktere. Die Novellen der Dichterin („Nicht wie alle anderen" — „Prinzeß Ada" 1883 ꝛc.) zeichnen sich durch psychologische Feinheit und durch eine im besten Sinne des Wortes vornehme Sprache aus. Auch in ihren Gedichten tritt sie uns als eine scharf individuell ausgeprägte Persönlichkeit entgegen. Ein Zug der Wehmut geht durch ihre Poesie, aber doch ist nichts Weltschmerzliches darin. Sie kennt den Trost: Freiin v. Brackel.

Und wird es Nacht, so leuchtet dir | Das Wort, das mild beruhigt dich:
Darinnen ja als lichter Stern | „Wirf deine Sorge auf den Herrn!"

Das ist der Grundton ihrer Natur- und Weltauffassung, der jedoch nie aufdringlich vorklingt. Ihr deutsches Gemüt offenbart sich in ihren vaterländischen Liedern. Begeistert frohlockend begleitet sie unsere Krieger von Düppel bis Königgrätz und Sedan.

Neben allen diesen Vertretern des christlichen Romanes soll die wackere Schwäbin **Ottilie Wildermuth** unvergessen bleiben, die man am besten kennen lernt aus dem von ihrer ältesten Tochter herausgegebenen Lebensbild, das zum Teil auf eigenen Aufzeichnungen beruht. Ottilie Rooschütz, am 22. Februar 1817 in Rottenburg am Neckar geboren, 1843 mit Professor Wildermuth in Tübingen vermählt, lebte und wirkte dort als echte und rechte Hausfrau in glücklicher Ehe bis an ihren am 12. Juli 1877 erfolgten Tod. Ihr war das Erzählen angeboren, und sie übte es lange mit großer Anmut im häuslichen und befreundeten Kreise, ehe ihr auch nur der Gedanke an eine Veröffentlichung in den Sinn kam. Die meisten und besten ihrer Dichtungen lesen sich deshalb auch ganz wie kunstlos erzählte Lebenserinnerungen, und darin liegt der große Reiz, der ihren „Bildern" und Geschichten aus Schwaben", ihren „Perlen aus dem Sande" und vor allem ihren **„Schwäbischen Pfarrhäusern"** einen dauernden Wert sichert. Ihre „Auguste" ist kein Roman, sondern ein porträtgetreues, künstlerisch ausgeführtes Lebensbild und gehört zum Besten, was sie geschrieben. Auch in späterer Zeit werden die „Pfarrhäuser" als lebenstreue, unverfälschte Kulturbilder unserer Zeit gelten können. Wo sie sich auf künstlerische Komposition legte oder wo sie — wie in ihren späteren Arbeiten zuweilen — etwas Tendenz von der „guten alten" und der „bösen neuen" Zeit einmischte, gelang es ihr weniger gut; doch findet sich auch unter ihren größeren Erzählungen manche vortreffliche, die man immer aufs neue gern liest. Sie verstand es besonders, der Jugend zu erzählen. Ihre Ottilie Wildermuth.

Kinderbücher („Aus Nord und Süd" — „Aus Schloß und Hütte" 2c.) sind durchweg gesund, fesselnd, fröhlich und fromm, frei von Altklugheit und unkindlichem Wesen.

Abb. 243. Ottilie Wildermuth.
Nach einer Photographie von 1870.
Unterschrift eines Briefes vom 8. 10. 68 an den Verfasser.

Margareta Spörlin.

In jeder Weise der schwäbischen Dichterin ebenbürtig ist die Elsässerin **Margareta Spörlin** (geb. 1800 in Mühlhausen i. E., † 1882), die Verfasserin der vortrefflichen „Elsässischen Lebensbilder." — Die Schweizerin **Johanna Spyri**, eine Tochter der Dichterin Meta Häusser (geb. den 12. Juni 1829 in dem kleinen Bergdorf Hirzel, † 1901 in Zürich), war lange Zeit unsere bedeutendste Jugend-Erzählerin. Ihre Kindergeschichten („Heimatlos" — „Heidi" — „Onkel Titus" 2c.) sind so frisch und launig erzählt, daß nicht nur die Kinder sich daran ergötzen, sondern auch jedem Kinderfreunde das Herz dabei aufgeht. „Heidis Lehr- und Wanderjahre" ist geradezu eine klassische Kindergeschichte. — Neben ihr gebührt ein Ehrenplatz **Elise Averdieck**, geboren in Hamburg den 26. Febr. 1808, wo sie zwanzig Jahre Lehrerin, danach fünfundzwanzig Jahre Vorsteherin der Diakonissenanstalt Bethesda war, die aus einem von ihr gegründeten Krankenhause hervorgegangen ist, und wo sie noch

Johanna Spyri.

Elise Averdieck.

lebt. Sie hat das Kindergemüt von seiner tiefsten Seite erfaßt und weiß mit großem Ernst den höchsten Frohsinn zu paaren. Sie begann 1851 anonym mit „Karl und Marie, erstes Lesebuch für Kinder von 6—9 Jahren", das 1896 die 14. Auflage erlebte. Es folgten als Erzählungen aus derselben Familie, z. T. auf den dringendsten Wunsch der Kinderwelt selbst, „Roland und Elisabeth", das durch die Schilderung des großen Hamburger Brandes von 1842 auch für Erwachsene bleibenden Wert hat, „Lottchen und ihre Kinder" und „Tante auf Reisen oder Kinderleben". Außerdem schrieb sie: „Ansgar oder was vor 1000 Jahren geschah."

Für jung und alt gleich anziehend zu erzählen versteht auch **Agnes Vollmar** (geb. am 22. Mai 1836 in einem Waldhause des Harzes bei Schladen), die sich u. a. durch ihr **„Pfarrhaus im Harz"** (1864) in christlichen Kreisen bekannt gemacht hat. Agnes Vollmar.

Das Drama der Neuzeit.

Im Vordergrunde des modernen Interesses steht das **Drama**. Jede große Stadt hat heutigen Tages eine Reihe von Schauspielhäusern höherer und niederer Gattung. Seitdem Schiller die Bühne als eine „moralische Anstalt" (S. 71) dargestellt und die Kunst als Priesterin der Humanität proklamiert hat, ist das Theater für Tausende nicht mehr bloß eine Quelle edlen Genusses und bildender Erholung, sondern geradezu eine die Kirche ersetzende Kultusstätte geworden. Drama.

„Seit man nicht mehr in die Kirche geht," sagt Grillparzer in den Ästhetischen Studien, „ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, so wie die Literatur die Privatandacht." Diese Auffassung hat der hervorragendste Apostel des Unglaubens, David Strauß (1808—1874), zu einer Art Dogma erhoben: das Anhören guter klassischer Musik und ausgewählter klassischer Dramen, denen er in seinem letzten Werke: „Der alte und der neue Glaube" eine eingehende Besprechung widmet, meint er, solle den bisherigen Gottesdienst der christlichen Kirche ersetzen, Lessings Nathan „das heilige Grundbuch" des neuen Glaubens bilden. David Strauß.

Es erübrigt, diese Anschauung zu widerlegen. Religion und Kunst sind getrennte Gebiete. Das Sehnen des Menschen nach dem Ewigen vermag keine Poesie zu stillen, besonders nicht das Drama, welches mit allen Phasen in dieser Welt wurzelt, wenn es auch den Menschen mit allen seinen Seelenregungen zum Gegenstande hat, den sittlichen zunächst, aber auch den religiösen. Da die sittliche Beleuchtung, in der der Dichter das Leben vorführt, für den Wert des Werkes mit entscheidend ist, so muß es ebenso von ethischen wie von ästhetischen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Die dramatische Poesie ist die höchste Gestaltung und die Blüte der Kunst, die Bühne das Mittel, sie zum vollendeten Ausdruck zu bringen. Das Theater darf man also mit dem dänischen Ethiker Martensen als eine Kunstanstalt zur Veredlung des Volkslebens ansehen; doch soll es nicht moralisieren oder gar — wie es unter den neueren Dichtern Redwitz einmal versuchte — christlich erbaulich werden; aber protestiert werden muß gegen jede Darstellung auf demselben wie überhaupt

gegen jede Dichtung — heiße sie nun Roman oder Epos oder Lied, und sei sie ästhetisch auch noch so vollendet und unanfechtbar — wenn von ihr ein verderblicher Einfluß auf unser Volk, auf das Haus und die Familie ausgeht. Ihm entgegen zu arbeiten und einer edleren, idealeren Auffassung und Ausgestaltung der dramatischen Kunst wie einer Hebung des ganzen Theaters die Wege zu bahnen, ist Aufgabe einer unbestechlichen und unparteiischen Kritik einerseits, anderseits aber des an sich vortrefflichen Institutes der Dramaturgen. Seitdem Lessing nämlich durch seine „Hamburgische Dramaturgie" den Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung sowohl der Poetik des Dramas wie der Theorie der mimischen Künste gelegt hatte, war der Gedanke erwacht, an den größeren Bühnen **Dramaturgen** anzustellen, die von höherem Standpunkte als die gewöhnlichen Regisseure den ästhetischen Teil der Bühnenverwaltung, besonders die Wahl der aufzuführenden Stücke, die Besetzung der Rollen 2c. zu besorgen hatten. Eine solche Stelle haben Tieck in Dresden, Immermann in Düsseldorf, Dingelstedt in Stuttgart, München und Weimar, Mosen in Oldenburg, Laube in Wien 2c. bekleidet; den Spuren ihrer Wirksamkeit werden wir in dem nachfolgenden Überblick öfter begegnen.

Dramaturgen.

* * *

Wie wir in früheren Abschnitten (S. 139 f.) gesehen haben, stritten schon zu Schillers und Goethes Lebzeiten mit ihren Dramen die Erzeugnisse sehr untergeordneter Geister um den Vorrang; ein großer Teil des Publikums zog dem Weimarer Dichterpaare die aus der romantischen Schule hervorgegangenen Schicksalstragöden und noch viel mehr den pikant-rührsamen Kotzebue wie den moralisch-hausbackenen Iffland entschieden vor. Und als diesen beiden Lieblingen der Theatergemeinde die Feder entfiel, trat sofort ein Mann in die Lücke, der ihnen an Fingerfertigkeit und Bühnengewandtheit nichts nachgab, ohne sie an poetischem Vermögen zu übertreffen.

Raupach. Es war der fruchtbare **Ernst Raupach**. Am 21. Mai 1784 als Sohn eines Pfarrers in Straupitz bei Liegnitz geboren lebte er von 1805—1822 teils als Hauslehrer, teils als Professor in Rußland, seitdem in Berlin, wo er als Geh. Hofrat bis an seinen Tod (18. März 1852) die Hofbühne beherrschte. Nachdem er mit Sensationsstücken („Die Fürstin Chawansky" — „Lorenzo und Cecilia") debütiert, bestieg er „das Paradepferd, das Schiller in seinen Jambentragödien gesattelt hatte", behandelte u. a. die Geschichte der Hohenstaufen (von Barbarossa bis Konradin) in nicht weniger als sechzehn Dramen und brachte in den Jahren 1820—1841 gegen achtzig Stücke „ernster und komischer Gattung", wie er sie nannte, auf die Bühne. Im ganzen schrieb er 117 Stücke und sich damit ein schönes Landgut zusammen. So flink war er mit der Feder, daß er — wie er sich rühmt — in vierzehn Tagen „einen Hohenstaufen" fertig machte. Die Berliner hörten aber das „iambische Kollegium über die Kaisergeschichte" so gerne, daß einmal der ganze Cyklus hintereinander mehr als zwei Wochen lang ein volles Haus machte. Und noch lange lebte in ihrem Gedächtnis der Schlußvers: „Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen."

Unendlich geistvoller und bedeutender war der jüdische Dichter **Michael Beer**, der, am 10. August 1800 zu Berlin geboren, durch den Verkehr mit Gelehrten, Künstlern und Schauspielern in dem reichen, gastfreien Hause seiner Eltern schon so früh zu dramatischer Produktion angeregt wurde, daß eine Tragödie: „Klytämnestra" von ihm auf der Hofbühne zur Aufführung kam, als er neunzehn Jahre alt war. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien machte er Reisen in Italien und Frankreich und lebte dann abwechselnd in München und Paris seinen dramatischen Arbeiten. In noch nicht vollendetem 33. Jahre raffte ihn ein Nervenfieber am 22. März 1833 zu München hinweg. Von seinen Dramen ist das bekannteste „Struensee". Darin hat Beer den Untergang des dänischen Ministers dieses Namens geschildert, der im Jahre 1772 durch eine feindliche Adelspartei gestürzt wurde. An der Darstellung einer noch so frisch in der Erinnerung lebenden Episode nahmen einige Diplomaten Anstoß, dennoch gestattete König Ludwig von Bayern am 27. März 1828 zu München die Aufführung. Der Held — so wenig er seinem dämonischen Originale glich — sagte durch seine wohlstilisierten Aufklärungsideen und seine humanen Regierungsprinzipien, durch seinen Kampf wider die Aristokratie dem Münchener Publikum zu; auf anderen Bühnen nahm man aber Anstand, das Stück aufzuführen. Erst durch die Musik seines Bruders, des berühmten Komponisten Meyerbeer, ist der „Struensee" zu glänzender Ausstattung und zur Anerkennung gekommen. Michael Beer.

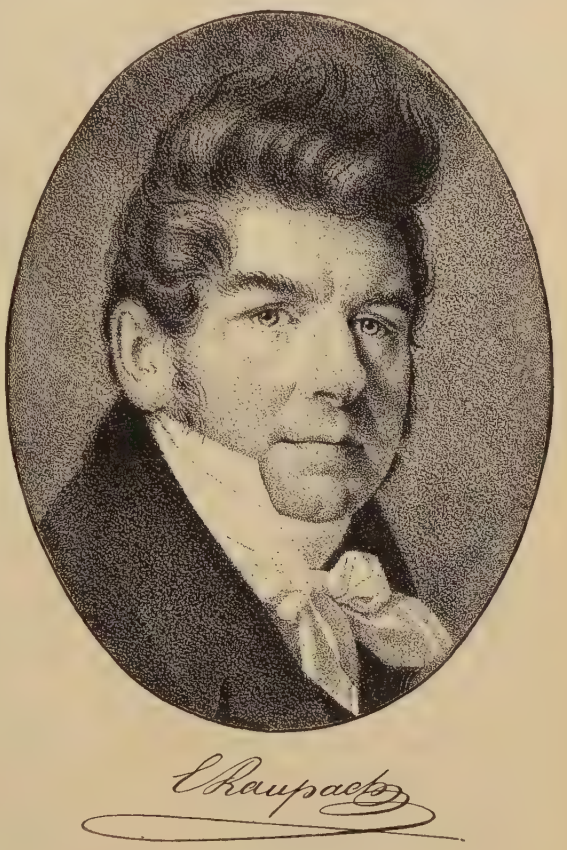


Abb. 244. Ernst Raupach.
Nach einer Zeichnung von W. Devrient.

Einen Fortschritt in der Entwickelung des Dramas herbei zu führen wäre seinen Gaben nach eher **Grabbe** berufen gewesen, dessen Leben und Dichten von psychologischem Interesse ist.

Christian Dietrich Grabbe, geboren am 11. Dezember 1801 zu Detmold, wuchs im dortigen Zuchthause auf, wo sein Vater Aufseher war. Aus Liebe zu ihm, ihrem einzigen Kinde, legten sich die Eltern mancherlei Entbehrungen auf, um ihm den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen. Des Knaben originelle und oft Grabbe.

phantastische Aufsätze überraschten die Lehrer; früh versuchte er sich auch in Poesien und erklärte, daß er sich fähig fühle, „das zu schreiben, was in Shakespeares Fach schlägt: Dramen". Auch sonst ließ er es an Selbstüberhebung nicht fehlen; überhaupt liebte er es, heroisch aufzutreten und den großen Mann zu spielen, womit es dann seltsam kontrastierte, wenn seine im Grunde weichliche und furchtsame Natur zum Durchbruche kam. Das Schlimmste aber war, daß er in den oberen Gymnasialklassen es im Trinken allen Kameraden zuvortat; eine verhängnisvolle Fertigkeit, die der Ruin seines Lebens wurde. — Ostern 1820 bezog er die Universität Leipzig, um Jura zu studieren, kam aber bald in ein so wildes Leben hinein, daß er innerlich wie äußerlich immer tiefer sank. Seine Eltern, die nach wie vor kein Geldopfer scheuten, um ihm zu helfen, täuschte er durch dankbare Briefe, die von seiner nahenden Berühmtheit sehr zuversichtlich sprachen. Inzwischen hatte ihn sein Hang zum Theater auf den Gedanken gebracht, Schauspieler zu werden; da man ihm aber entschieden davon abriet, arbeitete er an seiner schon in Detmold begonnenen Tragödie: **„Herzog Theodor von Gothland"**, vollendete dieselbe aber erst in Berlin, wohin er 1822 übersiedelte und wo er im Verkehr mit Heinrich Heine, Ludwig Robert u. a. das „tollgeniale" Leben fortsetzte und dabei immer mehr verkam. „Halb mit Vertrauen und halb mit Zagen" sandte er sein Erstlingswerk, das die Schicksals- und Greueltragödien noch um vieles übertraf, an Tieck mit der Bitte, „ihn öffentlich für einen frechen, erbärmlichen Dichterling zu erklären", wenn er „sein Trauerspiel den Produkten der gewöhnlichen heutigen Dichter ähnlich finde". Eine solche Ähnlichkeit war allerdings nicht vorhanden; Schillers Räuber sind zahm und maßvoll im Vergleich mit dem Helden dieses Erstlingswerkes von Grabbe. Verdoa, ein Mohr, der sich zum Feldherrn der Finnen gemacht,

Theodor v. Gothland.

ist von Herzog Theodor von Gothland einmal mißhandelt worden; um sich zu rächen, erregt er in seinem Feinde den Verdacht, daß dessen heißgeliebter Bruder Manfred von dem dritten Bruder Friedrich ermordet sei. Theodor, um den vermeintlichen Brudermord zu rächen, wird darüber selbst zum Brudermörder. Dann flieht er zu den Finnen. Dort erfährt er den Betrug und wird nun an Gott, an der Welt, an sich irre. Unter dem Rollen der Donnerschläge, die er „Ohrwürmer" nennt, ruft er aus:

Nein, nein! Will ich das glauben! — — Wär' ein Gott,
Es ist kein Gott! Zu seiner Ehre So wären keine Brudermörder! 2c.

Ein anderes Mal ruft er:

Ich bin ein Haufe von zusammen- Es weint nicht, es bereuet nicht, und ist
Gesperrten Tigern, die einander Es einmal tot, so lebt es auch nicht mehr!
Auffressen! — O wie glücklich ist ein Vieh! O wäre ich ein Vieh!

Und nun ruht er nicht, bis er an dem Mohren seine Rachlust auf das scheußlichste gekühlt hat. Zuletzt kommt auch Gothland um. — Tieck beantwortete Grabbes Zuschrift in einer eingehenden Kritik; er gab zu, daß in dem „Gothland" „Stellen seien, die man groß nennen könnte, Verse, in denen wahre Dichterkraft hervorleuchte"; aber das Stück „gefalle sich an Entsetzlichem, Grausamem und Cynischem — — das Gräßliche sei nicht tragisch, roher Cynismus keine Ironie, Krämpfe — keine Kraft".

Grabbe ließ sich nicht warnen; er ließ Tiecks Brief drucken und suchte sich in hinzugefügten Noten gegen die Ausstellungen zu rechtfertigen. Dann dichtete er in dem „genialen Stil" des „Gothland" weiter. Ich hebe aus den nächsten Produkten seiner Feder nur die hauptsächlichsten hervor. Zunächst folgte die Literaturkomödie

Scherz, Satire, Ironie.

„Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", ein Stück, das ebenso abgeschmackt ist wie sein Titel. Von Handlung ist darin keine Rede — das Auftreten des Teufels als Kanonikus, seine meist sehr witzlosen Späße, seine Gefangennahme durch einen immer betrunkenen Schulmeister bilden die Unterlage für allerhand

barocke Einfälle, cynische Witzworte und wohlfeile Späße über die Tagesliteratur. Endlich wird eine Art Lösung herbeigeführt durch des Teufels Großmutter, die als blühende Frau im modischen russischen Winteranzug mit Kaiser Nero, ihrem Bedienten, auftritt und ihren Enkel befreit.

Solche Stücke waren selbstverständlich unaufführbar. Zum Schauspieler taugte Grabbe auch nicht. Drei Monate in Dresden, während welcher er auf Tiecks Anregung einen neuen dramatischen Versuch, der ebenfalls mißlang, machte, führten ihn ebensowenig weiter, und nun folgte eine unstete Wanderzeit. Endlich — im Sommer 1824 — bestand er die juristische Staatsprüfung und begann als Advokat zu arbeiten; 1827 erhielt er die Stelle eines Militärauditeurs. Aber ob ihn das auch augenblicklich freute, es half ihm nicht zur Umkehr von seinem bisherigen Leben. Auch in seinen Liebesbewerbungen zeigte er sich wild und leidenschaftlich; dennoch gelang es ihm, 1833 Lucilie Klostermeyer, die ihn früher zurückgewiesen hatte, als seine Gattin heimzuführen.

Abb. 245. Christian Dietrich Grabbe.
Nach einer Zeichnung von Hildebrand in Düsseldorf 1835.

Wenn man die nur zu eingehend sein Leben in diesen Jahren schildernden Biographien Grabbes liest, begreift man es kaum, daß er bei seinem unordentlichen Leben nicht nur fort und fort zu produzieren im stande war, sondern daß die anerkannt besten seiner Dichtungen damals gerade entstanden. Im Sommer 1828 war sein **„Don Juan und Faust"** fertig geworden; „eine tollschöne Dichtung," wie Menzel urteilt „wo die Gedanken Blitze, die Worte Donner und die Empfindungen Schläge sind." Aber obwohl mehrmals Versuche gemacht worden sind, es aufzuführen, hat sich dieses Stück doch nicht als bühnenfähig erwiesen: ungeachtet mancher glutvoller und lyrisch schöner Stellen läßt es doch kalt, weil ihm das Leben fehlt.

Von einer ganz anderen Bedeutung sind seine Hohenstaufentragödien: **„Kaiser Friedrich Barbarossa"** und **„Kaiser Heinrich VI."**, die, 1829 und 1830 gedichtet, den Höhepunkt seiner poetischen Leistungen bezeichnen. Wohl sind auch sie mehr großartige dramatische Geschichtsbilder als Bühnenstücke, aber feste, lebensvolle Gestalten, wirkliche Menschen treten uns darin entgegen, ihre Sprache ist individuell charakterisiert, echt poetisch, und die einzelnen Episoden, die Gefangennehmung und Befreiung des Königs Richard Löwenherz, die Belagerung von Rocca d'Acre, die Szenen zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen u. a. sind von ergreifender

Hohenstaufentragödien.

Anschaulichkeit und voll dramatischen Lebens. Unmittelbar nach Heinrich VI. machte
Napoleon. er sich an ein modernes Drama: „Napoleon oder die hundert Tage“ (1831), in welchem er der damals bei den „Genies“ im Schwang gehenden Schwärmerei für den korsischen Eroberer seinen Tribut zollte und sein bestes Können zeigte.

Grabbes Ehe war höchst unglücklich — seine Amtsgeschäfte, die er mit wachsender Leichtfertigkeit betrieb, widerten ihn an wie „die ganze beengte Existenz, in die er sich mit seinen fünf Seelen im Kopfe gebannt“ fühlte. Endlich kam er um einen sechsmonatlichen Urlaub ein, während dessen er die Tragödie: „Hannibal“ zu dichten begann. Da man ihm eine Verlängerung seines Urlaubs verweigerte, nahm er seinen Abschied, und da seine Frau nun verlangte, die Gütergemeinschaft mit ihm aufgehoben zu sehen, verließ er sie, ohne ihr auch nur Lebewohl zu sagen, im Oktober 1834 und fuhr nach Frankfurt. Von dort wandte er sich an Immermann, den er kurz zuvor in Detmold kennen gelernt hatte, um weiteren Rat und um Hilfe und erhielt von ihm eine freundliche Einladung nach Düsseldorf. Mit großem Wohlwollen kam Immermann dem Ankömmling, der ihm wie „eine Natur in Trümmern“ erschien, entgegen, beriet ihn in der Förderung und Vollendung des
Hannibal. „Hannibal“ (1835) und suchte ihn auf alle Weise zu heben. Anfangs schien auch alles gut zu gehen, aber nur zu bald fiel der Unglückliche in sein Wirtshaustreiben zurück, und sein Cynismus machte ihn in der Gesellschaft unmöglich. Nun brach Immermann das Verhältnis mit ihm ab und überließ ihn seinem Schicksal, das ihn tiefer und tiefer führte. Endlich begab er sich nach Detmold zurück, wo er in sehr kläglichem und abgerissenem Aufzuge anlangte.

Noch einmal versuchte er sich emporzuraffen. Die in Düsseldorf noch begonnene
Hermannsschlacht. „Hermannsschlacht“ (1838) vollendete er im Wirtshause, wo er zuerst abgestiegen war, und es berührt unendlich peinlich, wenn man hört, wie er sein „Nationaldrama“ in der Schenkstube vor einer trinkenden und Karten spielenden Gesellschaft vorlas, die sich fortwährend über „das dumme Zeug“ lustig machte. Dieses letzte Erzeugnis seiner Muse ist ein seltsames Gemisch von antikem und modernem Wesen, von Heidentum und Christentum, germanischem Urwaldleben und deutscher Neuzeit, und es ist charakteristisch für das Ganze, wenn Arminius darin seine Thusnelda mit „Nelchen“ anredet. — Endlich begab er sich zu seiner Frau, die ihn nach einigem Zögern aufnahm. Die Rückenmarksschwindsucht warf ihn bald danach auf ein schmerzliches Krankenlager, am 12. September 1836 starb er in den Armen seiner Mutter.

Freiligraths ergreifender Nachruf „Bei Grabbes Tod“ ist berühmt; doch Grabbes nur zu sehr bekannt gewordenes Leben widerlegt am besten die falsche Behauptung: „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!“ Nicht an der Dichtung ist Grabbe zu Grunde gegangen, sondern an der Haltlosigkeit seines Charakters, die auch seine große Dichtergabe nicht zur vollen Entwicklung kommen ließ. Seine Kunstauffassung steht im entschiedensten Gegensatze zur klassischen wie zur romantischen. Es beseelt ihn das Streben, die Welt in vollster Wirklichkeit zu erfassen, wie er sie sah, nämlich als ein wüstes, ungeordnetes Ganzes, in dem ein waltender Geist und ein Ziel nicht vorhanden sind.

Während Grabbe, bis an seinen Tod dem Bühnenpublikum unbekannt, Drama um Drama für den Büchermarkt schrieb und Raupach unerschüttert von Berlin aus das deutsche Theater beherrschte, verbreitete sich mit einemmal die Kunde von einem Stücke, das eine neue Ära der dramatischen Dichtung zu verkündigen schien; es war die „Griseldis“ von **Halm**, die 1835 unter rauschendem Beifall im Wiener Hofburgtheater aufgeführt worden war und die bald darauf siegreich über alle deutschen Bühnen ging. Die Romantik war in ihm aufs neue lebendig geworden.

Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen (aus einem ursprünglich kurtrierischen Geschlechte), der unter dem bescheidenen Pseudonym **Friedrich Halm** sich versteckte, wurde am 2. April 1806 zu Krakau geboren, wo sein Vater österreichischer Appellationsgerichtsrat war, kam aber früh nach Wien. Schon als Knabe schwärmte er für das Theater und schrieb ein Stück für seine Puppen. Zwanzigjährig war er, mit seinen juristischen Studien in Wien fertig, in den Staatsdienst getreten, hatte gleichzeitig geheiratet und kurz zuvor sein erstes Trauerspiel vollendet. Ganz im Verborgenen entwickelte sich sein Dichtertalent unter dem Einflusse der spanischen Dramatiker, namentlich Calderons. Sein ehemaliger Lehrer, der geistreiche Benediktiner Michael Leopold Enk von der Burg, der sich auch selbst dichterisch versucht hatte, ermutigte ihn, seine Scheu vor der Öffentlichkeit zu überwinden und beim Hofburgtheater ein Stück zur Prüfung einzureichen. Die „**Griseldis**“ (1837) war das erste Drama, mit dem er sich vor das Publikum wagte. Die vollendete theatralische Technik, die wohllautende Sprache, die weiche, ans Sentimentale streifende Empfindung, welche dieses Erstlingswerk Halms wie alle seine nachfolgenden auszeichnen, rissen das Publikum in urteilslosem Entzücken hin, und erst allmählich kam man zu der Einsicht, daß diese Griseldis nicht das Urbild, sondern ein Zerrbild echter Weiblichkeit war. In der mittelalterlichen Sage (wie sie Gustav Schwab in seinen „Volksbüchern“ wiedererzählt) hat die naive Art, wie die von einem Edelmann um ihrer Schönheit willen zur Gemahlin erhobene Bauerntochter alle die harten Proben besteht, die er ihr auferlegt, um ihre Treue und Demut zu prüfen, etwas wirklich Rührendes und Ergreifendes, überdem ist die Absicht ihres Gemahls doch immer eine ernste und der Ausgang ein versöhnender. Dagegen konnte die durch fünf Akte mit allem Raffinement der Kunst vorgeführte Geduld des bis aufs äußerste gemarterten Weibes wohl ein oberflächliches Theaterpublikum zum Mitleid reizen, mußte aber jeden Nachdenkenden doch bald peinlich berühren. Dazu hat Halm die ursprüngliche Fabel, die er überdies in die sagenhafte Zeit des Königs Artus verlegt, dahin verzerrt, daß Griseldis' roher Gemahl, Percival von Wales, nur um einer Wette willen, die er der spottenden Königin bietet, sein armes Weib peinigt und plagt, wogegen sie dann freilich, als sie das zum Schluß erfährt, ihn verläßt und mit ihrem Sohne in ihre Köhlerheimat zurückkehrt. Streng hatte einst ihr alter blinder Vater Cedric, zu dem sie, von Percival verstoßen und ihres Sohnes beraubt, „der Probe halber“ flüchten mußte, ihr zugerufen:

Halm.

Griseldis.

Abb. 246. Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen). Nach dem Porträt von Danhauser von 1840.

Gott ist gerecht; den du vergöttert,
Erwählt sein Wink zur Geißel deiner Schuld
Und weiset dein Geschick an mein Erbarmen,
Den du vergessen in des Glückes Schoß.

Jetzt ruft er ihr weich zu:

Komm, armes Kind, ruh aus an diesem Herzen,
Trink Heilung aus dem reichen Born der Liebe,
Der unverfälscht im Vaterbusen quillt.

König Artus aber heißt den Entschluß der Griseldis gut; ihren Gemahl, der sie zurückhalten will, weist er mit den Worten zurück:

Wohl jeden Kampf bestehet Lieb' um Liebe,
Doch dienen soll sie nicht dem rohen Triebe,
Der ihr die Sohle auf den Scheitel setzt!

Und doch hatte dieser weise König zu der Wette einst seine Genehmigung gegeben!

Während der Freiherr von Münch-Bellinghausen nun in seiner amtlichen Laufbahn emporrückte, fuhr er als Friedrich Halm fort, ein Drama um das andere zu schreiben, ohne indes großen Beifall zu ernten. Aber 1842 — die „Griseldis" war beinahe schon vergessen — brachte ein neues Stück: „**Der Sohn der Wildnis**" seinem Verfasser neue Lorbeeren. Hier sollte die Macht edler Weiblichkeit und zugleich die Gewalt der edlen Sitte über die Barbarei gezeigt werden. Parthenia, eines griechischen Waffenschmieds Tochter in Massalia, bekehrt Ingomar, den wilden „Anführer einer Horde Tektosagen", zur reinen Liebe und zur Zivilisation. Im Sturmschritt eroberte damals das rührsame, auf Rousseausche Ideen gegründete Stück die Welt, von dem jetzt fast nur als geflügeltes Wort die Ingomar erteilte Belehrung der Griechenmaid über das Wesen der Liebe: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!" sich erhalten hat. Mindestens einen gleichen Ruhm hätte ein anderes Wort der Waffenschmiedstochter verdient. Als die Selbstsucht der feingebildeten Griechen dem edlen Fremdling gegenüber, der aus der Götter Hand „unmittelbar das echte Gold empfangen, den Drang der Seele, der das Gute muß", — sich offenbart, erkennt sie es klar: „Ein Grieche sein ist nichts, und alles, alles ein wahrhaft menschlich Herz im Busen tragen!" also eine Variation des Seumeschen Diktums: „Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!"

Sohn der Wildnis.

Nach mehreren mäßigen Bühnenerfolgen errang Halm 1854 noch einmal allseitigen Beifall durch den „**Fechter von Ravenna**". Auch dieses Stück zeichnet sich durch effektvolle dramatische Entwicklung und schöne, klangvolle Sprache aus, ist aber gleichfalls nicht frei von den Fehlern in der Charakterzeichnung und Motivierung, die man den beiden Glanzdramen Halms vorgeworfen hat. Trotzdem tut uns ein warmer patriotischer Zug darin wohl und wirkt namentlich bei der Aufführung hinreißend. Etwas Peinigendes liegt in dem Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. Sigmar, der Sohn des großen Armin, von Thusnelda in der römischen Gefangenschaft geboren, ist ihr als Kind von Tiberius entrissen und fern von ihr in der Fechterschule von Ravenna ohne seine hohe Abkunft zu ahnen, zum Gladiator erzogen worden. Thumelicus — so heißt er dort — ist ein „Prachtstück" unter des Vogtes Glabrio Zöglingen, „schön wie Apoll und frisch wie eine Rose", aber innerlich und äußerlich roh und sehr befriedigt von seinem elenden Gewerbe. In seinem Vaterlande ist inzwischen sein Geschick bekannt geworden, aber erst nach Jahren, als es zu spät ist, wird Merowig, ein Waffenbruder Armins, entsandt, ihn heimwärts zu entbieten, um das Volk zum Kampfe wider Rom zu führen und „ein einig Deutschland" herzustellen! Thusnelda, die ihren Sohn endlich wiedergefunden, bereitet ihn auf diese Kunde vor und überreicht ihm sein „Vatererbe", Armins Schwert; aber sie findet kein Verständnis bei dem

Fechter von Ravenna.

ganz und gar Entarteten. Sein höchster Ehrgeiz ist es, im Cirkus mit den Genossen dem Cäsar jubelnd den Todesgruß zu bringen. Deutschland und seine Ehre hat er vergessen.

Inzwischen hat Kaiser Caligula als „einen Reiz für seine abgespannten Nerven" sich einen Genuß ausgesonnen, der „nicht bloß die Sinne stachelt, auch den Geist": Im Kampfspiel soll Germanien in Thumelicus vor seiner Mutter Augen Roms Herrlichkeit erliegen. Als Thusnelda das erfährt, reift in ihr der Entschluß, ihren Sohn lieber zu töten, als ihn der Schande preiszugeben. Sie ersticht ihn, und als Caligula sie ergreifen lassen will, stößt sie sich selbst das Schwert in die Brust. Die Charakterisierung der Hauptpersonen ist gut, aber der Gegenstand selbst grausig. Das Riesenmaß der Leiber reicht über Menschliches hinaus, und wenn unser Herz in seiner Tiefe erzittert, so klingt doch zu wenig echte Empfindung in der eigenen Brust mit. Denn der Fechter von Ravenna verdient wohl den Tod, doch nicht unser Mitleid.

Unter Halms letzten dramatischen Dichtungen erneuerte „Wildfeuer" (1863) noch einmal den Ruhm seiner Jugend. In geistreicher, anmutiger Weise wird darin das allerdings sehr unwahrscheinliche Problem vorgeführt, daß ein Mädchen, von klein auf als Knabe gehalten und erzogen, erst durch die Liebe zum Bewußtsein ihres Geschlechts erwacht. „Wildfeuer" wird die Heldin, die Tochter der Gräfin von Dommartin, genannt, weil „Ernst ihr fehlt, Besonnenheit und Maß", weil sie „ein rasch aufflackernd Flämmchen, das in nichts verlodert". Die ebenso geschickt und spannend wie zart herbeigeführte Entdeckung löst zugleich einen alten Familienzwist; denn der Mann, der Wildfeuer liebt, ist der rechtmäßige Erbe der Güter, um deren Besitzes willen sie von ihrer Mutter als Knabe gehalten worden, da nur der Mannesstamm erbberechtigt ist. Wildfeuer.

Das Lyrische klingt in Halms Dramen oft so mächtig vor, daß man gemeint hat, er habe in seinen „Gedichten" nicht annähernd so Schönes geleistet wie dort, es findet sich aber auch in diesen gar vieles, das zu Herz und Gemüt spricht und aus echtem Dichterborn stammt, wie z. B. „Das taube Mütterlein" u. a. Gedichte.

Im Jahre 1861 war der Freiherr von Münch-Bellinghausen zum lebenslänglichen Mitgliede des österreichischen Herrenhauses, 1867 zum Präfekten der kaiserlichen Hofbibliothek ernannt worden, gleichzeitig mit dem Titel eines Generalintendanten zum Leiter der beiden Wiener Hoftheater, — aber der ihm aus letzterer Stellung erwachsende Ärger veranlaßte ihn bereits 1870, dieselbe aufzugeben. Am 22. Mai 1871 starb er nach längeren schmerzlichen Leiden.

Inzwischen war im Norden längst ein neuer Stern für das Drama in dem Ditmarschen **Hebbel** aufgegangen, dessen Erstlingswerk „Judith" am 6. Juli 1840 mit Glanz über die Berliner Hofbühne ging.

Christian Friedrich Hebbel, am 18. März 1813 zu Wesselburen in Norderditmarschen geboren, war der Sohn eines armen Maurers und verlebte seine Kindheit, deren erste sechs Jahre er selbst meisterhaft geschildert hat, in der größten Dürftigkeit und Not. Nicht selten fehlte es im Winter an Brot, und es gab dann „ängstliche Szenen" zwischen den Eltern. „Die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen," sagt Hebbel von seinem Vater, den er sonst einen „herzensguten, treuen, wohlmeinenden Mann" nennt. An der Bibel, dem Gesangbuch und der Chronik seiner erinnerungsreichen Heimat nährte sich sein Geist und ergänzte das dürftige Maß des in der Elementarschule des Ortes Gelernten. Früh erwachte ein selbständiges religiöses Leben in dem Knaben: angesichts der in Schule und Haus durch ein Gewitter entstandenen Verheerungen „zog Gott der Herr in seiner vollen Majestät in ihn ein", und bald darauf bei einem Sturm verwandelte sich „das eingelernte Geplapper seiner Lippen in ein wirkliches ängstliches Gebet", ja in einen Hebbel.

Gebetsverkehr mit Gott, dem er es auch klagte, wenn ihm vermeintliches Unrecht geschehen war. Im 15. Jahre kam er, da der Vater gestorben war, zu dem Kirchspielvogt Mohr, wo er anfangs außer häuslichen noch Schreiberdienste zu leisten hatte, allmählich aber auch Übung in der niederen Gerichtspraxis erhielt. Daneben wuchs die sehr früh erwachte poetische Lust. In einem Lokalblättchen erschienen 1829 seine ersten Gedichte. An Goethe, Schiller, Lessing und Uhland hatte er sich weitergebildet, aber vergeblich waren seine Bemühungen, aus den engen heimatlichen Verhältnissen herauszukommen. Uhland, an den er sich vertrauensvoll um Hilfe wandte, antwortete freundlich, aber ablehnend. Da lenkten einige Gedichte und Erzählungen, die er an die in Hamburg erscheinenden „Modeblätter" eingesandt hatte, die Aufmerksamkeit der Herausgeberin Amalie Schoppe (S. 503) auf ihn. Die gutmütige Frau lud ihn 1835 ein, nach Hamburg zu kommen, und verschaffte ihm dort durch Unterstützungen und Freitische die Möglichkeit, sich auf die Universität vorzubereiten.

Abb. 247. Christian Friedrich Hebbel.
Nach einer Photographie von 1860.
Unterschrift eines Briefes aus Wien vom 10. 5. 1862 an den Kammerherrn von Beaulieu-Marconnay.
(† Georg Kestners Autographensammlung.)

Schon nach einem Jahre (1836) ging er — allerdings ohne ein Gymnasialzeugnis der Reife — nach Heidelberg, wo er die Rechte studieren wollte. Aber die Poesie gedieh besser als die Jura. Dort entstand u. a. das durch Robert Schumanns innige Komposition vielverbreitete „Nachtlied" („Quellende, schwellende Nacht"). In München, wohin er im Herbst desselben Jahres übersiedelte, vertauschte er das juristische Studium mit dem philosophischen und schönwissenschaftlichen, schrieb daneben Erzählungen, vermochte aber kaum soviel zu verdienen, um sich vor dem Hunger zu schützen. Zu Fuß kehrte er endlich im März 1839 über Nürnberg, Göttingen und Hannover nach Hamburg zurück, wo sich der ihm wenig sympathische Gutzkow seiner annahm und ihm literarische Beschäftigung verschaffte, während er sich mit der etwas pedantischen, ihn endlos schulmeisternden Amalie Schoppe bald überwarf. Und doch hatte die alte Freundin noch kurz zuvor ihren kleinen Anteil an seinem ersten durchschlagenden Erfolge in der Öffentlichkeit gehabt. Denn sie war es, die sein Drama **„Judith"** aus eigenem Antriebe an Auguste Crelinger nach Berlin sandte und demselben dadurch einen raschen Weg auf die erste Bühne Deutschlands bahnte. Die große Tragödin war so be-

Judith.

geistert von Hebbels Werke, daß sie alles aufbot, es zur Annahme zu bringen — ihre hinreißende Darstellung der Heldin tat dann das übrige.

Das vielgepriesene Stück, das in seiner kernhaften, gedrungenen Prosa und glühend leidenschaftlichen Entwicklung allerdings den durch Halms weiche, wohllautende Verse und sein empfindsames Wesen Ermüdeten sehr zusagen mochte, war doch nichts mehr und nichts minder als eine sinnlich-sensationelle Ausbeutung und Verzerrung der aus den Apokryphen des Alten Testaments bekannten jüdischen Volkssage. Denn aus der — wenn auch mit jesuitischer Moral — zu Ehren Gottes handelnden Judith hat der Dichter ein wollüstiges Weib gemacht, das nicht bloß aus Vaterlandsliebe, sondern vornehmlich aus Wut und Scham über ihre Schmach den Feind ihres Volkes ermordet; aus dem wilden, tapferen Holofernes ist ein über die Religion philosophierender und moralisierender Tyrann geworden, der durch Judiths Schönheit überwunden und zur Glut entfacht wird. Statt des Lobgesanges der apokryphischen Darstellung schließt Judith mit der verzweifelten Bitte an die Priester und Ältesten, sie zu töten, wenn sie es begehre; und ihrer Magd flüstert sie den Grund zu: „Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären. Bete zu Gott, daß mein Schoß unfruchtbar sei! Vielleicht ist er mir gnädig." Gewaltige Charaktere, mit der größten Sorgfalt im einzelnen ausgearbeitet, und gewaltige Leidenschaften, in einer gedankenreichen und fesselnden Sprache vorgetragen, treten uns von Anfang an entgegen und halten uns in Spannung. Aber allmählich erlahmt die Phantasie, welche gezwungen wird, unaufhörlich in den höchsten Höhen sich zu halten, und die erregte Leidenschaft bricht zusammen unter der furchtbaren Anstrengung, welche ihr ununterbrochen zugemutet wird, ohne daß wir mit diesen Unnaturen zu empfinden vermögen. Ein solches Stück, das, wie Hebbel selbst eingestanden, „sich auf der äußersten Grenze des Darstellbaren bewegt", konnte sich trotz mehrerer auch neuerer Versuche nicht lange auf der Bühne behaupten. Aber wenn es auch bald davon verschwand, es hatte doch des Dichters Ruhm über ganz Deutschland verbreitet.

Zum Gegenstand seines zweiten Dramas (1840/41) nahm Hebbel eine der ergreifendsten deutschen Sagen, die von Tieck und Raupach schon vor ihm bearbeitete Geschichte der „Genoveva". Auch hier tat er seinem Urbilde Gewalt an, indem Genoveva. er es in eine Tragödie verwandelte. Seine Genoveva ist eine über alles Maß wortkarge Heilige, die selbst für das Schändlichste keine Äußerung des Abscheues und der Entrüstung übrig hat; Golo eine allmählich zum Teufel gesteigerte Mischung der Don Juan- und Faustnatur. Zum Schluß sticht der Schurke sich die Augen aus und läßt sich freiwillig von einem Knechte zum Tode führen, anstatt ihn, der Sage gemäß, von Henkershand zu erleiden. Der in der alten Erzählung so wohltuende versöhnliche Schluß fehlt. 1851 dichtete Hebbel — auf Karl v. Holteis Anregung — einen Epilog zu seiner „Genoveva" und suchte sie dadurch nachträglich in äußeren Einklang mit der Volkslegende zu setzen. „Aber die sanfte Waldelegie paßte nicht zu dem Schauer des seltsamen Stückes." Lange Zeit wollte sich kein Theater zur Aufführung entschließen. Endlich — nachdem es dreimal umgearbeitet und selbst die Namen (Genoveva in Magelona, Golo in Bruno ꝛc.) umgewandelt worden, ließ es Laube am 20. Januar 1854 im Burgtheater aufführen, aber bald war es wieder von dem Spielzettel verschwunden. Auch ein neuerer Versuch im Kgl. Schauspielhause zu Berlin mißlang.

Nach dem Lebensbilde, das Emil Kuh in oft ermüdender Breite und in Entstehung der Genoveva. zu lichtvoller Färbung von seinem Freunde Hebbel entworfen, hatten eigene Erlebnisse und Seelenzustände des Dichters die bereits in München im Keime entstandene „Genoveva" zur Reife gebracht: in der Titelheldin wollte er das Bild der ihn treuliebenden Elise Lensing in Hamburg fixieren, in Golos dämonischer Glut seine Liebe zu einer schönen, ihm unerreichbaren Patriziertochter und seinen Verrat an Elise schildern.

Durch ein Reisestipendium des Königs Christians VIII. von Dänemark unterstützt bereiste Hebbel in den Jahren 1843 und 1844 Frankreich und Italien. In Paris entstand 1843 sein nächstes Stück: „**Maria Magdalena**“. Er nannte es ein „bürgerliches Trauerspiel“ — es ist aber vielmehr ein Schauerstück, freilich ein geniales; denn alle möglichen Greuel, Entehrung, Diebstahl, Untreue, Duell, Selbstmord, Kindesmord, werden darin in peinlich aufregender Weise vorgeführt. Die Heldin, die Tischlerstochter Klara, von einem gemeinen Burschen, den sie nicht einmal liebt, verführt und verlassen, stürzt sich in den Brunnen, als ihr früherer Liebhaber, dem sie untreu geworden, den Ehrlosen im Zweikampf erschossen hat. Mit Maria Magdalena hat diese Selbst- und Kindesmörderin, für die man nicht einmal rechtes Mitleid fühlt, nichts gemein als den biblischen Namen; denn als Buße kann doch Klaras gräßliches, Verbrechen auf Verbrechen häufendes Ende unmöglich gelten. Das Stück schließt mit den Worten: „Ich verstehe die Welt nicht mehr.“ Berthold Auerbach, der das Stück sehr scharf beurteilte, meint dazu: „Als ob die Dichtung nicht eben dazu da wäre, die Bindung und Lösung der wirklichen Welt zu durchklären! Wenn sie das nicht kann und nicht zu einem Fatum, zum Schicksalsdrama greifen will, was soll dann das Ganze?“

Maria Magdalena.

Die biographischen Beziehungen, welche Emil Kuh in den Lokalitäten, Zuständen und Gestalten dieses Stückes nachweist, erhöhen den Genuß dieses düsteren Nachtstückes keineswegs. Eine „lockere Liebschaft“ Hebbels mit der Schwester eines Tischlersohnes in München, der eines Diebstahls halber festgenommen wurde, hat „das grobe Garn zur Fabel des Stückes hergegeben“. Außer der „herzensguten schlichten Münchnerin“ ist die obenerwähnte „innige edle“ Elise noch in den „Lebens- und Charakterfaden“ Klaras hineingewoben. Allerdings macht Hebbels Verhalten gegen die arme Elise, die ihm zwei Kinder geboren hatte, von deren Arbeit er sich jahrelang hatte unterstützen lassen, die er selbst „das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die reinste Seele“ nennt, und die er dennoch zu heiraten sich weigerte, die ethische Unklarheit und Verschwommenheit der „Maria Magdalena“ erklärlich. Oder konnte das ihn entschuldigen, daß er — wie Kuh sagt — „Elisen nur von Herzen zugetan, nicht in Liebe verbunden war“?

Biographische Beziehungen.

Im November 1845 war Hebbel auf seiner Rückreise aus Italien in Wien angelangt, hatte bei den hervorragenden Dichtern eine warme Aufnahme gefunden, aber keines seiner Stücke auf die Bühne zu bringen vermocht. Dabei waren seine Mittel immer mehr zusammengeschmolzen, und er stand bereits im Begriff abzureisen, als ganz unerwartet zwei für seine Dichtungen schwärmende galizische Gutsbesitzer, die Brüder Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti ihn zurückhielten, für ihn ein prunkvolles Symposion — mit Toasten auf den Knieen vor ihm ausgebracht — veranstalteten, ihn mit feiner Kleidung versorgten und als ihren Gast in dem eleganten Hotel zum Erzherzog Karl wochenlang freihielten. Um dieselbe Zeit aber hatte Hebbel die Hofschauspielerin Christine Enghaus kennen gelernt. Sie hatte schon vor der persönlichen Bekanntschaft den Dichter der „Maria Magdalena“ mit Entzücken bewundert, freilich ihn auch gefürchtet; „denn,“ schreibt sie als Witwe an Kuh, „mein eigenes härtestes Schicksal stand mir in Klara vor Augen; ich war, nachdem ich das Stück zu Ende gelesen, zerschmettert — ich sah in Meister Anton und Hebbel meine Richter.“ Als sie aber den Dichter zum erstenmal erblickte, war ihre Furcht verschwunden — „seine hagere Gestalt, die blasse Leidensmiene,“ schreibt sie, „flößten mir beim ersten Anblick das tiefste Mitleid ein.“ Bald waren sie so weit, daß „sie ein jedes ihre eigene, besondere Schuld zusammenlegten“ und den Entschluß faßten, einander anzugehören. Die Brautzeit wurde durch Elises erregte Briefe etwas getrübt, aber „seine einstmalige Abneigung gegen die Ehe erschien ihm als die Frucht jenes unglücklichen Verhältnisses“, und er beschleunigte die Vermählung mit Christine, die im Mai 1846 stattfand. Zwei Jahre später sollte Hebbel das für geringere Sterbliche schwerverständliche Ver-

In Wien.

Christine Enghaus.

Hebbels Ehe.

gnügen haben, seine Frau als „Klara" auf den Brettern zu sehen; denn nachdem das Leipziger Stadttheater mit der Aufführung der „Maria Magdalena" vorangegangen war, folgte die Wiener Hofbühne damit im Mai 1848. „Auch nicht die geringste Prüderie der Zuschauerinnen ward bemerkbar," sagt Emil Kuh naiv bewundernd zum Ruhme der braven Wienerinnen!

In den Stücken, die zunächst in Wien entstanden, offenbart sich neben einzelnen großen poetischen Schönheiten die alle solche verdunkelnde Neigung zum Gräßlichen und Absonderlichen und häufig eine jede sittliche Schranke mißachtende Zügellosigkeit.

In der Vorrede zur „**Julia**" (1851), einem Pendant zur „Maria Magdalena", das selbst seine Bewunderer einen „entschiedenen Mißgriff" nennen und aus den „letzten Verwirrungen seines Lebens" erklären, sucht er sich gegen die erwähnten Vorwürfe zu rechtfertigen, wenn er geradezu behauptet, „daß gar kein Drama denkbar ist, welches nicht in allen seinen Stadien unvernünftig oder unsittlich wäre!" Die „Julia" ist allerdings beides im höchsten Grade. Julia, die Heldin, hat sich mit Antonio, einem Räuber, der sie liebt, vergessen. Ohne seine Schuld muß er fort, ohne, wie beabsichtigt, seine Geliebte entführt zu haben. Da erbietet sich ein lebensüberdrüssiger Spleenheld, Graf Bertram, den von ihm beabsichtigten Selbstmord aufzuschieben und sie zum Schein zu ehelichen, um sie so vor Schmach und Schande zu bewahren. Sie nimmt es an, und als Antonio wiedererscheint, tötet sich der sehr edle Scheingemahl, um dem liebenden Paar nicht im Wege zu stehen. Julia.

Noch gräßlicher ist die Tragikomödie: „Ein Trauerspiel in Sizilien" (1851). Ein Totschlag wird darin als Komödienmotiv behandelt. Auch sonst ist Hebbel in seinen Komödienstoffen nicht glücklich; weder der „**Diamant**" (1847) noch der „**Rubin**" sind recht ansprechend. Das nicht sehr appetitliche Sujet des ersteren ist dieses: ein Jude hat einen Diamanten gestohlen und verschluckt, den er nun wieder herausgeben soll; lange scheint es unmöglich, und man denkt daran, „um des wunderbaren Inhaltes willen das erbärmliche Gefäß entzweizuschlagen" — da gibt endlich die Natur nach, die dabei freilich „alles gefälligen Anstriches entbehrt". — Reinlicher, aber nicht gerade amüsanter ist der „Rubin" (1851) — ein Edelstein, in den eine Prinzessin verzaubert ist, die nur Erlösung finden kann, wenn der Besitzer ihn fortwirft. Diamant. Rubin.

Paul Heyse hat einmal von Hebbel gesagt:

Warum erwärmt dich's nie,
Wie er auch flammt und wütet?
Er hat eine Phantasie,
Die unterm Eise brütet.

Daran muß man unwillkürlich denken bei seinem Trauerspiel: „**Herodes und Mariamne**" (1850), in dem Hebbel in großartigen Zügen das Judentum in seiner Selbstauflösung schildert und zugleich die eheliche Treue zu verherrlichen beabsichtigt. Aber wie kalt läßt die in den Hauptzügen dem Josephus entnommene Fabel! Der jüdische Tyrann Herodes gibt zweimal den Befehl, seine Gemahlin Mariamne zu töten, falls er aus dem Kriege nicht zurückkehre. Wider seinen Willen davon unterrichtet verzeiht die Unglückliche, deren Bruder bereits dem Tyrannen zum Opfer gefallen, das erste Mal dem selbstsüchtigen Manne; das zweite Mal aber — um ihn zu bestrafen — spielt sie die Ungetreue, heuchelt Freude über die falsche Nachricht von seinem Tode und — wird auf seinen Befehl enthauptet. Zu spät kommt ihre Unschuld an den Tag, und das Gericht bricht über ihn herein. Herodes u. Mariamne.

Einen wohltuenden, fast beruhigenden Gegensatz zu den bisherigen Stücken Hebbels bildet das Künstlerdrama in gereimten Versen: „Michel Angelo" (1855), in welchem eine beziehungsreiche Anekdote aus dem Leben des großen Italieners in feiner, geistreicher Weise behandelt wird; und die größere Tragödie: „**Agnes Bernauer**" (1855), die uns auf altbekannten, heimatlich-historischen — wenn auch Michael Angelo. Agnes Bernauer.

nicht ganz treu geschilderten — Boden führt. Die einzelnen Charaktere, namentlich der der Heldin, sind meisterhaft durchgeführt. Nur ist es zu bedauern, daß sie kaum durch ein hingeworfenes Wort verrät, daß auch sie nicht frei von Schuld ist; ihr Tod wird dadurch als eine ungerechte Mißhandlung empfunden.

Gyges.

Die darauf folgende Tragödie: „**Gyges und sein Ring**“ ist — künstlerisch angesehen — wohl Hebbels vollendetstes Drama; denn es ist von großer poetischer Schönheit und getragen von hoher idealer Gesinnung. Aber er hat darin, wie Treitschke sagt, „einen Schatz von Formenschönheit und Kunstverstand an einen undankbaren Stoff verschwendet.“ Rhodope, die schöne Königin von Lydien, wird von ihrem Gemahle Kandaules seinem Freunde, dem durch seinen Ring unsichtbar gemachten Gyges, in unverhüllter Schönheit gezeigt; als sie erfährt, daß der König selbst so ihre Ehre verletzt habe, läßt sie den Griechenjüngling schwören, Kandaules zu töten, worauf sie ihm sich vermählen wolle. Von Herodots Erzählung abweichend, tut Gyges nicht, wie ihm befohlen, fordert aber seinen Freund unter Mitteilung des zwischen Rhodope und ihm Vorgefallenen zum Zweikampf und geht als Sieger daraus hervor. Nun reicht Rhodope ihm die Hand zum Ehebund, tötet sich aber, sobald derselbe geschlossen, mit den Worten: „Ich bin entsühnt. Denn keiner sah mich mehr, als dem es ziemte. Jetzt aber scheide ich mich — so von dir!“ Diese Frau bietet ja ein sehr ehrenwertes, echt keusches Gegenbild der Gutzkowschen „Wally“ dar, aber für ihr Wesen wie für ihre Handlungsweise können wir uns doch nicht begeistern.

Elises Tod.

Bald nach Vollendung des „Gyges“, den er „in den Kasten legte“, da an eine Aufführung in Wien nicht zu denken war, erhielt Hebbel die Nachricht von Elises Tode. Bewegt schreibt er darüber in seinem Tagebuche: „Elise ist nicht mehr; am 18. November 1854 gegen Morgen ist sie verschieden. Lange vorher schon war für sie nichts mehr zu hoffen und also der Tod nur noch zu wünschen: so erschütterte mich die Schmerzenskunde im Moment des Eintreffens denn nicht so sehr, als sie in mir nachzitterte und nachzittern wird.“ Sonst aber hatte sein häusliches Glück unter den Gedanken an die arme, übrigens von ihm bis zuletzt unterstützte Stickerin, die sogar auf Christinens Wunsch ein ganzes Jahr in seinem Hause gelebt, wohl nicht zu sehr gelitten. Dennoch kam dasselbe erst zur rechten Blüte nach Elisens Tode.

Häusliches Glück.

Im folgenden Jahre erwarb Hebbel ein kleines Grundstück in dem Dorfe Orth bei Gmunden, wo er seitdem mit seiner Frau und seinem Töchterchen die Ferienwochen der ersteren im Sommer glücklich zubrachte. „Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Tränen in die Augen treten,“ schreibt er einmal aus diesem Sommeraufenthalt. Und oft streckte er bei Tische die Hände vor sich aus und sagte zu seinen beiden Christinen: „Da, legt eure Hände hinein. Ihr seid mir alles, und nur um das eine bitte ich Gott, daß ihr mir nicht genommen werdet.“

Mutter und Kind.

Innerhalb sechs glücklicher Gmundener Wochen entstand 1859 die idyllisch epische Dichtung: „**Mutter und Kind**“, welche, von der Dresdener Tiedge-Stiftung mit ihrem Preise gekrönt, immer eine der freundlichsten, dankenswertesten Gaben seiner Muse bleiben wird.

Lyrische u. epische Gedichte.

Hebbels kleinere Gedichte, die sich in diesen Jahren ebenfalls vermehrten und von denen er für Cotta eine Gesamtausgabe — Uhland, „dem ersten Dichter der Gegenwart“, gewidmet — besorgte, sind ungleich an Wert und erst spät geschätzt worden. Zu dem einfachen, sangbaren Liede, das doch am meisten dem Dichter Eingang in das Herz des Volkes schafft, fehlte es ihm an Naivität. Unrecht freilich ist es, ihm Wärme des Gemütes ganz abzuerkennen. Starke und tiefe Empfindung spricht aus einigen seiner Gedichte, namentlich aus solchen, in denen er das Glück des Hauses und Selbsterlebtes zum Ausdruck bringt. Zur Erhärtung dieses Urteils erinnere ich an „Das alte

Haus" — „Bubensonntag" u. a. Meist hat aber seine Lyrik etwas Herbes und Düsteres („Sommerbild"). Seine dichterische Stärke lag im Drama, und als er nach manchen Irrgängen wieder zurückkehrte zu den Sagengestalten unserer Vorzeit, welche einst die Phantasie seines Knabensalters erfüllt hatten, schuf er ein Werk, das alle seine anderen überdauern wird.

Volle sieben Jahre verwandte Hebbel auf seine große Trilogie: „Die Nibelungen". „Den ganzen dramatischen Schatz des Nibelungenliedes" wollte er nach seiner eigenen Auffassung „für die reale Bühne flüssig machen". „Es ist mir Pflicht und Ruhm zugleich gewesen," sagt er, „dem gewaltigen Schöpfer unseres Nationalepos mit schuldiger Ehrfurcht auf Schritt und Tritt zu folgen, soweit es die Verschiedenheit der epischen und dramatischen Form irgend gestattet." Nibelungen.

In drei Teilen, einem Vorspiel: „Der gehörnte Sigfrid" und zwei Tragödien von je fünf Akten: „Sigfrids Tod" und „Kriemhilds Rache", führt uns Hebbel die ergreifende Geschichte von der Nibelungen Not vor. Im ganzen und großen folgt er treu dem alten Epos. Das heidnische Sagenelement ragt in die vom Christentume erst halb erfaßte Welt hinein. Brunhild ist eine getaufte Walküre; ihre Amme opfert aber noch den alten Göttern und ruft der Kampfjungfrau zu: „O hätte nie ein Tropfen heil'gen Wassers Die Stirne dir benetzt!" Erst nachdem sie von Sigfrid im nächtlichen Ringkampf zum zweitenmal überwunden, weicht ihre übernatürliche Kraft und Wildheit, freilich nur um bald der Eifersucht und dem Drange nach Rache Platz zu machen. In wirkungsvollster Weise führt uns die erste der Tragödien das alles bis zu Sigfrids Tod und Kriemhilds Jammer vor. Was das alte Lied nur dunkel andeutet, wird in dem Drama, wo es wünschenswert, ausgeführt und motiviert. Hagen erscheint von vornherein als ein grimmer Feind alles Christlichen, in dem alle wilden Mächte des Heidentums noch toben; gerade dadurch wird das Unmenschliche in ihm, wenn nicht gemildert, so doch erklärt. Zu tadeln ist nur, daß Hagen zuweilen entschieden aus seiner Rolle fällt. Schon daß er Sigfrid zu dem nochmaligen Kampf mit Gunthers Weibe auffordert, ist seltsam, aber daß er seine Bitte mit den Worten: „So tu's denn! Soll ich knien?" beschließt, ist dem wilden Mann doch kaum zuzutrauen. Noch eigentümlicher ist sein schäferartiges Benehmen in Rüdigers Hause, wenn er zu Götelinden sagt:

Was soll ich? Veilchen suchen? Lämmer fangen?
Ich wette um den zweiten Kuß mit dir:
Die Blumen sollen nicht ein Blatt verlieren,
Die Lämmer nicht ein Haar! — —

Auch die im Liede nur ganz vorübergehend auftretende Figur des Kaplans gewinnt hier Fleisch und Blut. Der über Sigfrids Leichnam wehklagenden Kriemhild hält er ernst vor:

Du armes Menschenkind, aus Staub und Asche
Geschaffen und vom nächsten Wind zerblasen,
Wohl trägst du schwer und magst zum Himmel schrei'n,
Doch schau auf Den, der noch viel schwerer trug!
In Knechtsgestalt zu uns herabgestiegen
Hat er die Schuld der Welt auf sich genommen
Und büßend alle Schmerzen durchempfunden,
Die von dem ersten bis zum letzten Tage
Die abgefallne Kreatur verfolgen,
Auch deinen Schmerz, und tiefer als du selbst!
Die Kraft des Himmels saß auf seinen Lippen,
Und alle Engel schwebten um ihn her,

Er aber war gehorsam bis zum Tode,
Er war gehorsam bis zum Tod am Kreuz.
Dies Opfer bracht' er dir in seiner Liebe,
In seinem unergründlichen Erbarmen:
Willst du ihm jetzt das deinige verweigern?
Sprich rasch: Begrabt den Leib! und kehre um!

Röpe tadelt diese Einmischung des christlichen Elements und meint, diese Stelle raube der Kriemhild das tragische Mitleid des Lesers (oder Zuschauers). Ich kann dem nicht beistimmen. Denn zunächst verlangt sie nur ein „Gericht" über den Schuldigen, und erst als ihr dieses auch vom christlichen Standpunkte durchaus gerechtfertigte Verlangen beharrlich geweigert wird, erwacht in ihr der allerdings bis zum Ungeheuerlichen wachsende Durst nach Rache. Dazu hebt es Hebbel weit mehr als das Epos hervor, wie die schwer Gereizte alles aufbietet, die Unschuldigen zu retten. So bittet sie Rüdiger, dessen Tochter sich dem Giselher (vgl. I, 68) verlobt hat, denselben mit dem Auftrage heimzuschicken: „an keinem Blumengarten vorbeizureiten, ohne eine Rose für seine Braut zu pflücken". Und daß sie als eine christliche Fürstin gewaltet, bezeugt ihr später Rüdiger selbst:

Das ganze Land
War deines Preises voll. In deinem Auge
Sah ich die erste Träne und zugleich
Die letzte auch, denn alle andern hattest
Du abgewischt mit deiner milden Hand.
Wohin ich trat, da segnete man dich.

Alles das kann nur dazu beitragen, Kriemhild Mitleid zuzuwenden; viel eher möchte ich es tadeln, wie der Dichter sie über ihr zweites eheliches Verhältnis sich aussprechen läßt — da schreitet er über das Maß des alten Liedes hinaus und fällt in die grotesken Zerrbilder seiner früheren Stücke zurück. Sonst scheint er mir in allen anderen Gestalten des Liedes mit Ausnahme weniger Einzelstellen das rechte Maß innegehalten zu haben; eher könnte man ihm vorwerfen, daß er sich des Moralisierens und Reflektierens nicht immer hat entschlagen können. Dagegen ist es ein durchaus berechtigter, christlich-versöhnender Abschluß der entsetzensvollen Geschichte, wenn zum Schlusse Etzel zu Dietrich spricht:

„Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
Und schleppt die Welt auf eurem Rücken weiter —"

und der Berner antwortet:

„Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!"

Hebbels „Nibelungen" sind unzweifelhaft eine hervorragende Dichtung von hoher Schönheit, die wohl geeignet ist, das aus grauer Vorzeit in die Gegenwart hineinragende Original dem modernen Verständnis näher zu führen.

Auch auf der Bühne hat sich namentlich das mittlere Stück: „Sigfrids Tod" durchaus bewährt. Franz Dingelstedt brachte die ganze Trilogie, das „elfaktige Nibelungen-Ungeheuer" — von Hebbel, der es selbst scherzhaft so genannt, allerdings stark gekürzt — im Mai 1861 auf der Hofbühne von Weimar mit bedeutendem Erfolge zur Aufführung. Hebbels Frau, der auch die Druckausgabe gewidmet war, spielte in „Sigfrids Tod" die Brunhild, in „Kriemhilds Rache" die Kriemhild. Der Großherzog und seine Gemahlin waren so erfüllt davon, daß sie Hebbel einluden, nach Weimar überzusiedeln: ein Plan, der dem Dichter wohl zusagte, sich jedoch später zerschlug. Soviel aber bewirkte doch der Vorgang in Weimar, daß Laube, nachdem er früher es geradezu verweigert, sich dazu bequemte, die ersten zwei Teile auf dem Hofburgtheater aufzuführen. Glänzender Beifall

ward der Vorstellung zu teil, die vor gänzlich ausverkauftem Hause vielemal wiederholt werden mußte und Hebbel zum Helden des Tages machte. 1862 wurde „Sigfrids Tod" in Berlin aufgeführt; 1895 kamen beide Tragödien dort zur Darstellung.

Mit den „Nibelungen" hatte Hebbel sein Letztes und Größtes geleistet. Der „Demetrius", an dem er auf seinem — bald nach diesen Erfolgen beginnenden — langwierigen schweren Krankenlager trotz unsäglicher Schmerzen fort und fort arbeitete, ist Fragment geblieben, was kaum zu bedauern sein dürfte. Während es ihn noch peinigte, ob er ihn wohl vollenden würde, und er von Tag zu Tag mehr daran zweifeln mußte, ward ihm am 10. November 1863 die Freude, zu hören, daß den „Nibelungen" der Berliner Schillerpreis von tausend Talern zugesprochen sei. Wehmütig lächelnd rief er aus: „Das ist Menschenlos, — bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher." Einen Monat darauf, am 13. Dezember 1863, hatte er ausgelitten. Demetrius.

Die von Grabbe und Hebbel vertretene dramatische Richtung blieb nicht ohne Nachahmer und Nachfolger, die zum Teil ihre Meister an wilder Kraftäußerung noch überboten. An Grabbe insonderheit klingt **Robert Griepenkerl** an, während **Otto Ludwig** in Hebbels Fußstapfen trat; beide aber konnten mit ihren dramatischen Leistungen nicht zu dauernder Wirkung durchdringen.

Robert Griepenkerl, geb. zu Hofwyl bei Bern am 4. Mai 1810, seit 1839 als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in Braunschweig tätig, gab aus Liebe zur Ungebundenheit seine dortige Stellung auf und warf sich mit aller Energie seines Geistes auf das Drama. Seine ersten Leistungen, namentlich „Robespierre" (1851), dem 1852 „die Girondisten" folgten, wurden mit übertriebener Begeisterung begrüßt, machten die Runde über die meisten größeren Bühnen Deutschlands oder wurden von ihm vorgelesen. Man meinte, ein Reformator des deutschen Theaters sei in ihm erstanden, aber seine späteren Dramen erwiesen nur zu deutlich, daß man sich getäuscht hatte. Sein Mangel an Charakterstärke kam dazu. Rasch ging es mit ihm, der einst an deutschen Fürstenhöfen ein gern gesehener Gast gewesen, im bürgerlichen wie im literarischen Leben abwärts. Nachdem er wegen leichtsinnigen Bankerottes eine einjährige Gefängnisstrafe durchgemacht, führte er ein einsames gebrochenes Dasein und fand endlich, geistig und körperlich aufgerieben, im Hospitale zu Braunschweig Aufnahme, wo er am 16. Oktober 1868 starb. Ein uneröffnetes Schreiben des Generalintendanten des Münchener Hoftheaters, in dem „Seine Wohlgeboren der dramatische Dichter Dr. Griepenkerl" aufgefordert wurde, „seine künftigen dramatischen Schöpfungen einzuschicken", fand der Krankenwärter in der starren Hand des Toten. Griepenkerl.

Otto Ludwig, den wir als meisterhaften Erzähler bereits (S. 485) kennen lernten, besaß auch eine nicht gewöhnliche dramatische Gestaltungskraft. Alle seine Dramen üben im einzelnen eine gewaltige Wirkung auf uns aus. Die Charaktere finden unsere Teilnahme, viele Szenen erschüttern unser Gemüt, und doch scheiden wir vom Ganzen meist unbefriedigt. Wir kommen nie zur rechten Klarheit und Reinheit der Empfindung. Keiner empfand das deutlicher als der Dichter selbst; daher die häufigen Umarbeitungen. Das bewies er in seinem Trauerspiel: „Der **Erbförster**" (1849). Die Fabel dieses höchst seltsamen Stückes bietet das Thema des Kohlhaas (vgl. S. 192 f.) im Zerrbild. Ein wackerer Förster bildet sich ein, sein alter Freund und jetziger Gutsherr, mit dem er durch einen leichten, ja komischen Streit auseinandergekommen, könne ihn nicht absetzen, weil sein Amt schon seit uralten Zeiten stets von seiner Familie bekleidet worden sei, und ist außer sich, als ihm von einem Advokaten auseinandergesetzt wird, daß er sich im Irrtume befinde. Durch allerlei äußere Umstände wird dieser Konflikt zu der Höhe Otto Ludwig.

eines tragischen Kampfes emporgeschraubt; zugleich fügt es der Zufall, daß der Förster, indem er den Sohn seines Feindes töten will, seine eigene Tochter erschießt. Er gibt sich dann selbst den Tod, den er als notwendige Sühne ansieht. Der Eindruck ist schaurig, abstoßend und unbefriedigend, und doch wird die Aufmerksamkeit der Zuschauer aufs äußerste gefesselt und bis zum Ende nicht losgelassen. Denn die sämtlichen Gestalten des Dramas sind aus dem Leben gegriffen, und was sie sagen, zeugt von tiefer Empfindung. Viel bedeutender und wirksamer ist

Makkabäer. Ludwigs zweites Stück: „**Die Makkabäer**" (1852), in dem das tiefreligiöse Glaubensleben des jüdischen Volkes zu einem ergreifenden Ausdruck kommt. Mit markiger Kraft sind die einzelnen Helden charakterisiert, die glaubensfreudig den ungleichen Kampf wider Syriens Übermacht unternehmen und des ewigen Sieges und Lebens gewiß den gräßlichen Märtyrertod erdulden. An ergreifenden Szenen ist auch sonst dieses Drama reich; um so mehr ist die Unfertigkeit der Komposition zu bedauern. Auf Vorgänge voll hinreißender Hoheit folgen häufig ganz matte, fast überflüssige Auftritte; zwischen Judah, dem siegreichen Feldherrn, und seiner Mutter Lea schwankt das Interesse des Zuschauers hin und her — auch ist es dem Dichter nicht gelungen, die zwei Fabeln, Judahs Glaubenskampf und den Opfertod der Knaben im Marterofen, der mit peinigender Realität vorgeführt wird, in eine zu verschmelzen. — Die Gesamtausgabe von 1891 enthält noch eine Anzahl Entwürfe und bisher ungedruckter Dramen, von denen „Hanns Frei" eine geschickte, harmlose und lustige Komödie ist.

Der neueren Zeit gehören zwei andere Vertreter der Kraftdramatik an, **Lindner** und **Fitger**, deren Stücke zum Teil Aufsehen erregten.

Albert Lindner. **Albert Lindner**, geb. am 24. April 1831 zu Sulza in Sachsen-Weimar, wurde 1864 Gymnasiallehrer in Rudolstadt, in welcher Stellung er sein Trauerspiel: „**Brutus und Collatinus**" dichtete, welches ihm 1866 den Schillerpreis eintrug. Die Kritik hat ziemlich einstimmig diese Auszeichnung als einen Mißgriff bezeichnet, und auf dem Theater hat das an markigen und schwungvollen Szenen reiche, aber doch verworrene, unfertige Römerdrama nie festen Fuß fassen können. Das Berliner Hoftheater hatte es zurückgewiesen und führte es erst nach der Prämiierung auf. Dieser Erfolg veranlaßte den Dichter leider, 1867 sein Lehramt niederzulegen und nach Berlin zu ziehen, wo er — trotz rastloser literarischer Arbeit — sich und seine Familie nicht erhalten konnte, da seine Novellen ebensowenig gefielen wie seine Dramen und er es in anderen Lebensstellungen, welche ihm seine Freunde verschafften, nie lange aushielt. Darüber verwirrte sich sein Geist bis zu völliger Umnachtung, in der er am 4. Februar 1888 aus dem Leben schied. Von seinen zahlreichen Dramen hat nur „**Die Bluthochzeit**" durch die meisterhafte Aufführung und streng geschichtliche Ausstattung der Meininger Schauspieler einen, wenn auch nicht dauernden Erfolg errungen. Eine Wiederholung im Berliner Theater 1891 mißlang.

Arthur Fitger. **Arthur Fitger**, am 4. Okt. 1840 zu Delmenhorst im Oldenburgischen geboren und in München und Antwerpen zum Künstler ausgebildet, hatte bereits manches gute Bild geschaffen (u. a. den berühmten Bremer Ratskeller mit Wandgemälden geschmückt), auch ein Bändchen lyrischer Gedichte veröffentlicht, als er im Jahre 1875 mit einem Drama hervortrat, welches rasch die Runde über die deutschen Bühnen machte. Es war „**Die Hexe**", welcher er das Motto aus dem 1. Buch der Könige, wo der Prophet Elias die Baalspfaffen verspottet (1. Könige 18, 26 f.), mit auf den Weg gegeben hatte. Damit hatte er das Stück als ein Tendenzstück gekennzeichnet. Aus dem Inhalt geht hervor, wie der moderne Dichter das alttestamentliche Wort angewendet wissen wollte.

Die Hexe. Die Heldin des Stückes, Thalea, eine edle Jungfrau, ist durch einen jüdischen Gelehrten Simeon in der Einsamkeit ihres abseits gelegenen Gutes während der

letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges eine freigeistige Gelehrte geworden. Seit Jahren ist sie der Kirche und dem Christenglauben völlig entfremdet. Die Totenköpfe und Folianten, welche ihr Zimmer füllen, bringen sie beim Volke in den Verdacht, daß sie eine Hexe sei. Da kommt der Westfälische Friede, und mit ihm kehrt ihr längst totgeglaubter Verlobter Edzard, ein hoher Offizier, zu der innerlich völlig veränderten Braut zurück. Binnen drei Tagen will er sie heiraten, obgleich ihr Wesen ihm mißfällt und Almuth, ihre jüngere, fromme Schwester, ihn an das Bild seiner Jugendliebe erinnert. Die beiden sprechen sich nicht aus, nur Thalea ahnt und entdeckt, was in ihren Herzen vorgeht. Dennoch will sie ihr Gelöbnis nicht brechen. Inzwischen ist sie aber als Hexe angeklagt. In den Fanatismus der Verfolgung teilen sich merkwürdigerweise der Jesuit Xaver und der fromme, aber beschränkte evangelische Wachtmeister des Bräutigams Lubbo Lubena. Als nun die Braut beim Überschreiten der längst gemiedenen Kirchtürschwelle aus Gewissensgedanken zaudert und von der Gemütsbewegung überwältigt ohnmächtig in ihres jüdischen Lehrers Arme sinkt, gilt der Beweis ihrer Hexennatur für erbracht, und die empörten Bauern verlangen ungestüm, daß sie verhaftet und verbrannt werde. Der milde greise evangelische Pfarrer sucht zu vermitteln, aber es gelingt ihm nicht, da Lubbo verlangt, daß sie auf des Pfarrers Bibel schwöre, daß sie keine ungöttliche Wissenschaft getrieben habe. Das vermag Thalea nicht zu tun, ja sie geht so weit, die Bibel in Stücke zu zerreißen, indem sie Gottes Strafgericht herniederruft, wenn derselbe existiere. Kurz, sie verhöhnt den Christengott, wie weiland Elias den Baal. In dem Handgemenge, das nun entsteht, wird die Schwester Thaleas verwundet. Edzard, Thalea und Almuth retten sich auf die feste Burg, aber es gelingt dem fanatischen Lubbo, dieselbe zu erobern und die Hexe zu durchbohren, ohne daß es Edzard hindern kann. Die sterbende Thalea aber knüpft selbst das Band, welches Edzard und Almuth glücklich machen soll.

Das poetisch schwungvoll und dramatisch höchst wirkungsvolle Stück verletzte, trotz der vielen Zuschauern zusagenden Tendenz, doch viele Gemüter durch die sich zur Blasphemie steigernde Verirrung, über der die Heldin zu Grunde geht. Ebenso hatte ein zweites, sehr realistisch gefärbtes Drama: **„Von Gottes Gnaden"** (1883), das einen politisch tendenziösen Charakter hatte, nur einen vorübergehenden Erfolg. Dagegen fand ein drittes: **„Die Rosen von Tyburn"** (1888) eine freundliche Aufnahme. Es knüpfte an die Hinrichtung Karls I. von England an, die nicht durch einen Scharfrichter vollzogen wurde, sondern durch einen vermummten Unbekannten, über dessen geheimnisvolle Persönlichkeit man vollständig im Unklaren war. Der Dichter benutzte die poetische Freiheit, um dieser Person eine bestimmte Gestalt zu geben und ihr eine romantische Geschichte anzudichten.

Von Gottes Gnaden.

Die Rosen von Tyburn.

Längst war — etwa gleichzeitig mit Halm — auch das **Junge Deutschland** mit in die Arena des Dramas getreten. Den beiden Führern, Gutzkow und Laube, die auf dem Gebiete des Romans nur geringe Erfolge hatten, gelang es auf dem Theater besser, ihre Ideen zur Geltung zu bringen.

Gutzkows zahlreiche Dramen sind fast durchweg moderne Tendenzdichtungen, in denen der Verstand vorherrscht, der theatralische Effekt in erster Reihe erstrebt und mit großem Geschick erreicht wird, und die hochtönende Phrase nur zu oft an die Stelle des Gedankens tritt. Das Ansprechendste und Wirksamste hat er in einigen „historischen Lustspielen" geleistet. — Nach den bereits (S. 311) erwähnten ganz verfehlten Versuchen: „Nero" und „Saul" begann Gutzkow eine Reihe von Trauerspielen, denen soziale Probleme zu Grunde lagen. In **„Richard Savage"** (1839) geht der Held, ein talentvoller, aber innerlich verwüsteter Dichter, an der Herzlosigkeit der vornehmen Welt völlig zu Grunde, der er durch seine — allerdings uneheliche — Geburt angehört. In **„Werner, oder Herz und Welt"** (1840)

Gutzkows Dramen.

Werner.

antwortet der Held seiner betrogenen Gattin, als sie ihm den Frevel vorhält, seine frühere Geliebte, der er den Schwur der Treue gebrochen, als Gouvernante seiner Kinder ins Haus genommen zu haben, um das alte Verhältnis fortzusetzen: „Ich werd' ihn verantworten, wir alle sind des Staubes schwache Söhne, und niemand ist, der sich rühmen könnte, die Gedanken Gottes zu erraten!" Da er mit diesem leichtfertigen Ausspruche sein ehebrecherisches Verhältnis genügend gerechtfertigt glaubt, will er die Gouvernante nicht entlassen; diese aber ist vernünftiger, geht von selbst und will „einen Friedhof umackern und den Schlüssel dazu in den tiefsten Grund des Meeres werfen," d. h. sie verehelicht sich. Inzwischen ist Werner einer Amtsuntreue fälschlich angeklagt, seine Unschuld kommt aber glänzend an den Tag, und nun erklärt er seine Liebe zu der Gouvernante für eine Selbsttäuschung, behauptet: was auf ihm gelastet habe, sei, daß er seinen bürgerlichen Namen „Heinrich Werner" gegen den adeligen seines Schwiegervaters „von Jordan" umgetauscht habe („das war ein Verrat an den Ansichten, die ich vom Unterschied der Stände habe"), gibt seine Karriere auf und besteigt einen Lehrstuhl an einer rheinischen Universität. Seine Frau aber „nimmt" nun „seine erste Liebe wie das erste Morgenrot seiner Jugend"; und er erklärt, daß ihr dafür „auf dem Altar seines Herzens eine reine, geläuterte Flamme brennt!" 2c.

Schule der Reichen.

Lenz und Söhne.

In anderen Stücken werden andere Tendenzpferde vorgeritten; so wird in der **„Schule der Reichen"** (1841) die Schlechtigkeit und Roheit der Aristokratie, oder wie der Verfasser in einer seiner breiten Vorreden darlegt, speziell „die Verkommenheit der Hamburger Plutokratie" gebrandmarkt. In „Lenz und Söhne oder die **Komödie der Besserungen**" (1855) kommen die Pietisten an die Reihe, deren „falsche, heuchlerische Wohltätigkeitssucht" in billigen Witzen lächerlich gemacht wird: ein sehr verworren komponiertes, langweiliges Stück. — Dramatisch wirkungsvoller ist das ebenfalls gegen die Heuchelei der Frommen gerichtete **„Urbild des Tartüffe"** (1847), in den Hauptzügen eine Anlehnung an das berühmte Meisterwerk Molières, mit dessen Voraussetzungen es aber sehr frei umspringt. Allerlei äußerliche Kunstgriffe, pikante Szenen und grobe Situationskomik müssen oft der matten Fabel aufhelfen. Zwei Hauptgestalten des Molièreschen „Tartüffe" sind geradezu entstellt. Aus Elmire, der tugendhaften, pflichttreuen Frau des Orgon, wird bei Gutzkow eine von dem Scheinheiligen „zur schändlichsten Untreue verleitete" Kokette; aus Dorine, der geschwätzigen, unverschämten Magd, die an der Entlarvung Tartüffes ganz unbeteiligt ist, „ein durchtriebenes, allerliebstes Kammermädchen, das alle Fäden der Intrigue in der Hand hält und zur Entlarvung des Scheinheiligen am allermeisten beiträgt."

Urbild des Tartüffe.

Uriel Acosta.

Im **„Uriel Acosta"** (1847), den Gutzkow schon früher zum Helden einer Novelle: „Der Sadducäer von Amsterdam" gewählt hatte, wird die moderne Aufklärung im volltönenden Pathos der damaligen „Lichtfreunde" gepredigt. Das historische Urbild ist darin völlig verblaßt. „Aus dem schwachen, aber bemitleidenswürdigen Sohn seines Jahrhunderts", sagt Julian Schmidt, „ist ein abstrakter Freiheitsheld geworden, der uns durch seine Prahlereien, die mit seinem Handeln so wenig im Einklang stehen, empört." Mit dem Anspruche, das freie Denken wider die festen, positiven Satzungen der Synagoge (für die natürlich öfters der Ausdruck „Kirche" im Stücke substituiert wird) zu verfechten, zerbricht er selber sein angebliches Schwert des Geistes. Er widerruft, was er gelehrt hat, um dann seinen Widerruf zu widerrufen. Wo bleibt da die weltüberwindende Überzeugungstreue, der Sieg des freien Gedankens? Aber höchst effektvoll und pointenreich ist das alles in Szene gesetzt, und die Rührung des Philisters ist groß, wenn zum Schlusse die Braut Gift nimmt und Uriel Acosta, der sich totschießt, ein „Opfer der Pfaffen" genannt wird. Auch die übrigen Hauptcharaktere des Stückes sind meist sehr aufgeklärt. Der reiche Handelsherr Manasse Vanderstraten gehört „Dem allgemeinen Glauben jener Freien, die sich von Moses, Christus, Sokrates das

Gute von dem Bessern ausgesucht." Der Arzt De Silva aber erklärt zum Schluß:

Glaubt, was ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen, siegt — nein,
Wie wir es meinen, das nur überwindet —

eine Ansicht, nach welcher jeder ehrliche Götzendiener und Fetischanbeter mit dem treuesten Herzenschristen sich auf einer Stufe befinden würde.

Auch die übrigen historischen Stücke Gutzkows („Patkul" 1842 — „Pugatschew" 1846 — „Wullenweber" 1848) leiden unter der hineingelegten, in blendenden, aber hohlen Tiraden verfochtenen Tendenz und haben deshalb eine nur ganz vorübergehende Wirkung gehabt. Am treuesten entspricht der Geschichte das im Frühjahr 1843 entstandene Lustspiel: **„Zopf und Schwert"**. Wenn auch das Bild des trefflichen Preußenkönigs Friedrich Wilhelms I. hie und da etwas verzeichnet und der Inhalt wie die Technik dürftig ist, weht doch durch das Ganze ein nationaler Geist, und das Wort des Königs: „An Deutschland schließ' ich mich an mit ganzer Seele. Fremder Eigennutz lehre Deutschlands Fürsten und Völker einig sein," ist ein echtes Hohenzollernwort. Dagegen dürfte der alte Herr schwerlich gewünscht haben, daß man von ihm sage: „Er wollte mit seinem Schwert wohl König, aber mit seinem Zopf im Staat nur der erste Bürger sein." — Recht ansprechend ist der **„Königsleutnant"** (1849), ein zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethes gedichtetes Lustspiel, dessen Elemente Gutzkow dem dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit" entnommen hat. Der junge Goethe, sein starr antifranzösischer Vater, die kluge Frau Rat, der radebrechende, deutsche Kunst und Sprache achtende Franzose Graf Thorane (vgl. S. 7), der Hintergrund des Siebenjährigen Krieges — alles echt nationale Stoffe — haben dieses Gelegenheitsstück zu einem Liebling des Publikums gemacht. Rasch und keck entworfen, reich an manchen geistvollen Zügen und wirkungsvoll verwerteten Anekdoten, unterhält und belustigt es die Zuschauer von Anfang bis zu Ende und läßt sie über die Unwahrscheinlichkeit wegsehen, daß selbst ein junges Genie wie der damals (1759) zehnjährige Goethe, der aber hier als Jüngling dargestellt wird, so sprechen und handeln konnte wie Gutzkows Wolfgang.

Zopf und Schwert.

Königsleutnant.

Von diesen Dramen haben sich auf unserer Bühne noch immer „Uriel Akosta", „Königsleutnant", „Zopf und Schwert" und „Urbild des Tartüff" erhalten.

Nächst Gutzkow hat **Laube** im Drama in den vierziger und fünfziger Jahren die umfassendste Tätigkeit entwickelt. Auch bei ihm ist der Verstand vorherrschend und die Tendenz meist zu sehr maßgebend; aber er hat es verstanden, neue interessante Stoffe zu wählen und sie durch frische und gewandte Bearbeitung zur Geltung zu bringen. Nach einigen verfehlten Versuchen drang er 1839 mit der Tragödie: „Monaldeschi" (Liebhaber der Königin Christine von Schweden) siegreich durch: das Stück gefiel, so wenig tieferen Wert es auch hatte. Dem großen Publikum sagte auch das Intrigen-Lustspiel: „Rokoko" (1842) zu, in dem die liederlichen Zustände unter Ludwig XV. von Frankreich äußerst pikant und mit der vollendeten Technik der französischen Bühne dargestellt wurden. Die Tragödien: „Struensee" (1845) und **„Graf Essex"** (1856) bezeichnen einen entschiedenen Fortschritt, namentlich gilt das letztere Stück wohl mit Recht für das vollendetste, das Laube gedichtet. An fester Charaktergestaltung läßt der ritterliche Günstling der Königin Elisabeth mit seinem heißen Ehrgefühl die phantastischen Emporkömmlinge Monaldeschi und Struensee weit hinter sich zurück. — Dem deutschen Publikum mehr zu Herzen und zu Gemüt gingen die **„Karlsschüler"** (1847), weil ihr Held Schiller ist. Es war lange Zeit ein rechtes Zugstück, das namentlich die Frauen tief rührte, die es durchweg für geschichtliche Wahrheit hinnahmen und bei dem Gedanken zitterten, daß ihr Lieblingsdichter durch den bösen Herzog Karl und seinen heuchlerischen

Laubes Dramen.

Graf Essex.

Karlsschüler.

General Rieger so nahe dem Henkertode gewesen sei! Der Stoff war geschickt gewählt und die Ausführung dem Geniekultus unserer Zeit entsprechend; deshalb prüfte man die historische Genauigkeit nicht zu strenge. Auch das Charakterlustspiel: „Gottsched und Gellert“ (1846) sprach an, so breit das unbedeutende Sujet darin auch getreten ist. Ein Seitenstück zu den „Karlsschülern“, das Schauspiel „Prinz Friedrich“, stellt des großen Preußenkönigs Konflikt mit seinem Vater höchst ergreifend, wenn auch nicht ohne tendenziöse Beimischung dar. In den drei letzterwähnten Stücken Laubes werden die modernen Konflikte auf den Boden des 18. Jahrhunderts zurückverpflanzt. Das Beispiel wirkte ansteckend — eine große Zahl von Literaturdramen und geschichtlichen Tendenzdramen überschwemmten die Bühne, die jetzt schon meist wieder verschollen sind.

Geschichte des Burgtheaters.

In seinem Werke über das Wiener Burgtheater, dessen Geschichte er — natürlich einschließlich seiner eigenen Direktion — bis auf Joseph II. zurückführt, hat Laube einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters geliefert. Später hat er eine Ergänzung dazu in seiner Schrift: „Das Wiener Stadttheater“ gegeben. Nur mit zu viel Grund aber ist es ihm vorgeworfen worden, daß er Wien zu einer „Vorstadt von Paris“ oder daß er — wie Gottschall es ausdrückt — die „Boulevardsdramatik in Deutschland hoftheaterfähig gemacht hat.“

Während in den dreißiger und vierziger Jahren die zuletzt genannten Dramatiker ihre Bühnenerfolge errangen, vermochte ein anderer Dichter sich keinen dauernden Platz auf dem Theater zu erobern. Und doch verlieh ihm 1840 die Universität Jena die philosophische Doktorwürde zur Anerkennung seiner Verdienste um das deutsche Theater. Es war **Mosen**, der zehn Jahre als Dramaturg in Oldenburg mit sittlichem Ernst und idealer Auffassung wirkte.

Mosen.

Julius Mosen, ein Dorfschulmeisterssohn, am 8. Juli 1803 zu Marieney im sächsischen Vogtland geboren, hatte in Jena Jura studiert und war Advokat in Dresden, als er nach Oldenburg als Dramaturg berufen wurde. Seine ersten größeren Dichtungen (1831), das Epos „Ritter Wahn“, das an eine italienische Volkssage anknüpfend das Ringen der Seele nach Gemeinschaft mit Gott darstellt, und die Novelle: „Georg Venlot“, in die er ein Stück seines eigenen Jugendlebens hineingewebt hat, sind Nachklänge der Romantik. 1836 erschien sein erstes Drama: „Heinrich der Finkler“, dem rasch nacheinander „Kaiser Otto III.“, „Rienzi“ und „die Bräute von Florenz“, weiterhin „Herzog Bernhard“ und „der Sohn des Fürsten“ folgten. Alle diese Stücke, auch das letzte, in Oldenburg gedichtete, „Don Johann von Österreich“ erwarben sich ehrenvolle Anerkennung, konnten sich aber trotzdem nicht auf der Bühne halten. Es sind historische Gemälde von reichem poetischem Gehalt, aber das subjektiv Lyrische und das Rhetorische nehmen darin einen zu breiten Raum ein, und die Handlung fehlt oder schreitet zu langsam vor. Ein heimtückisches Leiden, das vollständige Lähmung im Gefolge hatte, unterbrach nur zu früh seine fruchtbare Tätigkeit. Der Tod erlöste ihn am 10. Oktober 1867. Fortleben wird Mosens Name in unserer Dichtung durch seine frischen und kräftigen Lieder, von denen einige („Andreas Hofer“ — „Trompeter an der Katzbach“ 2c.) zu Volksliedern geworden sind.

Große Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des Dramas, aber geringe Bühnenerfolge zeigt **Gottschall**, der auch als Literarhistoriker und Publizist in den Annalen des Theaters sich einen Namen erworben hat.

Gottschall.

Rudolf von Gottschall (1877 von dem Deutschen Kaiser geadelt) wurde am 30. September 1823 in Breslau geboren, trat bereits als achtzehnjähriger Stud. jur.

in Königsberg i. Pr. mit politischen Gedichten („Lieder der Gegenwart“ und „Zensurflüchtlinge“) anonym auf, in denen, wie er sagt, „die Forderungen des damaligen ostpreußischen Liberalismus poetisch formuliert waren.“ 1846 erwarb er den juristischen Doktorgrad, konnte aber nicht dahin gelangen, als Universitätslehrer zu wirken, da er den Forderungen des Ministers Eichhorn in betreff seiner Gesinnung nicht zu entsprechen vermochte. Er widmete sich deshalb ganz der Literatur und Kunst. 1843 und 1845 waren bereits die Dramen: „Ulrich von Hutten“ und „Robespierre“ entstanden, die denselben jugendlich-exzentrischen Charakter trugen wie die erwähnten Gedichte und in einer rhetorisch überschwenglichen Sprache sich bewegten. In anderen Dichtungen jener Jahre („Madonna und Magdalena“ — „Die Göttin“) trat er für das jungdeutsche Ideal der Frauenemanzipation ein. Die dazwischen fallenden Gedichte und Dramen gehören alle dem Stadium der Gärung an; allmählich aber arbeitete er sich aus den Fesseln der Tendenz zu einer gereifteren Lebensanschauung und damit zu einer innerlich vertieften und geläuterten Dichtung heraus. Das trat bereits in seinem Epos: „Carlo Zeno“ (1853), besonders aber in den „Neuen Gedichten“ und in den Dramen der fünfziger Jahre hervor. Von da an nahm auf seinen verschiedenen Lebensstationen (Posen, seit 1865 in Leipzig ansässig) auch seine schriftstellerische Tätigkeit fast von Jahr zu Jahr zu. Außer lyrischen und epischen Gedichten hat er neuerdings auch mehrere größere Romane („Im Bann des schwarzen Adlers“ 2c.) geschrieben, eine Reihe umfangreicher literarhistorisch-kritischer Werke (darunter ein vierbändiges „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“) verfaßt, ein biographisch-historisches Werk: „Der deutsche Plutarch“ herausgegeben und ist als Publizist noch immer sehr tätig. Am fleißigsten ist er aber als Dramatiker gewesen. Er selbst erzählt, er habe schon auf der Schule „mehrere fünfaktige iambische Dramen verfaßt, ehe er noch ein einziges lyrisches Gedicht vollendet hatte.“ Diese natürlich ausgeschlossen, umfaßten schon 1880 seine gesammelten Bühnenwerke zwölf Bände. Unter den Tragödien der Sammlung ist „Katharina Howard“ (die fünfte Gemahlin König Heinrichs VIII. von England, den sie unter der Bedingung, daß er den von ihr heimlich geliebten Verschwörer Arthur Derham begnadige, geheiratet hat, die aber schließlich auch dem Richtschwert ihres blutdürstigen Gemahls anheimfällt, als ihre Liebe verraten wird), unter den Komödien: „Pitt und Fox“ (eine geschichtlich begründete humoristische Kritik des englischen Parlamentarismus, die sich aus dem Gegensatz der beiden scharf charakterisierten Helden ergibt) am erfolgreichsten gewesen. Neben diesen seine neueren Dramen: „Amy Robsart“ (die

Abb. 248. Rudolf von Gottschall.
Nach einer Photographie von 1893.
Unterschrift eines Briefes vom 22. 11. 1886 an den Verfasser.

aus Walter Scotts Kenilworth entnommene, aber frei umgedichtete Herzenstragödie des berühmten Leicester) und „Auf roter Erde", welches den Konflikt zwischen dem Patriotismus und dem Heimatsgefühl auf der einen, und der Begeisterung für neue weltbewegende Ideen auf der anderen Seite in einer zur Zeit des Königs Jerome in Westfalen 1809 spielenden Episode darstellt. Seitdem hat er noch viele Dramen und Romane verfaßt und in voller Geistesfrische und Schaffensfreudigkeit ein hohes Alter erreicht. Zur Feier seines siebzigsten Geburtstages wurde 1893 im Leipziger Stadttheater sein Schauspiel: „Gutenberg" aufgeführt, das er kurz zuvor vollendet hatte, und dort wie seitdem auf anderen deutschen Bühnen mit Beifall begrüßt.

Einen glänzenden Bühnenerfolg hatte **Brachvogel,** freilich nur mit einem Stücke.

Brachvogel.

Albert Emil Brachvogel, geb. am 29. April 1824 zu Breslau, konnte es in seiner Jugend nicht über eine ungeregelte Autodidaktenbildung hinausbringen. Durch Vermögensverluste gedrängt nahm er 1853 die Stelle eines Sekretärs am Krollschen Theater in Berlin an und fand dadurch Gelegenheit, mit den Geheimnissen der Kulissen und der Technik des Dramas sich vertraut zu machen. 1855 fing er an seiner Tragödie „Narziß" zu arbeiten an. Am 7. März 1856 kam dieselbe auf dem Berliner Hoftheater zur Aufführung und wurde besonders wegen der virtuosen Titelrolle vom Publikum mit dem ungeteiltesten Beifall begrüßt. Diese Tragödie, welche eine ergreifende Episode in das Leben der berüchtigten Marquise Pompadour mit großem Geschick, obgleich mit entschiedener Unwahrscheinlichkeit, hineindichtete, war so spannend und dramatisch wirksam, daß sie sich schnell alle Bühnen Deutschlands eroberte. Außer andern Dramen hat er auch Romane („Schubart und seine Zeitgenossen" 2c.) verfaßt und ein Bändchen „Lieder und lyrische Dichtungen" veröffentlicht. Am 27./28. November 1878 starb er in Berlin.

Mosenthal.

Ein noch größeres Aufsehen erregte der jüdische Dramatiker **Mosenthal** in den fünfziger Jahren durch ein zu Gunsten seines Volksstammes geschriebenes Drama.

Salomon Mosenthal (geb. den 14. Januar 1821 in Kassel, † 17. Februar 1877) dichtete nach einem mißlungenen dramatischen Versuche 1850 das Volksschauspiel

Deborah.

„**Deborah**" in welchem das edle, verbannte und verkannte, geächtete und verfolgte Judenvolk eine glänzende Märtyrerrolle gegenüber den im heitersten Glück lebenden bösen Christen spielt. „Ein brutales Tendenzstück" nannte es Ludwig Tieck, freilich etwas hart; denn das Bild, welches hier von dem jüdischen Volke gezeichnet wird, läßt es nicht gerade in günstigem Licht erscheinen. Dem Durchschnittspublikum sagte es aber sehr zu, zumal es mit theatralischem Geschick durchgeführt war. Ebensosehr gefielen die Stücke, die mit der „Dorfgeschichte" Verwandtschaft hatten:

Sonnenwendhof.

„Der Sonnenwendhof", „Der Schulz von Altenbüren", nicht minder seine Literaturkomödien: „Bürger und Molly" 2c. Sie sind freilich jetzt verschollen.

Preisdramen.

Zur Hebung des Dramas, insonderheit zur Pflege der Tragödie wurden in neuerer Zeit Preisausschreiben veranstaltet, zuerst von Hofbühnen, dann von hohen Beschützern des Theaters, den Königen von Preußen und von Bayern. Es ging aber mit diesen Preisen und Prämien ganz seltsam. Die meisten der gekrönten Stücke wurden kaum je aufgeführt, obgleich Leiter angesehener Theater in den Preisausschüssen sich befanden; höchstens gab es ein paar „Anstandsaufführungen" — dann wurde das Preisdrama beiseite gelegt, ein Beweis, wie schwer es ist, ein Drama anders als auf der Bühne

richtig zu beurteilen. Nun setzte 1859 der damalige Prinzregent von Preußen einen Schillerpreis aus für das beste, im Laufe dreier Jahre erschienene Drama, dazu kam der Grillparzerpreis (s. S. 285) in Wien; aber auch dieser Art der Prämiierung hat oft das wünschenswerte Echo in Deutschland gefehlt. Unter den ersten Dichtern, die einen Preis in München davontrugen, war **Paul Heyse** (vgl. S. 469 ff.).

Heyses Dramen.

Nach mehreren dramatischen Versuchen zweifelhaften Erfolges wurde 1857 Heyses Tragödie: „Die Sabinerinnen" mit dem vom König Max von Bayern ausgesetzten Preise in München gekrönt, wogegen sich aber das Publikum der deutschen Hauptstädte sehr kühl und ablehnend verhielt; später haben dagegen zwei recht französisch gefärbte Stücke: „Die Göttin der Vernunft" und „Ehre um Ehre", dem Publikum vorübergehend gefallen. Mir scheinen die vorzüglichsten seiner Dramen die echt deutschen Schauspiele: „Elisabeth Charlotte" (1860), „Ludwig der Bayer" (1862), „Hans Lange" (1864) und „Die Weiber von Schorndorf" (1880) zu sein, obgleich sie an Bühnenwirksamkeit viel zu wünschen übrig lassen. Aber deutsches Leben pulsiert in ihnen, und deutsche Charaktere treten in edler Vorbildlichkeit uns darin entgegen: im ersten die kluge, hartgeprüfte und doch immer fröhliche Pfälzerin, im zweiten der wackere Schweppermann, der Bürgermeister Grissenbeck, vor allem der Wittelsbacher, der unerschütterlich treue Freund. Endlich welch eine prächtige Figur ist Hans Lange, der pommersche Bauer von echtem Schrot und Korn, wie er leibt und lebt! Wie der verwahrloste Fürstensohn in seinem Hause zu neuer Kraft erstarkt und seinem Lande, auch seiner Mutter wiedergewonnen wird, so erfrischt man sich selbst an dieser urwüchsigen Erscheinung und an seinem Mutterwitz, seiner Schlichtheit und Treue. Ein Seitenstück zu „Hans Lange" ist das patriotische Schauspiel: „Kolberg" (1863), in welchem die durch Nettelbeck und Gneisenau berühmt gewordenen schweren Tage der alten Pommernfeste uns lebendig veranschaulicht werden und der echte opferfreudige Patriotismus den Sieg davon trägt über die geistige Beschränktheit und über den modernen Kosmopolitismus. — In seinen späteren Dramen hat Heyse meist fremde Stoffe, teils antike, teils italienische gewählt, oder, wo er zu deutschen zurückkehrt, verwendet er sie zu Tendenzzwecken („Weltuntergang" 1889, „Ein unbeschriebenes Blatt" 1892 ꝛc.). Sie haben aber den ersten Aufführungsabend selten überlebt. Einen größeren Erfolg hatte „Die Weisheit Salomos" (1888).

In Berlin wurden zwei antike Dramen von dem Preis-Ausschuß ausgezeichnet, außer dem bereits (S. 526) besprochenen von **Lindner** eines von **Geibel**, den wir als Lyriker früher (S. 348) kennen gelernt haben.

Geibels Brunhild.

Unter den verschiedenen Versuchen, die **Geibel** (vgl. S. 352 f.) gemacht, sich die Bühne zu erobern, ist unbedingt seine Tragödie: „**Brunhild**" (1857) der bedeutendste, wenn auch der Erfolg dagegen zu sprechen scheint. Im Gegensatz zu Hebbel (S. 523 ff.) sucht er die Gestalten aus der Nibelungensage unserem Verständnis dadurch näher zu führen, daß er sie als Heiden, ohne irgend welche Einmischung des mythischen Hintergrundes wie des christlichen Elementes, darstellt. Es ist nicht zu leugnen, daß dadurch namentlich Brunhild dem modernen Bewußtsein noch viel näher gebracht wird als bei Hebbel. Dazu vervollständigt Geibel die Geschichte seiner Heldin und bringt sie zum tragischen Abschluß. Sigfrid hat die Heldenjungfrau bei seinem früheren Aufenthalt auf Isenstein zur feurigen Liebe entflammt, freilich ohne es zu ahnen und ohne sie zu erwidern. Voller Sehnsucht hat sie seiner Rückkehr geharrt und um seinetwillen alle Bewerber durch die geforderten Wettkämpfe zurückgeschreckt. Daraus erklärt es sich, daß, als sie erfährt,

wie er sowohl als Gunther sie betrogen, sich ihre Liebe in Haß verwandelt und sie nicht ruht, bis er tot zu ihren Füßen liegt. Um wieder mit ihm „in heil'ger Dämmerung bei den hohen Schatten" vereint zu werden, stürzt sie sich in das Schwert Sigfrids mit dem Rufe: „Du gingst voran, ich folge — nimm mich auf!" Die Priesterin Siguna aber verkündet in prophetischer Begeisterung den Nibelungen ihr blutiges Schicksal. — Im Jahre 1868 wurde die nächstfolgende Tragödie Sophonisbe. Geibels: „**Sophonisbe**" mit dem Schillerpreise gekrönt. Trotzdem hat sie sich nur als Buchdrama Bahn gebrochen und wird noch gern gelesen. Der oft behandelte antike Stoff, der den Konflikt zwischen der Vaterlandsliebe und der Herzensleidenschaft vorführt, ist in edler Sprache und dramatisch fest gegliederter Technik trefflich durchgeführt. Zur Aufführung ist sie nur an wenigen Bühnen gekommen.

Ebensowenig wie Geibels Preisdrama vermochte ein anderes von denselben Richtern gekröntes von **Kruse** sich auf der Bühne zu erhalten.

Kruse. **Heinrich Kruse**, am 15. Dezember 1815 zu Stralsund geboren, studierte zuerst in Bonn unter Arndt, dessen Lieblingsschüler er war, dann in Berlin, gab im Jahre 1847 den Gymnasiallehrerberuf auf und wandte sich der Presse zu. Seit 1855 stand er als Chefredakteur an der Spitze der Kölnischen Zeitung; 1872 ging er als Vertreter derselben nach Berlin, zog sich aber 1884 nach Bückeburg zurück, wo er am 13. Januar 1902 gestorben ist. Als sein erstes Drama „Die Gräfin", welches 1868 anonym erschienen war, neben Geibels „Sophonisbe" das Accessit der goldenen Medaille erhielt, gab er sich zu erkennen und ließ in rascher Reihenfolge Drama auf Drama erscheinen, von denen nur wenige auf Die Gräfin. die Bühne gelangt sind. — „**Die Gräfin**", die auf mehreren Theatern einen „Anstandserfolg" geerntet hat, versetzt uns an Ostfrieslands Nebelküsten und Moorflächen gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Das Drama führt uns in der Gräfin Theda von Ostfriesland, der Witwe des Friesengrafen Ulrich, ein männliches Weib vor, welches mit fester Hand die friesischen Häuptlinge im Zaum hält, die von ihrer Piratenfreiheit nicht lassen wollen und sich dem Weiberregimente nur widerwillig unterwerfen. Soweit geht unsere volle Sympathie mit der Heldin des Stückes. Aber schon gegen Ende des dritten Aktes wandelt sich ihre Festigkeit durch die auch in der Familie erstrebte rücksichtslose Autokratie zu der Starrheit, die im weiteren Verlaufe das Glück ihrer Kinder ohne Schonung mit Füßen tritt und ihr Haus, das sie mit trotzigem Eigenwillen zu erbauen vermeint, vernichtet und

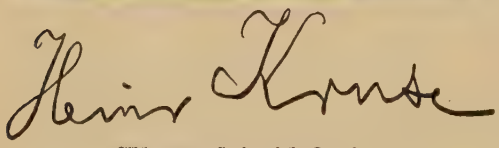


Abb. 249. Heinrich Kruse.
Nach einer Photographie.
Unterschrift eines Briefes vom 14. 10. 1887 an den Verfasser.

zerstört. Ihre endlich an den Leichen ihrer Kinder hervorquellenden Tränen können aber unmöglich, wie der Dichter es meint, Sühne und letzte Erhebung gewähren. — Eine starke Dichterkraft spricht sich aber trotz der unsympathischen Erscheinung seiner ersten Heldin in Kruses Erstlingswerk aus und hat sich in den folgenden historischen Dramen („Wullenwever", „König Erich", „Moritz von Sachsen", „Rosamunde", „Alexei", „Arabella Stuart" 2c.) bewährt. Schärfe und durchsichtige Klarheit der Motivierung, einfach edle, kernige Sprache, kräftige Zeichnung der Charaktere und ein historischer Blick und Sinn zeichnen sie alle aus. In „Marino Falieri" trifft das freilich nicht zu. Darin fehlt jede Kraft, jeder Hauch von Poesie; es ist nur dramatisierte Geschichte. Ansprechend sind sein einaktiges Lustspiel: „Sie ist stumm" und seine „Fastnachtsspiele" (1887); besonders ist der Schwank in Hans Sachsens Manier: „Der Teufel zu Lübeck" höchst ergötzlich. Er veröffentlichte auch „Seegeschichten" (1879) und Gedichte (1891).

Zweifach gekrönt — in Wien und in Berlin — nimmt **Wilbrandt** eine angesehene Stellung unter den Dramatikern der Gegenwart ein.

Wilbrandt.

Adolf Wilbrandt, geb. am 24. August 1837 zu Rostock, widmete sich nach absolvierten Universitätsstudien in seiner Vaterstadt, in Berlin und in München ganz der schriftstellerischen Laufbahn, indem er zuerst als Novellendichter (vgl. S. 489), später vorwiegend als Dramatiker auftrat. 1871 siedelte er nach Wien über, wo er die Schauspielerin Auguste Baudius heiratete und eine Reihe von Jahren als artistischer Direktor des Hofburgtheaters tätig war; 1887 zog er sich aber nach seiner Vaterstadt zurück. Nachdem er mit dem Drama: „Der Graf von Hammerstein" (1870) und einigen ansprechenden Lustspielen (S. 539) erfolgreich gewesen, erhielt seine Tragödie: **„Gracchus der Volkstribun"** 1873 den Grillparzerpreis. Gottschall nennt dieses Stück „das Trauerspiel der Rhetorik". Gaius läßt sich im Strom seiner leidenschaftlichen Ergüsse zu Drohungen gegen Scipio hinreißen, die einer seiner Genossen ausführt, indem er den Feldherrn ermordet. Das wird für Gracchus selbst das Verhängnis — „nicht an seiner Tat, sondern an seinen Reden geht er zu Grunde". — Auf dieses Revolutionsdrama ließ Wilbrandt die Tragödie: **„Arria und Messalina"** (1874) folgen, die in der verkommensten römischen Kaiserzeit spielt: ein sinnlich leidenschaftliches Stück, das allerdings die wollüstige, grausame Kaiserin, in deren Adern sich „Zorn, Verlangen, Rache, Liebeswut — zu rotem heißem Blut zusammenmischen", deren Lebensmotto ist: „Nichts auf Erden hat Wert als unsre Lieb' und unsre Lust", den verdienten

Gracchus.

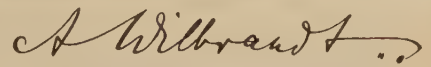


Abb. 250. Adolf Wilbrandt.
Nach einer Photographie.
Unterschrift eines Briefes vom 27. 3. 1879 an den Verfasser.

Arria und Messalina.

Untergang finden läßt, nachdem sie in einer lüsternen, üppigen Weise uns vorgeführt worden ist.

Kriemhild. Das nächste in Berlin 1879 mit dem Schillerpreis gekrönte Stück war seine Tragödie: „**Kriemhild**“ (1877), eine kühne Neugestaltung der alten Dichtung. Hier ist alles Sagenhafte und Mythische des altdeutschen Stoffes beseitigt, selbst Brunhild ist fortgeblieben. An Stelle des alten Motivs sind mehrere neue getreten: Hagens Neid, Gernots und der andern rheinländischen Recken Eifersucht u. a. Die Nibelungenwunder sind durch Shakespearische Spukerscheinungen ersetzt. Zweimal erscheint Kriemhilden das Haupt Sigfrids und nickt langsam auf ihre Frage, ob sie sich rächen solle: ein auf das Grauen der Zuschauer berechneter und sicher wirkender Theatereffekt, der aber doch unerfreulich ist wie die ganze Verrückung der alten Fabel. An poetischen Schönheiten ist dieses Drama trotzdem reich: die Liebesszenen zwischen Kriemhild und Sigfrid im ersten, die zwischen Jungfrau Dietlind, dem „Röslein“ in Rüdigers Hause, und dem schwärmerischen Giselher im dritten Akte sind von der größten Anmut. — Unter den zahlreichen neueren Stücken Wilbrandts verdienen hervorgehoben zu werden die Schauspiele: „Neue Zeiten“ (1892), eine von hohem sittlichem Ernst getragene, aber wenig bühnenwirksame Dichtung, „Der Meister von Palmyra“ (1895), eine phantastische Geschichte aus der Zeit der Christenverfolgungen im 4. Jahrhundert und „Der Königsbote“ (1894), welcher den Zuschauer nach Ramsdal in Norwegen im Jahre 1014 versetzt und den Sieg des Christentums über einen der letzten heidnischen Recken, den Häuptling Ingimund, zur Darstellung bringt. Seine dramatische Dichtung „Hairan“ (1897), welche die Gestalt des Heilandes in leichter Verhüllung und rationalistischer Verflachung auf die Bühne zu bringen wagte, erregte so bedeutenden Anstoß, daß weitere Aufführungen unterbleiben mußten.

Redwitz' Dramen. Auch **Oskar von Redwitz** (vgl. S. 377. 395 ff. 482) hat eine Reihe von Dramen geschrieben. Nachdem er der katholischen Tendenzdichtung in „Thomas Morus“, aber besonders stark hervortretend in der „Sieglinde“, seinen Tribut abgetragen, schenkte er dem deutschen Theater zwei wirklich schöne und echt deutsche Dramen: „Philippine Welser“ (1859) und „Der Zunftmeister von Nürnberg“ (1860), die beide auch seinen Gegnern Anerkennung abgenötigt haben, ohne sich doch auf dem Theater halten zu können.

Glücklicher war **Ernst Wichert** (S. 441. 478) mit seinem vaterländischen Drama: „Aus eignem Recht“ (1894), das uns in die Zeit des Großen Kurfürsten und Königsbergs ruhmvolle Vergangenheit versetzt und den Konflikt des neuen Landesherrn mit dem selbstherrlichen Bürgermeister der Stadt kraftvoll behandelt.

Patriotische Motive aus der deutschen und preußischen Geschichte hat auch mit Erfolg dramatisiert der Dichter des lyrischen, einst so beliebten Märchenstraußes: Putlitz. „Was sich der Wald erzählt“ (1851) **Gustav Gans Edler zu Putlitz**. Geboren den 20. März 1821 zu Retzin in der Priegnitz war er 1863—67 Leiter des Hoftheaters in Schwerin, danach Hofmarschall im Dienste des Kronprinzen von Preußen, 1873—88 Direktor der Karlsruher Hofbühne, worauf er sich auf sein Gut Retzin zurückzog, auf dem er am 5. September 1890 starb. Unter seinen zahlreichen Dramen wurden „Das Testament des Großen Kurfürsten“ (1858) und „Rolf Berndt“ (1879) beifällig aufgenommen. Auch seine Lustspiele (s. S. 539) hatten ihre Zeit.

Georg Conrad. Unter dem Namen **Georg Conrad** ist ein Hohenzollernfürst, Prinz Georg von Preußen, geb. am 12. Februar 1826, † 1902, als Dramatiker aufgetreten. Von seinen Dramen sind einige zur Aufführung gelangt, so „Kleopatra“, „Phädra“, „Christine von Schweden“, in denen sich ein idealer Sinn und dramatisches Geschick kundgeben.

Das **bürgerliche Schauspiel**, als dessen Vater man Iffland (S. 141 f.) bezeichnen kann, wurde seit 1844 in Berlin und außerhalb Berlins jahrzehntelang von einer Frau bearbeitet, die es Kotzebue an Produktivität gleich tat.

Charlotte Birch-Pfeiffer.

Es war das die Schauspielerin **Charlotte Birch-Pfeiffer** (geb. den 23. Juni 1800 zu Stuttgart, seit 1825 mit dem dänischen Schriftsteller Birch vermählt, seit 1844 am Hoftheater zu Berlin, starb am 24. August 1868). Ihre dramatischen Werke umfassen 22 Bände. Ihre Eigentümlichkeit bestand darin, daß sie deutsche und ausländische Romane dramatisch bearbeitete. Dazu haben ihr George Sand („Die Grille" 1857), Currer Bell („Die Waise von Lowood 1855 nach Jane Eyre") ebenso herhalten müssen wie Tieck, Auerbach u. a. Protestieren und Klagen half da nichts. Als sie Auerbachs Dorfgeschichte: „Die Frau Professorin" oft mit wörtlicher Beibehaltung des Dialogs in „**Dorf und Stadt**" umwandelte, strengte Auerbach einen Prozeß zur Wahrung seines geistigen Eigentumsrechtes an: aber er verlor ihn, und das Stück behauptet noch heute seinen Platz auf der Bühne. Sie verstand sich ganz vorzüglich auf den theatralischen Effekt, besonders auf die Rührung des Publikums, das ihm liebgewordene Romanfiguren in der dramatischen Beleuchtung gern wiedersah. Zuweilen hatte sie auch Glück mit einem „Original-schauspiel" oder „Original-Intrigenstück", wie sie es zur Abwechselung nannte. („Die Marquise von Villette", „Das Pfefferröschen" u. a.)

Dieser und ähnlicher Dramenschneiderei gegenüber, welche mit ihrer hausbackenen Art auf die Gemütlichkeit und Behaglichkeit des deutschen Durchschnitts-Philisters rechnete, versuchten nun jüngere Dramatiker, es den „französischen Effektdramen" gleich zu tun, so vor allem **Paul Lindau** (vgl. S. 475), der eine Zeitlang (1870—1880) das **moderne Lustspiel** oder, wie es auch hieß, das „moderne deutsche Konversationsstück" vertrat.

Marion.

Sofort in seinem ersten Schauspiel: „**Marion**", das 1869 erschien, bewährte Lindau die französische Schule. Des Verfassers eigenes Urteil in seinen „Dramaturgischen Blättern" lautete 1875 über dieses Demimondestück, in welchem die gefallene Frau die in der „Boulevarddramatik beliebten Stadien ihres Falles durchmacht", wie folgt: „Das Sujet ist viel zu kraß: Wer hat denn Lust, das Bild des menschlichen Jammers so leibhaftig vor Augen zu sehen? Dieses Parfüm von Patschuli und Kloake, welches namentlich der dritte Akt ausströmt, ist geradezu widerwärtig, und die Hospitalluft, welche wir im vierten einatmen müssen, hat ebenfalls wenig Verlockendes. Der deutsche Dichter hat ganz andere Aufgaben als die, uns Deutschen beständig die verwahrlosten Zustände des Nachbarvolkes vorzuführen; dafür sorgen die Franzosen in hinreichender Weise — —." Es ist zu bedauern, daß der Verfasser diese Selbstkritik seiner Dramen nicht fortgesetzt hat; denn an den folgenden: „**Maria und Magdalena**" und „**Diana**", namentlich an dem letzteren, läßt sich vom deutsch-sittlichen Standpunkte aus ebenfalls viel aussetzen; und sein Schauspiel: „**Gräfin Lea**" (1880) trägt die Absicht nur zu sehr zur Schau, das Judentum auf Kosten des deutschen Adels zu verherrlichen. Denn es soll bewiesen werden, daß ein Weib aus der Judengasse in Frankfurt wert ist, in die höchste Aristokratie aufgenommen zu werden. Natürlich ist es durch alle Längen und Abgeschmacktheiten nur gelungen, in der Heldin eine sentimentale Theaterfigur zu schaffen. — Zwei andere harmlosere Lustspiele, die kurz vorher entstanden: „Tante Therese" (1876) und „Johannistrieb" (1877), in denen eine alte Jungfer und ein Hagestolz vorgeführt werden, die sich durch die Liebe verjüngen, zeigen eine gewisse Ermattung. In sein rechtes Fahrwasser kommt

Gräfin Lea.

Lindau immer erst, wenn er sich sittlich gehen lassen kann. Davon macht er ergiebigen Gebrauch in seinen späteren Komödien. So u. a. „Die beiden Leonoren“ (1888), die in das sittlich Bedenkliche entschieden hinüberspielen und den französischen Vorbildern, die er in seiner obenerwähnten Selbstbeurteilung so scharf zurückgewiesen hatte, durchaus nacheifern. Seine späteren Stücke („Der Andere“ 1893, „Ungeratene Kinder“ 1894, „Venus von Milo“ 1895, „Die Erste“ 1896, „Der Herr im Hause“ 1899 u. a.) fanden keine Beachtung mehr. Die Zeit der inneren Unwahrheit und Oberflächlichkeit war vorüber.

Gustav Freytag.

Einen erfreulichen Gegensatz gegen Lindau bilden **Gustav Freytags** (vgl. S. 424 ff.) Dramen, und an seinen „Journalisten“ besitzen wir in der Tat ein klassisches Lustspiel. Gustav Freytag begann seine dramatische Laufbahn 1841

Kunz von der Rosen.

mit „**Kunz von der Rosen**“, einem fünfaktigen Lustspiele. Der Held desselben ist der aus der Geschichte bekannte lustige Rat des Erzherzogs Maximilian von Österreich, und die Abenteuer des letzteren während der Bewerbung um das burgundische Erbe, wonach auch Frankreich lüstern war, bilden den historischen Hintergrund dieses Stückes, das, in Berlin preisgekrönt, doch nur vorübergehend auf einigen Theatern gegeben worden ist. Es folgten später zwei bühnengewandtere

Valentine. Graf Waldemar.

Schauspiele, 1846 „**Die Valentine**“, 1847 „**Graf Waldemar**“, in denen Freytag soziale Zustände der Gegenwart, nicht ganz tendenzfrei, aber geistreich und spannend behandelte. 1862 überraschte Freytag das Publikum durch die im strengen Ton des antiken Dramas gehaltene Römertragödie: „**Die Fabier**“, in welcher der Gegensatz der Patrizier und der Plebejer meisterhaft dargestellt wird, und die sich durch klassische Strenge in Anlage und Ausführung auszeichnet. Während aber diese drei Stücke, namentlich das letztere, das ihm noch dazu den Schillerpreis eingetragen hatte, nur noch selten auf der Bühne erscheinen, hat das dazwischen

Journalisten.

liegende Lustspiel: „**Die Journalisten**“ seit 1853 sich eines unwandelbaren, ja stetig steigenden Beifalls zu erfreuen gehabt. Mit prächtigem Humor ist darin das deutsche Parteileben und der Einfluß der Presse im modern-konstitutionellen Staate „in seinen rein menschlichen, ethischen und poetischen Grundzügen“ geschildert: keine der Parteien ist genannt, aber wenn man auch in der Charakteristik der einzelnen Figuren des Dichters Vorliebe für die Liberalen durchmerkt, herrscht doch eine liebenswürdige Gutmütigkeit in der Charakteristik und Bekämpfung der Gegner vor, dazu bleiben die Schattenseiten des Liberalismus keineswegs ohne Beleuchtung. Kurz, man darf dieses Lustspiel wohl ein Zeitstück im besten Sinne des Wortes, und — weil es sich doch über die Zeit erhebt — ein echtes und treues Kulturbild aus den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts nennen. Wie Freytag selbst über die „Journalisten“ dachte, zeigt sein in der Beilage Nr. 42 von mir mitgeteilter Brief an Ludwig Tieck, den er 1847 kennen gelernt hatte (vgl. Freytags „Erinnerungen“ S. 206 ff.) und sehr verehrte.

Wenn Gustav Freytags „Journalisten“ auch immer einen einzigartigen Charakter in der modernen Lustspieldichtung behaupten werden, so ist die Zahl guter Lustspiele in den letzten Jahrzehnten doch nicht so klein, wie man es zuweilen behaupten hört. Doch haben die meisten nur vorübergehend Anerkennung gefunden.

Eduard von Bauernfeld.

So ist es auch **Eduard von Bauernfeld** (geb. am 13. Jan. 1802 in Wien, † 9. Aug. 1890 ebenda) gegangen, den man den Schöpfer des modernen **Salonlustspiels** genannt hat. Er war allerdings bei den Franzosen in die Schule gegangen, um das zu lernen, was man „die Mache“ nennt, aber er selbst war deutsch geblieben und ebenso seine Helden und Heldinnen. Da er aber niemals darüber hinausgekommen war, einzelne Verkehrtheiten und Torheiten der Zeit mit zahmer Satire zu geißeln, und da diese Torheiten wechseln, sind manche seiner Lustspiele jetzt schon gegenstandslos und in Vergessenheit geraten. Erfolg hatten vor allem „Bürgerlich und romantisch“ (1835), das „Liebesprotokoll“ (1831), das „Tagebuch“ (1836) und „Moderne Jugend“ (1868).

Beilage Nr. 42.

Leipzig. 12 Dec. 1852.

Mein Hochverehrter würdiger Freund!

Haben Sie die Güte, das beiliegende Exemplar der Journalisten gütig u. wohlwollend als ein Zeichen der alten Hochachtung und Verehrung anzunehmen, welche ich gegen Sie empfinde. Möge Ihnen das Stück den Eindruck machen, daß ich mein Handwerk nicht ganz verlernt habe. Es ist ein nicht ganz dankbarer Stoff u. waren dabei manche Klippen zu vermeiden; u. ich bin diesmal unsicherer, als irgend früher, ob es mir gelingen wird, dabei Ihre Theilnahme und Billigung zu gewinnen. Eins möchte ich durch Ihr Urtheil sanktionirt seyn; daß es mir nicht mißlungen ist, mit der innern Freiheit, welche dem Schaffenden ziemt, in das Parteileben der Gegenwart zu sehen.

Gern hätte ich Ihnen einige kleine Abänderungen in den Aktschlüssen noch beigelegt, aber das Stück fängt an, sich auf den Theatern zu

---

Ein eigenhändiger Brief **Gustav Freytags** an **Ludwig Tieck** zum Geleit der „Journalisten".

Nach dem Original im Kestner-Museum zu Hannover.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig

rühren und ich möchte nicht gern, daß Sie durch Andere eher, als durch mich, davon erfahren.

Leben Sie wohl, auf recht lange wohl. Erhalten Sie gute Meinung und freundlichen Antheil

Ihrem

treu ergebenen
Freytag.

Das bürgerliche Lustspiel wird, auch nach seinem Tode noch, durch den sehr fruchtbaren **Roderich Benedix** (geb. 1811 in Leipzig, † 1873), einen Leipziger, hier und da auf unseren Bühnen vertreten. Wie er 1834 mit dem „Bemoosten Haupt" seine dramatische Laufbahn begann, kehrte er in einem seiner letzten Stücke („Die relegierten Studenten") noch einmal zu seiner Jugendliebe zurück. Unter seinen 85 Stücken ist viel Unbedeutendes; manche aber („Dr. Wespe", „Der Vetter", „Die Dienstboten", „Die zärtlichen Verwandten" 2c.) sind lange Lieblingsstücke des Publikums gewesen. Ein sittlicher Ernst, der zuweilen etwas ins Moralisieren gerät, geht durch seine Dramen, und manche Zeitverirrungen werden verdientem Spotte darin preisgegeben, so wird u. a. die sogen. Emanzipation der Frauen in „Dr. Wespe" mit trefflicher Wirkung verhöhnt. — Ebenso wie in Benedix' Stücken prägt sich das gesunde deutschbürgerliche Leben in den Lustspielen von **Ernst Wichert** (vgl. S. 441 f.) und **Gustav zu Putlitz** (vgl. S. 536) aus. Der erstere hat namentlich in den Stücken „Ein Schritt vom Wege" und „Die Realisten" zwei wirksame, lebensfähige Beiträge zum Spielzettel unseres Theaters geliefert. Auch sein Lustspiel: „Der Freund des Fürsten" nimmt die rechte ästhetische Mitte zwischen Schauspiel und Posse ein; denn neben dem komischen Charakter kommt auch das deutsche Gemüt darin zur Geltung. — Unter Putlitz' Lustspielen sind besonders zu nennen: „Spielt nicht mit dem Feuer" und „Gut gibt Mut". Beide zeichnen sich durch Eleganz der Darstellung, frisch bewegten Dialog und poetische Sinnigkeit aus. — Ein feiner, liebenswürdig erquicklicher Humor charakterisiert die Lustspiele **Adolf Wilbrandts** („Die Maler", „Die Vermählten" vgl. S. 535 f.), während **Gustav von Mosers** (geb. 1825 zu Spandau) Stücke („Ultimo", „Der Veilchenfresser", „Der Bibliothekar" 2c.) meist an den Schwank und die Posse grenzen. Dagegen ist **L'Arronge** (geb. 1838 in Hamburg) von der Posse zum Lustspiel übergegangen. „Mein Leopold" trägt noch die Spuren der Gesangsposse an sich, im „Doktor Klaus", in den „Wohltätigen Frauen" u. a. hat er festen Boden gewonnen und große Erfolge errungen. In Lindaus Fußstapfen sind **Hugo Bürger** (Pseud. für H. Lubliner, geb. 1846 zu Breslau) und **Oskar Blumenthal** (geb. 1852 zu Berlin) getreten, ohne den Meister an Geist und Witz zu erreichen. „Der Frauenadvokat" (1873) des ersteren und „Der Probepfeil" (1885), „Tropfen Gift" (1885) und „Großstadtluft" (1890) des zweiten haben dem Unterhaltung suchenden Publikum am meisten gefallen. Das bürgerliche Lustspiel in Versen vertritt **Wilhelm Jordan** (S. 389 ff.) auf geistreiche Weise in den Stücken: „Die Liebesleugner" und „Durchs Ohr".

Benedix.

Abb. 251. Eduard von Bauernfeld. Nach einer Photographie.

Wichert.

Putlitz.

Wilbrandt.

Moser.

L'Arronge.

Bürger.

Blumenthal.

Jordan.

Das von Gutzkow (S. 527) und Laube (S. 529 f.) gepflegte historische Lustspiel, das übrigens in des Wieners **Deinhardstein** (1794—1859) Stücken („Hans Sachs" — „Garrick") schon einige Vorläufer hatte, behandelte auch **Hippolyt Schaufert** (1835—1872) in „Schach dem König", welches 1869 von der Wiener Hoftheaterintendanz einen Preis erhielt.

Deinhardstein.

Schaufert.

Liederspiele.

Eine Abart des Lustspiels ist das französische Vaudeville. Lustige Gesangstrophen (Couplets) unterbrechen die gesprochene Rede und Wechselrede. Dasselbe in deutsche Form umgegossen und mit deutschem Geiste erfüllt zu haben, ist das Verdienst Karl von Holteis, der es Liederspiel nannte.

Holtei.

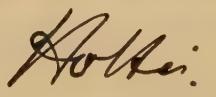
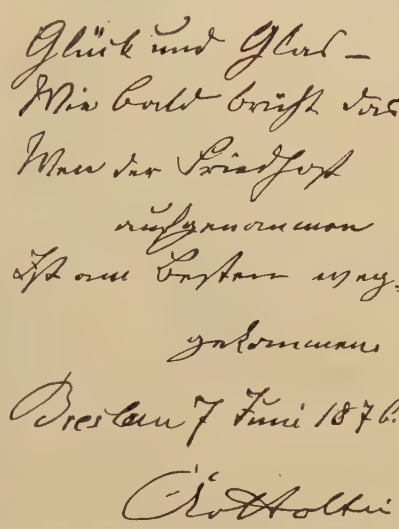


Abb. 252. Karl von Holtei.
Nach einer Photographie von 1875.
Unterschrift eines Briefes von 1868 an den Verfasser.

Karl von Holtei wurde am 24. Januar 1798 in Breslau geboren. Bereits als Gymnasiast begeisterte er sich für das Theater und dachte auch als Student nur daran, Schauspieler zu werden. Als er aber sein Ziel erreicht hatte, mußte er nur zu bald einsehen, daß er es nie über eine leidliche Mittelmäßigkeit hinausbringen würde. Dennoch versuchte er es auf seinen drei Jahrzehnte dauernden Wanderzügen von Zeit zu Zeit immer wieder; vor allem aber war er als Theaterdichter tätig. Als solcher wirkte er eine Zeitlang am Breslauer Stadttheater. Nachdem er die Schauspielerin Luise Rogée geheiratet, ging er nach Berlin, wo seine ersten Liederspiele: „Die Wiener in Berlin“ (1824) und „die Berliner in Wien“ zur Aufführung gelangten und sich rasch über alle Bühnen verbreiteten. Nach dem frühen Tode seiner Frau (1825) übernahm er den Posten eines Direktionssekretärs bei dem damals im Aufschwung befindlichen Königstädtischen Theater, auf dem seine berühmtesten Liederspiele: „**Der alte Feldherr**“ (1826) und „**Lenore**“ (1828) zum erstenmal mit rauschendem Beifall in Szene gingen. Beide haben ihre Anziehungskraft noch heute nicht verloren — in beiden finden sich Lieder, die allgemein gesungen werden; in dem ersten: „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka“ und „Fordre niemand mein Schicksal zu hören“, in dem zweiten das berühmte volkstümliche Mantellied des biederen Wachtmeisters Wallheim: „Schier dreißig Jahre

bist du alt!" — In der „Lenore" hatte Julie Holzbecher die Titelrolle gespielt; — ein Jahr später war sie seine Frau. Gemeinsam ging es nunmehr auf die Wanderschaft. Bald finden wir das Paar in Darmstadt und dann wieder in Berlin, wo Holtei für seine Frau „Ein Trauerspiel in Berlin" schrieb, in welchem auch der berühmte Komiker Beckmann den Eckensteher „Nante" zu einer volkstümlich beliebten Figur machte. Einige Zeit darauf erhielt er einen Ruf als Direktor des neuerrichteten deutschen Theaters in Riga. Der Tod seiner zweiten Frau trieb ihn aber aus dieser ehrenvollen und glücklichen Lebensstellung bald wieder hinaus. Nun zog er als dramatischer Vorleser kreuz und quer jahrelang durch die deutschen Lande. Dazwischen hatte er seine Selbstbiographie begonnen, deren ersten Teil er 1843 unter dem Titel: „Vierzig Jahre" herausgab. Endlich 1850 fand er in Graz, wo seine Tochter verheiratet war, einen Ruhepunkt: „er kaufte sich einen Schreibtisch und ward seßhaft". Eine Reihe von Romanen (vgl. S. 490) entstanden dort; die „Vierzig Jahre" kamen mit dem achten Bande zum Abschluß. 1864 siedelte er wieder nach seinem geliebten Breslau über, um es nicht mehr zu verlassen. Seit 1850 floß ihm das Leben ebenso still und unbewegt dahin, wie es früher rastlos und unruhig gewesen war. Bis ins achtzigste Jahr wahrte er sich ein fast jugendliches Wesen. Seine bescheidene mansardenartige Wohnung im dritten Stock eines alten Hauses („Zu den drei Bergen") war der Mittelpunkt eines reichen geistigen Verkehrs, an dem u. a. der Fürstbischof Dr. Förster häufig teilnahm. In der Stadt wie im ganzen Schlesierlande, dessen Dialekt er in seinen „Schlesischen Gedichten" in ganz Deutschland bekannt und berühmt gemacht hat, war er die populärste Persönlichkeit. Max Kurnik erzählt davon: „Wenn die hohe, vom Alter ungebeugte Gestalt mit dem ehrwürdigen, von Silberhaar reich umwallten Haupte, aus dessen hellblinkenden blauen Augen Milde und Güte strahlten, durch die Straßen und über die Promenaden von Breslau dahinschreitet, da sammeln sich die Schulkinder auf seinen Wegen und grüßen den allbekannten „alten Holtei", und die Hökerfrauen auf den Marktplätzen rufen sich zu: „He, da kommt unser alter Holtei!" Und als sein achtzigster Geburtstag herankam, da feierte, was deutsch hieß, selbst jenseits des Ozeans, vor allem aber Stadt und Land — bis in die Dörfer hinein — in Schlesien den Holtei-Tag auf das glänzendste. Der Jubilar aber saß an diesem Tage bereits in einer einsamen Zelle im Hospiz der „Barmherzigen Brüder", wohin er sich seiner körperlichen Gebrechen wegen hatte begeben müssen. Für einen sorgenfreien Lebensabend hatte Kaiser Wilhelm gesorgt. Zwei Jahre traurigen Siechtums folgten — am 12. Februar 1880 wurde er durch den Tod davon erlöst.



Vierzig Jahre.

Abb. 253. Ein Vierzeiler Holteis.
Eigenhändige Widmung einer von ihm zum Besten eines evangelischen Friedhofes in Graz herausgegebenen Sammlung von Erzählungen, Gedichten 2c. verschiedener Schriftsteller auf der Innenseite des an Stadtrat Anton Hübner gesandten Exemplares. Nach dem Original im Besitz des Buchhändlers Trewendt in Breslau.

Die Berliner **Louis Angely** (1787 bis 1835), der einst berühmte Komiker, und **Louis Schneider**, der „Mann des Königs" und Kaiser Wilhelms Vorleser (1805—1878),

pflegten das von Holtei so erfolgreich behandelte Liederspiel. Von ersterem stammt „das Fest der Handwerker", von letzterem „der Kurmärker und die Pikarde", beide noch nicht ganz von unseren Theatern verschwunden.

Ferdinand Raimund.

Der Posse gab der Wiener **Ferdinand Raimund** (1791—1836) einen edleren moralisch-sentimentalen Anstrich. Alle Stücke dieses Hypochonders, der jahrelang als Komiker auf dem Leopoldstädter Theater sein harmloses Publikum durch meisterhaftes Spiel entzückte und als Selbstmörder endete, haben etwas Melancholisches inmitten der phantastischen Heiterkeit und humoristischen Lebendigkeit, dabei stets einen sittlichen Kern. „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" (dem die vielgesungene Abschiedsstrophe: „So leb denn wohl, du stilles Haus 2c." entstammt), „der Verschwender", „der Bauer als Millionär" sind seine namhaftesten Zauberpossen, die den Zuhörer überzeugen wollen, daß das wahre Glück in dem Frieden der Seele liegt. In dem „Diamant des Geisterkönigs" ist der Grundgedanke der, daß ein liebendes und geliebtes Weib der köstlichste Edelstein ist.

Abb. 254. Ferdinand Raimund.
Nach dem Gemälde von Lampi.

Ein Gegenstück zu diesem Romantiker bildete der Wiener **Johann Nestroy** (1801—1862), der ebenfalls an der Gestaltung seiner Possen auf der Bühne mitwirkte. Er war ein scharfer Beobachter des Wiener Volkscharakters und schwang oft seine satirische Geißel nicht ohne Bitterkeit. Seine bekanntesten Possen „Lumpacivagabundus" und „Einen Jux will er sich machen" hat man bis in unsere Zeit nicht ohne Erfolg wieder zu beleben versucht. — Seitdem entartete die Posse mehr und mehr. — Einen ganz burlesken Charakter nahm bald die jetzt verschwundene Berliner Posse an, deren Vertreter u. a. **David Kalisch** (1820—1872), der Begründer des Witzblattes „Kladderadatsch", war. In den Couplets von Hunderttausend Taler" — „Berlin bei Nacht" klingt übrigens nur zu häufig die fortschrittlich oppositionell gefärbte, nichts Heiliges schonende Satire hindurch.

Operetten.

Das Vorherrschen der Posse auf den Berliner Bühnen zweiten Ranges bezeichnete bereits ein Heruntersinken des Theaters. Auf sie folgte nur zu bald die zunächst aus Frankreich eingeschleppte Operette, die ebensosehr durch ihre pomphafte Ausstattung wie durch ihren seichten, unsittlichen Inhalt und durch ihre sinnlich berückende Musik die Menge anzog und fesselte. In den sechziger Jahren füllten die frivolen Opernburlesken des deutsch-französischen Juden Jacques Offenbach (geb. zu Köln 1819, gest. in Paris 1880): „Die schöne Helena", „Pariser Leben", „Orpheus in der Unterwelt" allabendlich das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Berlin (gelegentlich übrigens auch angesehene Schauspielhäuser anderer Städte, wie beispielsweise das Leipziger). Es klingt fast unglaublich, daß derartige Frivolitäten zwei- bis dreihundertmal im Jahre Abend

Offenbach.

für Abend vor ausverkauftem Hause aufgeführt wurden und es hie und da noch heute werden. Gelegentlich machte auch eine englische Operettengesellschaft die Runde durch die deutschen Großstädte. Der reiche Gewinn, den diese tiefste Entartung des dramatischen Geschmackes den Unternehmern brachte, verlockte dann auch deutsche Komponisten, ähnliche Machwerke zu verfertigen, so den Wiener Walzerkomponisten Johann Strauß („Der lustige Krieg") u. a. Der Inhalt mancher dieser Operetten war nicht ganz so verwerflich wie der der französischen; aber der Sinnenkitzel und eine fast immer sehr öde Fabel herrschten darin vor. Mit den achtziger Jahren hat die Lokalposse in den großen Städten ihr Ende gefunden und dem öden Ausstattungsstück Platz gemacht. Johann Strauß.

Viel schlimmer aber war noch die von Heinrich Laube (S. 529) einst begonnene und seitdem immer zunehmende Einführung von fremdländischen Dramen, die bald als Übersetzungen, bald als theatralische Bearbeitungen von Romanen auftraten. Es machte sich darin eine doppelte Strömung geltend, die hier nur kurz angedeutet werden kann: auf der einen Seite das realistisch-schlüpfrige Ehebruchsdrama („Kokottenstück") der Franzosen, Dumas' des Jüngeren, Victorien Sardou's u. a.*), auf der anderen Seite die Krankenstubenluft atmenden Ehedramen des Norwegers Ibsen, die realistisch krassen Stücke des Grafen Tolstoi („Die Macht der Finsternis" 1887) oder die nach russischen Romanen von Dostojewski („Raskolnikow") und Turgenjew zurechtgestutzten Stücke. Dazu kam der Einfluß der Romane Zolas, welcher den Naturalismus auf die Spitze trieb, und unleugbar auch die von Arthur Schopenhauer, Eduard Hartmann und Friedrich Nietzsche gelehrte pessimistische Philosophie. Fremdländische Dramen.

Friedrich Nietzsche (geb. am 15. Oktober 1844 in Röcken bei Lützen, von 1869—70 Professor in Basel, lebte seit 1890 geisteskrank in Naumburg, † 1900 in Weimar) hat sich die „Umwertung aller Werte" zum Ziele seiner Philosophie gesetzt, d. h. er verwirft Gewissen und Sittlichkeit, alle edlen Triebe 2c. und preist die „Bestie im Menschen" als „das einzig wahrhaft Gute." Die Vervollkommnung der Welt hofft er davon, daß der Übermensch „Willen zur Macht" schrankenlos zur Geltung bringt. — Er wird deshalb auch von den Naturalisten mit Vorliebe zitiert und der „Mystagoge des Naturalismus" genannt. Friedrich Nietzsche.

Diese verschiedenartigen Einflüsse, besonders aber die Erkenntnis, daß unsere Literatur, zumal das Drama der siebziger Jahre, sich immer mehr von der Wirklichkeit und Natur als den notwendigen Grundlagen aller echten Kunst entfernte, in Oberflächlichkeit verfiel und lediglich auf eine die Sinnlichkeit befriedigende Unterhaltung des Publikums bedacht war, erweckte in einer Anzahl Jüngstes Deutschland.

---

*) Sardous „Fernande" und Dumas' „Fall Clémenceau" haben Hunderte von Aufführungen im Berliner Lessingtheater und auf Provinzialbühnen erlebt. Nur in Mainz verbat sich 1889 die gute Gesellschaft, an ihrer Spitze eine Reihe hochstehender Damen, die Wiederaufführung derartiger Stücke und zwar mit Erfolg.

junger Dichter den Drang, zur Natur zurückzukehren und eine neue deutsche Poesie heraufzuführen. Der Sozialismus und Materialismus, welche in den achtziger Jahren blühten, berauschten sie und zwar so, daß sie alles Edle und Erhabene, alles Übersinnliche und Sittliche als Lüge empfanden, alles Sinnliche und Niedere aber als die mit möglichster Treue darzustellende Wahrheit. Diese **Naturalisten** erklärten der Literatur ihrer Zeit den Krieg, ähnlich wie es die Stürmer und Dränger im vorigen Jahrhundert (I, 431 ff.) und in der ersten Hälfte des unsrigen die Jungdeutschen (II, 294 ff.) getan hatten. 1884 gab eine Anzahl von ihnen (Wolfgang Kirchbach, Heinrich und Julius Hart, Arno Holz, Karl Bleibtreu u. a., vgl. S. 386) eine Sammlung Gedichte heraus, welche, wie es in der Vorrede des zwanzigjährigen Schweizers Karl Henckell hieß, „bestimmt war, direkt in die Entwickelung der modernen deutschen Lyrik einzugreifen." Diese Sammlung erschien u. d. T. **„Moderne Dichtercharaktere"** und in zweiter Auflage u. d. T. „Jung Deutschland". 1891 kam ein Sammelbuch der Münchener „Modernen": „Modernes Leben", 1893 ein „Moderner Musen-Almanach" heraus.

Die Moderne.

Wie hoch diese „modernen Dichter" oder Vertreter der **„Moderne"** von sich dachten, zeigt der Schluß der Henckellschen Vorrede (zu dem ersten der drei Bücher) wo es heißt: „Immerhin hoffen wir, daß es ersichtlich wird: auf den Dichtern des Kreises, den dieses Buch vereint, beruht die Literatur, die Poesie der Zukunft, und wir meinen eine bedeutsame Literatur, eine große Poesie." Vorreden zu ihren dichterischen Erzeugnissen liebte dieses neugeborene Jungdeutschland oder **„Jüngstes Deutschland"**, wie sie seitdem genannt worden sind, ebensosehr wie ihre Vorgänger von 1835. Seinem Gedichtbuch „Homo sum" schickt Julius Hart eine zwanzig Seiten lange, enggedruckte Einleitung über die „Lyrik der Zukunft" voraus, in welcher er sie die „neue und eigengeartete Dichtung, an deren Beginn wir stehen, mit einem kurzen Worte eine realistische Dichtung" nennt, die aber „vom Einflusse des Auslandes frei bleiben solle". Vor ihm hatte ein anderer Sanggenosse der freien Bewegung ein Programm der Zukunftspoesie unter dem Titel: „Lyriker-Revolution" herausgegeben, in welchem er besonders den Zusammenhang mit der Sturm- und Drangperiode betonte.

Karl Bleibtreu.

Am weitesten gehen die beiden Hauptvertreter dieser Richtung Bleibtreu und Conrad. So forderte **Karl Bleibtreu** (geb. 31. Januar 1859 in Berlin), der Sohn des berühmten Schlachtenmalers Georg Bleibtreu († 1892) in seiner „Revolution der Literatur", „daß die Reaktion des Realismus nunmehr mit rücksichtsloser Brutalität erfolgen müsse!" Auf dieses Sturmsignal ließ er ein neues Buch: „Der Kampf ums Dasein der Literatur" folgen, in welchem er über seine Streitweise folgendes sagte: „Meine strategischen Prinzipien bedingen stets die Offensive. Da ich von allen Seiten und aus allen möglichen Hinterhalten Kleingewehrfeuer erhalte, so fahre ich einfach aus der Fernfeuerzone dicht an die feindlichen Linien heran und schieße auf hundert Schritt mit Kartätschen." Demgemäß wurde ein wütender Angriff gerichtet auf alle diejenigen, „welche wie Nachtwächter immer noch vor den Ölgötzen der verflossenen Literaturepoche stehen", auf die „Goethepfaffen" und die „Bewunderungsmaier schlecht geleimter Nippelsächelchen." Als höchstes Ideal und Vorbild wird Zola proklamiert; „Zolas Realismus", sagt er, „bildet den gesunden, derben Kuhmist, welcher den Acker der Mutter Erde düngt". Seinem Programme getreu hat Bleibtreu uns mit einer Flut von Liedern, Novellen und Dramen überschüttet. Eine Probe seiner Lyrik, welche zugleich beweist,

von welchem Selbstgefühl er erfüllt ist, entnehme ich seinen „Liedern aus Tirol". Er ruft „den Anempfindlern" zu:

Lahme Gäule, gar ironisch
Wollt ihr kichern, wenn die Hufen
Meines Flügelrosses stolpern
Auf der Venus Tempelstufen?

Meines Pegasusses Fehltritt
Meßt nach Eurem Hinken, Zwerge!
Während ihr noch keift und kichert,
Reit' ich über alle Berge.

Die Helden seines realistischen Novellenbuches: „Schlechte Gesellschaft" und seines „pathologischen" Romanes: „Größenwahn" sind schwankende, charakterlose Gestalten, welche durch die Liebe zu Kellnerinnen und Dirnen ihren Untergang finden. Diese Damen der Bierstuben und Kellerkneipen schildert er mit Vorliebe, weil er, wie er sich ausdrückt, „bei ihnen die Leidenschaft und die Not an der abgründigsten Wurzel bloßlegen kann, was bei den langweiligen und prätenziösen Puten des Salons nicht möglich ist." Seine **Dramen** („Lord Byron", „Harold", „Schicksal", „Napoleon Bonaparte" u. a.) erinnern zuweilen an Grabbe. Keines derselben hat auf der Bühne einen Erfolg gehabt. Er selbst hat eine hohe Meinung von ihnen. So sagt er von seiner Tragödie: „Weltgericht" („ein Drama ohne Helden"), daß darin „das gegenseitige Auffressen im politischen Dasein zum lapidaren Ausdruck gelangt und überall die wahre Sprache des Lebens nach jeder Einzelfigur abgetönt zu vernehmen ist". Ja er geht so weit, zu versichern, daß er „das historisch-politische Drama großen Stils und zugleich das realistische Drama großen Stils geschaffen habe".

Als den „ritterlichen Hutten der literarischen Revolution" bezeichnet Bleibtreu den bayrischen Vertreter des Naturalismus **Michael Georg Conrad** in München (geb. 1846 zu Gnodstadt in Franken). Diesen Gesinnungsgenossen unterstützte er deshalb auch mit seiner Feder in dessen Monatsschrift: Die „Gesellschaft", welche sich selbst bescheiden „das einzige deutsche Blatt" nennt, „das einen gesunden Realismus ohne Frivolität, die höchste Freiheit ohne Zügellosigkeit vertritt und sich den Luxus eigener und neuer Gedanken verstattet". Conrads Novellen und Romane lesen sich wie Übersetzungen Zolascher Werke, so besonders die „Pariser-deutschen Liebesgeschichten", die er 1883 unter dem Titel: „Lutetias Töchter" herausgab. Nach dem Muster Zolas, dessen Bild sein Buch „Parisiana" (1880) schmückt, ist auch der umfangreiche Romancyklus: „Was die Isar rauscht" (1887) angelegt. Unter dem Titel: „Ein Realistenführer" hat Otto Kraus den Münchener Dichter treffend charakterisiert. Georg Conrad.

In der „Revolution der Literatur" hatte Bleibtreu einen Berliner Novellisten als „ebenbürtigen Jünger Zolas" bezeichnet. Es war **Max Kretzer** (geb. in Posen 1854), welchen er den „Realisten par excellence" nannte. In seinen Arbeiterromanen: „die beiden Genossen" (1880) u. a. offenbart dieser selbst aus dem Arbeiterstande herausgewachsene Schriftsteller eine erstaunliche Fülle guter Beobachtung und gründliche Kenntnis des Proletarierlebens. Auch enthüllt er auf lehrreiche Weise das wüste Treiben der sozialistischen Agitatoren. In den eigentlichen Berliner Kultur- und Sittenromanen aus seiner Feder („Drei Weiber", „Im Sündenbabel" u. a.) herrscht aber die naturalistische Färbung vor. In seinem Romane: „Die Bergpredigt" (1889) hat er den beliebten Kontrast zwischen den schurkenhaften und heuchlerischen Orthodoxen und den unglaublich edlen, sittenreinen Vertretern des „natürlichen Christentums" so grobkörnig tendenziös geschildert, daß dagegen alle früheren Tendenzromane verwandter Gattung verblassen. In seinen zahlreichen anderen Romanen, welche von abnehmender Kraft zeugen („Der Holzhändler" 1900), tritt z. T. die naturalistische Manier in allzu breiter Ausmalung des Gegenständlichen bei starkem Mangel geistiger oder sittlicher Ideen ermüdend hervor, woran zahllose Nachahmer elend gescheitert sind. M. Kretzer.

Naturalismus. Die größten und gefährlichsten Triumphe hat der **Naturalismus** auf dem Gebiete des Dramas errungen. Nach und nach öffneten sich ihm in den neunziger Jahren alle Bühnen, und wo die Zensur Schranken setzte, umging man sie nach dem Muster des Pariser „Théâtre libre" durch Gründung „freier Bühnen", die mit der Aufführung von französischen, norwegischen und russischen Stücken ihre Tätigkeit begannen, dann aber besonders naturalistische Dramen deutscher Verfasser zur Darstellung brachten. Dazu trat 1891 eine „freie Volksbühne", welche durch billiges Eintrittsgeld die unteren Volksklassen heranziehen und sie durch „soziale Stücke" bilden und belehren wollte.

Was die Anhänger der Naturalisten selbst von der Wirkung dieser sozialen Stücke zu sagen haben, lehrt ein Bericht ihres eigenen Organs: „Freie Bühne für modernes Leben", in dem es heißt: „Das Ostend-Theater war gedrängt voll. Die zwölfhundert Zuschauer, von welchen mindestens siebzig Prozent der Arbeiterklasse angehörten, amüsierten sich bei Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", so gut es eben ging. Von wirklichem Verständnis war nichts zu merken. Als der alte vertierte Bauer im Anfang des zweiten Aktes im besoffenen Zickzack aus der Kneipe taumelt und seine Tochter anfällt — da ging ein schmunzelndes Behagen durch die Reihen, so daß eine ernst fühlende ältere Frau hinter mir ganz entrüstet ausrief: „Ich weiß nicht, was da zum Lachen ist. Das ist doch schlimm genug." Und der zweite Akt wurde doch so kraß herausgebracht, daß einem das Lachen wohl vergehen konnte — aber das Publikum war und blieb sehr fidel, und die Feinheiten der Hauptmannschen psychologischen Kleinmalerei wurden entweder nicht verstanden oder gar als wunderliche Einfälle belacht." Keine Kritik von unserer Seite kann die tief entsittlichende Wirkung der naturalistischen Afterkunst so gut kennzeichnen wie dieser Bericht. Dennoch versuchten die Führer lange an ihrer Auffassung fest zu halten und verleugneten mit unbeugsamer Entschiedenheit alle, die ihre Prinzipien in höherer Kunstform zur Geltung bringen wollen, wie Richard Voß und Sudermann. Doch hat diese Phase in der Entwickelung der deutschen Literatnr das 19. Jahrhundert nicht überdauert.

Gerhart Hauptmann. Der erste soziale Dichter, der auf der freien Volksbühne mit Erfolg erschien, ist **Gerhart Hauptmann** (geb. 1862 zu Salzbrunn). Seine ersten Stücke, das „soziale Drama": **„Vor Sonnenaufgang"** (1889) und die „Familienkatastrophe": **„Das Friedensfest"** (1890) entrollen uns photographisch getreue, durch keinen Lichtstrahl gemilderte Bilder aus den verkommensten Schichten unseres Volkes. Es ist ein Sumpf tierischer Gemeinheit und grauenhaften Lasters, in den er den Zuschauer einen Blick tun läßt. Auf die eigentliche Theaterwirkung, spannende Handlung, gewandten Dialog, auf die bisherige Anschauung vom Wesen des Dramas als eines Kunstwerks verzichtet Hauptmann wie seine Genossen aus Grundsatz. Es kommt ihnen nur darauf an, einen Ausschnitt des Lebens zu geben. Das Bild, das dabei herauskommt, ist abscheulich und hat mit der Kunst ungefähr ebensoviel zu tun, wie wenn man anatomische Abbildungen in eine Gemäldegalerie hängen wollte. Selbst seinen Zweck, die sozialen Schäden der Gegenwart unbarmherzig aufzudecken, erreicht der Verfasser nicht recht, weil er dem Zuschauer mehr Ekel als Teilnahme erregt.

Einsame Menschen. Aus dieser niedrigsten Sphäre erhob sich der für solche Momentbilder ungewöhnlich veranlagte Verfasser in dem nächsten Stücke, einer Tragödie, betitelt: „Einsame Menschen" (1891), die in einem am Müggelsee gelegenen Landhause zu Friedrichshagen bei Berlin spielt. Es ist eine tüchtige Charakterstudie. In Johannes Vockerath tritt uns ein moderner junger Gelehrter, ein fortgeschrittener Häckelianer von schwachem Charakter entgegen, der in seiner Ehe nicht das

erhoffte innerliche Verhältnis und rechte Verständnis gefunden hat. Seine Arbeit liegt brach, bis er durch eine Züricher Studentin, die zufällig ins Haus kommt, neue Anregung findet. Als diese aber in Folge der christlichen Anschauungen seiner Eltern und seiner Frau, auch aus eigener richtiger Erkenntnis der Gefahr abreist, ertränkt er sich verzweiflungsvoll. „Du bist ein Kompromißler", sagt der Moralist des Stückes, „du willst Dinge vereinen, die sich eben nicht vereinen lassen." Denn er hat nicht die Kraft, mit der alten Sitte ganz aufzuräumen; darüber geht er zu Grunde. „Ich ahne einen neuen Zustand", sagt der Unglückliche; „nicht das Tierische wird dann mehr die erste Stelle einnehmen, sondern das Menschliche. Das Tier wird nicht mehr das Tier ehelichen, sondern der Mensch den Menschen. Freundschaft, das ist die Basis, auf der sich diese Liebe erheben wird. Unlöslich, wundervoll, ein Wunderbau geradezu. Aber ich ahne noch mehr: noch viel Höheres, Reicheres, Freieres . . ." Die Ergänzung bleibt uns überlassen; gemeint ist natürlich die freie Liebe. Diesem Standpunkt gegenüber ist aber auch dem christlichen leidlich Gerechtigkeit widerfahren. Die alten Eltern sind zwar natürlich als rückständig, aber doch als aufrichtige Christen gezeichnet. So kann man dieses Werk ohne Zweifel als einen Fortschritt gegen die früheren bezeichnen.

Kollege Crampton.

Abb. 255. Gerhart Hauptmann. Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Ähnliche Charakterbilder hat uns Hauptmann noch, und zwar alle genau mit denselben Stilmitteln naturgetreuester Kleinmalerei in „Kollege Crampton" (1893) und „Michael Kramer" (1900), den Künstlerdramen, ferner im „Fuhrmann Hentschel" (1899) gezeichnet, mit dem er nach vorübergehender Erhebung wieder in die niedrigste Lebenssphäre untertauchte, welche auch Gegenstand seiner „**Weber**" (1892) gewesen war. — Dies „Schauspiel aus den vierziger Jahren", zu dem Familienüberlieferungen ihm, dem Enkel eines armen Webers, den Stoff geliefert, ist ein (ursprünglich im schlesischen Dialekt geschriebenes) realistisches, aber einseitiges Gemälde des furchtbaren Elendes der schlesischen Weber, wie es in dem Weberaufstande von 1844 im Kreise Reichenbach sich offenbarte. „Von einem dramatischen Aufbau", urteilt Berthold Litzmann, der sonst für den modernen Stürmer viel übrig hat, „von einer inneren Gliederung, einer eigentlichen Entwickelung der Charaktere ist keine Rede. Es ist eine Reihe von einzelnen Bildern, die jedem, der ein menschliches Gefühl in der Brust hat, das Herz zerreißen, und die, trotzdem wir den ausgleichenden, Licht und Schatten verteilenden Künstler vermissen und allzu laut den Parteifanatiker hören, doch uns für den Urheber sympathisch stimmen. In Hauptmanns künstlerischer Entwickelung spielt es, wenn nicht alles trügt, keine Rolle." Übrigens darf man annehmen, daß Hauptmann aufrichtig war, als er vor Gericht versicherte: „er habe keine Parteischrift schreiben wollen", es sei „die christliche und allgemein menschliche Empfindung, die man Mitleid nennt, gewesen,

die sein Stück habe schaffen helfen." Es ist nur zu bedauern, daß es, besonders in dem krassen Schluß, nicht hervortritt. Nachdem er dann 1893 in „Hanneles Himmelfahrt" das Elend des Armenhauses und dem gegenüber den Trost geschildert hatte, welchen das sterbende Hannele in seinen Fieberträumen durch die Herrlichkeit des Christenglaubens empfängt, ging er nach einem mißlungenen historischen Trauerspiel „Florian Geyer" (1896. Held im Bauernkrieg von 1525) zu einem poetisch reizvollen, wenn auch in der Idee schwachen und unklaren Märchendrama „Die versunkene Glocke" (1896) über, welches den Faustgedanken neu verwerten wollte. Mit seinem Scherzspiel „Schluck und Jau" (1900) hat er wenig Anklang gefunden, und die „Tragikomödie" „Der rote Hahn" (1901), mit dem er eine Fortsetzung des banalen „Biberpelz" (1893), der Diebskomödie aus der Umgegend Berlins, geben wollte, indem er das Leben der alten Diebin weiter spann, zeigte, wie wenig der Verfasser begriffen hat, daß die Zeit des „reinen" Naturalismus zu Ende und man des trocknen Tons nun satt ist.

Max Halbe. **Max Halbe** (geb. 1865 in Guettland bei Danzig) suchte in Hauptmanns Fußstapfen zu treten, hatte aber nur mit seinem Liebesdrama „Jugend" (1893), in dem er das Milieu eines ostpreußischen katholischen Pfarrhauses lebensvoll schildert, und allenfalls mit „Mutter Erde" (1897) Erfolg. — Ähnlich unsicher waren die Erfolge **Otto Erich Hartlebens** (geb. 1864 in Clausthal). Erst seine „Offiziers-Tragödie" „Rosenmontag" (1900) fand größere Beachtung und trug ihm 1902 den Grillparzer-Preis ein.

Diesen strengen Naturalisten und ihren Nachtretern steht eine Anzahl moderner Dramatiker zur Seite, welche sich zwar von der neuen Richtung beeinflussen ließen, daneben aber selbständigere Wege einschlugen.

Richard Voß. Von **Richard Voß** (vgl. S. 479 f.) wollen die konsequentesten Naturalisten daher nichts wissen, obgleich er in seinem Volksdrama: „Schuldig" (1890) entschieden in die Wege des Naturalismus eingelenkt hat. In zweien seiner vorhergehenden Schauspiele: „**Alexandra**" (1886) und „**Eva**" (1889) hatte er bereits dem Sensationsbedürfnis des Tages seinen Tribut gezollt. In beiden spielt das Zuchthaus eine maßgebende Rolle. In beiden wird nicht nur gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, sondern auch gegen die Justizpflege ein Kampf begonnen. In „Eva" tritt Voß für die Frauen ein, welche sich an einem Elenden rächen, von dem sie betrogen worden sind. Eva erschießt ihren treulosen Liebhaber und kommt deshalb ins Zuchthaus. Alexandra will eine raffiniertere Rache an dem Manne nehmen, der sie mit ihrem Kinde schmählich im Stiche gelassen. Nachdem sie um des falschen Verdachtes des Kindesmordes sieben Jahre im Zuchthause gesessen, gelingt es ihr, den ehemaligen Geliebten wieder an sich zu fesseln, und sie beabsichtigt sich dadurch an ihm zu rächen, daß sie nach der Trauung ihm eröffnet, er habe eine Zuchthäuslerin zu seiner Frau gemacht. Aber ehe es zur Vermählung gekommen, erwacht die alte Liebe in ihrem Herzen. Sie erzählt ihrem Bräutigam das Vorgefallene, als ob sie es von fremden Personen in der Zeitung gelesen habe, und fragt ihn, was er in ähnlichem Falle tun, ob er die unschuldig Verurteilte heiraten würde. Als er darauf es für unmöglich erklärt, daß aus einer solchen Verbindung Glück entsprießen könne, nimmt sie stillschweigend Gift. Der Schatten, der — abgesehen von manchen Unwahrscheinlichkeiten in der Fabel der Stücke, besonders in Alexandra — auf die Justiz fällt, tritt bedeutend verschärft in dem Volksdrama „**Schuldig**" zu Tage. Der Held dieses Stückes hat zwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen, ehe das Geständnis eines Sterbenden es ans Licht bringt, daß er an dem Morde unschuldig gewesen, wegen dessen er verurteilt worden. Als er nach Hause zurückkehrt, findet er in einer elenden Spelunke seine einst so schöne und gute Frau und seine erwachsene Tochter ganz verkommen in der Gewalt eines elenden Schurken, der sich ihrer in der Not angenommen, sie aber schlecht behandelt hat, seitdem Jugend und Schönheit der Frau entschwunden. Das Ende ist, daß der

Eva.

Alexandra.

Schuldig.

einst um eines Mordes willen unschuldig Verurteilte zum Mörder an dem Verführer seiner Frau wird. Als die Polizei eindringt, richtet er sich auf und ruft: „Nun wirklich schuldig, schuldig, schuldig! Der Himmel und die unfehlbare Justiz wissen warum!“

Noch weniger findet der jüdische Dichter **Ludwig Fulda** (geb. 1862 zu Frankfurt a. M.) Gnade vor den Augen der Naturalisten. Allerdings ist er in seinem Schauspiel: „**Die Sklavin**“ (1891) ihren Ideen ganz nahe gekommen, hat sie aber doch in einer Weise durchgeführt, die ihren Forderungen nicht ganz entspricht. Das Stück ist im Grunde eine Verteidigung der freien Liebe und wirkt, namentlich in den ersten Akten, sehr peinlich und unsympathisch, aber es ist ihm ein idealer Zug doch nicht ganz abzusprechen. Die Sklavin ist nämlich die Frau eines herzlosen, brutalen Menschen, der sie durch seine Roheit endlich dazu treibt, ihn zu verlassen und zu ihren alten Eltern zu flüchten. Da es nach den Gesetzen ihr unmöglich ist, sich scheiden zu lassen, will sie sich aus Verzweiflung ins Wasser stürzen, wird aber durch einen Witwer, den Mann einer Jugendfreundin, dessen Töchterchen sie sehr lieb hat, zurückgehalten und willigt ein, mit ihm ins Ausland zu gehen und dort die Seine zu werden. — Fuldas Lustspiele dagegen: „Frühling im Winter“ (1887), „Die wilde Jagd“ (1888), „Das verlorene Paradies“ (1890), denen er seine Beliebtheit verdankt, halten sich von dieser Verirrung fern und sind ebenso ideal gehalten, wie durch ihren feinen Witz und guten Humor anziehend. Auch das dramatische Märchen „**Der Talisman**“ (1892), in welchem er einen alten Märchenstoff (vgl. das Andersensche Märchen: „Des Kaisers neue Kleider“) geschickt verwertet hat, ist eine anmutige, ideale Dichtung. In leicht hinfließenden Versen und in geistreich motivierter, fesselnder Durchführung veranschaulicht er darin die alte Moral, daß Selbsterkenntnis und Selbstbescheidung für jeden Menschen, vornehmlich aber für einen Herrscher, unentbehrlich sind. Der König Astolf von Cypern, in dem sich ein krankhaft übertriebenes Majestätsbewußtsein verkörpert, wird durch Omar, den Sohn eines von ihm grundlos verbannten Edelmannes, dadurch vor dem Wahnsinn gerettet, daß er ihn erst an das Zauberkleid glauben macht und ihn dann seines Irrtums überführt. Astolf überzeugt sich, daß Omar ihm kein Zauberkleid, aber einen Talisman gegeben hat, d. h. die Erkenntnis, auch ein Mensch und nicht unfehlbar zu sein. Auf demselben Wege des Märchendramas ist er in seinem Schauspiel „Der Sohn des Kalifen“ (1897) fortgeschritten, in dem er zeigt, daß das Menschenleben nur einen Wert erhält, wenn es selbstloser Liebe fähig ist.

Ludwig Fulda. Die Sklavin. Der Talisman.

Auch einen andern sehr begabten Dichter verleugnen die Führer der naturalistischen Richtung, obgleich er im Grunde doch zu ihnen gehört. Es ist **Hermann Sudermann**. Am 30. September 1857 zu Matziken in Ostpreußen geboren hatte er in den achtziger Jahren mehrere auf seinem heimatlichen Boden spielende Novellen und Romane geschrieben, u. a. „Frau Sorge“ (1887, erlebte bis 1900 50 Auflagen) und „der Katzensteg“ (1889), welche ihn als einen realistischen Erzähler ersten Ranges bewährten. Durch große Treue in der Lokalfärbung wie in der Zeitstimmung — wenn auch nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten — ausgezeichnet, verletzt die zweite dieser Geschichten doch das sittliche ebensosehr wie das ästhetische Gefühl durch die Behandlung des Liebesmotivs. Eine tendenzmäßig gefärbte und dabei unwahre Seelenzerfaserung, die mit dem Heiligsten einen abscheulichen Spott treibt, tritt in der Novelle: „Ein Sterbelied“ hervor. — Schon hieraus ersieht man, wes Geistes Kind er ist. Wie allen Naturalisten fehlt ihm auf seinem utopistischen Standpunkt jenseits von gut und böse eine klare, durchgebildete und ausgereifte Weltanschauung. Weil sie für die tiefsten, die sittlichen und idealen Lebensmächte nur ein geringes Verständnis haben, ist das Lebensbild, das sie zeichnen, schwankend und unsicher, ja recht eigentlich unwahr.

Hermann Sudermann.

Die ersten Prosadichtungen Sudermanns blieben zunächst ziemlich unbeachtet, bis im November 1889 ein Drama: „**Die Ehre**“, durch seine erfolgreiche Aufführung

Die Ehre.

im Lessingtheater in Berlin ihn zum berühmten Manne machte. Das Stück spielt abwechselnd in einem Vorder- und Hinterhause Berlins. Diese beiden Örtlichkeiten sind durch eine geschickt erfundene Fabel miteinander in Verbindung gebracht. Vorne und hinten dieselbe sittliche Verkommenheit, dort bei Kommerzienrats mit prunkhafter Eleganz und vornehmem Gebaren (übrigens etwas schablonenhaft), hier im materiellen Elend und widerlicher Branntweinatmosphäre treu nach dem Leben gezeichnet. Während aber die sonstigen Produkte des Naturalismus pessimistisch und ohne Pointe verlaufen, hat Sudermann aus beiden Lebenssphären je eine anständige Persönlichkeit hervorgehen lassen, im Vorderhause eine Tochter, im Hinterhause einen Sohn, welche in treuer Liebe verbunden das Haus ihrer Eltern verlassen, um jenseits des Ozeans ein neues Leben zu beginnen. Neben diesem vortrefflichen Motive ist aber ein anderes in diesem Stücke, welches ihm den Namen gegeben hat, ganz verfehlt. Nach der Darstellung des Verfassers ist das, was man Ehre nennt, ein leerer Schall, weil sie in allen Ständen und Menschen so verschieden aufgefaßt wird, und nur die Pflicht hat eine Bedeutung im Leben. „Alles sind Nerven, alles ist Stimmung, Sittlichkeit ist ein vager, inhaltloser Begriff." Der Vertreter dieser seltsamen Begriffsverwirrung, der phrasenreiche Graf Trast, hat als junger Offizier in einer Nacht 90 000 Taler verspielt, die er nicht besaß. Er ist infolgedessen mit „schlichtem Abschied" entlassen worden. Seine Kameraden erwarteten, daß er sich erschießen würde, er aber sagte sich, als er das Pistol in die Hand nahm: „Das ist brutal und dumm. Was bist du jetzt weniger, als du vor drei Tagen warst?" Darauf ging er ins Ausland, wurde Kaffeehändler, erfüllte seine Pflicht und bezahlte seine Schuld.

Abb. 256. Hermann Sudermann.
Nach einer Photographie von 1897.

Das von dem Verfasser aufgeworfene Problem ist in seinem Drama nicht gelöst. Dennoch konnte man sich von ihm nach diesem Erstlingsstücke einen erfreulichen Umschwung in der neuesten sozialen Dramatik versprechen. Aber sein zweites Schauspiel: „Sodoms Ende" (1892) erfüllte diese Hoffnung nicht, sondern stellte sich in seiner cynischen Offenheit ganz auf naturalistischen Boden. Zu seiner Verteidigung hat man gesagt, daß in gewissen verfaulten Schichten von Berlin W sich die Urbilder zu Sudermanns Darstellung ohne Schwierigkeit finden lassen, und daß anderseits die Gerechtigkeit gewahrt bleibt, indem der Held des Stückes, ein gemeiner Halunke, ein Ende mit Schrecken nimmt. Aber die sensationell naturalistische Darstellung ist sittlich wie ästhetisch verwerflich. Welchen Genuß kann es gewähren, dem ekelhaften Treiben einer gänzlich herabgekommenen Gesellschaft, einer unter äußerem Glanze grundgemeinen Frau und eines durch schnöde Sinnlichkeit entnervten Helden zuzuschauen! Die einzige Moral, die sich aus dem Stücke ergibt,

Sodoms Ende.

der Tod des Helden, eines Anhängers der Nietzscheschen „Bestienphilosophie", ist auch wenig befriedigend. Er stirbt an den Folgen seines liederlichen Lebenswandels, anstatt im Zuchthause zu enden.

Aus diesem Sumpf erhob sich Sudermann mit seinem nächsten Schauspiel „**Heimat**" (1893), sowohl im dramatischen Aufbau und Stil wie in der Zeichnung der Charaktere und in der Idee. Er hat es doch wenigstens geschickt versucht, uns den Zusammenstoß zweier Weltanschauungen, welche heute um die Herrschaft ringen, der altehrwürdigen Sitte, welche der Oberstleutnant a. D. vertritt, und des modernen Individualismus, auf den sich seine verstoßene Tochter Magda, die Künstlerin, mit ihren Demimonde-Ideen stellt, anschaulich und packend vorzuführen. Zu bedauern ist nur, daß er um der Bühnenwirkung willen übertreibt und karikiert, und daß er sich deutlich auf die Seite der Nietzscheschen Jüngerin stellt. Wenigstens läßt er durch den beredten Mund Magdas nachdrücklich aussprechen, daß es eine doppelte Moral gibt: eine für junge Mädchen, die im Schatten und Schutze des elterlichen Hauses geblieben sind, und eine andere für solche, die genötigt waren, für sich selbst zu stehen. Dazu kommt die irrige Anschauung, daß die Heimat den strebenden Künstler an der Entfaltung seiner Kräfte hindert, während er sie doch ihr verdankt und durch seine Rückkehr zu ihr sie immer erneuert, wie der Riese Antäos durch die Rückkehr „zur mütterlichen Erde", wenn er im Kampfe ermattet war. Am meisten unsympathisch berühren die virtuosen Theatereffekte des letzten Aktes und der theatralische Schluß, der den Eindruck der ans Rohe grenzenden letzten Worte Magdas nicht verwischen kann. Heimat.

Während die „Heimat" über alle, auch die ausländischen Bühnen ging und Magda zur Lieblingsrolle der Virtuosinnen wie der Duse wurde, hatte die „Schmetterlingsschlacht" (1894), eine Komödie, keinen Erfolg. Sie lieferte aufs neue den Beweis, daß den Naturalisten das Komische nicht liegt, und daß mit bloßer Milieu-Schilderung ohne Handlung ein Drama nicht zu machen ist. Dies abgebrauchte Milieu aber, die „kleinen Beamten", ihre oberflächlichen, männerjagenden Frauen und leichtfertigen Töchter wollte nicht mehr verfangen, obwohl in Resi, der Jüngsten, eine idealere Gestalt gezeichnet war.

Einen nicht unwesentlichen Fortschritt machte Sudermann 1895 mit seinem Schauspiel „**Das Glück im Winkel**" (1896), in dem er zeigt, wie der schlichte Rektor die Ehre seiner Ehe tapfer verteidigt und sein leidenschaftliches Weib durch seine ernste Liebe vor Verirrung bewahrt. — Wie dies, so verrät eine entschiedene Wendung zum idealen Drama die einaktige Skizze aus dem Leben der Gegenwart, betitelt „Fritzchen", ein Bild von erschütternder Wahrheit. Er faßte es unter der Aufschrift „**Morituri**" (1896) mit zwei andern Dramen zusammen, von denen uns „Teja" die letzten Lebensstunden des letzten Ostgotenkönigs (552) vorführen will, während „Das Ewig-Männliche" ein dürftiges Liebes-Scherzspiel aus dem Rokoko bietet. Die Gestalt „Johannes" des Täufers in einer Tragödie (1898) zu erfassen, zeigte sich der Dichter unfähig. Ein Märchenspiel „Die drei Reiherfedern" (1899), in welchem er einer vorübergehenden romantischen Mode (man vergl. Hauptmanns „Versunkene Glocke", Fuldas „Talisman" u. a.) nachgab, mißlang. Mit dem „Johannisfeuer" (1900) kehrte er wieder zu einem grobsinnlichen erotischen Motiv zurück. In dem Drama „Es lebe das Leben!" (1902) wird in tendenziöser Weise ein konservativer Abgeordneter geschildert, der, obwohl selbst Ehebrecher mit der Gattin seines Freundes, im Reichstage eine glänzende Rede für die Heiligkeit der Ehe hält, während das schuldige Weib den Giftbecher nimmt, um durch ihren Opfertod ihren Geliebten vor dem Skandal zu retten und die gewünschte Ehe zwischen seinem Sohn und ihrer Tochter zu ermöglichen. Alles breit entwickelt und künstlich durchgeführt läßt es vielfach den dramatischen Herzschlag des echten Künstlers vermissen. Das Glück im Winkel.

Felix Philippi.

Ähnlich selbständige Wege, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, geht der Jude **Felix Philippi** (geb. 1851 in Berlin), welcher in seinen Dramen „Wohltäter der Menschheit" (1894), „Der Dornenweg" (1895) u. a. ernste, ideale Ziele verfolgt, aber leider meist sehr sensationelle Stoffe wählt.

Fedor v. Zobeltitz.

Ideale Auffassung darf man auch **Fedor v. Zobeltitz** (geb. 1857 in Spiegelberg i. d. Neumark) nachrühmen, dessen Dramen „Ohne Geläut" (1894), „Der Thron seiner Väter" (1895), „Das eigene Blut" (1895) u. a. Anerkennung verdienen.

Selbstverständlich folgte den Häuptern der Naturalisten eine Schar von Nachahmern und Nachtretern, von denen viele glaubten, um so poetischer zu sein, je mehr Schmutz sie aufwühlten. Sie merkten es gar nicht, daß mit der Wende des Jahrhunderts die begabteren Dichter, wenn auch vorläufig noch recht unsicher, in neue Bahnen einzulenken versuchten.

Seit Sudermann ist das **soziale Drama** erst recht in die Mode gekommen, und von manchen Seiten ist es als ein erfreulicher Fortschritt bezeichnet worden, daß die Schauspielhäuser, welche ihm ihre Pforten öffnen, sich gemehrt, und daß dafür in den neunziger Jahren zu Berlin zwei Operettentheater und eine Possenbühne eingegangen sind. Der Gewinn ist aber schwerlich groß. Wenn die Rätsel der sozialen Frage von der Bühne nicht in anderer Weise gelöst werden, als es von den Realisten und den Naturalisten bisher geschehen ist, wird dadurch alle ideale Auffassung der Kunst immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Anderseits darf man die Lage der Dinge auch nicht zu schwarz ansehen. Es fehlt keineswegs an Erscheinungen auf dem Gebiete des modernen Dramas, die einen, wenn auch nur langsamen, Umschwung zum Besseren in Aussicht stellen. Zu diesen rechne ich zuerst **das deutsche Volksschauspiel**. Darunter verstehe ich das soziale Drama in sittlich wie ästhetisch edler Auffassung, das neben den dunkeln auch die hellen Seiten des Volkslebens zu erfassen sucht, wie es mehrere Jahre die Schauspieler vom königlichen Theater am Gärtnerplatz in München auf ihren Gastspielreisen den Städten vorführten.

Volksschauspiel.

Unter den Autoren, deren Stücke sie aufführen, überragt einer alle andern bei weitem. Es ist der am 9. Dezember 1889 im rüstigsten Mannesalter mitten aus seiner dichterischen Tätigkeit herausgerissene **Ludwig Anzengruber** (vgl. S. 455). Am 29. November 1839 in Wien geboren, wurde er nach dem frühen Tode des Vaters von seiner ideal gerichteten Mutter mit großer Treue und Sorgfalt erzogen. Eine innige Liebe verband Mutter und Sohn. Sie war ihm „die trauteste Gefährtin seines Strebens und Schaffens, seine Ratgeberin, seine Muse." Als sie 1875 starb, schrieb er an Rosegger: „Ich habe meine beste Freundin verloren, ein Stück meines Herzens." Nachdem er eine dreijährige Lehrzeit als Buchhändler vornehmlich zu seiner Fortbildung benutzt, folgte er seinem Hange zur Bühne. Aber er vermochte sich als Schauspieler ebensowenig sein Brot zu verdienen wie mit seinen ersten Dramen, die immer zurückgewiesen wurden und dann ins Feuer wanderten. Jahrelang mußte er sich kümmerlich als Polizeibeamter durchschlagen. So war er 31 Jahre alt geworden, als es ihm endlich gelang, mit einem Drama vor das Publikum zu treten. Es war „**Der Pfarrer von Kirchfeld**" (1870), in welchem sich seine ungewöhnliche dramatische Begabung aufs glänzendste offenbarte. Dieses Stück wurde mit der größten Begeisterung aufgenommen und brach ihm Bahn für weitere Dichtungen. Wohl ist es ein Tendenzstück, welches den Ultramontanismus scharf und schroff beleuchtet. Aber der katholische Pfarrer Hell ist eine tief innerlich angelegte

Ludwig Anzengruber.

Der Pfarrer v. Kirchfeld.

Natur, die uns Teilnahme und Achtung abnötigt. Sein Liebesverhältnis ist durchaus rein und keusch gehalten. Nach ernstestem Ringen entsagt er seiner Liebe und verläßt zuletzt mutig sein Amt. Der wilde „Wurzelsepp", der ihn lange wütend verfolgt, aber endlich vor seinem Edelmut zusammenbricht, ist eine volkstümliche Erscheinung, die bereits ahnen ließ, was weiter von dem Dichter zu erwarten war. In seinem zweiten Stücke schüttelte er die Fesseln der Tendenzdichtung bereits ab und schuf eine neue Gattung des Dramas, die man „die Bauerntragödie" nennen könnte. Bisher hat der Bauer nur in der Posse und höchstens in der Komödie einen Platz gehabt, in der Tragödie hatte er nichts zu tun. Da zeigte Anzengruber in seinem Volksschauspiele: „**Der Meineidbauer**" (1871), daß diese Anschauung auf einem Vorurteile beruhte. Und nicht verfeinerte, philosophisch gebildete Bauern nach Auerbach führte er darin vor, sondern treu gezeichnete Söhne und Töchter des Volkes in ihrer ungetrübten Eigenart. Nächst diesem Stücke darf ein zweites: „Der Fleck auf der Ehr" (1889) ein echtes Volksstück genannt werden. Außer diesen beiden gehört der „ledige Hof" (1876) mit Recht zu dem Stamm der von den Münchenern aufgeführten Dramen. Von seinen übrigen Volksstücken verdienen Erwähnung „Das vierte Gebot" (1879) und „Heimgefunden" (1885). — In allen werden uns tief ergreifende Konflikte und Situationen vorgeführt, die uns die oft recht pantheistischen Raisonnements einzelner Lieblingsgestalten gern in den Kauf nehmen lassen. Auch in der Bauernkomödie wie „Die Kreuzelschreiber" (1872) hat er Hervorragendes geleistet, wenngleich er bisweilen etwas sehr derb wird.

Bauerntragödie.

Abb. 257. Ludwig Anzengruber.
Nach einer Photographie von 1888.

Alle diese Leistungen konnten ihn nicht vor der Not des Lebens bewahren, die noch durch unerquickliche häusliche Verhältnisse verschärft wurde. Als Leiter zweier lustiger Wochenblätter mußte er mühsam arbeiten, aber er war stets unermüdet und genügsam mit seinem kärglichen Erfolge. Volle Anerkennung ward ihm erst nach seinem Tode.

Zu dem eisernen Bestand der Volksbühne trugen noch bei: der Bayer **Ludwig Ganghofer** (geb. am 7. Juli 1855 in Kaufbeuren) mit seinem Schauspiel „Der Herrgottschnitzer von Ammergau" (1880) u. a., der sich auch als trefflicher Er-

Ganghofer.

Herrgottschnitzer.

zähler („Der Klosterjäger", Roman 1892 u. a.) bekannt gemacht hat; **Maximilian Schmidt** (geb. 1832 in Eschlkamm) mit seiner „Christkindlsingerin", „Pfingstelbraut" u. a.; **Hans Neuert** (geb. 1838 in München) mit „Almenrausch und Edelweiß", „Im Austragsstüberl" u. a.

Neben Anzengruber hat sich neuerdings noch ein anderer Österreicher, den wir bereits als Erzähler (S. 452 ff.) kennen lernten, auf dem Gebiete des Volksdramas versucht, **Peter Rosegger**. Er war schon längst ein beliebter Erzähler, als er 1890 mit einem Volksschauspiel hervortrat, das ein durchaus ideales Ziel verfolgt. Im „Straßl-Toni", dem Helden seines Dramas „**Am Tage des Gerichts**", zeichnet er mit tiefer Herzenskenntnis einen Unglücklichen, der in der Verzweiflung zur Büchse greift, um ein Stück Wild zu erjagen und Weib und Kinder vor dem Hungertode zu retten. Unterwegs begegnet dem Verstörten der Oberförster mit seiner jungen Frau. In der Selbstverteidigung tötet ihn der Wilddieb, der bald danach verhaftet wird. Die Witwe wird als einzige Augenzeugin vorgeladen. Und als bei der Gerichtsverhandlung der Richter sie fragt: „Wenn Ihr jetzt Gewalt hättet, ihn loszulassen oder zu verdammen, was würdet Ihr tun?" Da stammelt sie: „Er hat ein krankes Weib und kleine Kinder, die sind so verlassen und so zertreten . . . . ich würde ihn zu Weib und Kind heimschicken." Da bricht das Eis um das Herz des trotzigen Toni, der bisher beharrlich geleugnet. Er stöhnt erschüttert auf, man merkt an ihm ein Ringen mit sich selbst, plötzlich stürzt er auf die Kniee und ruft, die gefesselten Arme gegen Martha aufhebend: „Du Heilige, du Heilige, wer bist du denn? Deinen liebsten Menschen hab' ich umgebracht, und du mir so . . . . und du mir so!" Das Geständnis ist heraus, das Gesetz muß ihn verdammen, wenn der Richter ihn auch der Milde empfiehlt, und doch jubelt der Unglückliche auf: „Barmherzigkeit hab' ich erfahren, jetzt bin ich wieder ein Mensch! O gar so spät!" — — Charakteristisch ist für Rosegger, was er trotz des damit errungenen Erfolges über sein Drama schrieb: „Es wird mein erstes und letztes Drama sein. Auf der dramatischen Laufbahn ist mir die Unruhe zu groß, das Jagen nach Effekt und äußerem Erfolg zuwider. Ich bleibe bei meiner stillen Muse."

Rosegger.

Am Tage des Gerichts.

Echte Volksschauspiele besitzen auch Oberbayern und Tirol, die sie auf ihren **Bauerntheatern** aufführen. So das Schlierseer, das Konrad Dreher, der treffliche Künstler vom Gärtnerplatztheater in München, ins Leben gerufen; so neuerdings das Meraner, um das sich der Kurhausinspektor Karl Wolf verdient gemacht hat. Die Darsteller sind ausnahmslos Leute aus dem Volk. Die Schlierseer Spieler sind auch in Berlin und anderen großen Städten aufgetreten und haben mit ihrem „Schlagring" und ihren „Schnadahupfln" Erfolge erzielt. Die Meraner sind zu Hause geblieben und haben auf ihrem historischen Boden, in einer Naturumrahmung, wie sie kein Theater der Welt herstellen kann, vor Tausenden die Andreas-Hofer-Tragödie (1892) aufgeführt, wie sie Karl Wolf in strenger Anlehnung an die geschichtliche Grundlage und im Meraner Dialekt mit großem Geschick dramatisch bearbeitet hat („Tirol im Jahre 1809, Bilder aus den Befreiungskriegen").

Bauerntheater.

Aber nicht allein diese Volksstücke sind die Vorboten eines segensreichen Umschwunges in der modernen Dramatik. Auch sonst fehlt es nicht an Anzeichen, daß ein solcher sich vorbereitet. Dazu rechne ich die Tatsache, daß eine Anzahl von hervorragenden großstädtischen Bühnen Deutschlands darauf bedacht sind, nach wie vor die edelsten Erzeugnisse des klassischen Dramas immer wieder aufzuführen und einer neuen idealen Strömung Raum zu schaffen, die sich in dem **nationalen Drama der Neuzeit** kund gibt.

Nationales Drama.

Einer der ersten, der bereits in den siebziger Jahren vaterländische Stoffe in höherem dramatischen Stil bearbeitete, ist **Martin Greif**, den wir früher (S. 381)

Martin Greif.

als Lyriker kennen lernten. Am 18. Juni 1839 zu Speyer geboren trat Greif 1857 nach vollendeten Gymnasialstudien in München als Artilleriekadett in die bayrische Armee ein, wurde 1859 zum Leutnant befördert, machte den Feldzug von 1866 mit, gab aber den aktiven Dienst 1867 auf und widmete sich seitdem ausschließlich der Literatur. 1868 gab er seine Gedichte heraus, die 1896 in 6. Auflage erschienen. In den siebziger Jahren fing er an, sich dem Drama zuzuwenden und erlebte noch unter Laubes Auspizien den ersten Erfolg 1875 im Wiener Stadttheater mit seinem Trauerspiel: „Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark". Nachdem er noch drei andere fremdländische Stoffe („Nero" — „Francesca da Rimini" und „Marino Falieri") dramatisch behandelt, begann er die Reihe seiner vaterländischen Schauspiele mit dem „Prinzen Eugen", der 1880 unter Dingelstedts Leitung an der Hofburg zu Wien in Szene ging.

Prinz Eugen.

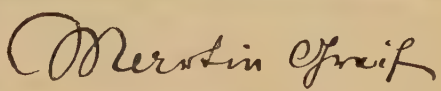


Abb. 258. Martin Greif.
Nach einer Photographie.
Unterschrift eines Briefes vom 2. 4. 94 an den Verfasser.

„Prinz Eugen", der französische Fürstensohn, welcher mit seltener Treue seinem neuen Vaterlande und Kaiser dient, der alle Versuchungen, zur Gegenpartei überzugehen, standhaft zurückweist, hat die ruhmvolle Schlacht bei Belgrad geschlagen und den Sieg errungen. Er hat es wider den Willen des kaiserlichen Kriegsherrn getan, auf welchen eine neidische Hofpartei spanischer Farbe Einfluß gewonnen hatte. In einem Augenblick der größten Not hat er so gehandelt und sich dadurch in Gefahr gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Aber Kaiser Karl VI. durchschaut die Intrige, zerreißt die Netze der Verleumder und schenkt dem Prinzen volle Anerkennung. Sehr wirkungsvoll wird das bekannte Volkslied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter" in die von starker patriotischer Empfindung getragene Handlung eingefügt.

Ludwig der Bayer.

In seinem „Ludwig der Bayer" behandelt er denselben Stoff wie viele Jahre zuvor Ludwig Uhland, nämlich den Kampf der beiden um die Krone streitenden Kaiser, Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen von Österreich, und feiert ebenso wie jener in begeisterten Tönen die deutsche Treue. Einerseits die Treue, welche unerschüttert im tiefsten Herzen der einst so nahe verbundenen, dann durch des Reiches Zwietracht getrennten Freunde schlummernd zuletzt dem unseligen Kronstreite ein Ende machte, anderseits die Treue, welche der edle Burggraf von Zollern, der Ahnherr unseres Kaisers, dem Kaiser Ludwig unentwegt bewährte. So läßt er den bayrischen Fürsten zu Friedrich von Zollern sagen:

Daß du nicht wanken würdest, stand mir fest,
Dein Leben ist ein Preislied auf die Treue.
Wie einst dein Vater Friedrichs Ahnherrn diente,
Dem Kaiser Rudolf — also dienst du mir,
Ein Held im Schlachtgewühl, im Rat ein Weiser,
Ein Fels im Sturm, ein Baum auf kahler Heide!
O Zollern, deinen Wert vergaß ich nie.

Und Friedrich antwortet:

Du rühmst mich mehr, als ich, o Herr, verdiene,
In allem, was ich tat, wies mich die Pflicht,
Und meinen Vorteil fand ich nur in deinem.

Heinrich der Löwe.

In drei Dramen hat Greif die Hohenstaufen verherrlicht. In „Heinrich dem Löwen" behandelt er den Abfall des Welfenfürsten von Barbarossa. Vorzüglich ist es ihm darin gelungen, die dem Kaiser feindlichen Mächte, die päpstliche Politik und die Ränke der italienischen Städte zu veranschaulichen. — „Die Pfalz im Rhein" ist das zweite Hohenstaufendrama. Dadurch, daß er die Liebe zwischen Heinrich von Braunschweig, dem Sohne des Löwen, und Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad, um deren Hand Philipp August von Frankreich, begünstigt von Kaiser Heinrich VI., sich bewirbt, zum Angelpunkt der Handlung macht, hat Greif eine tiefgehende Wirkung erzielt. Das Bedeutendste seiner vaterländischen Dramen ist das Trauerspiel: „Konradin, der letzte Hohenstaufe". So oft dieser unvergleichliche Vorwurf für ein nationales Drama auch schon behandelt ist, hat es Martin Greif doch verstanden, ihm neue dramatisch wirkungsvolle Seiten abzugewinnen. Unter den maßgebenden Persönlichkeiten des Stückes ragt die herrliche Gestalt seiner Mutter Elisabeth hervor, ein Bild edelster, reinster Weiblichkeit. Ergreifend ist ihre eindringliche und innige Warnung, die sie an Konradin richtet, nicht nach Welschland zu ziehen:

Pfalz im Rhein.

Konradin.

„Zieh nicht nach Welschland aus, mein Konradin!
Nur blinder Ehrgeiz lockt dich in die Ferne;
Denn ob du gleich der wahre Erbe bist,
So ist doch deine Zeit noch nicht gekommen.
Mißtraue ihnen, die dein Ohr umschmeicheln,
Und folge nicht zu lockender Verheißung,
Wie es dein Vater tat, der sterbend noch
Den Tag verflucht, der ihn zum Süden führte.
Glaub, wenig ist zu bau'n auf welschen Sinn!"

Agnes Bernauer.

Im Jahr 1893 entstand das vaterländische Trauerspiel: **„Agnes Bernauer"**. Das traurige Geschick der schönen Baderstochter von Augsburg, welche die eheliche Gemahlin des Herzogs Albrechts III. von Bayern wurde, nach drei Jahren aber auf Befehl seines Vaters der Zauberei beschuldigt und bei Straubing in der Donau ertränkt wurde, ist in Volksliedern wieder und wieder besungen und häufig auch im Drama (s. Hebbel) behandelt worden. Greif ist es gelungen, dem alten Stoffe neue und echt tragische Motive abzugewinnen. Vorzüglich ist die Ausreifung und Läuterung des Charakters seiner Heldin durchgeführt. Sie hält ihrem Gemahl die Treue, obwohl sie sich durch den Eintritt in ein Kloster hätte retten können. Opferwillig geht sie in den Tod, weil sie erkannt, daß sie dadurch allein den Sohn seinem Vater und den Fürsten seinem Lande wiedergeben kann. Ergreifend ist die Rückkehr Albrechts, sein unbändiger Schmerz, sein Wiedersehen der in Himmelsglorie ihm erscheinenden Agnes, deren im Kerker geschriebener letzter Abschiedsgruß ihn um Versöhnung mit seinem Vater bittet. Seiner „Heiligen" zu Liebe überwindet er den in ihm aufsteigenden Rachedurst und erklärt sich bereit, dem Vater zu ver-

geben. Mit diesem Entschlusse hätte das Stück schließen sollen. Die darauf folgende wirkliche Aussöhnung mit dem Vater schwächt die Schlußwirkung ab, anstatt sie zu erhöhen.

Hans Sachs

Das vaterländische Schauspiel: „**Hans Sachs**", welches Greif 1894 als Festspiel zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier des großen Meistersingers von Nürnberg dichtete, bietet nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben desselben. Es schildert nämlich das Werden des von Leonhard Nunnenbeck unterrichteten Dichters im Kampfe mit allerhand feindlichen Mächten, mit dem der Poesie abholden Vater, mit den Ränken seiner Neider und Nebenbuhler 2c. bis zur Berufung des Jünglings durch die Muse Klio (letzteres in Anlehnung an Hans Sachsens Gedicht: „Gesprech, die neun gab' der Muse oder kunstgöttin betreffend"). Alle diese Werke, denen 1899 noch ein Schauspiel „General York" und 1902 ein Nachspiel zu „Schillers Demetrius" folgte, sind in die 1896 vollendete Gesamtausgabe von drei Bänden aufgenommen. Sie zeichnen sich durch ideale, vaterländische Gesinnung, ethischen Gehalt und gute dramatische Gestaltung der Handlung aus, lassen aber oft scharfe Charakteristik und lebhafte Bewegung der Empfindung und Sprache vermissen.

Wenn es Martin Greif bisher nur in Österreich und in Süddeutschland (München, Nürnberg 2c.) gelungen, mit seinen Dramen durchzudringen, so haben die vaterländischen Dramen eines anderen Dichters vorzüglich in Norddeutschland ihre Triumphe gefeiert. Ich meine **Ernst von Wildenbruch**. Geboren als Deutscher im Auslande am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien ging er sechs Jahre alt mit seinen Eltern nach Athen und von dort nach Konstantinopel, wo sein Vater den Gesandtschaftsposten bekleidete. Infolge der Erkrankung seiner Mutter kehrte die Familie nach Deutschland zurück, während der Vater auf seinem Posten verblieb. Nach dem Tod der Frau von Wildenbruch kam der Sohn auf das Pädagogium zu Halle und trat dann 1859 ins Kadettenkorps, aus welchem er vier Jahre darauf als Offizier ausschied, um in das erste Garderegiment zu Potsdam einzutreten. Aber nach zwei Jahren bereits erkannte er, daß dieser Beruf für ihn ein verfehlter war, und daß er seinem Verlangen nach einer wissenschaftlichen Laufbahn folgen müsse. Nachdem er den Mainfeldzug 1866 mitgemacht, finden wir ihn 1867—1870 als Studenten der Jurisprudenz in Berlin. Nach bestandenem Referendarexamen zog er sogleich wieder ins Feld gegen Frankreich. Darauf folgten sechs Referendarjahre zu Frankfurt a. O. Nach kurzer Tätigkeit als Richter am Berliner Stadtgericht ging er 1877 zum Auswärtigen Amt über, aus dem er als Geh. Legationsrat ausschied, um sich in Muße der Poesie hinzugeben.

Ernst von Wildenbruch.

Nachdem Wildenbruch in zwei Heldenliedern: „**Vionville**" (1874) und „**Sedan**" (1875) als vaterländischer Dichter aufgetreten war und sich darin als ein Meister des Epos erwiesen hatte, gelang es ihm erst 1881 durch die Initiative des Herzogs von Meiningen, eines seiner zahlreichen, schon in den siebziger Jahren gedichteten Dramen auf die Bühne zu bringen, worauf sich ihm denn auch mehrere größere Theater öffneten, die sich bis dahin alle gleichmäßig ablehnend gegen seine Stücke verhalten hatten. Seitdem wurde ihm Erfolg auf Erfolg zu teil.

Vionville. Sedan.

Das Stück, welches seiner Dramatik die Bahn brach, war der deutschen Geschichte entnommen. Die Tragödie: „**Die Karolinger**" behandelte den für das große Herrscherhaus so verhängnisvollen Zwist Kaiser Ludwigs des Frommen mit seinen Söhnen aus erster Ehe: ein Zwist, der durch die erfolgreichen Umtriebe Judiths, seiner zweiten Gemahlin, veranlaßt und geschürt wurde.

Die Karolinger.

Wenige Monate nach den Karolingern fand in Breslau die Erstaufführung des Schauspiels: „**Väter und Söhne**" (1883) statt. Darin zeigt uns der Dichter an den tragischen Schicksalen zweier Familien in den beiden ersten Akten Deutschland in der schmachvollen Verlassenheit und Selbsterniedrigung von 1806, in dem letzten, der während der Schlacht von Großbeeren 1813 spielt, in seiner Erhebung und wiedergewonnenen Größe. Den Knoten, den die Väter geschürzt, lösen die

Väter und Söhne.

Abb. 259. Ernst von Wildenbruch.
Nach einer Photographie von 1889.

Der Mennonit.

Söhne. Die Tragödie, die dem „**Mennoniten**" zu Grunde liegt, spielt im Jahr 1809, als Ferdinand von Schill seinen Weckruf erschallen ließ. Flammende Worte der Empörung und Begeisterung legt Wildenbruch dem Sendboten Schills in den Mund:

Botschaft des Rachegeistes, der mich schickt:
Ihr, die ihr liegt in Ketten und in Banden,
Ihr, die ihr winselnd eurem nächt'gen Pfühl
Das Leid vertraut, das vor dem Blick des Schergen
Bei Tag in eures Herzens Tiefe flieht,
Ihr, die ihr sprecht die heil'ge deutsche Zunge,

Die aus der Menschheit klangerfülltem Munde
Gerissen werden soll — Der Tag bricht an!
Der Wecker ruft — steht auf zum heil'gen Kampf!

Bedauerlich ist es nur, daß er die ehrenhaften westpreußischen Mennonitengemeinden in einem ganz falschen Lichte erscheinen läßt. Dieselben hatten sich in den letzten Jahren der Fremdherrschaft trotz ihrer religiösen Überzeugung, die ihnen das Waffentragen verbot, als treue Patrioten und ergebene Untertanen ihres Königs erwiesen. Nach der Schlacht bei Jena, die unser Vaterland in den Staub warf, schickten sie ihrem nach dem Osten flüchtenden König Friedrich Wilhelm III. die für jene Zeit höchst ansehnliche Summe von 30000 Talern, die sie durch eine freiwillige Steuer aufgebracht hatten, als Beitrag zu den Kriegskosten. Ist es denkbar, daß dieselben Männer drei Jahre später einmütig den Boten Schills an die Franzosen ausgeliefert, und daß sie eine solche vaterlandslose Gesinnung gehabt haben sollten, daß es ihnen, wie Wildenbruch es darstellt, einerlei war, ob Friedrich Wilhelm oder Napoleon herrschte?

Das neue Gebot.

Ein hervorragendes Drama der ersten Dichterperiode Wildenbruchs ist „Das neue Gebot" (1886), dem leider die Pforten des Berliner königlichen Theaters verschlossen blieben aus Rücksicht auf die Katholiken, die man nach der Beendigung des Kulturkampfes nicht verletzen wollte, das aber auf anderen Bühnen wenigstens in seinen Hauptteilen zündende Wirkung hatte und viele Aufführungen erlebte. Das Stück versetzt uns in die wildbewegte Zeit des Kaisers Heinrichs IV. und des Papstes Gregors VII. und zeigt in erschütternder Weise die verhängnisvollen Folgen der von Rom aus gebotenen Ehelosigkeit der Priester.

Die Quitzows.

Mit dem Schauspiel: „Die Quitzows" (1888) kam Wildenbruch in das rechte nationale Fahrwasser. Nicht um ein einzelnes Stück handelte es sich dabei für ihn, sondern um eine dramatische Richtung. Er wollte in einer Reihe von Schauspielen — wie Shakespeare es in den „Historien" für England getan — seinem Volke die großen Ereignisse seiner Geschichte und insonderheit die Heldengestalten aus dem Hohenzollernhause durch die Bühne eindringlich und lebendig nahe bringen. Das Stück wurde in dem Todesjahre Kaiser Wilhelms I. vollendet. Zum Geleit seines neuen Werkes schrieb er damals: „Ich empfinde es wie ein Geschenk, das ich meinem Volke zu machen habe, ein Geschenk, zu dessen Empfängnis die Herzen durch den Schmerz, den großen Heilbringer, für das deutsche Gemüt aufgeackert sind. Wenn Gott mir Kraft verleiht, gedenke ich an dieses erste Hohenzollernstück noch eine Reihe anderer zu fügen, in denen ich dies mächtige Geschlecht zum Mittelpunkt setze. Es sollen keine Werke für die „Literatur", sondern für das lebendige Volk werden."

Von mächtiger Wirkung sind die Worte, mit welchen der neu eingesetzte Markgraf von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, das ihm anvertraute Land begrüßt. Die beiden Stellen daraus, die ich der Handschrift des Dichters habe entnehmen dürfen (Beil. 43. 44.), sind charakteristisch für seine Schaffensart. Zur Vervollständigung setze ich die dazwischen stehenden Verse hierher:

In deinen Söhnen nur, in deinen Töchtern
Ruht all dein Reichtum — schenke mir dein Volk.
Märkische Erde, Dir vermähl' ich mich!
Die Pflugschar nehme ich in meine Hände,
Du sollst mir fruchtbar werden, dürrer Sand:
Wo Stahl gepflügt, da werden Männer wachsen,
Wo Pflicht geschenkt, wird Dankbarkeit empfangen,
Wo Liebe sä't, wird Treue auferstehn!

Eine ruhige Überlegung läßt, trotz des ergreifenden Eindrucks, den das Drama auf der Bühne macht, manche Schwächen unschwer erkennen. So ist der Dichter

nicht zum Vorteil der Dichtung mit der Geschichte allzufrei umgegangen. Die beiden Brüder Dietrich und Hans (nicht Konrad) von Quitzow wurden allerdings von Friedrich in ihren Burgen belagert, aber beide starben erst Jahre darauf, Hans sogar von seinem gütigen Fürsten für die ihm früher abgesprochenen Güter reich entschädigt, und nur Dietrich mit ihm unversöhnt, aber eines natürlichen Todes. Mit viel mehr Recht noch als der Zweikampf der Brüder und ihr theatralisches Ende wird die Einführung der polnischen Gräfin Barbara von Bug, der Geliebten Dietrichs, getadelt. Trotz alledem bleiben „die Quitzows" ein gewaltiges nationales Drama. Der Grundgedanke, die Errettung der Mark Brandenburg aus einem trostlos chaotischen Zustande durch Friedrich von Hohenzollern, ist meisterhaft zur Anschauung gebracht. In Dietrich von Quitzow ist das untergehende, sich aber vor dem Untergange noch einmal reckenhaft aufbäumende Raubrittertum, mit dem der Burggraf um den Besitz der Mark Brandenburg kämpfen mußte, typisch verkörpert.

Der Generalfeldoberst.

Das zweite Hohenzollerndrama Wildenbruchs: **„Der Generalfeldoberst"** (1889) spielt zu der für Deutschland wie Preußen gleich traurigen Zeit des beginnenden Dreißigjährigen Krieges und führt in die ersten Jahre desselben bis zur Niederlage und Flucht des mit Kurfürst Georg Wilhelm nahe verwandten Winterkönigs von Böhmen, Friedrichs von der Pfalz. Es bietet uns ein treues Bild jener unglückseligen Verhältnisse. Auf dem Kurfürstenstuhl von Brandenburg der Schwächste der Hohenzollern, unter seinen nächsten Verwandten konfessioneller Hader gegenüber der durch die Jesuiten neu erstarkenden Kirche von Rom; sein Minister ein katholischer Anhänger des Hauses Habsburg, sein Oheim Johann Georg, der Generalfeldoberst der schlesischen Stände, eine kraftvolle, markige Erscheinung, aber doch unklar in seinen Zielen, durch seine Liebe zu der schönen Elisabeth von der Pfalz betört und gehemmt und durch einen von ihr veranlaßten romantischen Spuk wider seinen Willen gedrängt, dem mattherzigen Friedrich zur Bestätigung seiner Königswürde zu verhelfen. In all diesem Elend nur ein Hoffnungsstrahl, den der Dichter mit großem Geschick hervorzuheben versteht: zu Beginn des Dramas die Geburt des Großen Kurfürsten, zum Schlusse Johann Georgs begeisterter prophetischer Hinweis auf die für Deutschland mit Friedrich Wilhelm einst beginnende neue Zeit:

Hannibal Dohna, du sollst nicht sterben,
Eh' du die Schritte des Rächers vernommen,
Der da wird kommen,
Wenn er zu seinen Jahren gediehn,
Der blondlockige Knabe,
Den ich dereinst in Berlin
In diesen Armen getragen habe!
(Hebt beide Arme empor.)
Du mein Erden-Anteil und Recht,
Hohenzollern, du mein Geschlecht,
Dir meine Seele vermach' ich hier!
Dir mein Denken, Sehnen und Lieben,
Diese heilige Herzensnot,
Die mich heut in den Tod
Für die heilige Sache getrieben!
Hier das Erbteil, das ich dir lasse,
Das ich mit glaubender Seele umfasse:
Deutschland! Deutschland! Deutschland!

Als die Aufführung des „Generalfeldoberst" in Berlin verboten wurde, hatte der Dichter bereits den Entwurf zu einem neuen Schauspiele fertig, das sich dem vorausgegangenen eng anschließen und den Großen Kurfürsten bei seinem Regierungsantritt zum Mittelpunkt der Handlung machen sollte. Aber der Dichter zögerte mit der Ausführung; sein fröhliches Selbstvertrauen war erschüttert. Dennoch ließ er den Mut nicht sinken und vollendete sein drittes Hohenzollerndrama: **„Der neue Herr"** (1891). Die Gesamtwirkung dieses Stückes ist eine überwältigende, auch wenn man es nur liest oder lesen hört. Selbst die berechtigten Einwürfe der Kritik vermögen sie nicht zu schwächen. Die jugendliche Heldengestalt des Mannes, der unser Vaterland aus dem Abgrunde des Dreißigjährigen

Der neue Herr.

Krieges emporriß, den sein Urenkel, der alte Fritz, als den eigentlichen Stammvater der Macht und des Ruhmes seines Hauses besungen, prägt sich dadurch so tief ein, wie es nie durch eine bloße geschichtliche Darstellung möglich wäre. Auch die Abweichung, die sich der Dichter von der Geschichte erlaubt, namentlich in dem Geschicke des Rochow, hindert nicht, daß wir ein wahrheitsgetreues Bild der Anfänge unserer großen Geschichte als bleibenden Gewinn davontragen. Das ist wenigstens der Eindruck, den Tausende davon empfangen. — Abschweifungen, die der Dichter seitdem in den beiden sozialen Schauspielen: „Die Haubenlerche" (1890) und „Meister Balzer" (1892), in dem Märchenschwank: „Das heilige Lachen" (1892) gemacht, haben nur zum Teil Anklang gefunden. Der Verfasser liebt es, bisweilen der Mode seinen Tribut zu zollen und einer anderen Seite seiner Gesinnung auch in naturalistischen Romanen von recht unerfreulichem Inhalt Luft zu machen. — Doch ist unter seinen Erzählungen die durch schlichte Lebenswahrheit tief ergreifende Geschichte: „Das edle Blut" eine Perle. Auch als tüchtiger Lyriker ist er hervorgetreten.

Haubenlerche.

Das edle Blut.

Als Dramatiker versteht es Wildenbruch, im einzelnen packend zu gestalten und besonders ausgezeichnet zu exponieren. Seine ersten Akte sind oft geradezu meisterhaft, wie in der „Gewitternacht" (1899), der Tragödie aus des großen Königs Zeit. Aber hier wie auch sonst gelingt es ihm selten, die Handlung zu gedeihlichem Ende zu bringen. Dies beweist auch „Heinrich (IV.) und Heinrichs Geschlecht" (1896), ein Trauerspiel, dessen 2. Teil sich in rhetorischem Pathos verliert, und „Die Tochter des Erasmus" (1900), ein Schauspiel, das uns die Reformationszeit lebendig vorführt.

Neben Wildenbruchs Dichtungen machen die nationalen Dramen („Der Kronprinz", „Konradin", „Kaiser Rotbart" u. a.) des am 4. Mai 1892 im besten Mannesalter verstorbenen **Hans Herrig** (geb. 1845 in Braunschweig) einen schwachen Eindruck. Erst mit seinem kirchlichen Festspiel: **„Luther"** betrat er eine Bahn, welche für das Drama in mancher Beziehung ganz neue Wege zu eröffnen versuchte. Das Luther-Jubiläum 1883 hatte dazu den Anlaß gegeben.

Hans Herrig.

Unser großer Reformator war nicht zum erstenmal auf der Bühne erschienen. Bereits das 17. und 18. Jahrhundert kannten Lutherdramen. Auch die Romantik hatte sich diesen Stoff nicht entgehen lassen. Aber Zacharias Werner war in seiner religiösen Zerfahrenheit und Unklarheit der großen Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Wie er brachte auch Wilhelm Henzen (geb. 1850 in Bremen) zum vierhundertjährigen Geburtstag des Reformators in seinem Lutherdrama nur ein Zerrbild Luthers auf die Bühne. Die innersten Tiefen des um Frieden ringenden Christengewissens, aus dem die Taten Luthers geboren waren, kannte der nur auf den Bühneneffekt bedachte Dichter ganz und gar nicht. Aus Luthers ernster Liebe zu Katharina machte er eine sentimentale Liebelei, die er völlig unhistorisch vor der Verbrennung der Bannbulle spielen läßt. Auf die Wartburg schickt die dem Kloster entflohene Nonne „ihrem Mönch, in dessen Herzen die Liebe keimt", einen Blumenstrauß mit den Worten: „Verschmäht die Blumen nicht, sie kommen von Käthe". Und Luther küßt die Blumen und bricht in die Worte aus; „Von ihr, von ihr! O Dank für den Gruß!"

Henzen.

In viel ernsterer und tieferer Weise erfaßt Hans Herrig seine Aufgabe. Sein **Luther-Festspiel** sollte einen religiösen Charakter haben und deshalb auch nicht auf dem Theater zur Aufführung kommen. In Anknüpfung an die alten geistlichen Schauspiele unseres Volkes wie an die Dramen der Meistersingerzeit hatte er sein Stück entworfen und durchgeführt. „Im Gegensatz zu dem modernen **Kunsttheater** plante er eine **Volksbühne**, deren Äußeres er nach Art der Oberammergauer Festbühne herzustellen wünschte. (Vgl. seine Schrift: „Luxustheater und Volksbühne" 1887). Die ausführenden Kräfte sollten nicht Schauspieler, sondern Dilettanten, vor allem Studenten sein. Der Gedanke war zeitgemäß

Herrigs Luther.

Volksbühne.

und entsprach der Jubelerinnerung an den großen Reformator. Am 10. November 1883 kam das Stück in der Alberthalle zu Leipzig auf einer idealisierten Shakespeare-Bühne zur Aufführung. Orgelspiel und Choralgesang gaben die Weihe. Ein Herold hieß die Zuschauer in einem Prologe willkommen und wies ihnen gewissermaßen die Stellung an, von der das Festspiel betrachtet sein will. Er sprach:

Auch gilt's hier nicht nur Spiel und Kunst,
Nicht Beifall und nicht Menschengunst,
Vielmehr, was ihr hier sollt gewahren,
Wird Gottes Werke offenbaren,
Wie sie in alter Zeit geschehn,
Die sollt ihr heut lebendig sehn.

Ein Monolog Luthers, der an das Morgenlied anknüpft, führt uns in seine Seelenkämpfe ein. Darauf folgt ein Gespräch mit Staupitz, der Luther auf die Bibel als alleinige Quelle der Offenbarung und auf die paulinische Rechtfertigungslehre hinweist. Die weiteren Szenen stellen den Entwickelungsgang des Reformationswerkes bis zu seinem Abschlusse dar. Die Schlußszene zeigte den greisen Kämpfer im Kreise seiner Familie, und das Ganze, wie es denn überhaupt mit dem evangelischen Kirchenliede reich durchwebt ist, schloß mit dem Choral: „Nun danket alle Gott!", in den die Zuschauer einstimmten.

Seitdem ist dieses Luther-Festspiel Herrigs unzählige Male von Stadt zu Stadt in ähnlicher Aufführung von Studenten und anderen Laien dargestellt worden. Andere Stücke desselben Charakters und Gegenstandes von verschiedenen Verfassern (Trümpelmann u. a.) sind darauf gefolgt (1897 auch Melanchthon-Spiele).

O. Devrient. Luther.

Das bedeutendste darunter ist das Luther-Festspiel des Schauspielers **Otto Devrient** (geb. in Berlin den 3. Oktober 1838, † 24. Juni 1894 in Stettin). Der Dichter des „historischen Charakterbildes", wie er sein Festspiel **„Luther"** nannte, entstammt einer alten Schauspielerfamilie, die, auch dichterisch tätig, stets ideale Ziele verfolgt hat. Sein Vater war Eduard, sein Großonkel der berühmte Ludwig Devrient. Als Schauspielregisseur und Charakterspieler an der Hofbühne zu Weimar hatte er sich bereits durch die Inszenierung der beiden Teile von Goethes Faust (S. 137) ein Verdienst erworben, als er 1883 sich an seinen „Luther" machte. Das in Jena zuerst meisterhaft dargestellte Festspiel, für welches die Stadt Jena den Dichter zum Ehrenbürger und die philosophische Fakultät zum Ehrendoktor ernannte, überragt das Herrigsche entschieden an theatralischer Kraft und wirkt stärker auf ein großes Publikum, während dieses weihevoller ist und auf einen Kreis Gleichgestimmter intimere Wirkungen ausübt. Die große Menge der Mitwirkenden, die ausgearbeiteten Hauptcharaktere Luthers und seiner Frau, welche schauspielerische Kraft erfordern, und die nötige Inszenierung machen jenes aber viel schwerer aufführbar als das Herrigsche Stück. Und im Theater wird der weihevolle Charakter gar zu leicht gestört.

Trotz dieser Schwierigkeiten hat man aber den von Herrig angeregten Gedanken einer Volksbühne nicht aufgegeben, und was besonders erfreulich ist — auch nationale Stoffe sind neuerdings in den Bereich ihrer Aufgaben gezogen worden. In Worms und in Cöln hat man damit die ersten Versuche gemacht. In Worms wurde u. a. **„Die heilige Elisabeth"** (1891) von Wilhelm Henzen aufgeführt, der den traditionellen Stoff etwas modernisiert hat, in Cöln Herrigs **„Kaiser Friedrich Rotbart"**. Die Ruhepunkte in der Handlung werden durch Chöre ausgefüllt, die der Stimmung, in welche die Zuschauer die Handlung versetzt hat, Ausdruck geben. Kein Herunterlassen eines Vorhanges reißt am Schlusse der Akte oder gar mitten in der Handlung das Publikum immer wieder aus der Illusion. Dasselbe war denn auch in Cöln der dramatisch lebendigen Beleuchtung der Hauptmomente aus Barbarossas Leben mit solcher Anteilnahme gefolgt, daß, als der ergreifende Schlußchor: „Deutschland, Deutschland über alles!" erklang, alle Anwesenden — anstatt des törichten Klatschens — innerlich bewegt und fortgerissen einstimmten.

Die heilige Elisabeth. Kaiser Friedrich Rotbart.

Mit ähnlichen vaterländischen Volksbühnenfestspielen sind ihm Max Lündner in Straßburg („Friedrich der Große"), Gemoll in Striegau („Königin Luise"), Kurt Delbrück („Die Salzburger") u. a. gefolgt.

Alle aber überragte **Otto Devrient** mit seinem „historischen Charakterbild": **„Gustav Adolf"**, der am 26. Juli 1891 in Jena in derselben Weise über die Volksbühne und seitdem über viele andere Bühnen — meistens von Dilettanten unter seiner Leitung und persönlicher Mitwirkung in der Titelrolle — gegangen ist, wie vordem sein Luther. Gustav Adolf.

Wie in dem Lutherfestspiel die Zeit der Reformation in lebensvollen Einzelbildern vor unseren Augen sich entwickelt, so hat Devrient in seinem „Gustav Adolf" uns ein großartiges Zeitbild aus den dunklen Tagen des Dreißigjährigen Krieges entrollt. Das Stück, das sich auch in der Form an das Luther-Festspiel anschließt, behandelt in fünf Aufzügen die beiden letzten Lebensjahre des großen Schwedenkönigs von seiner Landung in Pommern bis zur Aufbahrung seiner Leiche im Schlosse zu Weißenfels. Der geschichtliche Hintergrund, auf dem die Handlung sich abspielt, ist von dem Dichter vortrefflich geschildert, und die vorgeführten Momente aus den zwei inhaltsreichen Jahren sind mit dramatischem Blick und Geschick ausgewählt. Der Charakter des Schwedenkönigs ist mit geschichtlicher Treue gezeichnet. Auch der neueren Forschung, nach welcher Gustav Adolf bei seinem Eingreifen in die blutigen Kämpfe unseres Volkes nicht allein den Schutz der evangelischen Sache, sondern auch politische Ziele im Auge gehabt, ist der Dichter gerecht geworden. Nach so beispiellosen Erfolgen, wie Gustav Adolf sie gehabt, ist es nicht zu verwundern, wenn der Glanz der Kaiserkrone ihn einen Augenblick blendet. Aber seine Gemahlin, Eleonore von Brandenburg, eine Fürstin von echt deutscher Gesinnung, mahnt ihn, sich selbst treu zu bleiben und hilft ihm, aus dem Kampfe wider die an ihn herantretende Versuchung in ungetrübter Reinheit und Lauterkeit hervorzugehen. Als die reichsstädtischen Vertreter in Frankfurt a. M. ihm voll überschwenglicher Begeisterung als Kaiser zujauchzen, weist er sie streng mit den Worten zurück:

Nicht euer Kaiser, — nein,
Doch euer Schirmherr will ich sein,
Bis euch die letzte Entscheidungsschlacht
Den Frieden in Reich und Kirche gebracht.

Den großartigen Plan eines neuen evangelischen deutschen Reiches, zu dessen Haupt er sich den brandenburgischen Kurprinzen erziehen will, der zugleich als sein Schwiegersohn König von Schweden sein soll, entwickelt er seinem Kanzler Oxenstjerna in Erfurt, kurz bevor er zu seiner letzten Schlacht aufbricht, und schließt mit den bedeutsamen Worten:

Gustav: Das deutsche Reich muß in sich untergehn;
Aus diesem Sproß seh' ich es neu erstehn.

Oxenstjerna: Wer bürgt die Prophezeiung?

Gustav: Sein Gesicht!
Sein reifer Trotz, aus dem die Zukunft spricht!
Und sieh! so heilig gilt mir die Nation:
Zugleich mit meinem Kurprinz Schwiegersohn
Reift unterdessen auch in Schwedens Hand
Zur Mündigkeit sein deutsches Vaterland.
Dann ist des evangel'schen Bundes Haupt
Ein deutscher Fürst, der evangelisch glaubt!
Das ist's, wozu mein Wille sich bekennt:
Vollzieh es nach mir als mein Testament!

Verständlich wird diese kühne Hoffnung dem Leser durch die Erinnerung an die Begegnung zwischen Gustav Adolf und dem damals elfjährigen Kurprinzen Friedrich Wilhelm im Schlosse von Köpenik, die im Mai 1631 stattfand. In dieser prächtigen Szene (II. Aufzug, 3. Auftritt) bekundet der kleine Prinz bereits die Eigenschaften, die später den großen Fürsten auszeichnen.

Es ist erfreulich, die Charakterbilder solcher Helden auf dem Theater zu erblicken und so ernste Reden von den Brettern, welche die Welt bedeuten, zu vernehmen. Ich bin nicht so optimistisch, daß ich wähnen sollte, diese Volksschauspiele und die nationalen Dichtungen Wildenbruchs würden den sittlichen Unrat der Naturalistik von unseren Bühnen auf einmal wegfegen und eine neue Ära des Dramas heraufführen; aber das glaube ich doch behaupten zu können, daß sie die verheißungsvollen Vorzeichen eines segensreichen Umschwunges in der Entwickelung unseres modernen Dramas, dieses für unser Volksleben so unendlich wichtigen Dichtungsgebietes, genannt werden dürfen. Auch auf den anderen Gebieten der deutschen Poesie keimt und sproßt es inmitten manchen Unkrautes hie und da lenzesartig empor und läßt uns vertrauensvoll in die Zukunft blicken, die ohne allen Zweifel für unsere gesamte Dichtung noch schöne Tage der Blüten und Früchte im dunkeln Schoße birgt.

Alphabetisches Namen- und Sachregister zum zweiten Bande.

B Biographisches. D Drama. E Epos. L Lyrik. R Roman.

A.

Abassiden, s. Platen.
Abfall der Niederlande 78.
Adamberger, Antonie (mit Bildn.) 233.
Ägyptische Königstochter, s. Ebers.
Äthiopische Feldzüge, s. Wienbarg.
Ahasveros in Rom, s. Hamerling.
Ahlfeld 456 f.
Ahnen, s. Freytag.
Ahnfrau, s. Grillparzer.
Aja, Frau 29.
Albigenser, s. Lenau.
Alexis, Willibald, F., 419 f.
Alemannische Gedichte 276 f.
Alliteration 390.
Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar 32 ff. 118 f.
— Bildnis 33.
— Bildnis von Jagemann 118.
— Abendkreis bei (Abb.) 37.
Amaranth, s. Redwitz.
Ambrosius, Joh. 386.
Amelungen, s. Dahn.
Angela, s. Spielhagen.
Angela Borgia, s. C. F. Meyer.
Angely, Louis 541.
Anthologie (Schillers) I. Druck 64 ff. 65 (m. Abb. d. Titels).
Antinous, s. Taylor.
Anzengruber (m. Bildn.) R 455. BD 552.
Archenholtz 422.
Arent, Wilhelm 386.
Arndt, Ernst Moritz 237 ff.
— Bildnisse (1817) 238. (1858) 240.
— Grablied (Handschrift) Beil. 24.
Arnim, Achim (mit Bildnis) 177 ff.
— Bettina 117. (mit Bild) 179 ff.
— Henriette Elisabeth von 78.
Arnold, Prof. 424. — Daniel 382. — Hans 495.
Atta Troll, s. Heine.
Auerbach, Berth. (m. Bild) 448. 537.
Auersperg, Alex. v., s. Grün.
Aventiure, Frau, s. Scheffel.
Averdiek, Elis. 508.

B.

Babo 139.
Balladen 39.
Balladenalmanach 94 f.
Basedow 25. 273.
Baudissin, Graf Wolf 170.
Bauernfeld (m. Bild) 538.
Baumbach, Rudolf (m. Bild u. Autogr.) L 384 f. E 406.
Beaumarchais 23 f.
Bechstein, Ludwig 388.
Beck, Karl 346.
Becker, Nikolaus (m. Handschr.) 324. 370 f.
Beer, Michael 295. BD 511.
Befreiungskriege, Sänger der 225 ff.
Bekenntnisse einer schönen Seele 87.
Benedix, Roderich 539.
Berliner Roman 475.
Bernays, Mich. 1. 29.
Bernsteinhexe, die 445.
Bettina, s. Arnim.
Beyer, K. 484.
Biernatzki 460.
Bilder a. d. deutschen Vergangenheit 426.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 537.
Bischoff (v. Bolanden) 430.
Bitzius, Albert (mit Bild) 447 f.
Blasedow u. seine Söhne 310.
Bleibtreu, Karl 544 f.
Blumenthal, O. 539.
Bodenstedt (mit Bild) 362 f. 375.
Böhm, Gottfried 445.
Bolanden, Konrad v. 430.
Bonaventura (Schelling) 160.
Börne (m. Bild) 296 f. 320.
Brachmann, Luise 412.
Brachvogel, A. E. 532.
Brackel, Ferdinande v. 507.
Braut v. Messina 105 ff.
Breitkopf, P. Th. 11.
Brentano, Clem. (m. Bild) 174 f. 227.
Brentano, Maximiliane 22.
Brigitta, s. Auerbach.
Brion, Friederike 13 f.
Brunhild 390 f. (Geibels) 533. 536.
Buch der Lieder 300.
Büchner, Georg 347.
Buff, Charlotte 19. (m. Bildn.) 122.
— Geburtshaus 18.
— Zimmer 21.
Bürgergeneral 51.
Bürger, Hugo, 539.
Burgtheater, Wiener 530.

C.

Cabanis, s. Alexis.
Cäcilie, s. Ernst Schulze.
Candidus, Karl 374 f.
Canz, Wilhelmine 505.
Carmen Sylva 386.
Carriere, Moritz 375.
Caspari, Karl 456.
Chamisso, Adelbert v. 209 ff.
— 4 Bildnisse 210. 211. 213. 214.
— Handschrift Beil. 19. 20.
Chemnitz, Friedrich 371.
Chodowiecki, Daniel 154 ff.
— in s. Familienkreis (Abb.) 155.
— Kupfer von 70. 93. 155.
Claudier, s. Eckstein.
Claudine von Villa Bella 28.
Claudius 218.
Clauren, H. 267. 418 f.
Clavigo (von Goethe) 23 f. 57.
Collin, Brüder 187. 278.
Conrad (Georg von Preußen) 536.
— Mich. Georg 545.
Conradi, Hermann 386.
Conz, K. Phil. 257.
Corona Schroeter (m. Bild) 40 f.
Corvinus (W. Raabe) 489.
Cotta, 85. (m. Bild) 113 f. 332.
Cramer, (Kir von Karburg) 65.
Curtius, Ernst 349. 375. 424.

D.

Dalberg, H. v. (m. Bild) 59. f. 68. 72.
Dahn, Felix L 376. 377 (mit Autogr.). E 388 f. BR 436 (mit Bild).
Dehmel, Richard 386.
Deinhardstein 539.
Demetrius (von Schiller) 111. 112.
— von Hebbel 525.
Deutschland, das junge 294 ff.
Devrient, Eduard 486.
— Ludwig 490.
— Otto 562.
Dichtung und Wahrheit 121 f.
Dingelstedt (mit Bild) B 322 f. 510.
Diogena, s. Lewald.
Diotima 185 f.
Ditfurth, Frhr. v. 226. 375.
Divan, Westöstlicher 123 f.
Dolores, Gräfin, s. Arnim.
Don Carlos (v. Schiller) 74 ff.
Don Quixote 170.
Dorfgeschichten 445 f.
— Schwarzwälder 450.
Dostojewski 543.
Drama, romant. 187 ff. — modernes 509 ff. — soziales 555 ff. — nationales 554 f.
Dramaturgen 510.
Dreißigjähriger Krieg, Geschichte des (v. Schiller) 82. 83.
Dreizehnlinden, s. Weber.
Droste-Hülshoff, A. v. (m. Bild) 413 ff. 452.
— Fakf. eines Gedichtes. Beil. 39.
Droysen, Gustav 423.
Dürckheim, Graf Eckbrecht v. 32.

E.

Ebers, Georg (m. Bild u. Handschrift) 433 ff.
Ebert, Egon 293.
Ebner-Eschenbach, Marie von (m. Bild) 501.
Eckermann 129. 137 f.
Eckstein, Ernst BR 440 f. 495.
Egloffstein, Gräfin Auguste 369.
Egmont 39. 46 f. 80.
Ehre, s. Ossip Schubin; Sudermann.
Eichendorff, Frhr. v. (mit 2 Bildnissen) 217 ff. 228. Fakf. eines Gedichtes Beil. 21.
Ekkehard, s. Scheffel.
Engel, Joh. Jak. 85.
Epigonen, s. Immermann.
Epik der Neuzeit 387 ff.
Epimenides' Erwachen (v. Goethe) 123.
Eritis sicut Deus! s. Canz.
Ernst von Schwaben, s. Uhland, 251. 257.
Erwin und Elmire (von Goethe) 28.
Essex, Graf, s. Laube.
Eulenspiegel redivivus, s. Wolff.

F.

Familiendrama 139.
Farbenlehre (Goethes) 50. 97. 114.
Fastnachtsspiele (Kruses) 535.
Faust (Goethes) 15. 39. 130 ff.
Faust (von Lenau) 290.
Fechter von Ravenna, s. Halm.
Festungstid, s. Reuter.
Feuchtersleben, Frhr. v. 294.
Fichte (mit Bildn.) 160. 226.
Fiesco (von Schiller) 63 ff.
Fischer, J. G. 381.
Fitger, Arthur 526 f.
Fixlein, Quintus, s. Jean Paul.
Flegeljahre, s. Jean Paul.
Fontane, Theod. L 373. 376. 383. E 411. BR (m. Bild) 431 ff. 475.
Fouqué, Frhr. v. B 180 ff. 227 f.
— Bildnis 182. — Selbstporträt 181.
François, Louise v. (m. Bildn.) 504.
Franz, Agnes 369.
Franzos, K. E. 460.
Franzosentid, s. Reuter.
Frauenromane 495 ff.
Frau Rat (m. Bildn.) 3 ff. 29. 117 f. 122. Fakf. eines Briefes an ihren Sohn Beil. 2.
Freiligrath, Ferd. (mit 2 Bildnissen) 330 ff. 375. 514.
— Fakf. eines Gedichtes Beil. 31.
Freytag, G. 376. BR (mit Bildn.). 424 ff. 463. D 538 f. Fakf. eines Briefes Beil. 42.
Friedrich Rotbart, s. Herrig.
Friedrich Wilhelm, d. gr. Kurf. 560 f.
Friedrich d. Gr. 7. 18.
Friedrich Wilhelm IV 167. 181. 215. 223. 241. 247. 321. 336. 351. 492.
Fries, N. 456.
Fröhlich, A. E. 278.
— Katharina 284 (m. Bild).
Frommel, Emil (m. Bild) 457 f.
Froschmeuseler 263.
Fulda, Ludwig 549.
Funcke, Otto (m. Bild) 458 f.

G.

Gabel, verhängnisv., s. Platen.
Ganghofer, Ludw. 553.
Gartenlaube 499.
Gaudeamus, s. Scheffel.
Gaudy, Franz v. 217.
Gedichte eines Lebendigen 321.
Geibel, Emanuel B 348. 372. 375. 376. D 533.
— 3 Bildnisse 351. 356. 359.
— Fakf. eines Gedichtes Beil. 32.
Geist der Zeit, s. E. M. Arndt.
Geisterromane 65.
Geisterseher (Schiller) 78.
Geistliche Lyrik 364 ff.
Gellert 10.
Gemmingen 139.
Generalfeldoberst, s. Wildenbruch.
Genoveva, s. Tieck.
— s. Hebel.
Georg v. Preußen 536.
Gerok, K. (m. Bildn.) 368 ff. 373. 376.
— Fakf. eines Gedichtes Beilage 35.
Gerstäcker 459 f.
Geschichtschreibung, neuere 421 ff.
Giesebrecht, W. v. 423.
— Ludwig 383.
Gilm, H. v. 382.
Glaubrecht, O. 448.
Glocke (Schillers) 95 f.
Gockel, Hinkel, Gakeleia, s. Brentano; Titel, Beilage 15.
Godwie-Castle, s. Paalzow.
Goedeke, Karl 375.
Goethes Jugend 1 ff.
Goethes erste Jahrzehnte in Weimar 32 ff.
— und Schillers Zusammenwirken
— Trauung 115. [85 ff.
— Lebensabend 114 ff.
— Bildnis (im 28. Lebensjahre) 30.
— (im 30. Jahre) 41.
— Bild a. Fenster (v. Tischbein) 47.
— Bildnis (1828) 125. (1832) 131. 132.
— in der röm. Campagna 44.
Goethe im Tode. Von Preller. Beilage 14.
— und Karl August. Gezeichnet von Schwerdgeburth 127.
— Vignette, radiert von Goethe 11.
Goethes Briefwechsel mit einem Kinde 117. 180.
— Geburtshaus 2. 3.
— Haus in Weimar 41. 51. 52.
— Gartenhaus 34.
— Vater, Bildnis 4.
— Mutter, Bildn. 5 (vgl. Frau Rat).
— Christiane, geb. Vulpius, 49. 2 Bildnisse 115. 124.
— Cornelia, Bildnis 6.
— Campagne in Frankreich 51. 122.
— italienische Reise 42.
— Schweizerreise 29. 41.
— Promemorta (über Schiller) Beilage 9. [lage 2.
— Niederschrift der Mitschuld. Bei-
— Titel der „Neuen Lieder". Beil. 3.
— Blatt physiognom. Handzeichnungen. Beilage 6.
— Handschrift von „Freudvoll und Leidvoll". Beilage 7.
— — die Brockenscene im Faust. Beilage 13.
— Marienbader Elegie. Fakf. Beilage 12.
— Wanderers Nachtlied. Fakf. 39.
— Wappen 35.
Goldelse, s. Marlitt.
Görres, Joseph v. 176. 219.
Götter Griechenlands (Schiller) 79.
Götter, Helden und Wieland, Erster Druck von 24 (vgl. I. Band 392).
Gotthelf, Jeremias 447.
Gottschall, Rudolf 530 f.
Götz von Berlichingen 16 ff.
Grabbe (m. Bildn.) 511 ff.
Gregorovius, Ferd. 408.
Greif, Martin L 381. BD (m. Bild) 555 f.
Grenzboten, s. Wilh. Müller.
Griepenkerl 525 f.
Grillparzer 198 f. B 278 ff. (m. 2 Bildnissen).
Grillparzerpreis 533.
Grimm, Jakob 160 ff.
— Wilhelm 160 ff.
— Brüder, Bildnis 161.
— Hermann 478.
Griseldis, s. Halm.
Groß-Cophta 50.
Groth, Klaus (m. Bild) 376. B 382 f. Fakf. eines Gedichtes, Beil. 37.
Grübel 382.
Grün, Anastasius mit Bildnis 291.
— Handschrift 292.
Günderode, Karoline v. 180.
Gustav Adolf, s. Devrient.
Gustel v. Blasewitz (m. Bild) 99.
Gutzkow (mit 2 Bildnissen) B 306 ff. R 461. D 527.

H.

Hackenschmidt, Karl 374.
Hackländer 490.
Häring-Alexis (mit Bild) 419 ff.
Hafis 123. 244. 363.
Hagen, August 445.
Hahn-Hahn, Gräfin (mit Bildnis) 496 ff.
Halbe, Max 548.
Halm, Fr. (m. Bildnis) 515 f.
Hamerling, Robert (mit Bildnis und Handschrift) 408 ff.
Hammer, Julius 362.
Hammer und Amboß, s. Spielhagen.
Handschrift, die verlorene, s. Freytag.
Hanke, Henriette 496.
Hardenberg, Novalis (m. Bildnis) 171 ff.
Hardt, Heinrich 544.
— Julius 386. 544.
Hardtleben, O. E. 386. 548.
Hartmann, Ed. 543.
— Moritz 346 f.
Hase, Karl 304.
Hauff, Wilhelm (m. Bildn.) 267 f.
— Fakf. eines Gedichtes. Beil. 27.
Hauffe, Friederike (m. Bild) 259.
Hauptmann, Gerhard 546.
Hausfreund, Rheinländischer 277.
Hausrath, Ad. 439.
Häusser, Ludwig 402. 423.
— Meta 369.
Hebbel, Friedrich (m. Bild) 517 f.
Hebel (m. Bildn.) 275 f.
Hegel 295.
Heiberg, H. 475.
Heine, Heinrich, mit 3 Bildnissen 298 f.
Heinrich, Kaiser, s. Wildenbruch.
— IV, König, s. Wildenbruch.
Heinrich von Ofterdingen, s. Novalis.
— v. Plauen, s. Wichert.
Henckell, Karl L 386. 544.
Hensel, Luise 369.
Henzen, Wilhelm 561. 562.
Herder 13. 53. 89. 109. 138. 152. 176.
Hermann und Dorothea 92 f.
Hermann Theodor, (Pantenius) 482.
Heroldsrufe, s. Geibel.
Herr, der neue, s. Wildenbruch.
Herrig, Hans L 364. BD 561 f.
Hertz, Wilhelm 389.
Herwegh, G. 321 f. (m. Bild) 337. 360.
Herz, Henriette 295.
Herzlieb, Minna 117. 121. (mit Bildn.).
Hesekiel, Georg L 373. 375. BR 431.
Heun (Clauren) 267. B 418 f.
Heyden, F. v. 404.
Heyse, Paul 350. E 412. BR 469 ff. (m. Bildnis) D 533.
Hildebrandt 418.
Hillern, Wilhelmine v. 500.
Hiltl, Georg 431.
Hippel, Th. G. v. (m. Bildn.) 144 f.
Hirzel, Salomon 1.
Historische Volkslieder 226.
Hitzig 206. 209. 211. 214.
Hoffmann v. Fallersleben B 325 f. 375. Bildnis 326. Fakf. zweier Gedichte, Beilage 29. 30.
Hoffmann, E. T. A. 205 ff.
— Selbstporträt 206.
— Zeichnung des Kreisler 209.
— Hans 489 f.
Hohenheim, Franziska v. 59.

Hölderlin B 184 ff. (m. Bildn.) 266. — Jugendgedicht Faks. Beil. 17.
Holtei, Karl v. L 382. R 490. BD 540 (m. Bild u. Autogr.).
Holz, Arno 386. 544.
Homo sum, s. Ebers.
Hopfen, Hans 474.
Horen 85. 89. 97.
Hörmann, Angelika v. 382.
Horn, O. v. 452 (m. Bildn.). 455 f.
Houwald, Frh. v. 199.
Huber, Therese 496.
Hühnchen, Lebrecht, s. Seidel.
Humboldt, Alexander v. 85. 97 ff. (m. Bild) 98.
— Wilhelm v. 85. 96 ff. (m. Bild).
Humoristen 144 ff.
Huttens letzte Tage, s. C. F. Meyer.
Hyperion, s. Hölderlin.

J.

Jacobi, Fritz (m. Bildn.) 25 f.
— Johann Georg 25.
Jahn, Gust. L 369. R 456.
Ibsen 543.
Jean Paul (m. Bildnis) 147 ff. 195. 297. 490.
Jensen, Wilhelm 474.
Jerusalem 20 f. Billet an Kestner 22.
Iffland 59. 111. B 141 (m. Bildn.). 193. 510.
Immermann B 199 ff. R (m. Bildn.) 203. 448. 510.
John, Eugenie (Marlitt) 499.
Jordan, W. BE 389 ff. (m. Bild). R 479. D 539.
Journalisten, s. Freytag.
Iphigenie in Aulis (Schiller) 80.
Iphigenie auf Tauris 39. 41. 43 f.
Iphigenie (von Euripides) 43.
Irmela, s. Steinhausen.
Judith, s. Hebbel.
Jung, Alexander 318.
Junges Deutschland 294 ff.
Jüngstes Deutschland L 386. D 543 ff.
Jungfrau von Orleans 104 ff.
Jungromantiker 209.
Jung-Stilling 12 (m. Bildn.). 25. 230.
Juniuslieder, s. Geibel.

K.

Kabale u. Liebe 70 f. (m. Kupfer).
Kaiser, der, s. Ebers.
Kalb, Charl. v. (m. Bild) 71. 78. (m. Bild) 79.
Kalenberg, Pfaffe, s. Grün.
Kalisch, David 542.
Kamellen, olle, s. Reuter.
Karl August von Sachsen-Weimar 30. 32 ff. — Bildnis 31. — 127.
Karl Eugen, Herzog v. Württemberg 57 f. 58 (m. Bildn.).
Karlsschule, hohe (m. Abb.) 57.
Karlsschüler, s. Laube.
Karschin, Anna 63.
Käthchen von Heilbronn, s. Kleist.
Kater, Gestiefelter, s. Tieck.
Kater Murr, s. E. T. A. Hoffmann.
Katzenbergers Badereise, s. Jean Paul.
Kauffmann, Angelika 43.
Kaulbach, W. (Ill. zu R. Fuchs) 51.
Keck, Heinrich 373.
Keil, Ernst 499.
Keller, Gottfr. (m. Bild) 452. BR 476.
Kerner, Justinus 250. B 257 ff. — Bildnis 260. — Klecksographie 262. — Kernerhaus 258. — Faks. eines Gedichtes Beilage 26.
Kestner (m. Bild) 19 f. (vgl. Jerusalem).
— Charlotte (mit Bild) 20 f.
Kinder der Welt, s. Heyse.
Kinkel, G. L. 379. BE (m. Bildn.) 392 ff.
— Johanna 392.
Kirchbach, W. 544.
Kirschner, Lola 500.
Kleist, Heinr. v. (m. Bildn.) B 187 ff. 227. — Kriegslied. Faks. Beil. 18.
Klettenberg, K. v. (mit Bild) 7 f. 11. 25. 87.
Klopstock 25.
Klytia, s. Taylor.
Knak, Gustav 369.
Knapp, Albert (mit Bild) 365.
Knebel, Major v. 25 f.
Kobell, F. v. 380.
Koch, Kath. 386.
Kögel, R. 369.
König, Heinrich 430.
Königsleutnant, s. Gutzkow.
Kohlhaas, Michael, s. Kleist.
Konradin, s. Uhland und Greif.
Kopisch, August 379.
Körner, Chr. Gottfr. (m. Bildnis) B 72 f. 79.
— Theodor 231 ff. — 2 Bildn. 234. 236. — Grab 235. — Zwei Ged. in Handschrift Beilage 22. 23. — Radierung v. 231.
Kotzebue (m. Bildn.) 108. 142 f. 201.
Kretzer, Max 545.
Kreusler, Woldemar 375.
Kriemhild, s. Nibelungen.
Kronenwächter, s. Arnim.
Krug, der zerbrochene, s. Kleist.
Krummacher, Fr. A. 225. 369.
— Maria 225.
— Friedr. Wilh. 369.
Kruse, Heinrich (mit Bild) 534.
Kugler, Franz 379.
Kühne, Gustav 317.
Kulmann, Elisabeth 412 f.
Kurz, Hermann 270. 452.
Kutschkelied 375.

L.

Landsknechtslieder 329.
L'Arronge 539.
La Roche, Sophie v. 22 f. 174.
— Maximiliane 22 f. 174.
Laßberg, Frh. v. 414.
Laube 285. 305. BR (m. Bildn.) 313 f. 430. 510. D 529 f.
Laune des Verliebten 10.
Lavater 25. 41.
— Kupfer e. Physiognom. Fragments Beil. 5.
Leander, Richard, s. Volkmann 380.
Leier und Schwert, s. Körner. 2 Lieder in Handschr. Beil. 22. 23.
Lenau (mit Bildn.) 287 f.
— Faks. 288.
Lengefeld, Karoline v. 78 ff.
— Charlotte v. (mit Bild) 78 ff. 81.
Leo, Heinrich 422.
Lerse, Franz 12. 17.
Lessing 23.
Leuthold, Heinrich 355. BL 385.
Levana, s. Jean Paul.
Levezow, Ulrike v. (m. Bildn.) 129.
Lewald, Fanny (m. Bildn.) 498 f.
Lichtenberg (m. Bildn.) 146.
Lichtenstein, s. Hauff.
— Handschrift Beil. 27.
Liebesfrühling, s. Rückert.
Lied, geistliches 364.
Liederspiele 542 f.
Lienhard und Gertrud 446.
Lili (m. Bildn.) 27 ff. 31.
Liliencron, D. von 386.
Lindau, Paul BR 475. D 537.
Lindner, Albert 526.
Lingg, Hermann L 376. E 388 f.
Löwenthal, Sophie 288 f.
Loreley 174. 300.
Lubliner, Hugo 539.
Lucinde, s. Schlegel.
Ludwig der Bayer, s. Uhland, Heyse, Greif.
Ludwig I. von Bayern 126. 245.
— II. von Bayern 358.
— Otto (m. Bild) 452. BR 485. D 525.
Luise, Königin von Preußen 189. 229.
Luise, s. Voß.
Lustspiel, modernes 538 f.
Luther, s. Zach. Werner, Herrig, Devrient.
Lyrik der Neuzeit 362 ff. — orient. 363 f. — geistliche 364 ff. 369. — patriotische 369 ff. — weltliche 378 ff. — moderne 386. 544.

M.

Macbeth (v. Schiller) 104.
Mackay, J. H. 386.
Mahlmann, Aug. 224.
Maria Stuart 102 ff.
Marlitt, E. 499.
Maßmann 375.
Martensen 509.
Maximilian 292.
Maximilian II. v. Bayern 354. 364.
Mayer, Karl 265.
Meinhold, Wilh. 445.
Meininger 364. 526.
Meißner, Alfred L 346. R 465.
Meister, Wilh., Lehrjahre 85 ff.
Meisters Wanderjahre 130.
Mendelssohn, Moses 165.
Menzel, Wolfgang (m. Bild) 318 ff.
Meraner Theater 554.
Merck 25.
Messina, Braut von 105 ff. 196.
Meyer, Conr. Ferd. (m. Bildn. und Handschrift) 442 f.
Meyr, Melchior 452.
Militärakademie in Stuttgart (Abb.) 57.
Minnesang 169.
Mirza-Schaffy 363.
Mitschuldigen, die 10 f.
— Goethes Niederschr. Beil. 2.
Mommsen, Theodor 424.
Mörike, Eduard (m. 2 Bildn.) 268 ff.
— Autograph Beil. 28.
Mosen, Julius 510. BD 530 f.
Mosenthal, Salomon 532.
Moser, Gustav von 539.
Moser, Pfarrer 58.
Möser, Justus (mit Bild) 421 ff.
Mühlbach, Luise 503.
Müller, Johannes v. 422.
— Max, Prof. 271 f.
— Wilhelm (mit 2 Bildn.) 270 ff.
— Wolfgang 373. E 388.
Müllner, Adolf 196 f. 201.
Münch-Bellinghausen, Frh. v. 515.
Münchener Schauspieler 552 f.
Münchhausen, s. Immermann.
Mundt, Theodor 317 f.
Musäus (m. Bildn.) 146.
Musenalmanach (Schillers) 89 f.
— (Chamissos) 211.

A.

Nachtwächter, Lied e. kosmopol. 323.
Napoleon und Goethe 118.
Narziß, s. Brachvogel.
Nathusius, Marie (m. Bildn.) 505.
— Philipp v. 505.
National-politische Poesie 320 ff. 347.
Naturalismus 543 f.
Nessel, G. 505.
Nestroy, Johann 542.
Neuert, Hans 554.
Nibelunge, s. Jordan und Hebbel.
— im Frack, s. Grün.
Niebuhr 424.
Niethammer, Maria 258.
Nietzsche, Friedrich 543.
Novalis (m. Bildn.) 171 ff.

O.

Oberhof, der 205. 448.
Odhins Trost, s. Dahn.
Odilo, s. Redwitz.
Ödipus, der romantische, s. Platen.
Offenbach, J. 542.
Ompteda, G. Frh. v. 484.
Operette 542.
Örtel, Wilh. 455.
Öser (Glaubrecht) 448.
Österreichische Dichter 278 ff.
Osterdingen, s. Heinrich von O.
Ossian 13.
Otto der Schütz, s. Kinkel.

P.

Paalzow, Henriette v. 503.
Pantenius 482 f. (m. Bild).
Paoly, Betty 385.
Parabeln, s. Krummacher.
Paradies, Im, s. Heyse.
Patriotische Dichtung 369 ff.
Paulus, Ed. 381.
Pertz, G. H. 423.
Pestalozzi (m. Bild) 446.
Pfizer, Gustav 266.
Phädra (von Schiller) 111.
Pharao, der neue, s. Spielhagen.
Philippi, Felix 552.
Physiognomische Fragmente, Kupfer aus 41. Beil. 6.
Pichler, Adolf L 382. R 452.
— Karoline 503.
Pistorius 375.
Platen, Graf (m. Bildn.) 200 ff.
Plattdeutsche Literatur 382 f. 491 ff.
Plönnies, Luise v. 413.
Posse, die 542.
Postl, Karl 459.
Preisdramen 532.
Prevorst, Seherin v., s. Fr. Hauffe.
Problematische Naturen, s. Spielhagen.
Prutz, Robert 324 f.
Pückler-Muskau 315.
Putlitz, Gustav zu BD 536. 539.
Pyrker, Ladislaw 293.

Q.

Quitzows, die, s. Wildenbruch.

R.

Raabe, Wilhelm 489.
Rabbi von Bacharach, s. Heine.
Rahel 295.
Raimund, Ferd. (m. Bildn.) 542 f.
Rank, Jos. 448 f.
Ranke, Leop. (mit Bildn.) 423.
Räuber, die 59 ff.
Räuber, Titelblatt zur 1. Aufl. 61.
— Titel u. Vorr. zur 2. Aufl. 62 f.
Raumer, Friedrich v. 423.
Raupach 510 f. (m. Bildn.)
Ravenna, Fechter v., s. Halm.
Redwitz, O. v. L 377. BE (m. Bild) 395 ff. R 482. D 536. Faks. zweier Lieder Beil. 38.
Reichenau, Rud. 491.
Reineke Fuchs 51.
Reinick, R. 277. B (m. Bild.) 378.
Reinwald (mit Bildn.) 67 ff.
Reisebilder, s. Heine und Pückler-Muskau.
Rellstab 421.
Reuß, Fürstin 369.
Reuter, Fritz L 376. BR 491 ff. (m. Bildn.)
— Handschrift Beil. 41.
— Luise 492 f.
Revolutionäre Poesie 320 ff.
Rheinlied, erste Niederschrift 371.
Richter (Jean Paul) m. Bildn. 147 ff.
— Ludwig 277.
Rickele, s. Kerner.
Riehl, W. H. (m. Bildn.) 443 f.
Ritterdrama 139.
Ritter- und Räuber-Romane 65. 418.
Ritter vom Geist, s. Gutzkow.
Rittershaus, Emil 344. 380.
Robert, Ludwig 295.
Rollett, H. 382.
Rom, ein Kampf um, s. Dahn.
Roman, der historische 419 ff.
der Zeitroman 461 ff. 495 f.
Romane, christliche 495 f. 505 f.
— ethnographische (See-) 459.
Romantische Schule 157 ff.
Romanzero, s. Heine.
Römische Elegien 48. 85.
Roquette, Otto (m. Bildn.) BE 394 ff. R 478.
Rose, die bezauberte, s. Ernst Schulze.
Rosegger (m. Bildn.) L 382 BR 452. D 554 ff.
Rothenburg, Adelh. v. 506.
Rousseau, J. J. 59. 302.
Rückert (mit 2 Bildern) 241 f. 373.
— Faksimile eines Gedichtes 247.
Ruge, Arnold 318.
Rustem und Sorab, s. Rückert.

S.

Salander, Mart., s. Keller.
Salas y Gomez, s. Chamisso.
Sand, George 304. 497. 500.
Sappho, s. Grillparzer.
Sardou 543.
Satori, Johanna 503.
Savonarola, s. Lenau.
Schack, Fr. v. 407 ff (mit Bildn.).
Schanz, Frida 386.
Schaufert, H. 539.
Schaumberger 452.
Schauspiel, bürgerliches 537 f.
Schefer, L. 362.
Scheffel, Viktor 277. BEL 400 ff. (mit Bildn. u. Handschr.) R 429.
Schelling, 159 f. (m. Bildn.) 184. 318.
Schenkendorf, Max v. 228. ff (mit Bildn. u. Handschr.).
Scherenberg 376.
Scheurlin, Georg 380.
Schicksalstragödien 193. 196 ff.
Schiller 45. 46. 53 ff.
— Geburtshaus 53. — Wohnhaus in Gohlis 74. — in Loschwitz 75. in Jena 95. — in Weimar 102.
— Vater und Mutter 53—55.
— Charlotte 78. (m. Bild) 81.
— Christophine (m. Bildn.) 56.
— Bildnisse 59. 71. 77. 84.
— in Karlsbad (Bildnis) 83.
— Wappen 108.
— Siegel 109.
Schillers Brief an Körner (10. Dez. 1791). Nachb. d. Orig. Beil. 9.
Schillers Faks. eines Liedes, Beilage 36.
— Jägerlied (Autogr.) Beil. 11.
— Jugendleben 53 ff.
— II. Dichterperiode 74 ff.
— u. Goethes Zusammenwirken
Schillerpreis 533. [85 ff.
Schlegel, Joh. Adolf 162.
— Joh. Elias 162.
— Friedr. 163. 164 f. (m. Bildn.) 219.
— A. W. 162. f. (m. Bildn.) 169. 181. 193. 298.
Schleiermacher (m. Bildn.) 164. 306.
Schlemihl, s. Chamisso.
Schlosser, Fr. Chr. 422.
Schmid, Hermann v. 452.
Schmidt von Lübeck 224.
Schmidt, Maximilian 554.
— von Werneuchen 89.
Schneckenburger 348. B 370 f. (mit Faksimile der Wacht am Rhein.)
Schneider, Louis 541.
Schönkopf, Käthchen (m. Bildn.) 10.
Schönemann, Elisabeth, s. Lili.
Schopenhauer, Johanna (m. Bldn.) 495.
— Arthur 543.
Schoppe, Amalie 503.
Schröder, Fr. Ludw. 75. 140 f. (m. Bildn. u. Autogr.)
Schröter, Corona (m. Bild) 40.
Schubart, Chr. Dan. Friedr. 58.
Schubin, Ossip 500.
Schücking, Lev. 375. 417. BR 464 f.
Schuld, die, s. Müllner.
Schule, romantische 157 ff.
Schulze, Ernst (m. Bild.) 183 f.
Schulze-Smidt, Bernhardine 502.
Schwab, G. 250. 263 ff. (m. Bildn.) 368. 515.
Schwäbischer Dichterkreis 249 ff.
Schwan, Buchhändler 66. 74.
— Margarete 74.
Schwarzkopff, August 369.
Schwarzwälder Dorfgeschichten, s. Auerbach.
Schwestern, die, s. Ebers.
Scott, Walter 419.
Sealsfield (Postl) 459.
Seidel, Heinrich (mit Bild) 493.
Seidl, Joh. Gabr. 294.
Seraphine, s. Gutzkow.
Serapionsbrüder, s. E. T. A. Hoffmann; Gutzkow.
Sesenheim, Pfarrhaus v. (Abb.) 13.
— Holunderbusch in (Abb.) 14.
Seume (m. Bildn.) 224 f.
Shakespeare 15 f. 87. 104. 159. 163. 169. 322. 364.
Siebenkäs, s. Jean Paul.
Silberstein, August 452.
Simrock 375. 379. BE (mit Bild u. Autogr.) 387 f. 392. 396.
Singspiele Goethes 38.
Sinngedicht, das, s. Keller.

Smidt, Heinrich 460.
Sodoms Ende, s. Sudermann.
Soll und Haben, s. Freytag.
Sonette, geharnischte, s. Rückert.
— s. Schleswig-Holstein, s. Geibel.
Spaziergänge e. Wiener Poeten, s. Grün.
Spätherbstblätter, s. Geibel.
Sperl, A. 485.
Spielhagen (m. Bildn.) 465 ff.
Spieß 65.
Spindler, Karl 421.
Spinoza 449 ff.
Spitta, Philipp 366 (m. Bildn.).
— Fakf. eines Liedes. Beilage 33.
Spörlin, Margarete 508.
Spyri, Johanna 508.
Stabreim 390.
Staël, Frau v. 109. 162.
Stahr, Adolf 498.
Steffann, E. 505.
Steffens 160.
Stein, Charlotte v. 36 f. (m. Bildn.) 38. 49 f. 128 (Faksimile des letzten Glückwunschschreibens).
— Fritz v. 42.
— Freiherr vom 226. 239. 294.
Steinbach, Erwin v. 15.
Steinhausen, Heinrich 440.
Stella 28. 31.
Stern, Reinhold v. 385 f.
Sternbald, Franz, s. Tieck.
Stieglitz, Charlotte 307.
— Heinrich 307. 362.
Stieler, K. (m. Bild) 380.
Stifter, Adalbert 488.
Stiftsdame, Roman der, s. Heyse.
Stinde, Julius 495.
Stöber, Adolf 373 f.
— August 373 f.
— Ehrenfried 373.
— Karl 448.
Stock, Dora 73. (Bild Schillers 71).
— Minna 73.
Stolberg, Gräfin Auguste 27 f. 29.
— Brüder 29.
Stolterfoth, Adelheid v. 413.
Stolz, Alban (mit Bild) 458.
Storm, Th. L 383. (m. Bild) BR 486.
Strachwitz, Graf 359 f.
Straß, H. 371.
Strauß, David 259. 307. 509.
— Johann 543.
— Viktor v. L 369. BR 481 (m. Bildn.).
— — Fakf. eines Gedichtes. Beil.
Stromtid, s. Reuter. [40.
Sturm, Julius 361. B (m. Bildn.) 367 f. 373. 375. Fakf. eines Gedichtes, Beil. 36.
— August 368.
Sturmflut, s. Spielhagen.
Sudermann, Herm. 549 f.
Sülfmeister, s. Wolff.
Sylva, Carmen 386.
Szczepanski, P. v. 475.

T.

Tanner, K. R. 278.
Tasso, Torquato 39. 48 ff.
Taugenichts, s. Eichendorff.
Taylor, George 439.
Tell, Wilhelm 109 ff.
Thalia, Rheinische 72.
Thiersch, Heinrich 505.
Tieck, Ludw. 166 ff. (m. Bildn.) 510. Autograph 168.
— Dorothea 170.
Tischbein (m. Bildn.) 43 f. 47.
Titan, s. Jean Paul.
Tochter, die natürliche 107 ff.
Tolstoi, Graf 543.
Torring, Graf v. 139.
Treitschke, Heinr. v. 375. 424. (m. Bildn.)
Trojan, Joh. 494.
Tromlitz 420.
Trompeter von Säckingen, s. [Scheffel.
Tugendbund 226.
Turandot 105.
Turgenjew 543.
Türckheim, Frh. v. 31.

U.

Uarda s. Ebers.
Ugolino 59.
Uhland 176. B 249 ff. 265. 344.
— Bildnisse 252 ff.
— Niederschrift v. „Schäfers Sonntagslied" und „Kapelle". Beil. 25.
Undine, s. Fouqué.
Unpolitische Lieder, s. Hoffmann v. Fallersleben.
Uriel Acosta, s. Gutzkow.
Urfaust 130 f.
Ustert, Martin 277.

V.

Varnhagen von Ense 211. 295.
Vaudeville 540.
Velde, van der 421.
Vierordt, H. 381.
Vischer, Fr. Th. 490.
Vogel, Henriette 189.
Vogl, Johann Nepomuk 294.
Volkmann, Rich. v. 380 f.
Volksbücher 176.
Volksbühne, freie 546. (Herrigs) 561.
Volkslied 13. 176. 253. 329.
Volkslieder, historische der Befreiungskriege 226.
— von 1870/71 375.
Volksliteratur 455.
Volksmärchen 147. 161.
Vollmar, Agnes 509.
Vor dem Sturme, s. Fontane.
Voß, Rich. (m. Bild) BR 479 ff. D 548.
Vulpius, Christiane 49 f. 115 f.
— Bildnisse 50. 115. [124.
— (Rinaldo Rinaldini) 49. 65.

W.

Wacht am Rhein, Niederschr. 371.
Wackenroder, Wilhelm Heinr. 166. 170.
Wackernagel, Wilh. 379.
Wahlverwandtschaften 119 ff.
Wahrheit und Dichtung 121.
Waiblinger (m. Autogr.) 266.
Waldmeisters Brautfahrt, s. Roquette.
Wallenstein 97 ff.
Wally, s. Gutzkow.
Waltharilied 429.
Walther v. d. Vogelweide 251.
Wandsbecker Bote, s. Claudius.
Was will das werden? s. Spielhagen.
Weber, Karl Maria v. 159.
— F. W. (m. Bildn. und Autogr.) 398 ff.
Weihe der Kraft, s. Z. Werner.
Weisheit des Brahmanen 246.
Wettbrecht, Karl u. Richard 381.
Werner, Zach. (m. Bild u. Handschr.) 193 ff.
Werther, Leiden des jungen 21 f.
— Erster Druck Beil. 4.
— Freuden des jungen 23.
— und Lotte, Kupfer zu. Beil. 4.
Werthers Lotte (Bildn.) 20.
Wertherfieber 23.
Westöstl. Divan 123 f.
Weyermüller, Friedrich 369. 374.
Wichert, Ernst (m. Bild) BR 441. 478. D 536. 539.
Wickram, Jörg 277.
Wieland 53. Götter, Helden und, erster Druck 24.
Wienbarg, Ludolf 305.
Wilbrandt, Adolf R 489. 492. BD 535 f. (m. Bild) 539.
Wildenbruch, E. v. 557 ff. (m. Bild). Faksimile zweier Seiten aus den Quitzows. Beil. 43. 44.
Wildenhahn 443. 452.
Wildermuth, Ottilie (m. Bild) 507 f.
Wildnis, Sohn der, s. Halm.
Wilhelm I., Kaiser 328. 357. 541.
— Karl 370.
Willemer, Marianne v. (mit Bildn.) 124.
Witzleben, K. A. v. 420.
Wolf, Karl 554.
Wolff, Julius BE 405 ff. (m. Bild) R 441.
Wolzogen, Frau v. 66. 78.
Wort, ein, s. Ebers.
Wunderhorn, d. Knaben 176 (Titel: Beil. 16).
Württemberg, Graf Alexander von 267. 362.
Wuz, Maria, s. Jean Paul.

X.

Xenien 89 ff. (Blatt a. d. Ms. Beil.
Xenienalmanach 89. [10).
Xenienstreit 91. Kupfer 90.

Z.

Zauberer, der, von Rom, s. Gutzkow.
Zauberring, s. Fouqué.
Zedlitz (m. Bildn.) 286 f.
Zeit, aus großer 378.
Zeller, Albert 369.
— Cäcilie 369.
Zobeltitz, Feodor v. 552.
— Hanns v. 484.
Zola 543.
Zopf und Schwert, s. Gutzkow.
Zriny, s. Körner.
Zschokke 421. 446.
Zwischen den Garben, s. Freiligrath.
Zwischen Himmel und Erde, s. Ludwig.

Druckfehler-Berichtigung.

S. 295 Z. 7 v. u. lies: Ludwig Robert, Michael Beer.

7436 1

Concordia College Library
Bronxville, N.Y. 10708

SCHEELE MEMORIAL LIBRARY
3 6655 00107884 8

PT 51 .K63 1904 v.2
Koenig, Robert, 1828-1900.
Deutsche literaturgeschicht

PT 51 .K63 1904 v.2
Koenig, Robert, 1828-1900.
Deutsche literaturgeschicht

DATE DUE

DATE DUE	BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708